

LielQuecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 70

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2000



Lintorf –
Tradition und Moderne

Würd' es mir fehlen, würd' ich's vermissen?

*Heut' früh, nach gut durchschlafener Nacht,
Bin ich wieder aufgewacht.
Ich setzte mich an den Frühstückstisch,
Der Kaffee war warm, die Semmel war frisch,
Ich habe die Morgenzeitung gelesen
(Es sind wieder Avancements gewesen).
Ich trat ans Fenster; ich sah hinunter;
Es trabe wieder; es klingelte munter;
Eine Schürze (beim Schlächter) hing über dem Stuhle,
Kleine Mädchen gingen nach der Schule –
Alles war freundlich, alles war nett,
Aber wenn ich weiter geschlafen hätt'
Und tät' von alledem nichts wissen,
Würd' es mir fehlen, würd' ich's vermissen?*

Theodor Fontane

„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.

Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer

Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf

Die Quecke erscheint einmal jährlich.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen und durch den Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz.

Einzelpreis: DM 5,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

<i>Theodor Fontane</i> Wird es mir fehlen, würd' ich's vermissen?		<i>Lorenz Herdt / Klaus Spiertz</i> 50 Jahre Hubertuskompanie Lintorf e.V.	93
<i>Manfred Buer</i> Vor 50 Jahren wurde der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ gegründet	3	<i>Hans Lumer</i> 40 Jahre Prinz-Eugen-Korps Lintorf	99
<i>Heinz Fink</i> Drei Lintorfer Jungen und die Stadt an der Seine	7	<i>Jürgen Steingen</i> Von Lintorfer Tankstellen, Schmieden und den Butenbergs	103
Lintorfer Chronik der 1950er Jahre	13	<i>Lintorf vor 66 Jahren</i> (Zeitungsmeldung vom Mai 1934) Lintorfer Zündwarenfabrik niedergebrannt	108
<i>Kurt Düwell</i> Geschichts- und Heimatvereine im Rheinland nach 1945	14	<i>Maria Molitor</i> Der Kegelclub „Onger uns“ besteht 45 Jahre	109
<i>Bastian Fleermann</i> Einige Gedanken zum heutigen Wert der Lokalgeschichte	20	<i>Horst Blechschmidt</i> 90 Jahre – ein volles Menschenleben. Erinnerungen an Schwester Annemarie Militz	110
<i>Erika Münster</i> „Die Quecke“ – 50 Jahre jung	22	<i>Friedrich Wagner / Horst Müller</i> Der Förderkreis Diakonie und Caritas e.V. in Lintorf	114
<i>Hartmut Krämer</i> Eisenbahnwiese	26	<i>Friedrich Wagner</i> Schülermodellfluggemeinschaft im Angerland	119
<i>Horst Tournay</i> Kriegsende und Neubeginn in Lintorf	27	<i>Otto Wilms</i> Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel (Fortsetzung)	121
<i>Wolfgang Kannengießer</i> Wie ich den Ort Lintorf kennenlernte	30	<i>Gisela Schöttler</i> Ein Leben gezeichnet und gemalt – Hans Jungbecker hatte das Zeug zum Künstler	132
<i>Heinz Fleermann</i> Meine Erinnerungen an den Lintorfer Norden	35	<i>Rainer Maria Rilke</i> Herbsttag	136
<i>Andreas Preuß</i> „Sure Pitter“, „Männlein“ und „Krummenweger Tropfen“ – Seit 50 Jahren stellt Hermann Hansen in Lintorf Spirituosen her	39	<i>Helmut Kuwertz</i> Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel (Fortsetzung)	137
<i>Hartmut Krämer</i> Das andere Lintorf	41	<i>Rolf Großterlinden</i> Jugendzeit in Hösel	148
<i>Wilhelm Fredemann</i> De aule Baum	45	<i>Luise Gernes</i> Was mein Poesiealbum mir auf meinem Lebensweg mitgegeben hat	154
<i>Josef Schnölzer</i> Kindheitserinnerungen	46	<i>Hermann Walther</i> Tierische Ansichten, Feuer und Hexentänze – Die Ratinger Künstlerin Roswitha Riebe-Beicht	157
<i>Monika Degenhard</i> Gut Doppenberg in Ratingen und seine Bewohner vom 16. – 19. Jahrhundert	51	<i>Karin Schrey</i> Melchior Michel einmal anders – 10 Jahre Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde e.V.	160
<i>Richard Baumann</i> Von den letzten neun Ratinger Mühlen ist nur die Auermühle übriggeblieben	55	<i>Karin Schrey</i> Original-Bronzebüste des „Kaiserbabys“ im Museum der Stadt Ratingen	165
<i>Otto Samans</i> Ratingen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts	59	<i>Hans-Christian Andersen</i> Die Prinzessin auf der Erbse	166
<i>Jean Oberbanscheidt</i> On hin on her ...	68	<i>Hans Müskens</i> Der Wahrheit verpflichtet: Kaspar Ulenberg – Pfarrer und Lehrer	167
<i>Lore Schmidt</i> Ratinger Bahndamm	68	<i>Erika Zipf</i> Schüleraustausche: Ein Beitrag zur Völkerverständigung	171
<i>Richard Baumann</i> Geschichten aus dem alten Ratingen – Zwischen Bechemer Straße und der Brahmkampsgasse	69	<i>Erich Kästner</i> Viele Leute sind so gern versöhnlich	173
<i>Richard Baumann</i> Eine Generation Ratinger Metzger vor gut 100 Jahren	73	<i>Kurt Tappeser</i> Meine Erinnerungen an Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkrieges in Ratingen	173
<i>Gisela Schöttler</i> Junkersbusch	73	<i>Hans Müskens</i> Gebeugt sitzende Figur – Mahnmal zum Gedenken an elf Gestapo-Opfer vor St. Peter und Paul	176
<i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: III. Schenkungen der Adelheid in Lintorf und Velbert IV. Vermächtnis des Werdener Abtes Gerold V. Die Schenkungsurkunde des Franko und der Werinhild	74	<i>Erika Münster</i> Kurt Franz aus Ratingen – Letzter Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka	179
<i>Thomas van Lohuizen</i> Eine Lintorfer Hofesstelle aus der Zeit Karls des Großen	80	<i>Erika Stubenhöfer</i> Ein Luftmarschall für Hitler: Erhard Milch in Ratingen	184
<i>Friedrich Kroll</i> Lintorfs Zauberwald am Dickelsbach	87	<i>Manfred Buer</i> Josef Schiffer, „il tedesco buono“ - Der Mann, der Pallerone rettete	193

<i>Hermann Tapken</i> Ein Spaß auf Kosten der Deutschen Arbeitsfront – Der Briefwechsel zweier Ratinger Fabrikdirektoren im Jahre 1939	196	<i>Agnes Viehofen / Volker Wrede</i> Höhlenfüllungen aus der Unterkreide-Zeit im Wülfrather Massenkalk	221
<i>Ernst Wiechert</i> Es kann wohl sein ...	199	<i>Wilfried Rosendahl</i> In Berlin-Spandau auf den Spuren Ratinger Erdgeschichte	226
<i>Thomas von der Bey</i> Motorsport in Ratingen und Umgebung (Fortsetzung)	200	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	229
<i>Karl Schmidt</i> Jugendarbeit beim TV Ratingen 1865 e.V. nach dem Zweiten Weltkrieg (Fortsetzung)	211	<i>Rheinische Post vom 26. Februar 1958</i> Lintorfer durchleuchten Geldbörse	232
<i>Maria Molitor</i> Nette junge Lütt	212	<i>Manfred Buer</i> Beschauliches Lintorf	233
<i>Irmgard Wisniewski</i> 50 Jahr Lengtörper Heimatverein	213	<i>Manfred Buer</i> Jürgen Arnolds feierte Primiz in Lintorf	234
<i>Maria Molitor</i> Em Kolonialware-Lade	215	Buchbesprechungen: <i>Walburga Dörrenberg</i> Ratingen 1900 – 2000	235
<i>Maria Molitor</i> Use Bru-eder Melcher	216	<i>Hans Müskens</i> St. Bartholomäus in Hösel	236
<i>Ewald Dietz</i> Oppas Posselinghipp	217	<i>Hermann Tapken</i> Ratinger Forum, Heft 6	236
<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	218	<i>Maria Molitor</i> * * * St. Mätes	238
<i>Antoine de St. Exupéry</i> Der siebente Planet war also die Erde	220	<i>Hanni Schorn</i> Wie mer in de sojenannte „Joldene zwanziger Johre“ Nikolaus un Weihnachte jefiert hant	239
		<i>Nikolaus Lenau</i> Winternacht	240

Bildnachweis

Titelbild: <i>Udo Haafke</i>	Beitrag: „Von Lintorfer Tankstellen, Schmieden und den Butenbergs“ <i>Jürgen Steingen, Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Vor 50 Jahren wurde der Verein Lintorfer Heimatfreunde gegründet“ <i>Archiv des VLH, Jürgen Steingen</i>	Beitrag: „Kegelclub 'Onger uns' besteht 45 Jahre“ <i>Maria Molitor</i>
Beitrag: „Geschichts- und Heimatvereine im Rheinland nach 1945“ <i>Jürgen Steingen, Udo Haafke</i>	Beitrag: „Schwester Annemarie Militz“ <i>Nachlaß von Schwester Annemarie, jetzt Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Die Quecke – 50 Jahre jung“ <i>Archiv des VLH</i>	Beitrag: „Der Förderkreis Diakonie und Caritas e. V.“ <i>Dr. Michael Heber, Horst Müller</i>
Beitrag: „Kriegsende und Neubeginn in Lintorf“ <i>Horst Tournay</i>	Beitrag: „Schülermodellfluggemeinschaft Angerland“ <i>Friedrich Wagner, Reiner Klöckner</i>
Beitrag: „Wie ich den Ort Lintorf kennenlernte“ <i>Wolfgang Kannengießer, Archiv des VLH</i>	Beitrag: „Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel“ <i>Otto Wilms</i>
Beitrag: „Meine Erinnerungen an den Lintorfer Norden“ <i>Archiv des VLH, Heinz Fleermann, Manfred Buer</i>	Beitrag: „Ein Leben gezeichnet und gemalt“ <i>Gisela Schöttler, Otto Wilms</i>
Beitrag: „Sure Pitter, Männlein und Krummenweger Tropfen“ <i>Hermann Hansen</i>	Beitrag: „Aus dem Tagebuch des Höselers Lehrers Peter Vogel“ <i>Helmut Kuwertz, Ratinger Zeitung vom 7. 8. 1928</i>
Beitrag: „Das andere Lintorf“ <i>Hartmut Krämer, Buch „Lintorf. Unser Dorf im Wandel der Jahrhunderte“, Lintorf 1986, und Buch „Reformation in Bad Essen, Barkhausen-Rabber und Lintorf“, 1975</i>	Beitrag: „Jugendzeit in Hösel“ <i>Rolf Großterlinden, Archiv des VLH</i>
Beitrag: „Kindheitserinnerungen“ <i>Angela Jakobs-Mähler, Josef Schnölzer, Manfred Buer, Zeichnung „Rübezahl“ von Max Slevogt</i>	Beitrag: „Die Ratinger Künstlerin Roswitha Riebe-Beicht“ <i>Roswitha Riebe-Beicht</i>
Beitrag: „Gut Doppenberg“ <i>Monika Degenhard</i>	Beitrag: „Melchior Michel einmal anders“ <i>Karin Schrey</i>
Beitrag: „Auermühle“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Willy Hübers, Rheinische Post</i>	Beitrag: „Original-Bronzebüste des 'Kaiserbabys' im Museum“ <i>Karin Schrey, Udo Haafke</i>
Beitrag: „Ratingen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Rheinbahn</i>	Beitrag: „Kaspar Ulenberg“ <i>Hans Müskens</i>
Beitrag: „Ratinger Bahndamm“ <i>Manfred Buer</i>	Beitrag: „Schüleraustausche: Ein Beitrag zur Völkerverständigung“ <i>Erika Zipf</i>
Beitrag: „Zwischen Becherner Straße und Brahmkampsgasse“ <i>Stadtarchiv Ratingen, Privat</i>	Beitrag: „Meine Erinnerungen an Zwangsarbeiter“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag: „Eine Generation Ratinger Metzger vor 100 Jahren“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>	Beitrag: „Gebeugt sitzende Figur“ <i>Hans Müskens</i>
Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens“ <i>Urkunden aus Theo Volmert „Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815“, Ratingen 1982</i>	Beitrag: „Kurt Franz aus Ratingen“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag: „Eine Lintorfer Hofesstelle aus der Zeit Karls des Großen“ <i>Aus „Archäologie im Rheinland“, Jahrbuch des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege Fotos und Skizzen: Thomas van Lohuizen</i>	Beitrag: „Ein Luftmarschall für Hitler“ <i>Stadtarchiv Ratingen</i>
Beitrag: „Lintorfs Zauberwald am Dickelsbach“ <i>Archiv des VLH, Zeichnung: Anton Heinen</i>	Beitrag: „Josef Schiffer, 'il tedesco buono“ <i>Josef Schiffer</i>
Beitrag: „50 Jahre Hubertus-Kompanie Lintorf“ <i>Lorenz Herdt, Heinz Fink</i>	Beitrag: „Geschichte des Motorsports in Ratingen und Umgebung“ <i>Thomas von der Bey</i>
Beitrag: „40 Jahre Prinz-Eugen-Korps“ <i>Jürgen Steingen, Peter-Helmut Laufs, Festschrift zum 525jährigen Bestehen der St. Sebastianus-Bruderschaft Lintorf 1464 e. V.</i>	Beitrag: „Höhlenfüllungen aus der Unterkreidezeit“ <i>Agnes Viehofen, Volker Wrede, Chr. Hartkopf-Fröder</i>
	Beitrag: „In Berlin-Spandau auf den Spuren Ratinger Erdgeschichte“ <i>Dr. Wilfried Rosendahl</i>
	Beitrag: „In eigener Sache“ <i>Dr. Michael Heber, Jürgen Steingen, Manfred Buer, Michael Steinhoff</i>
	Beitrag: „Jürgen Arnolds feierte Primiz in Lintorf“ <i>Familie Arnolds</i>

... Es war am 18. September 1950,

als einige Lintorfer Frauen und Männer in der Gastwirtschaft Peter Holtschneider neben der St. Anna-Kirche beschlossen, in Zukunft gemeinsam „den heimatlichen Gedanken zu fördern, die Ortsgeschichte Lintorfs und des Angerlandes sowie die Geschichte der alteingesessenen Lintorfer Familien zu erforschen, die Mundart zu pflegen und den Gedanken des Naturschutzes und der Denkmalpflege ins Bewußtsein aller zu rücken.“ Um diesen Zielen zu genügen, wollte man Urkunden und Gegenstände sammeln, in Archiven und Bibliotheken Nachforschungen anstellen, ein eigenes Archiv anlegen und nach Möglichkeit die Herausgabe von Schriften

worden war, traten etwa 40 Lintorferinnen und Lintorfer dem „Heimatverein“ bei.

Es waren (in der Reihenfolge der Einträge in die Mitgliederliste):

*Hermann Speckamp
Dechant Wilhelm Veiders
Fritz Windisch
Hans Schlüter
Dr. Leo Stick
August Krämer
Norbert Niemann
Richard Srugies
Ilse Drugies
Elisabeth Püllen
Theo van der Smissen
Gisela van der Smissen
Friedrich Kroll
Johanna Franzen
Walter Schneider
Heinrich Schwarz
Rolf Nagel*

In den folgenden Wochen und Monaten wurden viele weitere Frauen und Männer aus Lintorf Mitglieder des VLH, so daß der Vorstand bei der Jahreshauptversammlung am 12. Januar 1952 bereits 230 Heimatfreunde verzeichnen konnte.



Hermann Speckamp (1894–1980)
Vorsitzender der Lintorfer Heimatfreunde
vom 18. September 1950 bis zum
26. Oktober 1973



In der Gaststätte Peter Holtschneider in der Nähe der St. Anna-Kirche fand am 18. September 1950 die Gründungsversammlung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde statt. Das Gebäude wurde 1969 abgerissen, das Grundstück ist heute Teil der Parkanlage Drupnas

unterstützen. So stand es in der ursprünglichen Form der Satzung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, die von der Mitgliederversammlung am 12. Januar 1952 beschlossen wurde. Vorgespräche zur Gründung des neuen Vereins hatten bereits einige Male im „Asyl“ stattgefunden, der ersten Trinkerheilstätte Europas und Vorläufer des heutigen Flieger-Krankenhauses. Hausvater Otto Wüst war mit Theo Volmert, Hubert Perpéet, Ferdinand Fitzen, Hermann Speckamp und einigen anderen „alten Lintorfern“ einer der Initiatoren der Gründung.

Nachdem in der Versammlung am 18. September über Pläne und Ziele des neuen Vereins diskutiert

*Theo Volmert
Doris Volmert
Herbert von Auw
Herbert Klemeit
Emil Harte
Hans Lumer
Katharina Allmacher
Rudi Steingen sen.
Rudi Steingen jun.
Edmund Mentzen
Hubert Perpéet
Walter Perpéet
Johann (Jean) Frohnhoff
Josef Becker
Ferdinand Fitzen
Josef Doppstadt
Max Christens
Dr. Werner Schwanke
Hans Kronholz
Erich Klotz und
Josef Frohnhoff.*

Zum Vorsitzenden des neuen Vereins wurde in der Gründungsversammlung **Hermann Speckamp** gewählt, zu seinem Stellvertreter der spätere Bürgermeister **Ferdinand Fitzen**. Kassierer wurde **Otto Wüst**. Den vielfältigen Aufgaben, die man sich gestellt hatte, entsprechend, wählte man gleich drei Schriftführer: Erich Klotz, Walter Ebenfeld und Theo Volmert. Als Beisitzer gehörten dem ersten Vorstand Frau Fie-



Otto Wüst (1908–1960)
Hausvater im „Männerasyl“ und erster
Kassierer des Heimatvereins

weger, Josef Doppstadt, Josef Frohnhoff, Rolf Nagel und Hubert Perpéet an.

Erich Klotz, damals noch Student, später Lehrer und langjähriger Leiter der Elsa-Brandström-Schule in Ratingen, konnte als einziges Mitglied des Gründungsvorstandes bei der Jubiläumsmatinee im Museum der Stadt Ratingen am Sonntag, dem 17. September 2000, als Ehrengast begrüßt werden.

Im Jahr der Gründung hatte die Gemeinde Lintorf 6.263 Einwohner, weniger als die Hälfte der heutigen Einwohnerzahl. Das gesamte Angerland, dessen neuer Verwaltungssitz Lintorf gerade geworden war, zählte 18.676 Einwohner. Provisorisches Amtsrathaus war bis 1956 der Saal der Gaststätte Holtschneider, also der Ort, an dem die Gründungsversammlung des Heimatvereins stattgefunden hatte. Bürgermeister des neuen Amtes Amgerland, das bis zum 31. Dezember 1974 bestehen sollte, waren im Gründungsjahr Hermann Thiele und ab 1. November Rektor Peter Bongartz, Ortsbürgermeister war Fritz Windisch, sein Stellvertreter das Vorstandsmitglied des VLH, Josef Doppstadt.

Ein idyllisches, ruhiges Dörfchen am Dickelsbach war Lintorf eigentlich schon damals nicht mehr. Zwar standen noch viele der alten Häuser, die mittlerweile Neubauten weichen mußten und die sicherlich erhaltenswert gewesen wären. Als Beispiel seien das Kornsgut, der Hof Hinüber, Marzelli, das Hamacher-Haus oder der Wedenhof erwähnt, an dessen Stelle heute der Plus-Markt und eines der Hochhäuser des Konrad-Adenauer-Platzes stehen. Doch an der Rehhecke gab es ein Barackenlager, einst für Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene errichtet, in dem nun mehr als 900 Flüchtlinge, Heimatlose und Versprengte aus der Ukraine, aus Polen, aus Ungarn und aus Jugoslawien lebten.

Durch Vertriebene und Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und der Sowjetzone sowie durch viele Bewohner der größtenteils zerstörten benachbarten Großstätte, die auf das Land zogen, weil dort billiges

Siedlungsland zu erwerben war, wuchs die Einwohnerzahl Lintorfs ständig. Die Zahl der Industriebetriebe nahm zu, und Ende 1950 waren die „Eingeborenen“, die alteingesessenen Lintorfer, die das „Lengtörper Platt“ verstehen konnten, schon zur Minderheit geworden.

Die Erleichterung nach der Befreiung vom Druck der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und die Freude, den Nöten des Krieges, der Gefangenschaft oder der Vertreibung entronnen zu sein, machte die Menschen der 50er Jahre wieder offen und aufnahmebereit für Musik, Tanz, Literatur, für das Erlernen fremder Sprachen, für das Kennenlernen von Geschichte und Kultur auch anderer Völker. Um dieses Bedürfnis stillen zu können, bemühte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde sehr erfolgreich, eine Art „ehrenamtliche Volkshochschule“ ins Leben zu rufen, deren Vorträge, Kurse und Veranstaltungen nicht nur Lintorfer, sondern auch Interessierte aus der Umgebung anzogen. Erinnert sei hier an die unzähligen Vortragsabende mit Dr. Richard August Keller oder Friedrich Wagner, an die Lesungen der Schriftsteller und Lyriker Otto Brües, Hans Müller-Schlösser, Hans-Peter Keller und Arthur Fischer-Colbrie, an die Vorstellung des Pantomimen Jean Soubeyran

und die Aufführung des Musicals „Oklahoma“ durch Musiker und Sänger aus New York. Besonders eindrucksvoll war auch das entzückende Puppenspiel „Der Geist von Canterville“, inszeniert von Inge Haubitz und Agnes Rehbein aus Ratingen.

Der erste Vortragsabend fand übrigens bereits am 23. Oktober 1950 statt, vier Wochen nach der Gründung des VLH! Der Leiter des Städtischen Gymnasiums Ratingen, Dr. Richard August Keller, sprach über Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg („Jan Wellem“).

Probleme, die uns heute noch auf den Nägeln brennen, wurden schon damals zum Thema eines Informationsabends gemacht: Am 10. Oktober 1957 hielt Amtsdirektor Josef Vaßen den Vortrag „Der Flughafen Düsseldorf-Lohausen und wir“.

Die Lintorfer hatten aber auch bequeme Gelegenheit, in der Eduard-Dietrich-Schule und im alten evangelischen Gemeindehaus an der Krummenweger Straße Englisch und Französisch zu lernen oder Musikabende zu genießen. Durch Vermittlung des Institut Français in Düsseldorf, zu dem Theo Volmert sehr gute Beziehungen unterhielt, war Lintorf der erste Ort weit und breit, in dem ein französischer Chor nach dem Ende des Krieges



Die Ehepaare Volmert und Wagner in den 1950er Jahren.

Theo Volmert (1903–1991) war Mitbegründer und einer der drei Schriftführer im ersten Vorstand der Lintorfer Heimatfreunde. Bis zu seinem Tode war er Schriftleiter der „Quecke“, die er mit Hubert Perpéet ins Leben gerufen hatte. Friedrich Wagner, gerade 90 Jahre alt geworden, war lange Jahre Schriftführer und Wanderbaas des Vereins.

Außerdem hielt er unzählige Vorträge und war vielfacher „Quecke“-Autor

„Die Gemeinde ist stolz auf sie“

Generalversammlung der Heimatfreunde — Bürgermeister sprach

LINTORF. „Die Gemeinde ist stolz auf die Lintorfer Heimatfreunde“, erklärte Bürgermeister Filzen am Samstagabend auf der Generalversammlung. Als sich vor Jahren sieben Männer zur Gründung zusammengesetzt hätten, darüber auch er selbst, habe wohl niemand zu planen gewagt, daß in relativ kurzer Zeit rund 300 Mitglieder hinter dem Vorstand stünden. Wahlvolant und Heftchen stelle die Genossenschaft den Heimatfreunden gegenüber, und sie habe es als ihre Pflicht, ihnen bei ihren guten Aufgaben zu helfen. Die Lintorfer Heimatfreunde hätten sich große Verdienste um die Gemeinde erworben, und manche Nachbargemeinde besaße Lintorf um die „Heimatfreunde“.

Diese Worte von Bürgermeister Filzen, der dann noch Hauptkassier Hermann als einen der eifrigsten Mitglieder aus besonderem Lob auspricht, standen am Ende einer Generalversammlung, die wieder einmal das gute

Zusammengehen und Zusammenwirken aller Heimatfreunde zum Wohle der Gemeinde Lintorf, bewiesen hatte. Eingeleitet war Vorsitzender Hermann Speckamp nach der Eröffnung des Trübs und der Protokollierung durch Hauptkassier Wagner in seinem Jahresrückblick auf das Vereinsgeschehen im Vorjahr eingeleitet, auf das die Jhr. ebenso wie auf andere Punkte der Generalversammlung zurückkommen wird. Er dankte dabei besonders dem Schriftleiter der „Quecke“, Herrn Theo Volmert, für seine großen Verdienste ebenso der Firma Jorpe.

Der Kassenbestand der Heimatfreunde betrug zu Jahresbeginn 1275 Mark, die Kassapriester Kuhles und Steegen hatten die Kasse geprüft und in Ordnung befunden. Auch im neuen Jahr, das große Anforderungen stellen wird, ist die Kasse in den bewährten Händen von Peter Hansen. Im übrigen erfolgten Vorstandswahlen in diesem Jahre nicht.

„Rheinische Post“ vom 24. Januar 1955

ein Konzert gab. Am 12. Juli 1955 trugen die Sängerinnen und Sänger der „Chorale Sainte Cécile“ aus dem kleinen Ort Hazebrouck bei Lille in Nordfrankreich geistliche und weltliche Lieder vor. Da die Chormitglieder privat in Lintorfer Familien untergebracht werden konnten, entwickelten sich viele Freundschaften. Die Lintorfer Heimatfreunde wurden bei Gegenbesuchen in Hazebrouck herzlich empfangen, und der französische Kirchenchor gastierte noch mehrmals in Lintorf.

Ende 1974, mit der Auflösung des Amtes Angerland, stellte der Verein seine Tätigkeit als Ersatzvolkshochschule ein. Übriggeblieben aus dieser Zeit sind die Vortragsabende, die jeweils am zweiten Dienstag jeden Monats um 19.30 Uhr im Sitzungssaal des ehemaligen Rathauses an der Speestraße stattfinden.

Schon im Gründungsjahr, im Dezember 1950, erschien die erste Ausgabe der „Quecke“, der von Schriftleiter Theo Volmert im Auftrage des Vereins herausgegebenen Zeitschrift, in der nun schon seit 50 Jahren „die Ergebnisse der Nachforschungen“ veröffentlicht werden, was sich ja schon die Gründungsmitglieder als eines ihrer wichtigsten Ziele vorgenommen hatten. Die erste „Quecke“ hatte übrigens 18 Seiten und kostete 50 Pfg! Längst ist die „Quecke“ zu einem stattlichen Jahrbuch von über 200 Seiten mit vielen Farbfotos angewachsen, doch ist der volkstümliche Preis von DM 5,- immer noch sensationell. Fünf der 18 Seiten in „Quecke“

Nr. 1 waren Anzeigenseiten, deren Studium uns Auskunft gibt über die Firmen und Geschäfte, die damals in Lintorf existierten. Etwa die Hälfte von ihnen gibt es noch heute, und sie unterstützen seit 50 Jahren mit ihren Annoncen treu die Herausgabe der „Quecke“! Es sind nun schon die Söhne oder gar Enkel, die uns Jahr für Jahr helfen.

Seit 1980, mit der Ausgabe Nr. 50, verfügt die „Quecke“ über ein farbiges Titelbild, seit Dezember 1976 trägt sie den Untertitel „Ratinger und Angerland Heimatblätter“, eine Folge der Gebietsreform von 1975, bei der die Gemeinde Lintorf durch den Zusammenschluß mit Ratingen ihre Selbständigkeit verlor. Theo Volmert und Otto Samans, der Vorsitzende des „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen“ hatten die Idee, in der „Quecke“ nun auch Beiträge zur Geschichte Alt-Ratingens und seiner übrigen Stadtteile zu veröffentlichen – eine Erweiterung des Horizonts, die unsere „Quecke“ zu einem in ganz Ratingen gelesenen und begehrten Jahrbuch hat werden lassen.

Alle Ausgaben der „Quecke“ sind übrigens noch, wenn nicht mehr als Original, dann doch als sehr gute Kopie käuflich zu erwerben. In der Geschäftsstelle des Vereins, die sich seit 1975 im ehemaligen Rathaus des Amtes Angerland befindet und die jeden Montag (außer in den Sommerferien) von 10–12 Uhr geöffnet ist, und auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt, auf dem der VLH von Anfang an mit einem eigenen Stand vertreten

ist, werden Wünsche auch nach einzelnen Heften gerne entgegen genommen. Inzwischen wurden die Ausgaben Nr. 1–68 in neun geschmackvoll gebundenen Sammelbänden herausgegeben, der 10. Sammelband wird voraussichtlich im Frühjahr 2002 erscheinen.

Neben den normalen Jahresheften der „Quecke“ wurden bisher fünf Sonderausgaben mit Dokumenten zur Lokalgeschichte veröffentlicht:

- 1978 „Lintorfer Bilddokumente“
- 1980 „Das Asyl zu Lintorf – Die Schriften des Pfarrers Eduard Dietrich“
- 1981 „Tagebuch des Franz Anton, Freiherrn von Landsberg“ (über die Belagerung von Kaiserswerth im Jahre 1689)
- 1996 „Das Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464“
- 1998 „Einige Geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche“ (Festschrift zur Einweihung der St. Anna-Kirche im Jahre 1878)

Außerdem erschien in diesem Jahr ein Jubiläums-Sonderheft zum 50jährigen Bestehen unseres Vereins. Natürlich darf man in diesem Zusammenhang nicht die beiden LINTORF-Bücher Theo Volmerts vergessen, die der Verein Lintorfer Heimatfreunde 1982 und 1987 herausgab.

Seit den 1970er Jahren verfügt der Verein über ein eigenes, umfangreiches Archiv, das nicht nur von den „Quecke“-Autoren häufig in Anspruch genommen wird. Den Grundstein legte die damalige Kassiererin des Vereins, Grete Gärtner, die damit begann, die in Kisten und Schubladen schlummernden Bilder und Dokumente zu ordnen und zu registrieren. Seit einigen Jahren betreuen Jürgen Steingen und seine Mitarbeiter Doris Volmert und Josef Lamerz das Archiv, von dem unsere Stadtarchivarin Dr. Erika Münster einmal anerkennend gesagt hat, manche Stadt im Kreis Mettmann würde sich glücklich schätzen, eine solch wohlgeordnete und umfangreiche Sammlung zu besitzen.

23 Jahre lang, bis zur Jahreshauptversammlung am 26. Oktober 1973, leitete Hermann Speckamp den Verein und ermöglichte erst durch seine vorsichtige, aber immer intelligente Finanzplanung die Herausgabe der „Quecke“. Nicht geringer ist das Verdienst seines Nachfolgers Willy Brocks-kothten, der dem Verein 17 Jahre lang vorstand. Mit Zähigkeit und Beharrlichkeit verstand er es in dieser Zeit, Lintorfer und Rätinger Geschäftsleute zu animieren, durch ihre Anzeigen die immer umfangreicher werdende „Quecke“ zu finanzieren. Durch intensive Mitgliederwerbung machte er zu dem den „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ zu einem der stärksten Rätinger Vereine. So konnte er 1977 das 500. Mitglied begrüßen.

Nach zahlreichen Neuaufnahmen im Jubiläumsjahr verfügt unser Verein jetzt übrigens über mehr als **700** Mitglieder. Als Willy Brocks-kothten im Jahre 1990 den Vorsitz niederlegte, wurde er zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Seit der Gründung des Vereins besteht eine Wandergruppe, die zunächst sporadisch unter wechselnder Leitung Wanderungen durchführte. Zum ersten Mal geschah das am 5. Mai 1951, als die Heimatfreunde sich zum Schloßhotel Hugenpoet auf den Weg machten. Von 1952 bis 1958 war dann **Friedrich Wagner** der Wanderbaas des VLH. Am 18. Mai 1952 führte er seine erste Wandergruppe über Schwarzebruch nach Hösel.

28 Jahre lang durchstreiften die Wanderer dann unter der Führung von **Friedrich Kroll** die engere und weitere Heimat. Seine minutiös und sorgfältig vorbereiteten Exkursionen standen stets unter einem heimatgeschichtlichen und einem naturkundlichen Aspekt.

Nach seinem Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen führt seit dem 25. Januar 1987 **Helmut Kuwertz** die Wandergruppe. Zweimal im Monat, meistens sonntags, vertrauen sich ihm die eifrigen Wanderer aus Lintorf und Hösel an und lassen sich von ihm und seiner treuen Assistentin **Anneliese Piepenbrink** zu einem Exkurs durch die Felder und Wälder unserer Heimat entführen.

29.9.	Von Halbeck durch den Steiniger Forst nach Lintorf. Abf.: Kgt.-West Bredener Straße 12.52. Bus 752 über Lintorf-Kathaus 13.08. Halbeck 13.12. Brannenweg 13.18 bis Halbeck Lintorfer Straße. Heiligenhaus Kathaus 12.30 Bus 770 über Hösel-Bergbusch 12.31 bis S.-Hof.-Hösel. Koweler und Heiligenhaus treffen sich um 12.40 zur Wanderung zum Brannenweg. Abmarsch: Halbeck-Hösel Lintorfer Straße 13.30 Uhr.
8.10.	Von Haltingen-Ost über die Eischeule nach Oberath. Abf.: Lintorf am den Dicken 13.13. Bus 770 über Kathaus 13.17 bis S.-Hof.-Hösel. Kgt.-West Bredener Straße 13.22. Bus 773 über Bergbusch 13.25 bis S.-Hof.-Hösel. Heiligenhaus Kathaus 12.50. Bus 770 über Hösel-Bergbusch 13.01 bis S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.22 Bus 773. Haltingen - West 13.27. Bus 759 bis S.-Hof.-Hösel. Ost. Abmarsch: S.-Hof.-Hösel-Ost 13.40 Uhr.
22.10.	Von Kettwig über die rechten Ruhrhöhen nach Essen-Bredeney. Abf.: Lintorf am Kreuz 12.52. Bus 751 über Kathaus 12.59 bis S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.21 S.-Hof.-Hösel. Heiligenhaus Kathaus 12.50. Bus 770 über Hösel-Bergbusch 13.01 bis S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.22 S.-Hof.-Hösel. West Bredener Straße 12.57. Bus 759 bis S.-Hof.-Hösel. Ost, umsteigen 13.17 S.-Hof.-Hösel. Abmarsch: S.-Hof.-Hösel 13.30 Uhr.
5.11.	Von den Höckern durch Feld und Flur nach Hösel. Abf.: Lintorf am Kreuz 12.52. Bus 751 über Kathaus 12.59 bis S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.25 Bus 770 über Bergbusch 13.28 bis Unterpilp. Kgt.-West 12.57. Bus 759 bis S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.17 S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.25 Bus 770. Abmarsch: Busstation Unterpilp 13.35 Uhr.
19.11.	Von Hösel durch die Hebelichen Wälder nach Haus - Salem. Abf.: Lintorf am Kreuz 12.52. Bus 751 über Kathaus 12.59 bis S.-Hof.-Hösel. Heiligenhaus Kathaus 12.50. Bus 770 über Hösel-Bergbusch 13.01 bis S.-Hof.-Hösel. Kgt.-West Bredener Straße 12.57. Bus 759 bis S.-Hof.-Hösel, umsteigen 13.17 S.-Hof.-Hösel. Abmarsch: S.-Hof.-Hösel 13.25 Uhr.
3.12.	Von Halbeck rund um Lintorf. Abf.: Heiligenhaus Kathaus 12.50. über Hösel-Bergbusch 13.01 bis S.-Hof.-Hösel. Hösel, umsteigen 13.24. Bus 751 bis Lintorf am Friedhof. Kgt.-West Bredener Straße 12.52. Bus 752 über Lintorf-Kathaus 13.08. Am Kreuz 13.11. bis Schumann-Dicken. Abmarsch: Ecke Halbeck-Halbeckweg 13.35 Uhr.
16.12.	Rund um Hösel zur Vorweihnachtsfeier nach Söte Bredeney. Einzelplan 19.11.2000
Samstag	

Auszug aus dem Wanderplan für das 2. Halbjahr 2000

Wenn kurz vor Weihnachten und Mitte Juni die neuen Wanderpläne für das kommende Halbjahr erscheinen, sind sie im Nu vergriffen. Am 22. Oktober 2000, als Helmut Kuwertz die Gruppe von Kettwig über die rechten Ruhrhöhen nach Essen-Bredeney führte, war das bereits die 300. Wanderung seiner Amtszeit.

Unzählige Studienfahrten hat der Verein in seiner 50jährigen Geschichte durchgeführt: Halbtags- und Tagesfahrten zu heimatgeschichtlich und kunsthistorisch interessanten Zielen in unserer engeren und weiteren Heimat, aber auch 30 Jahre lang mehrtägige Studienreisen nach Paris und Wien, von denen immer noch begeistert erzählt wird. Die Führung vor Art übernahm dabei stets **Theo Volmert**, der, mit einer hochgehaltenen Zeitung in der Hand unter Mißachtung aller Verkehrsampeln, die Reisegruppe von einem Höhepunkt zum nächsten führte und zu Höchstleistungen antrieb.

Die technischen Probleme wie Transport und Hotelbuchungen erledigte mit äußerster Präzision und Sicherheit **Leon Juressen**, der als Reiseleiter auch jahrzehntelang zahlreiche Fahrten an den

Niederrhein, nach Belgien, in die Niederlande, ins Münsterland, in den Harz und nach Köln sowie an die Wirkungsstätten Johann Peter Melchior in Höchst und Frankenthal organisierte.

Die erste Tagesfahrt des Lintorfer Heimatvereins ging am 7. Oktober 1951 an den Niederrhein nach Kalkar und Xanten. Man bedenke: Der Viktordom war noch stark zerstört, und von der Römersiedlung Colonia Ulpia Trajana sprach damals noch niemand.

Bereits im Mai 1956 fand die erste Studienfahrt nach Paris statt. Mit dem einzigen Bus der Firma Schulz ging es über Landstraßen durch Belgien und Frankreich, Autobahnen gab es damals dort noch nicht. Die Kosten für drei Übernachtungen und die Busfahrt betrugen sage und schreibe DM 30,-! Die Bewohner des Dorfes am Dickelsbach stürzten sich in ein gewagtes Abenteuer, als sie sich in die sündige Weltstadt an der Seine aufmachten, die ja zudem noch sechzehn Jahre zuvor von der Deutschen Wehrmacht besetzt worden war. Trotzdem sind es gerade die Erlebnisse aus dieser Pionierzeit des Reisens, die immer wieder gern erzählt werden.



Der alte Bus von Walter und Erna Schulz, mit dem der Heimatverein unzählige Fahrten unternommen hat, auf der Angermunder Straße (heute Lintorfer Markt) zwischen Mentzens Saal und dem Hamacher-Haus

Originalquittung über den Fahrpreis für die erste Studienfahrt nach Paris. Die Unterschrift stammt von Erna Schulz

Drei Lintorfer Jungen und die Stadt an der Seine

Als ich vor einigen Tagen in der Zeitung die Berichte über das Jubiläum des Heimatvereins gelesen habe, fiel mir wieder ein, daß ich als junger Mann (ich war damals 22 Jahre alt) die erste Studienreise der Lintorfer Heimatfreunde nach Paris mitgemacht habe. Mit mir reisten Helmut und Volker Kirchdörfer, die etwa in meinem Alter waren. Der Vater der Kirchdörfer-Brüder war damals Ingenieur bei den Hoffmann-Werken.

Da wir jungen Leute kaum Geld hatten, konnten wir den vollen Preis für die Reise nicht bezahlen. Wieviel wir bezahlen mußten, habe ich nicht mehr in Erinnerung. Wir drei Jungen reisten im Bus auf den Notsitzen mit. Nach einer guten Stunde Fahrzeit fiel mir schon ein Koffer auf den Kopf, der aus dem Gepäcknetz gerutscht war. Ich kam aber mit dem Schrecken davon.

Das Hotel in Paris, in dem übernachtet werden sollte, lag in der Nähe der Madeleine-Kirche. Da Walter Schulz, der den Bus selbst fuhr, auch zum ersten Mal in Paris war, konnte er das Hotel nicht finden. Da kam mir, als ich vor uns einen Taxi-Stand sah, eine Idee. Ich bat Herrn Schulz, er solle doch einmal anhalten. Er fragte unwirsch, was ich wollte. Ich erklärte ihm, er möge doch ein Taxi bestellen, das vor dem Bus herfahren sollte bis zum Hotel. Er nahm meinen Rat dankend an, und in wenigen Minuten stand der Bus vor dem Hotel.

Helmut, Volker und ich schliefen, da wir kein Hotelzimmer hatten, zwei Nächte lang im Bus. Als sich dies unter den Mitreisenden herumgesprochen hatte, haben sich einige unserer erbarmt und sich Sofas auf das Zimmer stellen lassen, auf denen wir dann in der nächsten Nacht schlafen konnten. Ich habe im Zimmer von „Montes“ Mentzen geschlafen. Montes Mentzen war damals (1956) eine der tragenden Säulen in Mentzens Kapelle, die in den Sälen Lintorfs und der umliegenden Gemeinden zum Tanz aufspielte und auch bei allen Aufmärschen dabei war.

Am Morgen nach der ersten Nacht, als wir im Bus wach wurden, sahen wir, wie Wasser durch die Gasse der Straße lief, auf der wir standen. Wir staunten: so also wurde Paris gereinigt!

Am zweiten Abend waren wir drei Jungen im „Folies Bergère“. Als Theo Volmert uns am nächsten Morgen fragte, was wir unternommen hatten, berichteten wir ihm von unserem Erlebnis. Er sagte nur verschmitzt: „Ihr Ferkel“!

Am Sonntag erlebten wir ein feierliches Hochamt in der Kathedrale Notre-Dame. Ich fand es sehr beeindruckend.

Von der schönen Stadt mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten waren wir begeistert. Besonders imposant fand ich den Eiffelturm. Unter ein Foto in meinem Fotoalbum

schrieb ich: „Von nahem gesehen, total verrostet.“

Bei einem Mittagessen in einem großen Lokal machte ich folgende Beobachtung: Eine Gesellschaft hatte in einem Nebenraum mit mehreren Gängen, viel Tischwein (den es umsonst dazu gab) und viel Pariser Brot ausgiebig gespeist. Als die Gesellschaft aufbrach, waren die Tische und der Fußboden mit Brotresten übersät und die Tischdecken voller Flecken. Für die Bedienung war dies aber kein Problem. Schnell zog man die Papiertischdecken herunter, steckte sie in einen Sack und fegte den Raum aus. Anschließend schnitt jemand neue Papiertischtücher von einer Rolle ab und legte sie auf. In wenigen Minuten war der Raum wieder für die nächste Gesellschaft hergerichtet.

In Paris sahen wir auch zum ersten Mal einen Flohmarkt. Es gab dort mit Farbe angemalte Spatzen, die man den Leuten als Singvögel verkaufen wollte!

Bei den jüngeren Mitreisenden war damals auch Erika Klöckner, die heute vielen Ratingern bekannt ist. Sie war viele Jahre Sekretärin im Notariat Dr. Dahlke in Ratingen.

Zum Schluß möchte ich bemerken, daß es für die damalige Zeit eine sehr schöne Reise war, an die ich mich heute noch gerne erinnere.

Heinz Fink

Im Jahre 1990 übernahm **Fritz Wachendorf** das wichtige Amt des Reiseleiters. Natürlich stand ihm Ehrenmitglied Leon Juressen im Anfang noch mit Rat und Tat zur Seite und auch **Josef Lamerz** und **Wolfgang Kannengießer** unterstützten ihn bei der Planung und Vorbereitung der ersten Fahrten, doch schon bald lag die Verantwortung ganz allein auf seinen Schultern. Unvergesslich sind die etwa 60 Halbtags- und Tagesfahrten, die er zwischen März 1991 und dem Abschluß der Reisesaison 1997 organisierte und betreute: Kirchen in Düsseldorf, Köln, Essen und Neuss, Burgen im Münsterland und in der Eifel, wichtige Museen der Umgebung, aber auch wichtige Industriebetriebe unserer rheinischen Heimat wurden das Ziel der Heimatfreunde. Nicht nur die gute Organisation, sondern vor allem Fritz Wachendorfs unverwundlicher Humor und sein ausgeglichenes Wesen waren es, die die Fahrten des Vereins bei den Mitgliedern immer beliebter werden ließen.



Fritz Wachendorf

Seine angegriffene Gesundheit bewegte ihn, das Amt des Reiseleiters immer mehr in die Hände des Ehepaares **Ursula und Elmar Grünewald** zu legen, das ihn schon seit einiger Zeit bei der Planung der Fahrten tatkräftig unterstützt hatte.

In den vergangenen drei Jahren oblag ihnen die Gestaltung des Fahrtenprogramms, das jährlich acht bis zehn Halbtags- und Ganztagsfahrten mit durchschnittlich

45–50 Teilnehmern umfaßte. Jeder Reiseleiter setzt bestimmte Schwerpunkte bei der Planung seiner Fahrten. Dem Ehepaar Grünewald war besonders der kunsthistorische Aspekt bei allen Besichtigungen sehr wichtig. Das starke Reise-Duo zeichnete sich durch besonders ausgeklügelte Planungsvorbereitungen aus.

Vieles ist in und mit dem Verein Lintorfer Heimatfreunde in den vergangenen 50 Jahren geschehen, vieles wurde bewegt. Alle Ereignisse hier aufzuzählen, würde den Rahmen dieses Jahrbuches sprengen.

Ich möchte daher nur einige wenige Dinge nennen, die mir als Vorsitzendem besonders wichtig zu sein scheinen:

Im Jahre 1979 gab sich der Verein eine neue Satzung. Ohne die wesentlichen Ziele zu verändern,

wurde die Satzung der modernen Entwicklung und den neuesten gesetzlichen Vorschriften angepaßt. Der Verein hieß von nun an „VLH – Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.“ und wurde unter der Nummer 488 in das Vereinsregister beim Amtsgericht Ratingen eingetragen. Im Jahr darauf feierte der Lintorfer Heimatverein sein 30jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß wurde am 4. Oktober 1980 eine für alle Mitglieder kostenlose Ausflugsfahrt unter dem Motto „Mit Bus und Schiff an Rhein und Mosel“ unternommen, an die viele Mitglieder mit Freude zurückdenken.

In der Filiale der Commerzbank am Konrad-Adenauer-Platz war eine Ausstellung „30 Jahre Lintorfer Heimatfreunde“ zu sehen mit vielen Fotos und Dokumenten aus unserem Archiv.

PROGRAMM

DER AUSFLUGSFART DES "VEREIN LINTORFER HEIMATFREUNDE" AM SAMSTAG, DEM
4. OKTOBER 1980 ANLÄSSLICH DES 30JÄHRIGEN BESTEHENS.

"MIT BUS UND SCHIFF AN RHEIN UND MOSEL!"

Abfahrt: 7.00 Uhr ab Rathaus/Lintorf nach Bingen am Rhein.
(über Eifel/Runsrück-Autobahn)

Abfahrt: 10.30 Uhr ab Bingen mit "K.D. Schiff" nach Koblenz.
(über die romantische Strecke des Mittelrheins)

Ankunft: 13.20 Uhr in Koblenz am "Deutschen Eck".
(Zusammenfluß von Mosel und Rhein)

Nach kurzem Aufenthalt Weiterreise per "Schulz-Reisebus" nach Cochem a.d. Mosel,
wo ein Aufenthalt vorgesehen ist.

Über die Mosel-Panorama-Höhenstraße führt die weitere Fahrtroute in die Vulkan-
eifel und über Mayen, Maria Laach und dem schönen Brohlthal ins Rheintal nach
Niedertreisig.

Rheinhof Richter am Virgisbachthal ist als letzte Rast vorgesehen, dann verläuft
die Heimreise noch über eine schöne Strecke entlang dem Rhein in Richtung
Köln, Düsseldorf nach Lintorf.

Voraussichtliche Rückkehr gegen 20 Uhr.

Änderungen des Programms bleiben vorbehalten!

Die Fahrtkosten für Bus und Schiff übernimmt der Heimatverein.
(Nur für Mitglieder und deren Ehepartner!)

Der Verein haftet nicht bei Unfällen!



Der Vorstand der Lintorfer Heimatfreunde im Jahre 1980 bei der Eröffnung der Ausstellung „30 Jahre Lintorfer Heimatverein“ in den Räumen der Commerzbank. Von links nach rechts: Martin Steingen, Willy Brockskoth, Wolfgang Kannengießer, Theo Volmert, Grete Gärtner, Fritz Hollenberg, Peter Quirnbach, Manfred Buer und Jean Frohnhoff

Ratinger Bildhauer und Steinmetz Friedel Lepper entworfene Gedenkstein in einer Feierstunde eingeweiht. Erinnern soll es an die Zwangsarbeiter, Displaced Persons und heimatlosen Ausländer, die von 1943–1960 im Lager Lintorf an der Rehhecke untergebracht waren. An der Feierstunde nahmen auch die frühere polnische Kindergärtnerin des Lagers sowie einige ehemalige Lagerbewohner teil.

Im Jahre 1997 jährte sich der Geburtstag Johann Peter Melchior zum 250. Mal. Das „Melchior-Jahr“ begann mit einer Feierstunde des Vereins Lintorfer Heimatfreunde in und vor dem ehemaligen Rathaus am 8. März 1997. Etwa 100 Gäste drängten sich im Foyer, als Leben und Werk des berühmten Porzellanbildhauers noch einmal gewürdigt wurden.

Das Programm zum 40jährigen Jubiläum im Jahre 1990 war bereits erheblich umfangreicher. Es begann mit einer Kutschfahrt der „Alten Herren“ beim Lintorfer Schützenfest, setzte sich fort mit der Eröffnung der Ausstellung „Bilder unserer Heimat“ in der Lintorfer Galerie Möhlmann, an der sich der VLH und der „Club Ratinger Freizeitmalers“ beteiligten, gipfelte in der Einweihung des Denkmals für Johann Peter Melchior vor dem ehemaligen Rathaus an der Speestraße, das der Verein Lintorfer Heimatfreunde mit Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen finanzierte und dessen künstlerische Gestaltung er der mit Ratingen eng verbundenen Künstlerin Gretel Gemmert übertrug, und klang aus mit einer Feierstunde und einem Unterhaltungsnachmittag im Haus Anna, an dem mehrere hundert Mitglieder und viele Gäste teilnahmen.

Mit der Errichtung eines Gedenksteines auf dem Waldfriedhof in Lintorf wollten die Lintorfer Heimatfreunde dazu beitragen, daß eines der finstersten Kapitel deutscher Geschichte, die Verschleppung und Versklavung vieler tausend polnischer, russischer und ukrainischer Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkrieges, niemals vergessen wird.

Am Totensonntag, dem 24. November 1996, wurde der von dem



Enthüllung des Melchior-Denkmals vor dem ehemaligen Rathaus am 9. September 1990 zum 40jährigen Jubiläum des Vereins. Mathias Neffgen aus Angermund, Soloflötist der Düsseldorfer Symphoniker, spielt „Syrinx“ von Claude Debussy. Hinter dem Denkmal die Bildhauerin Gretel Gemmert



Nach der Feier wird ein Gläschen Sekt auf das gute Gelingen getrunken. Von links nach rechts: Manfred Buer (stellvertretender Vorsitzender), Gretel Gemmert, Hildegard Gerads, Vorsitzender Willy Brockskoth, Monika Buer, Agnes Weiß, die an diesem Morgen das Gästebuch führte, und Theo Volmert

Zu einem Geburtstag gehören Geschenke. Während die Teilnehmer der Feier die neue Melchior-Ecke mit dem lebensgroßen Foto einer Tischdekoration aus Höchst, der Vitrine mit Repliken von Melchiors Türkenkapelle und einer bebilderten Melchior-Biographie, ein Geschenk der Stadt an die Lintorfer, bewundern konnten, übergab der Vorstand des VLH die frühe Melchior-Plastik „Schlafender Amor“ in einer Ausformung der Keramikfabrik Damm / Aschaffenburg an Dr. Ursula Mildner, die Leiterin des Museums der Stadt Ratingen, in dem die Plastik nun als Dauerleihgabe zu sehen ist. Musikalisch umrahmt wurde die Geburtstagsfeier durch Flötenduette von Telemann und Mozart, dargeboten vom Angermunder Musiker-Ehepaar Hyo-Jung und Mathias Neffgen, und Liedvorträge des Kir-

kenkapelle Johann Peter Melchiors sowie Vasen im klassizistischen Empire-Stil dienten als Tafelaufsatz.

Besonderer Höhepunkt war jedoch ein Johann-Peter-Melchior-Fest in der Aula des Schulzentrums an der Duisburger Straße.

Lintorfer Schülerinnen und Schüler präsentierten in Theater-, Musik- und Textbeiträgen Ergebnisse von Projekten aus dem Deutsch-, Musik- und Kunstunterricht.

Unvergeßlich bis heute sind das Theaterstück mit Szenen aus dem Leben Melchiors, das die Johann-Peter-Melchior-Schule aufführte, und die Tanzvorführung der Eduard-Dietrich-Schule, bei der Melchiors Porzellanfiguren zum Leben erwachten und sich zu Mozart-Musik drehten.

Natürlich hatte die „Quecke“ im Jahr 1997 den Themenschwerpunkt Johann Peter Melchior.

Der Reigen der Veranstaltungen und Aktivitäten im Jubiläumsjahr 2000 begann wieder mit einer Kutschfahrt.

Zwei langjährige Mitglieder und vielfache Autoren der „Quecke“ waren die umjubelten Stars in der prächtig geschmückten Jubiläums-Kutsche des Heimatvereins beim Schützen-Festzug am Sonntag, dem 20. August: Maria Molitor, die erste Lintorfer Schützenkönigin nach dem Zweiten Weltkrieg, in elegantem Kostüm und Ascot-Hut, und Heinz Fleermann, langjähriger Oberst der Bruderschaft und Schützenkönig des Jahres 1960, der im schwarzen Anzug mit Zylinder und geschmückt mit dem Königsorden in der Kutsche saß, die ein Geschenk der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 zu unserem 50. Geburtstag war.

Bereits zum 8. Mal beteiligte sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde am „Tag des Offenen Denkmals“ am zweiten Sonntag im September.

Im Jubiläumsjahr nahmen über 60 interessierte Lintorferinnen und Lintorfer an den beiden Führungen durch den historischen Ortskern Lintorfs teil.

Über 80 Heimatfreunde sahen am 12. September den Lichtbildvortrag „50 Jahre Verein Lintorfer Heimatfreunde“ im evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg.



Geburtstagsfeier für Johann Peter Melchior am 8. März 1997. Manfred Buer erinnert an Leben und Werk des Künstlers, Dr. Ursula Mildner hält den „Schlafenden Amor“ in ihren Armen, Dauerleihgabe der Lintorfer Heimatfreunde an das Museum der Stadt. Ganz rechts Dominik und Aline, die Melchior zum Geburtstag ein Blumenkörbchen überbrachten

chenchores der Pfarrgemeinde St. Anna.

Weitere herausragende Veranstaltungen des Vereins im Melchior-Jahr waren eine Führung durch die Melchior-Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen, eine Tagesfahrt zur ersten und wohl wichtigsten Wirkungsstätte Melchiors, der Porzellanmanufaktur in Höchst, an der 50 Heimatfreunde teilnahmen, und ein Melchior-Prunkessen im Foyer des Museums der Stadt Ratingen.

Die riesige Tafel war eingedeckt mit Porzellan aus der Höchster Manufaktur. Figuren aus der Tür-



Maria Molitor und Heinz Fleermann in der festlich geschmückten Kutsche des VLH beim Schützenfest am 10. August 2000

Am 17. September, einen Tag vor dem eigentlichen Geburtstag unseres Vereins, fand im Museum der Stadt Ratingen eine feierliche Jubiläums-Matinee mit 180 geladenen Gästen statt.

Viele Vertreter aus Politik, Verwaltung und befreundeten Vereinen und Verbänden waren gekommen, um dem Verein Lintorfer Heimatfreunde zu gratulieren.



Nach den Grußworten von Bürgermeister Wolfgang Diedrich hielt Professor Dr. Kurt Düwell von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf den Festvortrag zum Thema „Geschichts- und Heimatvereine im Rheinland nach 1945“.

Musikalisch begleitet wurde die festliche Veranstaltung durch Filine Precht, Traversflöte, und Humberto Quesquén, Barockgitarre, die Sonaten von Loeillet und Sammartini darboten.

Im Anschluß an die Matinee wurde im Kabinett des Museums die kleine, aber feine Ausstellung „50 Jahre Lintorf – 50 Jahre Verein Lintorfer Heimatfreunde“ eröffnet, die bis zum 22. Oktober zu sehen war. Konzipiert und gestaltet wurde sie von einem Team unseres Vereinsvorstandes. Bildtafeln und eine Nonstop-Dia-Schau gaben Auskunft über die Entwicklung Lintorfs in einem halben Jahrhundert, und man konnte sogar leibhaftig die beiden wichtigsten Produkte der Lintorfer Industrie in den 50er Jahren bestaunen: die Vespa und die Constructa, den ersten deutschen Waschvollautomaten.



Bei der Jubiläums-Matinee am 17. September 2000 gratuliert Bürgermeister Wolfgang Diedrich dem Vorsitzenden Manfred Buer und überreicht ihm ein Geschenk der Stadt Ratingen

Daneben wurde auch über aktuelle Probleme informiert, unter denen Lintorf zu leiden hat: die immer noch in der Planungsphase befindlichen Bahnunterführungen und den ständig zunehmenden Flugverkehr.

Beim anschließenden gemütlichen Beisammensein spielten die „Black River Jazzmen“ aus Wittlaer unter der Leitung von Bruno Bauer, dem langjährigen Vorsitzenden des Heimat- und Kulturkreises Wittlaer.

Höhepunkt des Jubiläumsjahres für die Mitglieder des Lintorfer Heimatvereins war sicherlich der jährlich stattfindende Unterhaltungsnachmittag am 4. November im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg. Im schön deko-

rierten Saal und an festlich geschmückten Tischen erlebten über 300 Heimatfreunde bei Kaffee und Kuchen ein schwungvolles Programm, das unter dem Motto „50er Jahre“ stand. Das Duo Gerd + Gerd (Gerd Thore und Gerd Schnau) spielte Schlager von Freddy Quinn, Rudi Schuricke und Caterina Valente, und beim abschließenden „Marina, Marina“ sang der ganze Saal mit.

Auf dem in der Mitte des Saales aufgebauten Laufsteg führten „Models“ die aufregende Mode jener Jahre vor, als Petticoat, Federkäppchen und Krokotäschchen die elegante Dame ausmachten.

Umwerfend, wenn die turnschuhgewohnten Jung-Mannequins in Stöckelschuhen mit größter Konzentration über den Laufsteg schritten. Glänzend präsentiert und wochenlang in einem Kurs der Volkshochschule Ratingen vorbereitet wurde diese höchst amüsante Schau von Karin Schrey, den „Quecke“-Lesern bestens bekannt als Autorin vieler Artikel zum Thema Puppen und Spielzeug.

Ihre Interviews mit älteren Teilnehmerinnen ihres VHS-Kurses bildeten den historischen Hintergrund für die Präsentation der Kleider, Hüte, Mäntel und Handtaschen, die zum größten Teil aus dem Fundus der leidenschaftlichen Sammlerin Karin Schrey stammen.

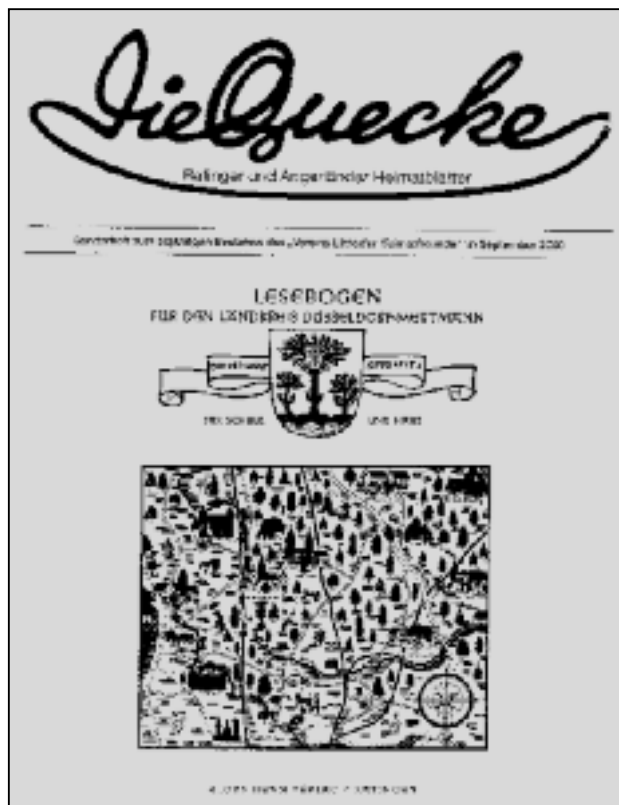
Zusätzlich zur „Quecke“ Nr. 70 erschien im Jubiläumsjahr ein Sonderheft mit Sagen und heimatgeschichtlichen Beiträgen aus dem alten Angerland und vielen Bildern aus der Geschichte Lintorfs und seines Heimatvereins.



Zwei Prunkstücke aus der Ausstellung des Lintorfer Heimatvereins im Kabinett des Museums der Stadt Ratingen: ein Constructa-Waschvollautomat von 1954 und eine „Vespa Regina“ der Firma Hoffmann



Große Begeisterung und wehmütige Erinnerungen lösten die „Models“ aus, als sie beim Unterhaltungsnachmittag des VLH am 4. November 2000 Mode der 1950er Jahre vorführten



Alle Mitglieder erhalten dieses Heft als Geschenk zum 50. Geburtstag unseres Vereins.

Aus den sieben Lintorfer Bürgern, die 1950 aus Liebe zu ihrem Heimatort die Gründung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde anregten, sind mittlerweile über 700 Mitglieder geworden.

Mit vielen Vereinen aus dem alten Angerland und der neuen Stadt Ratingen ist der Lintorfer Heimatverein seit langem freundschaftlich verbunden.

Der VLH ist Mitglied
im Rheinischen Verein
für Denkmalpflege
und Landschaftsschutz
im Düsseldorfer Geschichtsverein
im Heimat- und
Kulturkreis Wittlaer
im Kulturkreis Angermund
im Heimat- und Bürgerverein
Kaiserswerth
im Ratinger Kulturbund
im Verein der Freunde und
Förderer des Museums der
Stadt Ratingen
im Verein der Ratinger Puppen-
und Spielzeugfreunde
sowie im Verein der Freunde und
Förderer des Industriemuseums
Cromford.

Großen Wert legt der Verein Lintorfer Heimatfreunde auf gute Zusammenarbeit mit den Lintorfer Schulen. Für den heimatkundlichen Unterricht werden Führungen durch den Ort angeboten sowie eine Dia-Sammlung leihweise zur Verfügung gestellt.

Im Jubiläumsjahr setzt sich der Vorstand des Vereins wie folgt zusammen:

Vorsitzender und Schriftleiter der „Quecke“: Manfred Buer
Stellvertretende Vorsitzende:
Walburga Fleermann-Dörrenberg
und Dr. Andreas Preuß

Kassierer: Eldor Koreneef

Stellvertretende Kassiererin:
Irmgard Wisniewski

Schriftführerin: Felicitas Lumer

Stellvertretende Schriftführerin:
Hedwig Krolle

Beisitzer: Doris Volmert, Norbert Kugler, Helmut Kuwertz (Wanderbaas), Günther Pieper, Jürgen Steingen (Archivar) und Fritz Wachendorf (Mitgliederdatei).

Manfred Buer

Eine herzliche Gratulation
zum 75. Geburtstag
an unsere Freunde vom
**Verein für
Heimatkunde und Heimatpflege
Ratingen**

LINTORFER CHRONIK

25. März 1970

Lintorf bekommt sein erstes Kino

9. Mai 1950

Elisabeth und Fritz Steingen feiern
Eiserne Hochzeit (65 Jahre!)

18. September 1950

Gründung des „Vereins Lintorfer
Heimatsfreunde“

4. Dezember 1950

Fritz Windisch (SPD) wird Bürger-
meister von Lintorf

17. März 1951

Das Männer-Asyl, Europas erste
Trinkerheilstätte, wird 100 Jahre
alt

30. Juni 1951

Der SC „Rot-Weiß Lintorf“ steigt in
die 1. Kreisklasse auf

28. – 30. Juli 1951

Der MGv „Sängerbund“ feiert sein
75jähriges Bestehen

12. Juni 1952

Der bekannte Tiermaler Prof. Juli-
us P. Junghanns wird Ehrenmit-
glied des Lintorfer Heimatvereins

6. – 8. Juli 1952

Der MGv „Eintracht 02“ feiert sein
50jähriges Bestehen

6. Juli 1952

Die „Büscher Schule“ (heute:
Heinrich-Schmitz-Schule) besteht
50 Jahre

9. November 1952

Die Wahlen zum Gemeinderat
zeigen folgendes Ergebnis:

SPD	1043 Stimmen
CDU	696 Stimmen
FDP	401 Stimmen
Zentrum	416 Stimmen
KPD	154 Stimmen

28. November 1952

Ferdinand Fitzen (CDU) wird Bür-
germeister

18. Januar 1953

Der Lintorfer Heimatverein hat 315
Mitglieder

24. März 1953

Die ersten Flüchtlinge aus der So-
wjetzone treffen in Lintorf ein

29. September 1953

Wilhelm Neumann kehrt als letzter
Lintorfer aus russischer Kriegsge-
fangenschaft zurück

22. November 1953

Der Kirchenchor „Cäcilia“ der St.
Anna-Pfarre feiert 50jähriges Be-
stehen

18. Januar 1954

Die evangelische Kirchengemein-
de besteht seit 100 Jahren

15. August 1954

Hochwasser in Lintorf: Der Orts-
kern und die Gehöfte am Dickels-
bach stehen unter Wasser. Auch
Schützenfest und Lintorfer Kirmes
„ertrinken“

16. Oktober 1954

Einweihung der neuen Johann-
Peter-Melchior-Schule Am Weiher

10. Dezember 1954

Die Hoffmann-Werke stellen ihren
Betrieb ein. Alle Betriebsangehöri-
gen werden kurz vor Weihnachten
entlassen

12. Juli 1955

Der französische Kirchenchor
„Sainte Cécile“ aus Hazebrouck
bei Lille gibt sein erstes Konzert in
Lintorf. Eine langjährige Freund-
schaft beginnt

13. Juli 1955

Die Lintorfer AWO wird gegründet

1. August 1955

Lintorf überschreitet die Einwoh-
nerzahl von 7000

22. November 1955

Der Gemeinderat billigt den Aus-
bau der „Drupnas“ zu einer Park-
anlage

1. April 1956

Rektor Emil Harte von der Mel-
chior-Schule und Katharina Kai-
sers von der Heinrich-Schmitz-
Schule gehen in den Ruhestand

18. – 22. Mai 1956

Erste Studienfahrt des Lintorfer
Heimatvereins nach Paris

9. Juli 1956

Einweihung des neuen Rathauses
an der Speestraße

28. Oktober 1956

Gemeinderatswahlen: Peter Füs-
gen (CDU) wird Bürgermeister für
zwei Jahre. Danach löst ihn Fritz
Windisch (SPD) ab

1. August 1957

Lintorfs Freiwillige Feuerwehr wird
50 Jahre alt

22. Oktober 1957

Der Bläserchor der Evangelischen
Kirchengemeinde wird gegründet

1. Oktober 1958

Die Bäckerei Steingen feiert ihren
125. Gründungstag

3. Dezember 1958

Katharina Allmacher, die älteste
Lintorferin, wird 100 Jahre alt

2. Juli 1959

Der neue Sportplatz an der Jahn-
straße wird durch Bürgermeister
Windisch eingeweiht

M. B.

**Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH
einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.**

Beginn: 19.30 Uhr · Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

Bei der Jubiläumsveranstaltung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ am Sonntag, dem 17. September 2000, im Museum der Stadt Ratingen hielt **Professor Dr. Kurt Düwell** von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf den Festvortrag über das Thema:

Geschichts- und Heimatvereine im Rheinland nach 1945

Sehr verehrter Herr Bürgermeister, verehrter Herr Buer, sehr geehrte Damen und Herren,

es ist mir eine Freude und Ehre, hier auf der Jubiläumsfeier des Vereins Lintorfer Heimatfreunde zum fünfzigjährigen Bestehen über die Geschichte der Heimatvereine im Rheinland sprechen zu dürfen. Ich habe diese Einladung sehr gern angenommen, weil mir

auf die Welt kam, ganz besonders schätze. Diese Gründe werden Ihnen sicher glaubwürdig erscheinen, Gründe, warum ich der Einladung so gern gefolgt bin. Vielleicht ließe sich darüber auch nach dem Festakt noch einiges Fröhliche und Bedenkenswerte erzählen.

Mein Thema hier sind die Geschichts- und Heimatvereine im Rheinland, insbesondere nach

„Regionalismusphänomen“, wie es Hermann Lübke formuliert hat, als „mentale Absicherung“ des Menschen gegenüber den desorientierenden „Zumutungen“ der Moderne zu verstehen¹⁾. Regionales oder lokales historisches Bewußtsein wurde so z.T. als Kompensationsfunktion gegenüber dem Emanzipationsprozeß der Moderne empfunden und diente als empirische Grundkonstante menschlicher Identitätsbildung, die den z.T. anonymen Mächten der Industrialisierung, der Urbanisierung und der nationalen Großstaatskräfte zur Seite gestellt wurde. Mit anderen Worten: der Nationalstaat verwies auf die regionalen Traditionen, die er z.T. in seinen Dienst am größeren Ganzen stellte. Region wurde so als „Nation im Kleinen“ gesehen, und der lokale Punkt, der „Ort“, auch der Ortsteil, konnten in dieser Analogie als Heimat von konkreter Verortung gesehen werden²⁾. Das war z.T. eine soziale Konstruktion, die sich auf einen bestimmten geographischen Raum bezog, in dem sich Traditio-



Professor Dr. Kurt Düwell von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf bei seinem Festvortrag zum 50jährigen Bestehen des Vereins Lintorfer Heimatfreunde

Ratingen und insbesondere Lintorf sehr lieb geworden sind: einmal, weil meine Mutter, eine geborene Rückels, von hier stammt, zweitens, weil einer meiner Schullehrer in Düsseldorf, der Französischlehrer Theo Volmert, aus Lintorf war, nach dem Sie hier den schönen Waldweg am Dickelsbach benannt haben und über den (nicht über den Waldweg, sondern über Theo Volmert) sehr viel Erinnerungswürdiges und z.T. Lustiges aus der Schule zu plaudern wäre, und drittens, weil ich den gebürtigen Lintorfer Johann Peter Melchior, den großartigen Porzellan-Modellmeister in den Manufakturen von Höchst, Frankenthal und Nymphenburg, der 1742 in Lintorf

dem Zweiten Weltkrieg. Einige kurze Bemerkungen über die Zeit davor seien aber zunächst gestattet. Denn die Wurzeln dieser Vereine liegen ja im 19. Jahrhundert, z.T. sogar noch davor. Wie kürzlich noch Georg Kunz in seinem interessanten Buch „Verortete Geschichte. Über das regionale Geschichtsbewußtsein in den Deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts“ dargestellt hat, bedeutete das regionale und lokale Geschichtsinteresse im 19. Jahrhundert auch den Versuch, neben den Kräften der Industrialisierung und der Gründung des übergreifenden Nationalstaats die Region als eine Art „Nation im Kleinen“ zu interpretieren und dieses

- 1) Georg Kunz, Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den Deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 19f. (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 138), S. 19-24. Vgl. auch Hermann Lübke, Das Recht, anders zu bleiben. Zur Philosophie des Regionalismus. In: G.-K. Kaltenbrunner (Hg.), Lob des Kleinstaates. Vom Sinn überschaubarer Lebensräume, München 1979, S. 38-50.
- 2) Heinz Gollwitzer, Der kulturgeschichtliche Ort der Heimatbewegung gestern und heute in: Westfälische Forschungen, Bd. 27, 1975, S. 12-21. Vgl. auch Detlev Briesen und R. Gans, Das Siegerland zwischen ländlicher Beschränkung und nationaler Entgrenzung. Enge und Weite als Elemente regionaler Identität, in: R. Lindner (Hg.), Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt a.M. 1994, S. 64-90.

nen gebildet hatten oder neu bilden sollten. Dieses Moment eines Konstrukts sollte nicht übersehen werden.

Georg Kunz hat diese These für verschiedene Landschaften und Regionen in Deutschland vor allem für das 19. Jahrhundert untersucht. Es sind vor allem die Geschichtsvereine im engeren Sinne, die er am Beispiel des Historischen Vereins für Oberfranken in Bayreuth, des Historischen Vereins zu Bamberg, des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg, des für uns hier wichtigen Bergischen Geschichtsvereins und der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte darstellt und erörtert. Dabei sind geographisch und historisch betrachtet vier Ebenen zu unterscheiden: 1) Lokalvereine, wie wir sie z. B. beim Verein Lintorfer Heimatfreunde oder beim Verein Bilker Heimatfreunde in Düsseldorf oder auch anderen Stadtteilvereinen in Düsseldorf, Köln usw. vor uns haben; 2) Territorialvereine, die sich auf ein gegenwärtiges oder ein einst bestehendes Herrschafts- oder Staatsterritorium beziehen können, z.B. der Bergische Geschichtsverein; 3) Regionalvereine, die sich nicht an einem klar definierten Herrschaftsterritorium, sondern an einer Geschichts- oder Kulturlandschaft wie z.B. dem Rheinland oder Westfalen oder Hessen als Großregionen orientieren und 4) Geschichtsvereine als überregionale Zusammenschlüsse von Einzelvereinen wie z.B. dem „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“³⁾. Dieser hat als überregionaler Zusammenschluß mit der Gründung des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz sowie mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Blätter für deutsche Landesgeschichte“ wichtige Impulse gegeben. Allen diesen Vereinen ist gemeinsam, daß sie neben oder ergänzend zur universitären Geschichtswissenschaft tätig sind und eigene Korrespondenz- und Netzwerke, Vereinszeitschriften und andere Veröffentlichungen oder Vortragsreihen, aber auch festliche Geselligkeit unterhalten und pflegen.

Uns interessiert hier besonders der erste Vereinstyp, der Lokalverein, der nicht immer ausschließlich historisch orientiert sein muß, sondern auch andere Interessen artikulieren kann. Nehmen wir unseren engeren rheinischen Bereich, so war die ältere Form unter den Bezeichnungen für solche historisch orientierten, aber auch der Gegenwart und ihren Interessen zugewandten Vereine der „Bürgerverein“. Die jüngere Bezeichnung ist seit den 1920er Jahren der Heimatverein, z.T. auch unter der Bezeichnung Heimat- und Bürgerverein.

Man kann es in Düsseldorf deutlich sehen. Der erste Bürgerverein unter den heute noch in Düsseldorf existierenden ist der Oberbilker Bürgerverein von 1894. Es waren oft gemeinsame Interessen, die solche Bürgervereine zusammenführten. Das waren meist keine politischen Interessen mehr wie 1848, ja diese hätten sogar das Mißtrauen der polizeilichen Kontrolle hervorgerufen. Im Falle des Oberbilker Bürgervereins war es das Projekt „Volksgarten“, das schon 1891, noch vor der Vereinsgründung selbst, realisiert werden konnte und zur Ausbildung eines Oberbilker Gemeinschaftsgefühls führte, ein Gefühl, das dieser neue industrielle Stadtteil Düsseldorfs damals entwickelte. Freilich lag der Volksgarten für das damalige Oberbilk etwas randständig und war zudem durch die Eisenbahn abgetrennt, so daß die Versorgung des Stadtteils mit Grünanlagen weiterhin vom Oberbilker Bürgerverein angemahnt wurde⁴⁾. Das Bürgertum nahm vor allem am Ausbau Düsseldorfs als Gartenstadt Anteil. Schon 1886 war ein „Verschönerungsverein“ gegründet worden, der sich u.a. auch für die Anlage des Ostparks in Grafenberg ausgesprochen hatte. Dieses Interesse des Bürgervereins an der Ausgestaltung der Gartenstadt Düsseldorf, die nicht nur im Kern der Stadt, am Hofgarten, sondern auch in den neuen Randbezirken zu einer grünen Stadt werden sollte, hat sich gerade im Falle Grafenbergs besonders deutlich gezeigt. Es führte, nachdem die Stadt 1897 den Grafenberger Wald erworben hatte, einige Jahre später 1903 zur Gründung des Bürgervereins Grafenberg. Auch hier waren z.T. bürger-

liche Interessen im Spiel. Stellten im Falle Oberbils die Hoffnungen auf bessere Ausstattung mit Grünanlagen und auf einen südlichen Zugang zum Düsseldorfer Hauptbahnhof alte Wünsche dar, die der Bürgerverein immer wieder vorbrachte, so ging es bei der Gründung des Grafenberger Bürgervereins von 1903 um Beschwerden gegen die Eisenbahnlinie nach Ratingen. Die Grundstücksbesitzer der sogenannten Wokerschen Villenkolonie, zwischen Gutenbergstraße, Graf-Recke- und Simrockstraße, nahmen Anstoß am Lärm und Qualm dieser Güterzugstrecke, die ganz in der Nähe den Staufenberg durchschneidet und beide Teile Grafenbergs voneinander trennte. Sie wünschten, daß diese Strecke tiefer gelegt und eine bessere Verbindung geschaffen werden sollte. Es hat dann aber siebzig Jahre gedauert, bis der Bürgerverein Düsseldorf-Grafenberg die Tieferlegung der Eisenbahnstrecke am Staufenberg erreichte, und im Falle des Oberbilker Bürgervereins hat es von seiner ersten Forderung nach einem südlichen Zugang zum Hauptbahnhof mehr als achtzig Jahre gedauert, bis im Zuge des Düsseldorfer U-Bahn-Baues dieser berechtigte Wunsch nach direktem Zugang zum Hauptbahnhof erfüllt werden konnte. Denn bis dahin lag das Oberbilker Stahlwerk wie ein Riegel vor dem südlichen Ende des Hauptbahnhofs. Es ging also oft auch um konkrete Interessen der Bürger als Anlieger und Investoren.

Blickt man auf diese ältere Geschichte der Heimat- und Bürgervereine im Rheinland, so fällt auf, daß zunächst die Bezeichnung Bürgerverein bis zum Ende des Ersten Weltkriegs noch die übliche war. Aber diese Bezeichnung brachte auch einen Anspruch zum Ausdruck: der Anspruch bestand in der monarchischen Zeit in der

3) Vgl. Georg Kunz, Verortete Geschichte, S. 26, nach: Konrad Marwinski, Thüringische Geschichtsvereine vor 1871. Ein Beitrag zur Funktionsbestimmung der bürgerlichen deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im 19. Jahrhundert, Diss. (masch.) Leipzig 1975, S. 205 f.

4) Oberbilker Bürgerverein, Festschrift zum 100jährigen Bestehen (Beitrag von Klaus-Jürgen Christen), S. 17.

bürgerlichen Ablehnung einer bloßen Existenz als Untertan. Die Obrigkeit hörte aber den Anspruch der Bürger auf Teilhabe an den öffentlichen Angelegenheiten nicht sonderlich gern. Das in Anlehnung an die Preußische Verfassung von 1850 bewilligte Versammlungsrecht der Bürger wurde von der Obrigkeit sehr restriktiv gehandhabt. Die Tagesordnungen zu den Vereinsversammlungen mußten jeweils von der Polizei genehmigt werden, und diese benötigte für die Bearbeitung der Anfrage im allgemeinen sechs Wochen. Man kann heute wohl kaum noch nachvollziehen, daß damals allein schon der Name „Bürger-Verein“ in Preußen nicht sonderlich genehm war. Und es ist kein Zufall, daß oft andere Namen gewählt wurden, wie der Düsseldorfer Verschönerungsverein von 1886 zeigt, der die Bezeichnung Bürger ganz vermied. Dies galt auch noch für den 1904 in Düsseldorf gegründeten „Verkehrs- und Verschönerungs-Verein für den linksrheinischen Teil der Stadt“. Hier handelte es sich um Zwecke, die bei der Obrigkeit politisch in keinem Verdacht standen. So auch der 1906 gegründete Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz.⁵⁾

Allmählich aber verlor sich um 1910 der Vorbehalt der preußischen Obrigkeit gegen Bürgervereine. Schon im Mai 1908 zeigte sich, daß die Gründung der „Bürgervereinigung Gerresheim“ in Düsseldorf sehr willkommen war, weil sie sich mit Erfolg für eine Eingemeindung Gerresheims in die aufstrebende Industriemetropole aussprach. Und in Unterrath wurde 1909 ebenfalls ein Bürgerverein gegründet, der die Eingemeindung nach Düsseldorf unterstützte. Der Erste Weltkrieg hat diese Entfaltung der Bürgervereine zunächst gebremst. Es ist dann aber nach dem Krieg noch zu weiteren Gründungen von Bürgervereinen in Flingern (1927), Itter und Urdenbach (beide 1928) gekommen, letztere wiederum im Zusammenhang mit Eingemeindungen. Auf diese interessanten Zusammenhänge kann hier allerdings leider nicht näher eingegangen werden, deutlich wird aber, daß diese Bürgervereine im Unterschied zu den reinen Geschichtsvereinen z. T. stärker

die Gegenwartsinteressen der bürgerlichen Gemeinschaft artikulierten.

Wichtig scheint mir auch die Beobachtung, daß nach dem Ersten Weltkrieg auch im Rheinland erstmals ein ganz neuer Vereinsname auftrat, die Bezeichnung Heimatverein. Die Ansätze liegen schon zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Zuge der sogenannten Heimat- und Heimstättenbewegung nach 1918⁶⁾ kam es in Düsseldorf schon 1920 zur Gründung des Heimatvereins „Alde Düsseldorfer“. Und in diesem Zusammenhang ist auch der „Heimabund Alt-Düsseldorf“ von 1922 zu erwähnen, eine Ortsgruppe des Rheinischen Heimatbundes⁷⁾. Auch der Rater HV von 1925 gehört hierher. Bemerkenswert ist auch, daß es trotz der nationalsozialistischen Gleichschaltung des Vereinswesens nach 1933 noch im Jahre 1937 zur Gründung des Heimat- und Bürgervereins Lohausen kam. Diese Gründung ging von dem in Lohausen lebenden Schriftsteller Rudi vom Endt aus. Und auch hier waren es wieder handfeste Interessen dieses Grundstückbesitzers vom Endt, der einen städtischen Bebauungsplan ablehnte und einen Kreis gleichgesinnter Nachbarn um sich scharte. Aber das war nicht typisch für die nationalsozialistische Zeit, in der das ganze rheinische Vereinswesen weitgehend „gleichgeschaltet“ wurde.

Es war daher nach 1945, oder besser gesagt: nach der Überwindung der größten materiellen Nachkriegsnot, verständlich, daß man sich im rheinischen Vereinswesen allmählich wieder auf die Wurzeln und Traditionen besann und die Organisation unter Abwendung von der NS-Gleichschaltung neu konsolidierte. Dieser Neuanfang, der sich um das Jahr 1948 datieren läßt, führte nun zu einer Welle von Vereinsgründungen⁸⁾. Dabei hat sich der Name Heimatverein gegenüber der Bezeichnung Bürgerverein allmählich durchgesetzt, zunächst oft noch unter der Doppelbezeichnung Heimat- und Bürgerverein, so z.B. bei dem 1948 gegründeten Heimat- und Bürgerverein Kaiserswerth. Daneben finden wir in Düsseldorf-Mitte, ebenfalls im Jahr 1948 auch die Gründung der Altstädter Bür-

gergesellschaft, die nochmals im Namen den alten Vereinstyp repräsentierte, vielleicht auch in Erinnerung an die bürgerlichen Revolutionsversuche von vor damals 100 Jahren. Und die Doppelbezeichnung Bürger- und Heimatverein findet sich in Düsseldorf-Gerresheim auch noch einmal 1950 bei dem dort gegründeten Bürger- und Heimatverein. (Er feiert in diesem Monat übrigens zeitgleich mit dem Verein Lintorfer Heimatfreunde sein fünfzigjähriges Bestehen.) Aber unter den dann schnell folgenden Neugründungen der 1950er Jahre findet sich überwiegend der Name Heimatverein:

1951 zwar noch Bürgerverein Heerd-Handweiser, aber dann

1951 Heimatverein „Bilker Heimatfreunde“,

1951 Heimatverein „Oberkassel“,

1952 Heimatverein Gerresheimer „Mädchen“, aber erst

1953 Heimatverein Gerresheimer „Jonges“,

1953 Heimatverein Werstener „Jonges“, dann aber auch nochmals

5) Vgl. Erhalten und gestalten. 75 Jahre Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz. Neuss 1981 (= Jahrbuch des Vereins, Bd. 1981).

6) Vgl. Weimarer Verfassung, Artikel 10 und Artikel 155 und Georg Kunz, Verortete Geschichte, S. 71f. Schon 1906 war der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz unter der Bezeichnung „...für Denkmalpflege und Heimatschutz“ gegründet worden. Ebenfalls 1906 ist auch im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“ gegründet worden, die u.a. auch das „Handbuch der Heimaterziehung“ herausgab (Verlag Gebr. Bornträger, Berlin). 1923 wurde ihr die „Studiengesellschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ angegliedert. Vgl. Handbuch über den Preußischen Staat, hg. v. Preußischen Staatsministerium für das Jahr 1927, 133. Jg., Berlin 1927, S. 228.

7) Vgl. Peter Hüttenberger, Die Industrie- und Verwaltungsstadt (20. Jahrhundert), in: Hugo Weidenhaupt, Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Bd. 3, Düsseldorf 1989, S. 407.

8) Das Düsseldorfer Vereinswesen nach 1945 behandelt ausführlich Frank Wintgens, „Mit der Vergangenheit leben.“ Feste und Feiern in Düsseldorf 1945 bis 1955, Düsseldorf, 1996.

1953 Bürgerverein Heerdt und

1954 Bürgerverein
Düsseldorf- Lörick,
aber dann schon wieder

1956 Heimatverein
„Derendorfer Jonges“ und

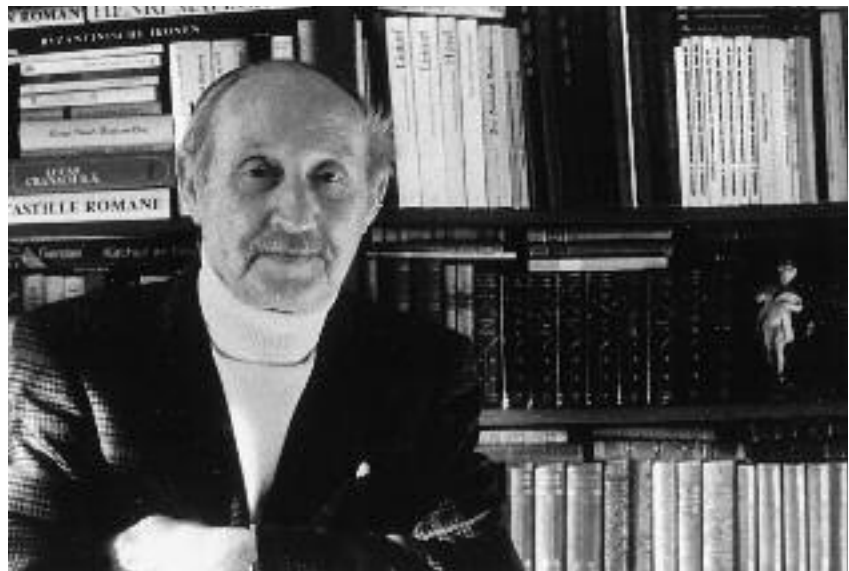
1957 Heimatverein „Ratinger
Jonges“.

Das waren für den Zeitraum von 1948 bis 1957 insgesamt 13 Vereinsneugründungen. Es scheint, daß damit in der Stadt zunächst einmal der Nachhol- und, wenn man es nach den Erfahrungen mit der NS-Gleichschaltung einmal so nennen kann, auch der „Korrektur“-Bedarf nach der NS-Zeit gedeckt war. In diese dichte Gründungswelle neuer Vereine, die den Namen Heimatverein sehr bewußt gewählt haben, gehört auch die Gründung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde im Jahre 1950, derer wir heute festlich gedenken können. Für die Gemeinde Lintorf, die nach der Auflösung des „DP“-Lagers an der Rehhecke⁹⁾ und einer ersten wirtschaftlichen Stabilisierung wieder zu einer Neuordnung fand, war diese Vereinsgründung 1950 in der Lintorfer Gaststätte Holtschneider zugleich auch der Versuch, neben allen Gegenwartsproblemen und -interessen sich auch wieder auf die bessere Vergangenheit zu besinnen. Einen Reflex dieses Wunsches stellt auch heute noch der Paragraph 3 der Vereinssatzung dar. Dort heißt es: „Der Verein sammelt Urkunden, Geräte, Münzen, Siegel und sonstige Gegenstände, die örtliches oder allgemeines Interesse haben. Durch Mitarbeiter erforscht er Chroniken, Archive und Bibliotheken und veröffentlicht in unregelmäßigen Abständen die Ergebnisse in der vom Verein herausgegebenen Heimatzeitschrift 'Die Quecke'. Der Verein bemüht sich um den Schutz der Heimatlandschaft sowie die Erhaltung charakteristischer Bauten. Der Verein führt heimatkundliche Wanderungen sowie Studienfahrten durch und pflegt den Gedankenaustausch unter den Mitgliedern.“¹⁰⁾ Man kann sagen, daß diese Zwecksetzungen bisher weitgehend erfüllt worden sind, ja daß „Die Quecke“ nicht nur „in unregelmäßigen Abständen“, sondern in immer erstaunlich fester Folge erschienen ist. Und die Geschich-

te der Studienfahrten des VLH stellt ein besonders erfolgreiches Kapitel dar.

Von den Aufgaben, die sich der VLH gesetzt hat, ist dieses von Theo Volmert 1950 begründete Jahrbuch „Die Quecke“ mit dem heutigen Untertitel „Ratinger und Angerländer Heimatblätter“, das von Herrn Manfred Buer in einem typographisch und vom Layout her sehr ansprechenden Großformat herausgegeben wird, eine überaus reiche Fundgrube der Heimatgeschichte. Diese Zeitschrift hat selbst inzwischen eine eindrucksvolle Tradition begründet. Was die Namengebung der Zeitschrift betrifft, so gewann ihr Herausgeber Theo Volmert der Quecke, diesem „Endlosbandwurm“ des Erdreichs und Plage des Landmanns, eine hintergründige, um nicht zu sagen tief- und

und seiner Bedeutung nicht zu schämen braucht. Queck oder quick bedeutet soviel wie lebendig, lebensfrisch, regsam; die Quecke ist die lebendige, die unausrottbare Pflanze, und der kluge und erfahrene Mann, der eines Tages feststellen mußte, daß Unkraut nicht vergeht, wird ohne Zweifel gerade an unsere Quecke gedacht haben.“¹¹⁾ Sieht man die Lintorfer Gründung des Vereins von 1950 noch einmal auf ihre Namengebung „Heimatfreunde“ an und vergleicht sie mit den benachbarten Vorgängen in Düsseldorf, so fällt auf, daß sich ein Jahr später, 1951, in der Landeshauptstadt auch die „Bilker Heimatfreunde“ denselben Namen gegeben haben. Vielleicht sollte man einmal die Frage prüfen, ob Theo Volmert, der in Düsseldorf an derselben Schule unterrichtete wie der Bilker Pastor Theodor Zeyen von der



Theo Volmert (1903–1991) vor seinem Bücherschrank

„untergründige“ Bedeutung ab. Sein „Lob der Quecke“ im ersten Heft der Zeitschrift von 1950 lautete: „Sie, die Quecke, um nur etwas zu ihrer Verteidigung anzuführen, ist in ihrer Bodenständigkeit und ihrer tiefen Verwurzelung gar kaum zu übertreffen, und so darf ihr nachgerühmt werden, daß sie mit Lintorf, der alten 'Streusandbüchse des Angerlandes', gut und vortrefflich gediehen ist. Sie gehört zu uns, sie ist nicht abzuschütteln. Man kann es darum begreifen, daß die Quecke für Lintorf so eine Art Symbol wurde. Dabei besitzt diese Pflanze einen Namen, der sich wegen seines Alters

Pfarr St. Suitbertus, und beide kannten sich sehr gut, mit Zeyen über die Lintorfer Gründung ge-

9) Dieses Lager der Internationalen Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen (IRO) ging im April 1950, nachdem die junge Bundesrepublik Deutschland dieser Organisation beigetreten war, in deutsche Leitung über. Vgl. Die Quecke Nr. 1 und 2 vom Dezember 1950, S. 13.

10) Satzung des VLH, Fassung vom 17. November 1979, eingetragen ins Vereinsregister Ratingen Nr. 468, 18. August 1980, d. h. nach der Gebietsreform von 1975.

11) Die Quecke, Nr. 1 u. 2, Dezember 1950, S. 1.

sprochen und auf diesem Wege die Lintorfer Namensgebung auch auf die Gründung des „Heimatvereins Bilker Heimatfreunde“ eingewirkt hat. Die fast identische Vereinsbezeichnung „Heimatfreunde“ findet sich sonst in Düsseldorf um diese Zeit nicht.

In den 1960er und 1970er Jahren kam es aber in Düsseldorf und seinem Umkreis noch zu einigen weiteren Ergänzungen:

1964 die Bürger- und Interessengemeinschaft Garath („BIG“), die aus den Wünschen von Eigenheimbewohnern entstanden war, die sich im Gefolge des ersten Bauabschnitts eines großen neuen Wohngebiets in diesem neu erworbenen Stadtteil ergeben hatten;

1969 die Mundart-Freunde Düsseldorf,

1971 auf der Düsseldorf gegenüberliegenden Rheinseite der Heimatkreis Lank, Verein für Heimatkunde und Geschichte des ehemaligen Amtes Lank,

1972 der Angermunder Kulturkreis,

1978 der Heimat- und Kulturkreis Wittlaer

1978 der Heimatverein „Düsseldorfer Weiter“

1982 der Heimatverein „Ratinger Weiter“.

Dies waren hier nur einige ausgewählte Daten, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben sollen. Die Frage, die sich für diese Phase stellt, ist, wie hat sich eigentlich die Gebietsreform des Landes Nordrhein-Westfalen von 1975 mit ihren vergrößerten Stadt- und Landkreisen auf das Vereinsleben und das Heimatbewußtsein in den rheinischen Städten und Gemeinden ausgewirkt? Es fällt auf, daß das Identitätsbewußtsein in den Städten und Gemeinden sich größtenteils noch viele Jahre in den alten Einheiten der Stadtviertel der kreisfreien Städte bzw. der alten Gemeinden gebildet hat. Das Gemeinschaftsbewußtsein ist primär in der alten Einheit verwurzelt, sekundär sieht es sich aber auch mit der neuen, der größeren Einheit verbunden. Man sieht sich zugleich, manchmal auch zuerst mit dem Stadtteil verbunden, ist Oberkasseler, Werstener, Oberbil-

ker, Derendorfer usw. und daneben, manchmal auch danach erst, Düsseldorf, so wie man hier zuerst als Lintorfer empfindet und sich danach erst als „Ratinger“ fühlt. Vielleicht ist diese Einstellung aber auch im Wandel begriffen. Für die Kreisstädte ist das Beispiel und Verhältnis Ratingen zu Lintorf sehr aufschlußreich. Der Verein Lintorfer Heimatfreunde hat das in Paragraph 1 seiner Satzung klar geregelt. Es heißt da: „Der Verein führt den Namen ‘VLH-Verein Lintorfer Heimatfreunde’. Er hat seinen Sitz in Ratingen.“¹²⁾

Die Ausgestaltung des Verhältnisses des neuen kreisstädtischen Verwaltungszentrums und der früheren Einzelgemeinde von vor der Gebietsreform hat sich im Rheinland in unterschiedlicher Weise entwickelt. Man könnte es vielleicht auch vergleichen mit der Einstellung der Menschen zum Land Nordrhein-Westfalen: man fühlt sich zuerst als Rheinländer oder Westfale oder Lipper und dann als Angehöriger des Gesamtlandes. So sind vielleicht bisher im Kreis Mettmann Ratingen und Erkrath als Kreisstädte noch nicht so eng mit den ehemals selbständigen Gemeinden wie Lintorf bzw. Hochdahl oder Unterfeldhaus verwachsen. Ganz ähnliches ließe sich für die 1975 zum neuen Erftkreis zusammengeschlossenen Kreisstädte und Gemeinden sagen, wo das Identitätsgefühl der Menschen immer noch sehr stark durch das alte Stadt- und Gemeindebewußtsein geprägt geblieben ist und sich erst allmählich auf die neuen Strukturen umstellen muß.¹³⁾ In einer benachbarten Großstadt wie Düsseldorf als Stadtkreis haben sich nach 1975 in den neu eingerichteten 10 Stadtbezirken auch kulturelle Arbeitskreise gebildet, die helfen, die verschiedenen Schützen-, Gesang- und Heimatvereine in ihren Initiativen zu koordinieren. Dabei sind die jeweils durch die Gebietsreform hinzugekommenen Teile mit ihren Vereinen einbezogen. So gehören z.B. dem 1978 gegründeten Arbeitskreis Kultur im Stadtbezirk 8 (Eller) sowohl die Vereine in Vennhausen und Tannenhof als auch die des neuen Stadtteils Unterbach an. Diese Arbeitskreise in den Stadtbezirken können zu einer Aktivierung des Vereinslebens beitragen. Das

könnte als Möglichkeit auch für den Ratinger-Angerländer-Lintorfer Raum von Interesse sein. Aber gleichzeitig bestehen ja die alten Aufgaben der Vereine weiter. Die neuen Aufgaben beanspruchen daher eigentlich zusätzliche Kräfte.

Betrachtet man die Entwicklung von Bürger- und Heimatvereinen nach 1945 im Rheinland, so ist ihre Arbeit nicht nur auf die Geschichte der engeren Heimat, auf die Pflege ihres Brauchtums, auf die Hege der Mundart und die Förderung der Erforschung der Heimatgeschichte im engeren Umkreis gerichtet, sondern oft auch auf die Darstellung der weiteren Verbindungen der Heimat mit anderen Teilen der Welt bezogen. Dazu gehört vor allem die Geschichte der Auswanderung nach Übersee und die Zusammenarbeit mit Partnerstädten und -gemeinden, die z.T. in Übersee, vor allem aber in Europa und nicht zuletzt auch in Ostdeutschland liegen. Wenn z.B. die Stadt Krefeld die Geschichte der ersten deutschen Auswanderer, die von dort 1683 nach Nordamerika gingen, und die Auswirkungen dieser Wanderung bis heute zu dokumentieren sucht, wenn der Heimatkreis Lank gerade in diesem Jahr in seiner interessanten Schriftenreihe „Im Rheinbogen“ die „Briefe aus Missouri“ eines „rheinischen Kundenschafters“, wie er sich nennt, von 1834 bis 1836 herausgegeben hat, der die Möglichkeiten einer Auswanderung vom Rheinland in die USA prüfen wollte, so sind dies auch wissenschaftlich verdienstvolle Aktivitäten, denen man viele erfolgreiche Nachfolger wünschen möchte, denn solche Dokumente liegen hier und da noch unveröffentlicht vor.¹⁴⁾

12) Satzung des VLH, wie vorige Anmerkung.

13) Hierzu erscheint in Kürze die Kölner Dissertation von Herbert W. Heermann über kommunale Identitäten und Gebietsreform am Beispiel des Erftkreises.

14) Briefe aus Missouri. Letters from Missouri 1834-1836, Meerbusch 2000 (= Im Rheinbogen, Schriftenreihe des Heimatvereins Lank, Bd. 9). Neben dieser Reihe wären hier auch die vom Heimatkreis Lank herausgegebenen Heimatblätter „Länkter Bott“ in bisher 7 Mappen zu erwähnen.

Hierher gehören auch die oft von den Heimatvereinen engagiert mit getragenen Städte- und Gemeindepartnerschaften. Dabei ist es naheliegend, daß große Städte wie Bonn, Düsseldorf, Duisburg, Essen und Köln oder auch die anderen Großstädte im Rheinland vielfältige Partnerschaften zu ausländischen Städten unterhalten. Wenn aber eine Kreisstadt wie Ratingen gleich sechs solcher Partnerschaften (nämlich die mit Maubeuge in Frankreich, mit Blyth Valley in England, mit Vermillion in Süd-Dakota, mit Kokkola in Finnland, mit Gagarin in Rußland und nicht zuletzt mit Beelitz im Süden Berlins) unterhält, so ist das zweifellos eine besonders eindrucksvolle Leistung. Denn alle diese Partnerschaften, die jeweils ganz unterschiedliche Zuwendungen erfordern, müssen sehr sorgfältig gepflegt werden. Auch wenn hierzu in vielen Gemeinden, soweit es sich um Partnerschaften mit Städten und Gemeinden in Übersee handelt, das vor einigen Jahren in Bonn gegründete „Zentrum für Kommunale Entwicklungszusammenarbeit“ gute Hinweise und Ratschläge, weniger allerdings Geld, geben kann, so müssen doch der größte Teil der Arbeit und

die Beschaffung der notwendigen Mittel von den Partnergemeinden selbst geleistet werden. Diese Aktivitäten der Geschichts-, Bürger- und Heimatvereine mit ihren Tausenden ehrenamtlicher Helfer verdienen daher besondere Anerkennung und werden wahrscheinlich in einigen Jahren einmal von Historikerinnen und Historikern genauer beschrieben werden. Das sollte natürlich auch für die Leistungen der Städte und Gemeinden sowie der Vereine gelten, die in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Einladungsprogrammen erbracht worden sind, die sich an ehemalige jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger gerichtet haben, deren Besuche inzwischen an manchen Orten wie z.B. für Bonn und Düsseldorf dokumentiert worden sind.

In all diese Aktivitäten waren die Vereine meist mit eingebunden, wenn sie sie nicht sogar selbst in Gang gebracht hatten. Auch hier wäre, was die Gemeindepartnerschaften betrifft, noch einmal an den Verein Lintorfer Heimatfreunde und seinen „Pionier“ Theo Volmert zu erinnern, der das Partnerschafts-, Austauschs- und Besuchsprogramm mit Hazebrouck

und Maubeuge schon vor vielen Jahren in Lintorf gestartet hat und zwar zu einer Zeit, als die Strukturprobleme dieser nordwestfranzösischen Industriegemeinden denen in den Lintorf benachbarten Orten Huckingen und Großenbaum sehr ähnlich waren.

Zusammenfassend kann man vielleicht folgendes sagen: Wahrscheinlich wären unsere Städte und Gemeinden, nicht nur im Rheinland, längst nicht mehr allein in der Lage, ihre vielfältigen Aufgaben in der Geschichts-, der Heimat- und Brauchtumspflege sowie bei den nachhaltigen partnerschaftlichen Kontakten mit europäischen und mit Überseepartnern zu erfüllen, wenn ihnen nicht die lokalen und regionalen Vereine eine bewährte Hilfe zur Verfügung stellten. Ich möchte daher damit schließen, daß ich dem Verein Lintorfer Heimatfreunde in Ratingen zum 50jährigen Bestehen schönstens gratuliere und ihm von Herzen wünsche, daß er in den nächsten fünfundzwanzig Jahren seine Aktivitäten mit Erfolg fortsetzen möge. Die Quecke macht es Ihnen vor. Ad multos felicesque annos!



Korb Raumausstattung & Malerbetrieb

*Gardinen Stoffe Tapeten Farben Bodenbeläge
Lamellenanlagen Rollos Markisen
Durchführung sämtlicher Maler- und Tapezierarbeiten
Aufarbeiten und Anfertigen von Polstermöbeln*



**Konrad-Adenauer-Platz 15
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon: (021 02) 3 18 17
Telefax: (021 02) 89 34 69**

**Luegallee 9
40545 D-Oberkassel
Telefon: (02 11) 55 787 11
Telefax: (02 11) 55 787 11**

**Birkenstraße 97
40233 D-Flingern
Telefon: (02 11) 66 29 16
Telefax: (02 11) 66 12 49**

Einige Gedanken zum heutigen Wert der Lokalgeschichte

„Geschichte ist das Arsenal unserer Erfahrungen.“ Eugen Kogon

So wie die Geschichte selbst ein Kreislauf sich immer wieder verändernder Zustände und Tatsachen ist, so stellt auch die 50jährige Vereinsgeschichte der Lintorfer Heimatfreunde eine kontinuierliche Veränderung und Weiterentwicklung dar: und eben das zeugt von der Lebendigkeit eines Vereines. Doch wie sieht es mit den Inhalten und Zielen eines Heimatvereines im Jahre 2000 und darüber hinaus aus?

Wie es uns heute oftmals erscheint, verlieren die Menschen an Traditionsbewusstsein, gehen Werte verloren, schwinden Interesse an Heimat und Kultur, an Lokalgeschichte und deren Wirkung auf die Gegenwart. Wie oft hört man ein schwermütiges Schwärmen „von der guten alten Zeit“, in der sich die Leute noch für die Vergangenheit interessiert haben.

Der Lintorfer Heimatverein ist lebendiger Beweis für die Unwahrheiten, die in diesen wagemutigen Thesen stecken, denn: Werte verändern sich zwar und nehmen dabei durchaus andere Formen an – historisches Interesse hingegen wird immer Bestandteil menschlichen Denkens sein. Um die Frage nach dem Wohin beantworten zu können, müssen wir zunächst eine Antwort auf die Frage Woher gesucht haben. Und eben diese Suche nach den eigenen Wurzeln, nach der eigenen Herkunft ist Gegenstand der lokalen Geschichtsforschung; diese Suche ist hauptsächlichlicher Inhalt der Heimatvereine in unserem Land.

Ein wenig erklärend und rührselig erscheint uns heute die Sprache der Gründungsphase des Vereins im Jahre 1950. Zahllose Berichte in der Vereinsschrift „Quecke“ aus dieser Zeit würden heute nicht mehr in der Art geschrieben werden wie vor fünfzig Jahren, dafür hat sich historisches Bewusstsein zu stark geändert. Das Interesse der Lintorfer und auch der neu hin-

zugezogenen Bürger hat nicht abgenommen, eher ist es stark gereift: nüchterner und spezieller möchte man über die Vergangenheit seines Heimatdorfes informiert werden. Und diese wohlthuende Entwicklung macht die Arbeit des hiesigen Heimatvereins um so schwieriger, aber auch sehr viel anspruchsvoller. Und so konnten wir in den letzten Jahren bei den Lintorfer Heimatfreunden einen Weg zu einem modernen und aufgeschlossenen Verein erkennen. Der Weg ist das Ziel, also ist das Ziel längst erreicht: die Lintorfer präsentieren ihre Arbeit bereits seit zwei Jahren auf einer eigenen Internet-Seite, es gibt zahllose Exkursionen und interessante Themenabende, einen regen Austausch mit anderen Vereinen und viele interkulturelle Begegnungen, die die Toleranz der Vereinsmitglieder fordern und schließlich auch unter Beweis stellen. Hier bleibt vor allem die Freundschaft des Vereins zu dem deutsch-türkischen Künstler Yildirim Denizli, selbst natürlich auch treues Vereinsmitglied, zu erwähnen, die die Lintorfer schon oftmals um eine Erweiterung des eigenen Horizonts bereichert hat. Ein Beispiel, welches für viele andere steht. Auch die „Quecke“, in jedem Herbst sehnsüchtig, fast schon hungrig, von den Lintorfern erwartet, bietet mittlerweile viel mehr als ein abendliches Schmankerl mit alten Geschichten aus der Heimat. Sie ist zu einer wertvollen und qualitativ hochstehenden historischen Publikation geworden, zu einem faktenreichen und fundierten Einblick in die Regionalgeschichte. Sie liegt mittlerweile in den unterschiedlichsten Archiven, Bibliotheken und Universitäten des Umlandes als textliche Quelle aus. Verantwortlich für diese lobenswerte Steigerung sind nicht zuletzt die Beiträge qualifizierter Autoren: Historiker, Wissenschaftler, Lehrer – Lintorfer und Ratinger Bürgerinnen und Bürger, die sehr genau wissen, worüber sie schreiben. Bilanziert der Betrachter das Ge-

wicht dieses über 700 Mitglieder zählenden Vereins, so muss an der Notwendigkeit nicht gezweifelt und der Begriff „gemeinnützig“ überhaupt nicht hinterfragt werden.

Insgesamt hat also der Lintorfer Heimatverein die Behauptung, Heimatvereine seien ewiggestrig und altbacken, verschlossen und konservativ, letztendlich nie offen ertragen müssen. Er hat vielmehr den Sprung geschafft zu einer lokalhistorischen und kulturellen Institution in der Mitte der Bevölkerung stehend; er stellt ein Forum nicht nur für Geschichte und Brauchtum, sondern auch für Kunst und Kultur dar. Somit schafft es der Verein, die verschiedenen Interessen zu einem inhaltlichen Konsens seiner Mitglieder zu verbinden.

Eine weitere Überlegung gilt der Einschätzung der gerechten Rollenverteilung in der historischen Forschung. Wer über lokale Heimatvereine schmunzelnd hinwegsehen und sie fast als überflüssige Traditionalistenclubs abtun möchte, wird an seiner eigenen Arroganz scheitern. Die deutsche Geschichte hat sich schließlich nicht nur in Berlin unter dem Brandenburger Tor abgespielt. Geschichte ist mit einem tausendfachen Mosaik menschlicher Einzelschicksale vergleichbar. Sie fand überall statt, wo Menschen gelebt und gearbeitet, gehungert und gefroren, gelacht und getanzt haben – also auch im provinziellen Lintorf. Wer die Vergangenheit eines Landes erforschen möchte, muss auf die Einzelteile der Regionen und Gegenden zurückgreifen, sollte alle ihre Eigenarten und Besonderheiten in seinen Überlegungen berücksichtigen. Zu dieser „Geschichte im kleinen“, also der Mentalitäten- und Lokalforschung können, von Stadt- und Kreisarchiven einmal ganz abgesehen, nur die Heimatvereine befragt werden. Ihr überliefertes Wissen und ihre prallge-

füllten Vereinsarchive besitzen weitaus mehr an Wert als es bei der ersten oberflächlichen Betrachtung erscheinen mag. Manche Erkenntnisse im Leben ergeben sich einem hin und wieder nur im reinen Zufall: Dass Geschichte durchaus im Detail beginnt und diese Regionalgeschichte nicht zu ignorieren ist, wurde mir sehr deutlich, als ich in meinem ersten Studiensemester im Fach Geschichte an der Universität Bonn Theo Volmerts „Lintorf“-Buch vor

die Nase gelegt bekam. In einer Klausur galt es unter anderem, einen Buchtitel in korrekter Form zu zitieren. Der Professor verteilte die verschiedenen landeskundlichen Schriften und warf nun zufällig einem waschechten „Quiekefreher“ die Volmert-Chronik auf den Tisch. Schmunzelnd durfte ich schreiben: „Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde 1950 e.V.“ und ich wusste, dass die Geschichte unserer Waldgemeinde gar nicht so unbedeutend sein

kann, wie hämische Spötter behaupten könnten.

Wer nach fünfzig Jahren Vereinsgeschichte also die positive Bilanz einer Entwicklung ziehen darf und im Grunde niemals in einem Jetzt-Zustand erstarrte, der darf voller Stolz und Vorfreude auch auf die nächsten fünf Jahrzehnte blicken.

Bastian Fleermann

Highlights

ADMONT
BRAN
COTONAY PARIS
ESCADA
GIVENCHY
HABSBURG
DANIEL HECHTER
HOFFMANN
THERESA KÖNIG
LECOMTE
TRISTANO ONOFRI
PRINGLE
RED // GREEN
SCHNEIDERS
JOHN SMEDLEY
SPORTALM
WINDSOR
U.A. TOP-MARKEN

König
MODEHAUS

Ratingen-Lintorf
Speestraße 37
Telefon 0 21 02 / 3 57 50

Essen-Kettwig
Hauptstraße 109
Telefon 0 20 54 / 38 39

Kundenparkplatz



„Die Quecke” - 50 Jahre jung

„Jeder wohl, der in Lintorf seinen Garten und seinen Acker bestellen muß, weiß sein Liedlein auf die Quecke zu singen“. So beginnt der erste Artikel auf der Titelseite der Quecke Nr. 1/2 vom Dezember 1950, dazu ein Schwarz-Weiß-Foto, das eine winterliche Ansicht Lintorfs zeigt, und daneben, dem nahenden Weihnachtsfest gewidmet, ein Gedicht Friedrich von Spees: „Der Wind auf leeren Straßen/streckt aus die Flügel sein/streicht hin gar scharf ohn Maßen/zur Bethlems Krippen ein“.¹⁾

Bescheiden kommt sie daher, die erste Ausgabe der „Quecke“, eine Doppelnummer, die insgesamt 18 Seiten umfaßte, davon fünf Seiten Werbung. Sie ist in ihren Beiträgen informativ, manchmal humoristisch und durch die eingestreuten Gedichte nicht selten auch poetisch, eine Machart, die bis heute ein Erfolgsrezept geblieben ist. Ist die „Quecke“ heute zwar wesentlich umfangreicher - die Ausgabe 69/1999 hatte 240 Seiten - und haben Farbfotografie und Hochglanzpapier Einzug gefunden, so wechseln sich noch immer Beiträ-

ge zur Stadt- und Heimatgeschichte mit vielen anderen Geschehnissen des Kultur- und Vereinslebens ab, und Lyrik findet sich noch immer und lädt zur Lektüre ein.

Theo Volmert, der Schriftleiter, hatte zunächst beabsichtigt, die „Quecke“ vier Mal jährlich erscheinen zu lassen. Aufgrund begrenzter Kapazitäten und vor allem, was geeignete Autoren anbetraf, war dies jedoch unmöglich, und so gab es 1950 und in den Folgejahren, so wie auch bei der Erstausgabe, Doppelnummern, insgesamt zwei Hefte pro Jahr.

Einen großen Teil der Beiträge hat Theo Volmert selbst verfaßt: Artikel in der ersten Nummer waren: „Lintorf - der Versuch einer Namensdeutung“, und - unter seinem auch später noch oftmals angewandten, aber nicht einzigem Pseudonym Peter vom Frylingsrad - über das Alaunbergwerk “Zur guten Hoffnung”.

Was aber wäre die „Quecke“ gewesen ohne Hubert Perpéet und seine Druckerei, die für die technische Herstellung des Blattes verantwortlich war! Zum 35jährigen Bestehen des Betriebes im Jahr 1954 widmete Theo Volmert den Familien Steingen und Perpéet einen langen Beitrag unter der Überschrift „Der Bürgershof“, mit welchem beide verbunden waren, und würdigte Perpéets verlegerisches Engagement für seine Zeitschrift.²⁾

Hubert Perpéet hat jedoch, blättert man die „Quecken“ aufmerksam durch, auch eine Vielzahl von Artikeln verfaßt, gezeichnet mit H.P. Er war ein talentierter Autor, und zwar sowohl in hochdeutsch als auch in der Mundart - letzteres zeigt, um nur ein Beispiel zu nennen, die (Nach)Erzählung „De Lengtörper Sandhaas on dr Heckdaler“³⁾



Titelseite der „Quecke“ Nr. 1/2 vom Dezember 1950

- 1) Quecke Nr. 1 und 2, 1950, Titelblatt.
- 2) Quecke Nr. 20/21, 1954
- 3) Quecke Nr. 12, 1952

Für die erste Ausgabe der „Quecke“ hatte Hubert Perpéet einen Beitrag unter der Überschrift „Die Schlacht im Angermunder Dom“ geschrieben. Hier erzählt er auf amüsante Weise von den selbst erlebten Auseinandersetzungen zwischen den Lintorfer und Angermunder Kindern, die zugleich das „Dritte Reich“, seinen „Führer“ und den Krieg zum Gegenstand hat, ein Beispiel für den ernsten Gehalt mancher Artikel in der Zeitschrift, die auf den ersten Blick eine „schöngeistige Heimatzeitschrift“ zu sein schien. Hier eine kleine Leseprobe:

„Kein Lintorfer durfte sich in Angermund sehen lassen, ohne verprügelt zu werden. Den Angermundern ging es nicht besser. Hier waren nun die Lintorfer entschieden im Nachteil, mußten sie doch recht häufig nach Angermund des Bürgermeisteramtes wegen... Kein Wunder, wenn die Lintorfer Jungens danach lechzten, den Angermundern für Schmach und Ungemach einen gehörigen Denkmittel zu geben... Lange wurde in Lintorf nach einer geeigneten Führerpersönlichkeit gesucht. Es stellte sich leider heraus, daß ein ausgesprochener Führermangel herrschte. Der Schmitze Duhres, der als der stärkste der Schule wohl als Führer hatte gelten können, war von beschämender Feigheit. Er riß selbst einem schwächlichen Gegner aus. Der Küppers Schang, wirklich ein tapferer Kerl, war zu klein... So einigte man sich schließlich auf Büntens „Dönn“, weil dieser ein außergewöhnliches Kampfmittel konstruiert hatte. Aus einem „Backsplitter“ hatte er sich eine Streitaxt gezimmert. Sie war gar fürchterlich anzusehen... Die Mobilmachung förderte alle möglichen Kampfmittel und Ausrüstungsstücke zutage. Die Pappbrust und der Papphelm waren ebenso begehrt wie eine blecherne Schüssel, die man durch Einziehen von Lederriemen in hierzu geschlagene Löcher zu einem gut sitzenden und noch nicht einmal so übel aussehenden Stahlhelm machte... Eines Tages bewegte sich der Lintorfer Heerhaufen über das Soestfeld gen Angermund. Hier im sogenannten „Angermunder Dom“ (einer wunderbaren Weymuthskiefernlichtung, die leider im Jahre 1940 einem fürchter-

lichen Sturm zum Opfer fiel) sollte der Kampf ausgefochten werden. Der Drang in den Kampf war so stark, daß wir kleinsten, zu denen auch ich zählte, kaum Schritt halten konnten... Die verfolgenden Angermunder hatten uns bald erwisch und hielten sich mangels größerer Beute an uns schadlos. Wir wurden gefangengenommen und unter großem Hallo verschleppt. Die Sieger hielten Kriegsrat ab und das Ergebnis war: wir sollten gehängt werden. Man holte Stricke herbei und dieses ganze Gehabe veranlaßte, daß unser Tränenbächlein, das ohnehin schon reichlich floß, zum Strome anwuchs. Zum Glück für uns legte man uns die Stricke unter den Arm (sonst hätte ich diese Zeilen nicht mehr schreiben können) und zog uns an einer kräftigen Eiche hoch... Hinter der Kirche hatte sich Lintorfs geschlagene Armee versammelt. Wir wurden als Helden bestaunt, doch war es uns bestimmt in keiner Weise heldisch zumute. Uns war ein- für allemal die Lust am Kriegsspielen vergangen“.⁴⁾



Hubert Perpéet (1892 – 1970)
Aufnahme aus den 1930er Jahren

Dabei mag Hubert Perpéet auch an die Zeitung „E Stöckske Häzz“ gedacht haben, die er zusammen mit Theo Volmert, der die Schriftleitung hatte, als „Heimatgruß an die Lintorfer Kameraden“ zwischen 1943 und 1944 in unregelmäßigen Abständen herausgegeben hatte. Neben Artikeln zur Heimatgeschichte gab es darin auch immer die Rubrik „Die Heimat denkt ihrer gefallenen Helden“, die

die Namen gefallener Soldaten aus Lintorf enthielt.⁵⁾

Für viele Jahre hatte Theo Volmert in Hubert Perpéet also nicht nur einen treuen Drucker, sondern auch einen ebensolchen Autor und Ratgeber, bis er im Alter von 78 Jahren im Jahr 1970 starb, in dem Jahr, in welchem die Quecke ihr 20jähriges Bestehen feiern konnte. Theo Volmert schrieb im Nachruf, daß sein Freund Perpéet ein Heine-Liebhaber- und Bewunderer gewesen sei und stolz „auf eine schöne und ziemlich komplette Heine-Ausgabe war.“⁶⁾

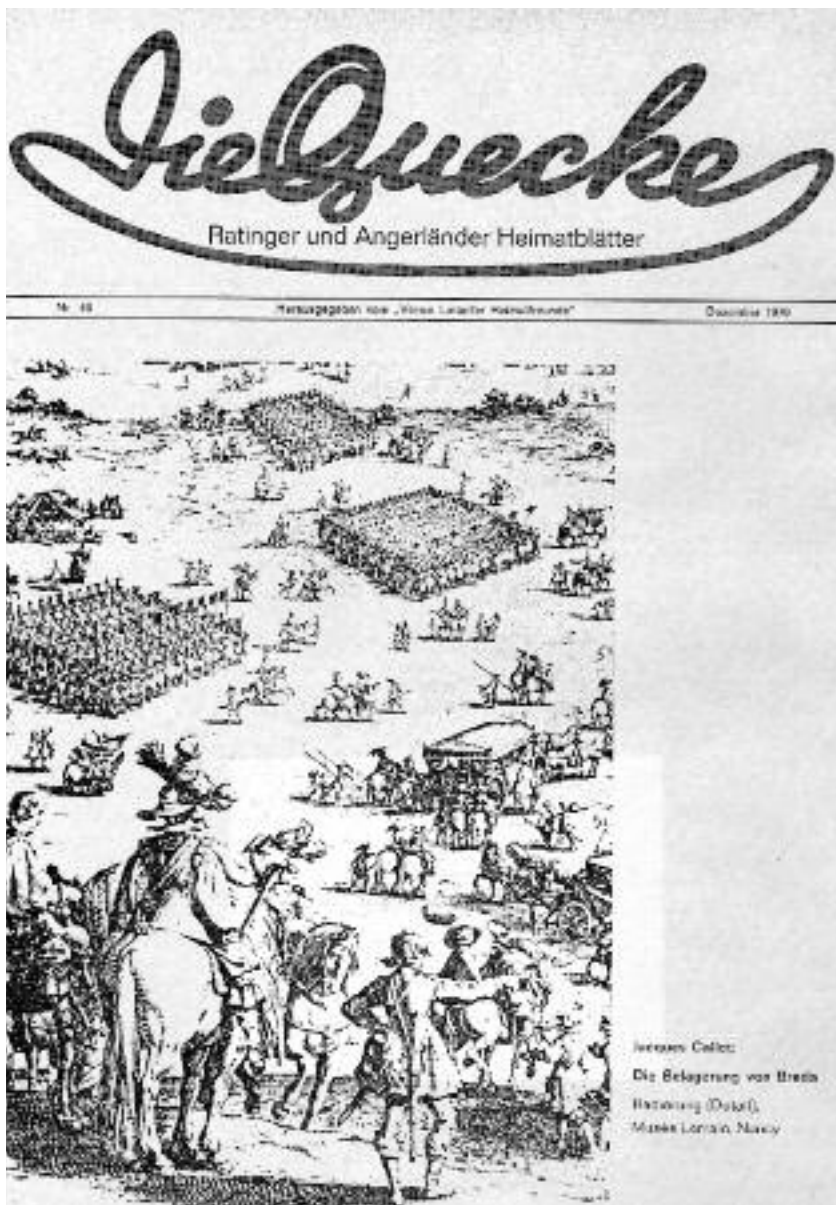
Die „Quecke“, die seit 1957 endgültig jeweils nur noch als Einzelheft einmal im Jahr erschien, konnte zwischen 1959 und 1966 nicht mehr erscheinen, da der Arbeitsaufwand auch für Theo Volmert zu groß war. Doch gelang es ihm, die Zeitschrift nach einer siebenjährigen Pause wieder zum Leben zu erwecken, indem es gelang, den Kreis der Autoren zu erweitern: So schrieb, neben Theo Volmert, Jakob Germes, der das Ratinger Stadtarchiv bis 1975 betreute und Vorsitzender des „Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.“ war, für die „Quecke“. Wenig später wurde Richard Baumann, der Leiter der Lokalredaktion der „Rheinischen Post“, gewonnen, der eine Vielzahl von Artikeln verfaßte. Josef Schappe, der sich als Überlebender des Konzentrationslagers Buchenwald in seinen Beiträgen unermüdlich für die Aufarbeitung der Geschichte des Nationalsozialismus einsetzte; Walburga Fleermann als erste hauptamtliche und auch die nachfolgenden Stadtarchivare Ratingens sowie viele andere Personen, die sich mit Geschichte oder aktuellen Themen von örtlichem oder regionalem Belang befaßten, waren und sind als Beiträger für die „Quecke“ willkommen.

1975, als die Kommunalreform in Kraft trat, wurde die „Quecke“ nach einer Übereinkunft zwischen Otto Samans und Theo Volmert umbenannt: Sie hieß von nun an im Untertitel: „Ratinger und Angermunder Heimatblätter“, und der Ra-

4) Ebd., S. 9 f.

5) StA RtG. Z 202.

6) Quecke 41/1971, S. 28.



Titelseite der „Quecke“ Nr. 46 vom Dezember 1976

tinger Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e.V. übernimmt sie seit vielen Jahren als Jahresgabe für seine Mitglieder.

Daß die „Quecke“ quicklebendig war und ist, zeigt sich an der Herausgabe thematischer Sonderhefte unter dem Titel „Lintorfer Dokumente“, so z. B. „Das Asyl zu Lintorf“⁷⁾, „Das Tagebuch des Franz Anton Freiherr zu Landsberg“⁸⁾ über die Belagerung von Kaiserswerth 1689 oder zuletzt „Einige Geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche“⁹⁾.

Nachdem die „Quecke“ seit Beginn der 1980er Jahre in verschiedenen Ratinger Druckereien hergestellt worden war, ist die

Druckerei Preuß seit 1987 „Hausdruckerei“ der „Quecke“-Redaktion. In hervorragender Papier-, Satz- und Bildqualität kommt die Zeitschrift jeweils kurz vor Weihnachten aus der Druckerei, wo in den letzten Tagen vor dem Erscheinungstermin beinahe Tag und Nacht gearbeitet wird. Ohne das persönliche Engagement von Alfred Preuß sen., der ebenfalls Mitglied im „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ ist, wäre die von vielen zum Ende eines Jahres schon sehnsüchtig erwartete „Quecke“, die immer auch auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt angeboten wird, wohl oftmals nicht fertig. Wer weiß, daß Alfred Preuß 1950 als Geselle der Firma Perpéet bereits die erste „Quecke“ gesetzt hat, den kann das nicht verwundern.

1991 starb im Alter von 88 Jahren Theo Volmert, nachdem er einige Tage zuvor einen Herzinfarkt erlitten hatte. In allen 60 Ausgaben der „Quecke“, die zuvor erschienen waren, waren zumeist mehrere Beiträge von ihm zu lesen gewesen. Daneben hatte er noch für zahlreiche andere Zeitungen und Zeitschriften geschrieben sowie einige Bücher verfaßt. Noch in der „Quecke“ 60 (1990) hatte er einen Aufsatz über Landolin Ohnmacht, einen Schüler Johann Peter Melchior, veröffentlicht, wie es insgesamt das Verdienst Theo Volmerts war, zur „Wiederentdeckung“ dieses heute wohl berühmtesten „Lintorfers“ maßgeblich beigetragen zu haben. Richard Baumann schrieb in seinem Nachruf auf Theo Volmert: „Außerdem aber verdankt die Stadt seinem unermüdlichen Fleiß und Einfallsreichtum mit der „Quecke“ eine Heimatzeitschrift, die auch von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung her im weiten Umkreis ihresgleichen sucht.“¹⁰⁾



Theo Volmert (1903–1991) bei der Arbeit an seiner letzten „Quecke“ im Winter 1990/91

Und Rudi Steingen erinnerte an ihn in der Quecke 61/1991: „Theo Volmert war noch immer die beste Ausgabe seiner Schriften: Ein Causeur von Witz und bestrickendem Charme, dessen humanistische Gelehrsamkeit und uner-

7) Lintorfer Dokumente 2, hgg. von Theo Volmert, Ratingen 1980.

8) Dokumente 3, hgg. von Theo Volmert, Ratingen 1981.

9) Dokumente 5, hgg. von Manfred Buer, Ratingen 1998.

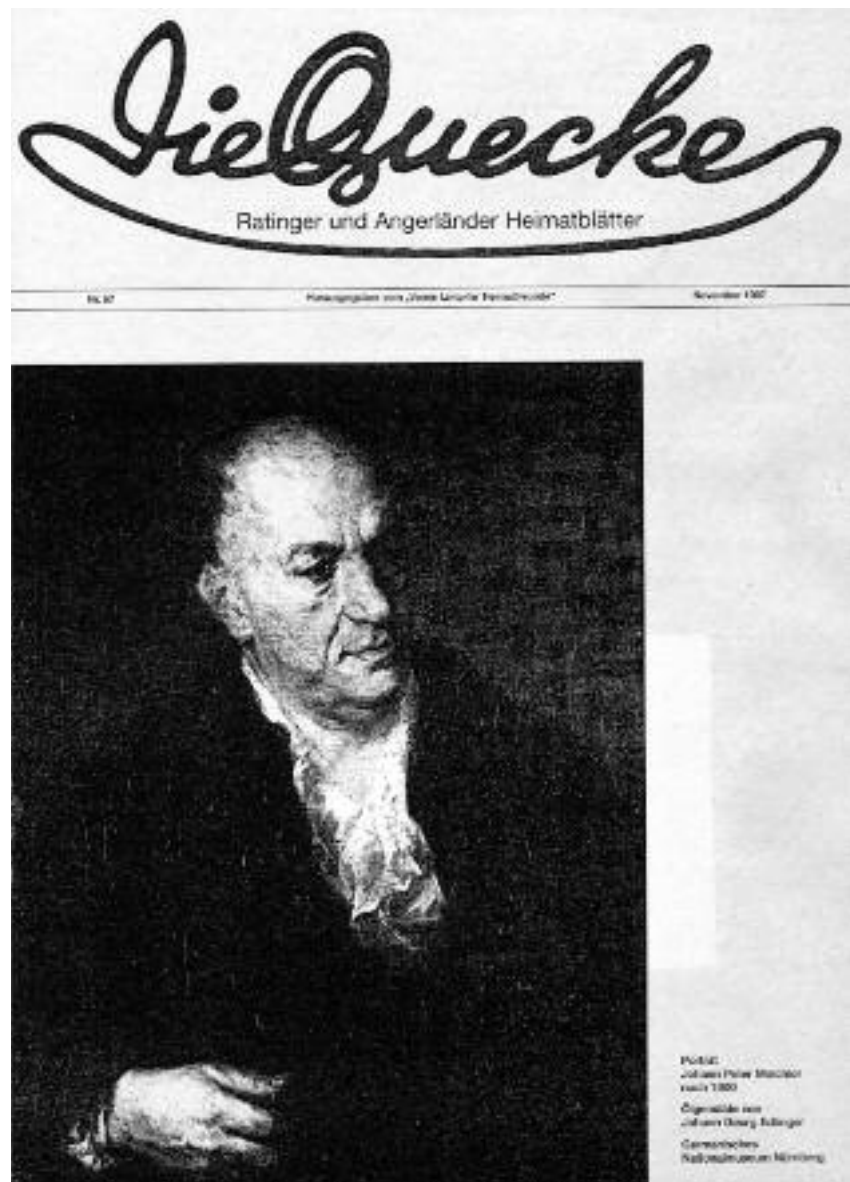
10) Rheinische Post, 1.3.1991.

schöpflische Belesenheit nie schwergerüstet daherkam, vielmehr geradewegs aus einem Pariser Bistro zu stammen schien, wo er erst vorige Woche mit Tscheschow, Heine, Montesquieu, Bert Brecht und einigen Vorsokratikern zusammengesessen und Kaffee getrunken hatte”.

Nach dem Tod Volmerts übernahm Manfred Buer, der 1990 den Vorsitz des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ von Willy Brockschoten übernommen hatte, auch die Schriftleitung der „Quecke“. Schon in den Jahren zuvor hatte er Theo Volmert bei der Herausgabe der Heimatzeitschrift unterstützt. Auf diese Tätigkeit hatte sich Manfred Buer schon lange vorbereiten können, denn er war ein Schüler Theo Volmerts, welcher mit Leib und Seele Lehrer gewesen war. Manfred Buer erinnert sich noch heute, auf welche Weise er in seinen jungen Jahren Bekanntschaft mit der „Quecke“ gemacht hatte: Als Zeichen der Anerkennung für gut gelöste Aufgaben, zeichnete Lehrer Volmert ihn, wie andere Schulkinder auch, mit der ersten Ausgabe der „Quecke“ aus und regte auf diese Weise das Interesse an der Geschichte bei den Jugendlichen an.

Manfred Buer hat eine glückliche Hand bei der Autorensuche. Blättert man die bisher neun Ausgaben der „Quecke“ durch, die unter seiner Schriftleitung herausgegeben wurden, so finden die Leser ein vielfältiges Themenspektrum vor: Von der Vor- und Frühgeschichte über Wirtschafts- und Kulturgeschichte der neuesten Zeit, kulturelle und künstlerische Aktivitäten, Vereinsgeschichte und Kirchengeschichte bis hin zu Themen wie der Geschichte des Lintorfer Kinos oder des Stadtteils Ratingen-West.¹¹⁾ In den letzten Jahren wurden zudem Themenschwerpunkte für die einzelnen Hefte gewählt, so z.B. zur Eröffnung des Rheinischen Industriemuseums, Außenstelle Cromford (Nr. 66) oder zu Johann Peter Melchior anlässlich seines 250. Geburtstages im Jahr 1997 (Nr. 67).

Besonders hervorzuheben ist, daß die „Quecke“ ein Forum war und ist, um die Geschichte des Nationalsozialismus in Stadt und Regi-



Titelseite der „Quecke“ Nr. 67 vom November 1997

on aufzuarbeiten. So erschien dort die erste grundlegende Aufarbeitung der Geschichte des Lagers Lintorf (Nr. 65/1995), verfaßt von Ruth Braun, unter dem Titel „Das wahre Leben war es nicht. Displaced Persons und das Lager Lintorf“ (S. 34-65). Und 1996 konnte Manfred Buer „In eigener Sache“ berichten, daß zum Gedenken an die Zwangsarbeiter, die Displaced Persons und die „heimatlosen Ausländer“ ein Gedenkstein auf dem Lintorfer Waldfriedhof aufgestellt worden sei.¹²⁾

Die „Quecke“ hat in den letzten Jahren schon allein an Umfang immer mehr geboten: der Preis von 5,- DM konnte jedoch immer noch gehalten werden – ein Verdienst Monika Buers, die mit großem persönlichen Einsatz eine Vielzahl von

Anzeigen akquirieren konnte. Vor allem die Lintorfer Geschäftsleute unterstützen die „Quecke“ seit Jahren sehr großzügig.

Wenn die neueste Ausgabe der „Quecke“ erscheint – so hat es sich in den letzten Jahren eingebürgert – lädt der Verein zu einem kleinen Empfang (mit Sekt und unvergleichlich gutem Käsegebäck!), um die Zeitschrift mit ihren Autoren und Beiträgen der Öffentlichkeit vorzustellen.

11) Letztere in Quecke 69, (1999), das mit 11 Artikeln den Themenschwerpunkt „West“ hatte. Zum Kino siehe Ewald Dietz, Die Geschichte der Lintorfer Lichtspiele, S. 74–82.

12) Quecke 66 (1996), S. 204 f.

Und wer schon einmal etwas für die „Quecke“ geschrieben hat, der weiß: Auf ihn oder sie wartet eine weitere Einladung - zu einem griechischen Abendessen in einem Düsseldorfer Lokal, nicht weit vom Knast „Ulmer Höh“, am Geburtstag Theo Volmerts - aber mehr wird hier nicht verraten.

Was es damit auf sich hat, kann nur herausfinden, wer für die „Quecke“ schreibt – damit sie auch in den kommenden Jahren ein informatives, liebens- und lesenswertes Blatt bleibt, dessen Existenz von Beginn an einigen wenigen, sich unermüdlich für die Herausgabe engagierenden Lintorfern zu verdanken ist. Dafür ein herzliches „Dankeschön“!

Dr. Erika Münster



„Quecke“-Essen der Autoren am 2. Februar 1997. Am Tisch im Vordergrund die „Quecke“-Autoren Dr. Kurt Holzapfel, Dr. Richard Baumann, Otto Werner Stinshoff, Gretel Gemmert, Hans Müskens und Michael Lumer (von links nach rechts)

TAVERNAKI
GRIECH. SPEZIALITÄTEN
TANNENSTRASSE 19
40476 D/DORF
TEL. 0211-453777
Öffnungszeiten MON-SAMSTAGS
11.30 bis 2.400
SONNTAG RUHETAG
TISCH RESERV. ERFORDERLICH

Eisenbahnwiese

Was meint ihr:
Solln wir es wagen,
auf den Schotter zu springen
und die öden Gleise fragen,
ob sie es dulden würden,
dass wir ihnen
eine grün-rote Wiese abringen?
Natürlich: der Versuch kann scheitern
– aber könnte er nicht auch gelingen?

Die Klatschmohnblumen, knallrot
auf zierlichem Stängel,
beraten am Bahndamrand
in aufgeregtem Gedrängel,
ob ihr Mut wohl reichen
werde zum Sprung
zwischen die Gleise und Weichen.

Denn:
bei Donnern und Dröhnen

und sausenden Achsen
über unseren Köpfen
– werden wir dann noch
von der Sonne beschienen?
Kann man da noch
in Ruhe wachsen?
Kommen da noch Käfer und Bienen?
Oder kriegt man da
eines Tages den Kopf abgerissen?
Kann man das alles wissen?

Ach, wir zaudern zu viel.
Auf Kühnheit kommt's an!

Der beherzte Sprung wird getan
– und dann?

Als der Lokführer von Güterzug 15-311
nach einer Woche

am Dienstag gegen 10 vor zwölf
wieder das Stellwerk in Lintorf passiert,
reißt er die Augen auf:
Verwundert und irritiert
braust er durch eine rot gesprenkelte
Eisenbahnwiese.
Nie sah er fünfhundert Streckenmeter
wie diese
und ihm ist, als schlage sein Herz
etwas schneller.

Hinter ihm bleibt der Klatschmohn
triumphierend zurück,
seine Blüten leuchten
zwischen den Schienen noch heller
und verkünden frech-rot die Botschaft:
Erobert!

Hartmut Krämer

Kriegsende und Neubeginn in Lintorf

Kürzlich hat man mich gefragt, ob ich noch wüßte, wie das Kriegsende und die Zeit danach in Lintorf so gewesen seien, und weil ich mich noch gut daran erinnern kann, habe ich das aufgeschrieben.

Im Herbst 1944 wurde die Wohnung meiner Eltern in Düsseldorf durch Bomben unbewohnbar. Die Firma Schloemann AG, bei der mein Vater beschäftigt war, hatte am Krummenweg alle Gebäude der Familie Doerenkamp beschlagnahmt und im Saal der Wirtschaft „ZUR GRENZE“ Notwohnungen errichtet. Dorthin zogen meine Eltern mit den Resten ihrer Habe. Dazu brauchten sie nicht einmal einen Tag.

Zur gleichen Zeit verließ ich Düsseldorf in die entgegengesetzte Richtung zu Gastspielen bei der zweiten und dritten Schlacht um Aachen, den Kämpfen im Hürtgenwald und weiteren unbeliebten Tätigkeiten.

Am 10. April 1945 landete ich mit wenigen Kameraden und unserem Oberleutnant in dem kleinen Dörfchen Niederwipper nahe Wipperfürth im Oberbergischen. Die Einheit, die wir verstärken sollten, bestand aus einem zerbeulten Funkwagen und zwei Funkern, die soeben den Befehl Nr. 3837/45 der Heeresgruppe Ia aufgefangen hatten, und der besagte, daß alle Wehrmachtsangehörigen sofort in ihre Heimat zu entlassen seien. Es war unfaßbar, aber wahr: Der Krieg war zu Ende! Versehen mit Entlassungsschein und letzter Verpflegung machte ich mich zu-

sammen mit einem Kameraden, der aus Ratingen stammte, auf meinen Weg nach Lintorf. Es wurde ein harter Marsch, denn Eile war geboten. Die Amerikaner hatten den Ring um den sogenannten Ruhrkessel geschlossen und rückten von allen Seiten vor, und wir wollten, so nah der Heimat, nicht in Gefangenschaft kommen. Wir liefen in Richtung Remscheid-Solingen los, bei schöner Frühlingssonne, durch eine merkwürdige Umgebung. Auf den Weiden stand kein Vieh, auf den Feldern und auf den Wegen weit und breit keine Menschen. Häuser und Höfe waren verschlossen. Wenn wir einen Tiefflieger hörten, drückten wir uns in Gräben oder hinter Bäume. Ganz selten begegneten uns Soldaten, die alle in Richtung Osten liefen. Fragte man sie nach der Front, riefen sie: nicht mehr weit, am Rhein - an der Ruhr! Es gab auch kein Fahrzeug, das wir hätten anhalten können, und so kamen wir, als es dunkel wurde, in die Gegend unweit Vohwinkel. In einem leeren Weidestall schliefen wir wenige Stunden und machten uns beim ersten Licht wieder auf. Hinter Wülfrath, bei Biebelskirch, erreichten wir das Angertal und waren mittags an der „EULE.“ Hier trennten wir uns. Mein Kamerad folgte der Anger nach Ratingen, ich lief durch den Wald bei Eggerscheidt und kam unsagbar müde, aber heil bei meinen Eltern an. Die konnten kaum fassen, daß ich wieder da war. Am Spätnachmittag setzte Granatfeuer ein, und ich streckte mich zu einem langen Schlaf unter das Bett. Am anderen

Morgen warf ich die Uniform und das andere kriegserische Zubehör in den Wald und zog meine alte, kurze Lederhose an, die tatsächlich noch paßte.

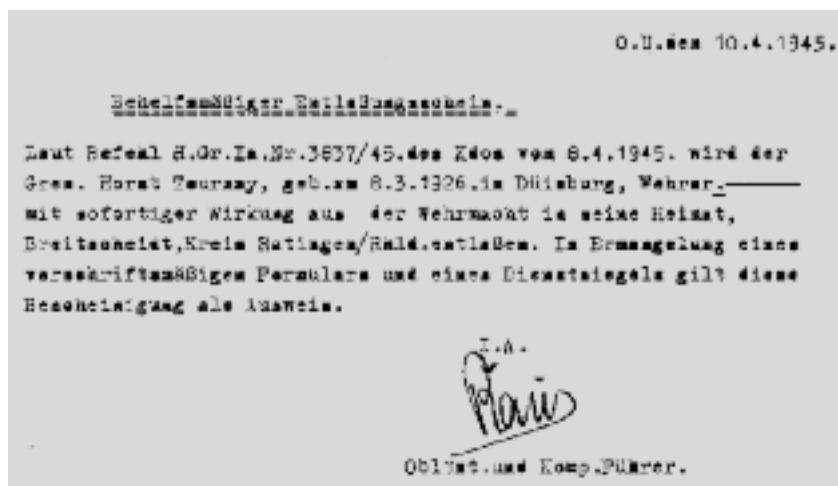
Am Morgen des 18. April rollten aus Lintorf kommend die ersten amerikanischen Panzer in Richtung Krummenweg. Wir hatten ein weißes Laken an die Kastanie gehängt, standen auf der Straße und winkten mit Handtüchern. Die Amis auf den Panzern beäugten uns kritisch, etwas später kamen Jeeps und Lastwagen, aber alles nahm einen ruhigen Verlauf. So sah also das Ende des Krieges aus, ohne Gefechtslärm, ohne Aufregung, ganz und gar sachlich.

Da saßen wir nun in Lintorf, hatten unser Leben, aber ansonsten auch nicht viel mehr und in uns die große, alles beherrschende Frage: Was kommt jetzt? Die Stromversorgung war ausgefallen, kaum einer traute sich nach draußen, und Lebensmittel waren auch kaum noch vorhanden. Da kam jemand per Rad aus Lintorf und sagte: Steingen backt wieder! Sofort marschierte meine Mutter ins Dorf und kam unbehelligt mit zwei Broten und anderen Kleinigkeiten zurück.

Es wurde beratschlagt, was zu tun sei, um zu überleben. Ich hielt mich aus gutem Grund erst einmal hinter den Kulissen auf und überhörte geflissentlich den Aufruf, daß sich alle Wehrmachtsangehörigen „ZWECKS ENTLASUNG“ in Ratingen zu melden hätten. So entging ich der Gefangenschaft auf den berüchtigten Rheinwiesen bei Remagen, Sinzig und Andernach, wo tausende Soldaten monatelang unter freiem Himmel vegetierten und starben.

Am 4. Mai meldete ich mich ordnungsgemäß bei der Ortspolizeibehörde als Schüler vom Hauptwohnsitz Düsseldorf um zum Zweitwohnsitz Krummenweger Straße.

In der folgenden Zeit streifte ich mit dem Rad durch die umliegenden Wälder, wo unvorstellbare Mengen an Kriegsgerät herumlagen. Es gab sackweise Brauchbares. Zunächst sammelte ich leere



MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

TEMPORARY REGISTRATION Zurwellige Registrierungskarte

Name: Jourdain Liselotte Alter: 29 Geschlecht: weiblich

Standort: Bismarckstr. 22 Beruf: Technische Zeichnerin

Wohnort: Brinnoweg 11/11111111 Occupation:

Present Address:

Der Inhaber dieser Karte ist als Bewohner von der Stadt Breitscheid Bismarckstr. 22 Beruf: Technische Zeichnerin Occupation:

verpflichtet, sich an die Bestimmungen zu halten, die in diesem Karte zu finden sind. Zuwiderhandlung dieser Bestimmungen führt zu sofortigem Arrest. Der Inhaber dieser Karte muss diesen Arzeten stets bei sich führen.

The holder of this card is duly registered as a resident of the town of Breitscheid Bismarckstr. 22 Beruf: Technische Zeichnerin Occupation: and is prohibited from leaving the place designated. Violation of this restriction will lead to immediate arrest. Registrant will at all times have this card on his person.

Karte des Inhabers H. V. Ward 1944

L. Jourdain Breitscheid, den 15.5.1945

(This is a temporary card and should be kept in a safe place.)

Vorläufige Registrierungskarte der britischen Besatzungsbehörde vom Mai 1945

Munitionskisten, aus denen Nachtschränken, Regale und ein beachtlicher Kaninchenstall entstanden. Für den Küchenherd und die Zimmeröfen waren kaum noch Kohlen vorhanden, und so beschaffte ich mir beim Förster Adolf Buse für eine Reichsmark einen Sammelschein für Raff- und Leseholz. Der Brennholzstapel überragte bald die Küchenbaracke. Mein Rad war für alle Transporte aus den Wäldern weitaus besser als ein Handwagen, der im Schuppen stand. Eines Morgens fand ich in einem Gebüsch am Schlebrucher Bach, einem Nebenlauf des Sonderbaches im Hösel Wald große Blöcke Schwimmseife, Eimer mit Libby-Dickmilch und Tomatenmark. Ich brauchte den ganzen Tag, um den Schatz zu heben und in Sicherheit zu bringen.

Zu Ende Juni hin reifte das Getreide, und sobald die Sirene am Abend die Sperrzeit eingeleitet hatte und niemand mehr das Haus verlassen durfte, ging es ab mit Sack und Schere zur Ährenernte in die Getreidefelder. Dann wurden die Ähren bei mildem Feuer im Küchenherd getrocknet, im Sack gedroschen und in einer großen Kaffeemühle mühsam geschrotet. Am Morgen um sieben Uhr gab es dann bei Bäcker Steingen für ein Säckchen Schrot ein Maisbrot.

Ende Mai hatte mir Frau Gerlings erlaubt, einen Teil der Wiese hinter dem Stall, wo heute die Kegelbahn steht, zu roden und einen Garten anzulegen.

Die dazu notwendigen Sämereien beschaffte ich mir im Tauschverfahren, unter anderem auch einige

Körnchen Pfälzer Tabak. Um die Feldmäuse nicht zu füttern, zog ich alle Pflanzen in den mit Recht so beliebten Munitionskisten vor, und etliche Eimer Jauche brachten den Laden auf Trab. Der Garten fand großes Interesse, besonders bei einem Zeitgenossen aus dem Breitscheider Gemeindehaus, der auch die Fahrenkampsche Obstplantage am heutigen Pappelweg regelmäßig plünderte, aber noch nicht erwischt worden war, weil der Obsthof riesig war und man nie wußte, welchen Teil er nächstens besuchte. So kam es auch, wie es kommen mußte, und als ich morgens in den Garten kam, hatte die größte Tabakstaude kein einziges Blatt mehr. Um das Treiben gar nicht erst einreißen zu lassen, baute ich mir in den Stangenbohnen einen halbwegs bequemen Ansitz, den ich vor dem Hellwerden bezog. In der Morgendämmerung des dritten Ansitzes sah ich ihn durch die Wiesen kommen. Nach allen Seiten sichernd wie ein Fuchs, kam er lautlos heran, griff mit beiden Händen zu und streifte ratsch, ratsch die Blätter herunter. Indem er sich bückte, um seine Beute zu greifen, traf ihn meine geballte Sofortmaßnahme, d.h. ein abgebrochener Spatenstiel herb und ausdauernd. Am Morgen fand ich nur noch die abgestreiften Blätter, nicht aber den Tabakfreund. Dafür besuchte mich der Breitscheider Schutzmann Kromm und erklärte mir eindeutig den Unterschied zwischen Mundraub und Diebstahl, weil der Garten nicht eingezäunt war, und erwähnte beiläufig, daß die Folgen meiner Behandlung in der Ambulanz ei-

nes Ratinger Krankenhauses versorgt worden wären. Den Zaunbau habe ich mir übrigens geschenkt, zumal bei mir keine weiteren Heimsuchungen mehr stattfanden und von Stund an bei Fahrenkamp auch keine Äpfel mehr geklaut wurden. Die Maßnahme fand allgemein Beachtung.

Zwei nahrhafte Ereignisse brachte der Herbst 45. In den Wäldern um Lintorf und Hösel wuchsen riesige Mengen Hallimasch-Pilze, die zwar nicht haltbar waren und sofort zubereitet werden mußten, dafür aber den Hunger stillten. Der zweite Segen war eine überaus reiche Bucheckernmast. Daß Bucheckern sehr ölhaltig sind, war bekannt. Daß aber zur Ölgewinnung viel Technik und Arbeit erforderlich waren, war erst noch zu begreifen. In der Schlosserei Altendorf baute mein Vater aus einem Stück Rohr einer 3,7 cm Flak-Kanone und einer Anlasserwelle eine sehr wirksame Ölmühle. Wir sammelten die Früchte sackweise, brachen die stacheligen Dinger mit einem Messerrücken auf und legten die Kerne zum Trocknen aus. Dann rubbelten wir sie zwischen rauen Tüchern, denn die braunen Häutchen mußten von den grünen Kernen ab, sonst wurde das Öl bitter. Wir haben Unmengen gesammelt, und der Ertrag war ein warmer Segen in dieser hungrigen Zeit.

So oft ich nur konnte, setzte ich meine Suchfahrten durch die Wälder fort, und das führte eines Tages zu einem ungeahnten Erfolg.

Zwar waren zu dieser Zeit die meisten Schätze schon geborgen und fast ganz ausgeschlachtet, aber überall lagen noch unzählige Gasmaskendosen völlig unbeachtet herum. Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß im letzten Kriegsjahr fast kaum ein Soldat noch eine Gasmaske in der Dose hatte, dafür aber alle persönlichen Schätze und Vorräte darin sicher deponierte. So hatte ich mir angewöhnt, vor jede Gasmaskendose zu treten und merkte schon beim Treten, ob es sich lohnte, das Ding zu öffnen. Zwischen Gestrüpp verborgen, lag eine etwas verbeulte Gasmaskendose, deren Deckel mit schwarzem Isolierband dicht verschlossen war. Das Ding war bleischwer und mußte bisher nicht entdeckt worden sein. Obenauf lagen ein paar Socken und zwei Ver-

bandpäckchen, dann zwischen Taschentüchern eine größere Menge Papiergeld, was völlig unwichtig war. Dann kam ein Päckchen Tabak nebst Pfeife zutage und dann, unter einem weiteren Paar Socken – ich traute meinen Augen kaum – hunderte Feuersteine, in jener Zeit ein ungeheures Vermögen! Gold für den Schwarzmarkt! Ich glaube, mir sind damals Tränen in die Augen gekommen!

Bis im November im Ratinger Gymnasium die Kurse für Kriegsteilnehmer zum Abitur-Nachbau begannen, fuhr ich an zwei Tagen in der Woche mit dem Rad über den Nördlichen Zubringer (heute A52) nach Düsseldorf zum großen Derendorfer Schwarzmarkt. Es reichten jeweils 10–15 Feuersteine, wegen der Polizei-Kontrollen sorgsam im Hosensaum versteckt, um unseren Bedarf an Le-

In jenen herben Zeiten gab es weit und breit nicht eine Flasche Schnaps zu kaufen, und um diesem Mangel abzuhelpen, beschafften sich schlaue Jungens Getreide und Kartoffeln von den Feldern und brannten die damals beliebten Sorten Knolli oder Kehlentrost im stillen Kämmerlein. Nur erwischen lassen durfte man sich nicht, und mit Recht unbeliebte Polizisten schnüffelten überall herum, ob nicht aus irgendeinem Winkel diese heftigen Düfte quollen.

Ganz in meiner Nähe wohnte auch so ein Künstler, dem man hart auf den Fersen war, aber den man bislang noch nicht geschnappt hatte, weil er für seine Fusel-Destille eine kleine Dachkammer abgetrennt hatte, die nur von Dachfenster und Regenrinne aus zu betreten war.

Er brannte nicht nur einen hervorragenden Tropfen, sondern war auch ein Redner vor dem Herrn,

er dem Schutzmann vor dem Haus eine seiner nicht enden wollenden Volksreden. Da gab es plötzlich eine gewaltige Explosion und durch ein großes Loch im Dach flog dem Ordnungshüter die explodierte Destille buchstäblich vor die Füße.

Und wie sagte man schon im alten Rom?

Wenn Du geschwiegen hättest, wärest Du ein Weiser geblieben!

Und da gab es zum Abschluß zu Weihnachten 1945 noch die Sache mit Dechant Veiders. Schlaue Jungens hatten wohl beobachtet, daß kurz vor dem Heiligen Abend so manches Lintorfer Bäuerlein mit einem Päckchen oder auch Paket den Pfarrgarten und das Pfarrhaus betrat und bar jeden Gepäcks wieder herauskam. Um Mitternacht rief die Glocke zur Christmette und alle, alle kamen. Als auch noch die Schwester des Dechanten in der Kirche war und er von der Kanzel den Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen predigte, haben die bösen Jungens das Pfarrhaus besucht und alle eß- und trinkbaren Schätze entführt. Ich glaube, daß in Lintorf bei allem Respekt vor der Geistlichkeit selten so gekichert worden ist wie damals, aber der Erzbischof von Köln hatte ja das „FRINGSEN“ sozusagen aus dem Sündenregister gestrichen.

So langsam fallen mir noch ungezählte Begebenheiten aus der furchtbaren Zeit ein, aber ich mache nun Schluß, damit die Quecke 2000 nicht Meßbuchumfang annehmen muß, und das wäre zum Stückpreis von DM 5,- nun wirklich nicht gut für die Kasse des Lintorfer Heimatvereins.

Horst Tournay



Das erste Stück der heutigen Autobahn A52 am Mörsenbroicher Ei trägt immer noch die Bezeichnung „Nördlicher Zubringer.“ (Aufnahme vom Juni 1999)

bensmitteln und anderen Dingen des täglichen Lebens zu decken, denn dort gab es bereits fast alles, was 1948 nach der Währungsreform plötzlich über Nacht in den Schaufenstern lag.

der, wenn er einmal angefangen, kaum zu bremsen war.

Wieder einmal bekam er Besuch vom Schutzmann, wieder wurde nichts gefunden und wieder hielt



Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren neuen Wintergarten!
– Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 02102/93 40 80

Wie ich den Ort Lintorf kennenlernte

Man schrieb das Jahr 1945. Der schreckliche Zweite Weltkrieg war zu Ende. Nach und nach kamen die Soldaten wieder nach Hause. Viele fanden ihre Angehörigen nicht wieder, andere an anderen Orten. So erging es auch mir, als ich im August 1945 vom Militär entlassen wurde. Mein Elternhaus in Düsseldorf auf der Franklinstraße war bis auf die Grundmauern ausgebrannt. An der Fassade stand mit Kreide geschrieben: „Kannengiesser wohnen in Erkrath-Haus Morp“.

So marschierte ich über Grafenberg und Gerresheim nach Erkrath. Ich stand vor meiner Mutter. Die Freude war groß, zudem sie mir noch sagen konnte, daß mein Bruder Hans schon zurückgekehrt sei. Mein Bruder Leo war 1942 im Alter von 23 Jahren in Rußland gefallen.

Von meinem Vater hatte die Mutter die Nachricht, daß er sich in französischer Kriegsgefangenschaft befinde. Es dauerte noch einige Monate, und auch mein Vater kam zurück. So waren wir glücklich, wieder beisammen zu sein, und die schrecklichen Erlebnisse verblaßten langsam.

Man mußte sich auf dem Arbeitsamt in Düsseldorf melden. Ich bekam Arbeit bei einem Bauunternehmer und mußte Aufräumarbeiten in meiner Heimatstadt Düsseldorf ausführen. So habe ich manche Lore Schutt über die Klever Straße geschoben.

1947 bekamen meine Eltern eine Wohnung in Kaiserswerth auf der Kalkumer Schloßallee 33. In Düsseldorf hatte das Robert-Schumann-Konservatorium seine Pforten wieder geöffnet, und ich begann dort mit meinem Musikstudium und war einer der ersten Studenten der Kirchenmusikabteilung.

Die altehrwürdige Kalkumer St. Lambertus-Kirche hatte eine intakte Orgel. Im Düsseldorfer Raum, so auch in Kaiserswerth, waren fast alle Kirchenorgeln zerstört. Ich lenkte meine Schritte zum Pfarr-

haus in Kalkum und fragte den Pfarrer, Dechant Brodmann, ob ich auf der dortigen Orgel üben dürfe. Er willigte ein. Nun mußte ich noch den dortigen Organisten, Herrn Joseph Hillebrand, um Erlaubnis bitten. Auch er stimmte zu, allerdings mit der Auflage, daß ich dem Kalkumer Kirchenchor beitreten müsse. Das tat ich gerne, zudem ich dort auch meine Frau Elisabeth kennenlernte. Kurz vor Ende meines Studiums bekam ich die Organistenstelle in Düsseldorf-Himmelgeist an St. Nikolaus angeboten. Ich nahm das Angebot gerne an. Himmelgeist hatte eine gute Orgel und einen hervorragenden Chor.

Man schrieb das Jahr 1953. In Lintorf ging der langjährige Organist und Küster Alois Rütten in den Ruhestand, und Dechant Veiders war auf der Suche nach einem Nachfolger. Prof. Dr. Joseph Neyses, Direktor der Musikhochschule, machte den Dechanten auf den derzeitigen Organisten in Himmelgeist aufmerksam.

Und so machten sich Rektor Bongartz, Hermann Speckamp und Dechant Veiders an einem Sonntagmorgen auf den Weg nach Himmelgeist, um sich die „Empfehlung“ anzuhören und anzuse-

hen. So kam mein erster Kontakt mit Lintorf zustande. Einige Tage später fuhr ich dorthin. Den Ort kannte ich bis dahin gar nicht. Mein erster Weg ging zur St. Anna-Kirche. Sie gefiel mir recht gut. Die Orgel konnte ich allerdings kaum entdecken. Später habe ich erfahren, daß man sie in den Turmraum verbannt hatte, um Platz für den immerhin 50 Mann starken Männerchor zu bekommen. Dieser Kirchenchor war der ganze Stolz von Dechant Veiders.

Ich ging durch den Pfarrgarten zum Pfarrhaus, dem schönen Wedenhof und stand vor einer furchtbar großen Türe und schellte. Eine kleine, hagere und streng blickende Frau, wie ich später erfuhr, war es die Schwester des Dechanten, öffnete mir die Tür und führte mich rechts in ein kleines Zimmer, wo ich nun wartete. Ein riesiges Kreuz hing an der Wand, schwere Eisenschränke standen an den Wänden und auf dem Tisch künstliche Blumen. Nie hätte ich gedacht, daß ich in diesen Schränken, es handelte sich um das Archiv der Pfarrei, später einmal das kostbare, auf Pergament geschriebene Missale entdecken würde.

Dechant Veiders betrat den Raum. Ein großer, würdevoller Mann. Wir



Der „Neue Wedenhof“, das katholische Pfarrhaus mit seinem großen Garten wurde 1832 erbaut. Er mußte in den 1970er Jahren den Hochhäusern am Konrad-Adenauer-Platz weichen

unterhielten uns über die Pfarrei und die Aufgaben des Organisten und Küsters. Damals war noch der Beruf des Organisten mit der Aufgabe des Sakristans oder Küsters verbunden. Der Dechant war nicht abgeneigt, mich einzustellen. Allerdings machte er zur Auflage, daß der Organist verheiratet sein müsse. Eine schöne Wohnung in der im Bau befindlichen Kaplanei würde bereitstehen. Bei unserem nächsten Gespräch sollte ich doch mal meine Braut, wir waren inzwischen verlobt, mitbringen.

Einige Tage später fuhren wir zwei mit dem Fahrrad nach Lintorf. Dechant Veiders ging mit uns zum Klosterweg, der jetzigen Krummenweyer Straße.

Wo jetzt das Rathaus steht, befand sich damals die Johann-Peter-Melchior-Schule. Anstelle der Sparkasse stand der alte Kothlen, die Gaststätte Mentzen. Die Straße war noch nicht ausgebaut. Wir kamen am Klösterchen, an der Nähsschule und dem Kindergarten vorbei. Wo jetzt das Haus Anna steht, war ein riesiges Feld. Auf der linken Seite stand ein schöner, alter Nußbaum mit einem Wegkreuz. Unser Sohn Winfried hat oft davor seine Händchen gefaltet. Es war alles noch ruhig und besinnlich in Lintorf.

Dann standen wir vor der noch nicht fertiggestellten Kaplanei, Klosterweg 13. Die unteren Räume sollten wir beziehen, und oben würde dann der Kaplan wohnen. Wir waren begeistert, und nach der „Besichtigung“ wurde unser angehender „Ehebund“ im Pfarrhaus mit einem guten Tropfen aus Dechant Veiders Weinkeller besiegelt. Heute weiß ich noch den Namen des Weines. Es war die Marke: „Reiler vom heißen Stein“. So hatte der Dechant uns grünes Licht für unser weiteres Leben gegeben.

Nun wollten wir uns die Kirche und die Orgel ansehen. Den Schlüssel sollten wir uns bei Herrn Rütten holen. Wir gingen auf die andere Straßenseite zu dem alten Fachwerkhaus, der Dienstwohnung von Herrn Rütten. Es stand da, wo jetzt die Drogerie Füsgen sich befindet. Frau Rütten begrüßte uns und sagte: „Minne Mann is im Jade“. Wir folgten ihr in denselben, kamen an dem kleinen Holz-



Der Klosterweg im Jahre 1960. Im Hintergrund Haus Anna, das gerade fertiggestellt wurde, und das noch im Bau befindliche Ketteler-Heim. Im Vordergrund der alte Nußbaum mit dem Wegkreuz

häuschen mit dem Herzchen an der Tür, dem sogenannten Plumpsklo, vorbei und erblickten durch das Herz ein Auge. Es war uns klar, das war Herr Rütten, der sich aber nicht meldete. Wir ließen ihn bei seiner Verrichtung und zogen unverrichteter Dinge wieder los. An diesem Tag fiel halt die Besichtigung der Kirche und Orgel aus. Wir haben es aber später nachgeholt.

Herr Rütten trat am 1. August 1953 in den Ruhestand. Das Jubelfest zum 50jährigen Bestehen des Kirchenchors „CÄCILIA LINTORF“ stand bevor und so übernahm ich sofort die Chorproben.

Am 10. Oktober 1953 heirateten wir in der St. Lambertus-Kirche in

Kalkum. Bei der Hochzeit sangen drei Chöre: die St. Gregor-Kantorei Düsseldorf unter Leitung von Prof. K.H. Hodes und der Kirchenchor St. Lambertus Kalkum unter Leitung von Herrn Joseph Hillebrandt. In diesen Chören waren wir aktive Mitglieder. Und auch die Männer des Kirchenchores „Cäcilia Lintorf“ ließen es sich nicht nehmen, bei unserer Hochzeit zu singen. Die Leitung hatte Herr Rütten. So kann man sich denken, daß die kleine Kalkumer Kirche recht gut gefüllt war.

Als der Hochzeitstag sich dem Ende neigte, fuhren wir um 20.20 Uhr mit dem letzten Bus der Firma Liesenfeld in unsere zukünftige Heimat Lintorf. Die Rheinbahn befuhr zu dieser Zeit diese Strecke noch nicht.

Elisabeth hatte eine riesige Blume im Arm und ich das Geschenk meines Bruders, ein Radio. An der Haltestelle Schule empfing uns mein Vorgänger, Herr Rütten. Er hieß uns willkommen und überreichte mir den ca. 20 cm großen Schlüssel der St. Anna-Kirche. Ich mußte schon am anderen Tag meinen Dienst antreten. Wie schwer es Herrn Rütten gewesen sein mußte, habe ich 33 Jahre später selbst empfunden.

Aufgeregt, froh und glücklich zogen wir zu unserem Häuschen. Der Boden war noch nicht fertig verlegt, an den Türen waren noch keine Klinken und Beschläge, aber das alles störte uns nicht. Wir



Hochzeit am 10. Oktober 1953

schoben Kisten und Kästen vor die Türen und fühlten uns wohl und geborgen.

Der Kaplan Werner Koch wohnte noch im Klösterchen und wurde dort von den Schwestern liebevoll versorgt. So waren wir ganz alleine in der neuen Kaplanei. Einen Mitbewohner hatten wir allerdings. Eine Stubenfliege, die uns lange Zeit begleitete, mit uns frühstückte und zutraulich auf unseren Fingern hüpfte, bis sie eines Tages in die Milch fiel und sich nicht mehr erholte. Wir waren traurig.

Mein Gehalt betrug 298,- DM. Um über die Runden zu kommen, mußte ich viel Klavierunterricht geben. Bis in die Stadt Ratingen hinein fuhr ich mit dem Fahrrad und unterrichtete. Man bekam 10,- DM pro Monat für die Klavierstunden. Elisabeth, die gelernte Schneiderin, verdiente auch noch einiges hinzu. Aber glücklich waren wir.

Unvergessen das erste Weihnachtsfest in Lintorf. Vor dem Fest mußten Tannenbäume im Wald geschlagen werden. Förster Buse zeigte mir die Bäume, die für die St. Anna-Kirche bestimmt waren und geschlagen werden durften. Zwei treue Chormitglieder, Herr Otto Füsgen und Fritz Klasen, halfen mir tatkräftig. Otto Füsgen war Mitbegründer des Chores. Er hatte den Spitznamen „Pöntebaas“, weil er als Briefträger die Post bis zur Pönt in Breitscheid austragen mußte. Von Fritz Klasen erzählt man sich, daß er als Zeitungsbote der „Düsseldorfer Nachrichten“ seine Zeitungen zu Hause bündelte, wenn sie ihm im Regen naß geworden waren. Bauer Erdmann vom Löken stellte Roß und Wagen zur Verfügung und so fuhren wir in den Winterwald, um die Bäume zu holen. Fünf riesige Bäume, die bis in das Gewölbe der Kirche reichten, mußten geschlagen werden und dazu noch Bäume für die Seitenaltäre. Wir fuhren vollbeladen wieder nach Lintorf zur Kirche. Das Aufstellen der Bäume war schon eine harte Arbeit. Dann mußte die Krippe gebaut werden. Beim Aufbau der Krippe und auch beim Blumenschmuck und Decken der Altäre half mir meine Frau Elisabeth. Wir waren bis spät am Abend in der Kirche tätig. Endlich waren wir mit allem fertig, und die Kirche war festlich geschmückt.



Die Kreuzung Angermunder Straße / Klosterweg / Speestraße in den 1960er Jahren.
Links die Gaststätte Walter Mentzen („Zum Kothen“) mit angrenzender Saal

Wir hatten Durst und waren hungrig. So lag es auf der Hand, daß wir den gemütlichen Kothen, der auf unserem Weg lag, aufsuchten, uns ein Gläschen Bier tranken und ein Häppchen aßen. Müde und schmutzig gingen wir dann nach Hause.

Der Kirchenchor hatte für die Christmette eine Haydn-Messe mit Orgel und Streichern fleißig geprobt, und somit war alles wohl vorbereitet und das Weihnachtsfest mit der Christmette um 5.00 Uhr konnte beginnen. Die Kirche mußte um 4.00 Uhr geöffnet werden. Zu dieser Zeit ging auch die Kapelle Mentzen auf den Turm, um dort weihnachtliche Weisen zu spielen und so die Lintorfer recht auf das Fest einzustimmen.

Wir beide, durch die viele Arbeit recht müde, hatten einen gesegneten Schlaf und somit auch den Wecker nicht gehört. In unseren Träumen hörten wir durch den Schacht der Warmluftheizung die Stimme des inzwischen bei uns wohnenden Kaplans Werner Koch. Er rief: „Hallo, hallo, aufstehn!“ Wir wurden wach, schauten auf die Uhr. Es war 4.30 Uhr! Schnell aus dem Bett, mit dem Waschlappen durchs Gesicht. Elisabeth reichte mir wortlos meine Kleidungsstücke. Draußen lag hoher Schnee. Es hatte über Nacht heftig geschneit. Die Schritte wurden schwerer und schwerer. Um die Kirche herum viele, nicht gerade freundlich blickende Lintorfer. Einen Pulk Männer erkannte ich als die Kapelle Mentzen. Böse Blicke

trafen mich. Wollten sie doch auf dem Turm Weihnachtslieder spielen. Was sie gedacht haben, war mir klar: „Das sind die jungen Leute von heute. Kein Verlaß. Das wäre bei Alois Rütten nicht passiert.“

Schweren Schrittes ging ich zum Kirchenportal. Theresa Füsgen, die Frau von Otto Füsgen, stand an der Tür und sagte: „Häste jut jeschloope? Hät et Lisbeth bei disch om Hemd jeleje?“ Es war schrecklich. Alles strömte hinter mir in die dunkle Kirche. Da hörte ich die Schritte von Dechant Veiders. Ich erwartete ein Unwetter. Der große Mann stand in der Sakristeizure, schaute mich an, lächelte und sagte: „Na ja, die Hauptsache, Sie haben gut geschlafen.“ Dieses Weihnachtsfest werde ich in meinem ganzen Leben wohl nicht vergessen.

Am 28. Juli 1954 wurde unser Sohn Winfried geboren und am 15. August 1954, am Tag des Hochwassers in Lintorf, durch Kaplan Koch getauft. Heute ist Winfried Organist an der St. Suitbertus-Basilika in Kaiserswerth, und Werner Koch ist dort Subsidar (Pfarrer in Ruhe). So hat sich ein Kreis geschlossen. In der Kaplanei wurde noch 1956 unser Sohn Klaus geboren.

Als Dechant Veiders feststellen mußte, daß unsere Ehe so fruchtbar war, ließ er uns hinter der Kaplanei ein neues Häuschen bauen, das Küsterhaus. Gleichzeitig wurde auch der Kindergarten



Das Ehepaar Kannengießer mit seinen fünf Söhnen. Von links nach rechts: Johannes, Stephan, Markus, Klaus und Winfried. Die Aufnahme entstand im Dezember 1963

gebaut. Architekt war Herr Schellscheidt aus Kettwig. Im neuen Küsterhaus kamen 1960 Stephan, 1961 Johannes und 1963 Markus zur Welt.

Im Februar 1958 kam von Dechant Veiders die Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, mit Mädchen im Alter von 16 – 18 Jahren einen Chor zu gründen. Ich sagte gerne zu. An einem Sonntag wurden die Mädchen in das alte Pfarrheim auf dem jetzigen Konrad-Adenauer-Platz eingeladen, und der Mädchenchor wurde gegründet. Die Proben fanden jeden Montagabend statt. Es hatten sich 22 Mädchen gemeldet. Es war eine frohe, lebendige Schar, und recht gut singen konnten sie zudem auch noch. Wir machten uns an die Arbeit, und bald waren wir fähig, mehrstimmige Motetten zu singen.

Als ich spürte, daß das gut klappte, probte ich mit dem Mädchenchor die Nicolai-Messe von J. Haydn und mit dem Kirchenchor die Tenor- und Baß-Stimme dieser Messe.

Und so gab es einen Einschnitt in der Geschichte des Kirchenchores von St. Anna. Erstmals sangen Frauen im Chor mit. Einige ältere Chormitglieder konnten sich damit nicht abfinden und blieben den Proben fern.

Weihnachten 1959 wurde die Nicolai-Messe von J. Haydn für gemischten Chor, Orgel und Orchester mit großem Erfolg aufgeführt. Höhepunkte in der Arbeit des Kirchenchores waren die Aufführung der Johannes-Passion von H. Schütz, die Krönungsmesse von W.A. Mozart und das Te Deum von M.A. Charpentier.



Der Kirchenchor „Cäcilia Lintorf“ – hier noch als reiner Männerchor – bei einem Konzert in Mentzens Saal zum 40jährigen Priesterjubiläum von Dechant Veiders im August 1954

Am Tag der Einweihung von Haus Anna am 4. Dezember 1960 durch Kardinal Frings fand ein Familienabend statt. Der Mädchen- und der Männerchor sangen Frühlings- und Volkslieder, und Paul Mühlen vom Westdeutschen Rundfunk verstand es, alle zum Mitsingen zu bewegen. Es wurde an diesem Abend noch die „Maikäfer-Kantate“ für Chor und Instrumente mit szenischer Darstellung von Richard Rudolf Klein nach dem Text von Wilhelm Busch aufgeführt. Wolfgang Hamacher spielte den Onkel Fritz. Eines unserer Ehebetten diente ihm als Liegestatt. Auch die Maßdiener wurden eingespannt und spielten Maikäfer. Die Kostüme und die Flügel der Käfer hatte Elisabeth mit viel Liebe hergestellt.

Als wir sahen, welch tolle Bühne wir hatten, wurde schnell eine Laienspielgruppe gegründet. Und später spielten wir das Spiel der „Heiligen Drei Könige“ von Felix Timmermanns, von A. Hinrichs „Für die Katz“ und viele andere Stücke. Wir bekamen dabei immer recht viel Freude.

Die Ausflüge mit dem Mädchenchor waren immer eine große Gaudi.

Oft blieben die Leute erstaunt stehen. Ein Mann und soviel junge Mädchen? Auf die Frage, was das wohl für Mädchen seien, antwortete ich, das sind schwer erziehbare Kinder. Die Ausflüge wurden durch den Dechant finanziert. Bei einem Ausflug besuchten wir das Mutterhaus der Lintorfer Schwestern in Dernbach.

Im Jahre 1960 wurde mir das Amt des Rendanten übertragen, und ich habe es 26 Jahre ausgeübt. Meine erste Arbeit als Rendant war die Bauabrechnung der Pfarrzentrale „Haus Anna“.

Zum Schluß möchte ich noch über etwas berichten, was mir persönlich immer wieder große Freude bereitet hat, mich aber auch besinnlich stimmte.

Von Zeit zu Zeit lud mich der Dechant ein, ihn bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten. Eine Begebenheit werde ich wohl nie vergessen. Wir fuhren zu einem alten, kleinen Fachwerkhäus, in dem zwei liebenswerte Menschen wohnten. In der niedrigen Wohn-



Ausflug des Mädchenchores nach Brüggan (Niederrhein) am 3. September 1961

stube stand ein weiß gedeckter Tisch mit einem Kreuz unter einer Glaskuppel, zwei Kerzenleuchtern, Blumen, und neben dem Kreuz saß treu und brav eine schwarz-weiße Katze. Ein kleines Tellerchen mit Weihwasser und einem Buchsbaumzweig standen auch noch auf dem Tisch.

Der Dechant legte andächtig die Burse mit dem Allerheiligsten auf den Tisch, sah die Katze und erschrak. „Was ist denn das?“ rief er laut. „Dat is unser Minna. Die dät awer nix“, war die Antwort.

Während die Leute beichteten und sich mit dem Dechanten unterhiel-

ten, verließ ich den Raum. Die Wände waren sicher nicht allzu dick, es wurde auch laut gesprochen, und so bekam ich doch manches mit.

Das alte Mütterchen sagte zum Dechant: „Minne Mann is ne herzensjute Käl. Nur mit de Lütt versteht hä sich nit allzu jut. Und mim Bede is et och net allzu jut mit demm. Aber ich halt mich an de Mutterjottes. Die kritt och jede Week frische Blome. Ich muß demm mit de Mutterjottes förmlich in de Himmel rinschubbele.“

Das zeugt von echter Frömmigkeit.

Nun sind wir fast 50 Jahre in Lintorf. Viele liebe Menschen haben uns begleitet, viele sind schon heimgegangen. Wir danken für alles und wir können aufrichtig sagen, Lintorf ist uns ans Herz gewachsen.

Wolfgang Kannengießer

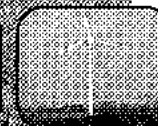
Energie- Versorgung

Strom
Erdgas
Wasser
Fernwärme
Windkraft

525.600 Minuten im Jahr

Service und Beratung sind wichtige Bestandteile unseres Dienstleistungsprogramms.

Im Energie-Treffpunkt reagieren wir auf alle Fragen und Anregungen und helfen Ihnen gerne weiter. Leistung an 525.600 Minuten im Jahr.



Sandstraße 36 · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02/4 85 -0 · Telefax 0 21 02/4 85 -111 Verkauf

Energie-Treffpunkt · Lintorfer Straße 27 - 29 · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02/4 85 -207/-213/-241 · Telefax 0 21 02/4 85 -210
www.stadtwerke-ratingen.de

**Stadtwerke
Ratingen**

die Energiedienstleister

Meine Erinnerungen an den Lintorfer Norden

Der Ortsteil Fürstenberg bestand in früherer Zeit aus der Schuppenfabrik Bredt und Co., dem Tonwerk Lintorf und der Gaststätte mit Lebensmittelgeschäft Hennes Mentzen. Dazu gehörten fünf Betriebshäuser.



Die Gebäude des früheren Walzwerkes Bredt und Co. wurden nach dem Zweiten Weltkrieg von der Firma Hoffmann übernommen, die hier Fahrräder, Motorräder und die legendäre „Vespa“ herstellte. Heute stehen die Gebäude unter Denkmalschutz und wurden von der Firma Paass GmbH liebevoll restauriert

An der Grenze Lintorfs zu Breitscheid befand sich die Gutsverwaltung Haus Hülchrath.

Mit dem Tonwerk und der Gutsverwaltung hatten wir gute geschäftliche und freundschaftliche Beziehungen.

Die Tonwerksbesitzer Hoff und Kluge wohnten in unserer Nachbarschaft. Sohn Achim Kluge und ich waren gleichen Alters. Wir gingen 1931 in Düsseldorf zur Schule. In den Ferien desselben Jahres machten wir eine Radtour quer durch Deutschland: 1300 Kilometer in 11 Tagen! Wir spielten in der Jugend und in der 2. Mannschaft des SC Rot-Weiß Lintorf. In den Jahren 1938 bis 1945 trennten uns Militär- und Kriegsjahre. Durch beiderseitige Kriegsverletzungen ging es nach dem Krieg nicht mehr mit dem Fußball. Nach Beendigung des Krieges waren wir beide im Kegelclub „Lintorfer Knospen“. Leider geriet Achim Kluge in schwere Alkoholabhängigkeit und setzte sich in die damalige Ostzone ab. Dort verbrachte er die letzten beiden Jahre seines Lebens.

Achims Bruder Rudi war im Krieg gefallen. Die Familie baute Ende der 50er Jahre auf der Duisburger Straße ein schönes Haus. In den 60er Jahren starb Vater Kluge. Die Gebrüder Josef und Franz Hoff konnten nach seinem Tod ihren

Geschäftsanteil von der Familie Kluge kaufen.

Im Sommer 1945 gründeten 18 alte Lintorfer mit mir als Jüngstem einen Stammtisch. Dazu gesellte sich auch Franz Hoff, der in Frechen bei Köln geboren, schon lange Jahre in Lintorf lebte. Wir alle sprachen Lintorfer Platt, nur Franz Hoff konnte sein Kölner Platt nicht verleugnen. In seinem Be-



Heinz Fleermann mit der Tischfigur des Stammtisches „Aule Lengtörper“, die im Lintorfer Tonwerk („Steinzeugröhren-Fabrik Lintorf“) gebrannt wurde

trieb wurde eine Symbolfigur für den Stammtisch aus Ton geformt und gebrannt. Formgetreu wurde sie nach ihrem Vorbild Wilhelm Lückner benannt, der Ehrenmitglied des Stammtisches war.

Durch die schweren Kriegsschäden war der Absatz von außen glasierten Rohren in den 60er Jahren sehr gut. Aber bald verlangte der Markt auch innen glasierte Rohre. Da aber der Lintorfer Ton für diese Technologie nicht geeignet war, wurde das Tonwerk Mitte der 60er Jahre geschlossen. Die dreißig Mitarbeiter der Tonfabrik fanden in der Zeit nach der Schließung



Das frühere Verwaltungsgebäude der Steinzeugröhren-Fabrik Lintorf GmbH („Hoff“). Die Tonplastik am Verwaltungsgebäude wurde von der Rateringerin Else Hübers geschaffen



Die seit langem leerstehenden Hallen des Tonwerks

schnell wieder neue Beschäftigung. Der Diplomingenieur Franz Hoff ging danach in seine Heimat Frechen zurück. Er baute dort an besserem Standort eine Fabrik für die Fertigung der vom Markt geforderten Tonrohre. Franz Hoff verstarb 1988. Sein Sohn René hatte sich früh für den Lehrerberuf entschieden und verpachtete die Fabrik im Kölner Raum. Die Ruine des Tonwerkes in Lintorf gehört ihm noch heute.

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es am Krummenweg die Brennerei Unterhössel. Diese Firma war Besitzer des 800 Morgen großen Gutes Haus Hülchrath. Von der zum Gut gehörenden Fläche konnten jedoch nur 300 Morgen als Acker- und Weideland genutzt werden. Der Großvater des uns allen bekannten verstorbenen Willi Molitor war Pächter dieses großen Unternehmens. Mit seiner 16-köpfigen Familie lebte er im Herrenhaus des Gutes.

Die damaligen Gebrüder Molitor hatten 40 Morgen Land urbar gemacht. Alte Bäume wurden gefällt und Wurzeln herausgesprengt. Man nennt dieses Land heute noch Sprengfeld.

Vom Ersten Weltkrieg heimkehrende Soldaten hatten auf dem Gut einen großen Brandschaden verursacht. Nach diesem Unglück konnte die Familie Molitor die Pacht nicht mehr halten. Sie hatte zwar zu diesem Zeitpunkt nach Erzählungen von Willi Molitor in einer Milchkanne soviel Geld gesammelt, daß sie davon fast das Gut kaufen konnte. Es fehlte nur noch eine kleine Hypothek. Der Brandschaden machte das Vorhaben jedoch zu einem unüberschaubaren Risiko, das die Familie Molitor nicht eingehen mochte. Das Gut wurde deshalb von Unterhössel an die Bocholter Firma Tuchfabrik Herding verkauft. Diese konnte das Gut umfangreich restaurieren und wieder aufbauen.



Gut Hülchrath in den 1950er Jahren

Das Herrenhaus und die Stallungen wurden komplett neu erstellt. Verwalter der Herdings wurde ein Herr von Notz. Unter ihm wurde eine Rennpferdezucht begonnen: 10 Stuten fohten, und mit zwei Jahren wurden die jungen Pferde ins Münsterland zur weiteren Aufzucht auf ein anderes Gut der Herdings geschickt. Der Fabrikant Herding, Besitzer von Hülchrath, hatte 1926 das schnellste Pferd aus dem Rheinland, einen Hengst namens Wilderich, der auf allen Rennbahnen erfolgreich war. Es zeigte sich jedoch schon schnell, daß die Grünflächenqualität für ein derartiges Vorhaben nicht gut genug war, und so wurde das Zuchtprogramm bereits nach wenigen Jahren wieder eingestellt. Ich erinnere mich, daß während dieser Zeit im Sommer 1929 von Notz beim Toreschließen von drei maskierten Männern überfallen wurde. Bei diesem Überfall verlor er durch sein eigenes Brillenglas das rechte Auge.

Von Notz stellte nach der Aufgabe der Rennpferdezucht auf Schweinemast um. Er hatte einen Futterautomaten erfunden: Mit Gerste, Tapioka (tropische Nahrungspflanze), Sojaschrot und etwas Fischmehl konnte man die Mastzeit der Schweine um zwei Monate verkürzen.

Auch 300 Schafe gehörten zum Betrieb. Der Schäfer Anton mußte Tag und Nacht mit seinen beiden Hunden die Schafe bewachen. Er wohnte in einer eigenen Schafkarre. Der Futterbereich für die Schafe ging bis in die Kaiserswerther Rheinwiesen.

Zusätzlich hatte man am Lintorfer Weg, kurz vor dem Zubringer (heute A52), eine Fläche von ca. 2000 m² mit feinmaschigem Zaun umgeben. Auf diesem Areal befand sich eine Fasanerie. Eine kleine Brutmaschine sorgte für den Nachwuchs, und wenn die Tiere flügge waren, wurden sie ausgesetzt.

Im Jahre 1939 kam nach Herding ein neuer Gutsbesitzer: Karl-Friedrich Geißler aus Witten an der Ruhr. Dessen Eltern besaßen in Witten eine Rohrzieherei mit 300 Mitarbeitern. Der neue Besitzer mußte schon 1940 Soldat werden. In der Kriegszeit führte daher sein Vater, Fabrikant Geißler, mit dem

Verwalter Kempkes den Betrieb. Auf dem Anwesen waren viele Zwangsarbeiter („Fremdarbeiter“) beschäftigt. Es mußten 25 Kühe, 30 Schweine und das Federvieh versorgt sowie 350 Morgen Land bearbeitet werden. Karl-Friedrich Geißler lernte ich in einem Urlaub 1940 näher kennen, und wir hatten beide das Glück, im Sommer 1945 schon wieder in der Heimat zurück zu sein. Im Herbst 1945 war auf dem ganzen Gut außer den Arbeitspferden kein einziges Tier mehr: der gesamte Betrieb war von den Insassen des nur wenig entfernt gelegenen Zwangsarbeiterlagers an der Rehhecke total ausgeplündert worden. Dort waren während des Krieges bis zu 2.000 Menschen aller Nationen als Zwangsarbeiter, im wesentlichen für die Kruppschen Fabriken, interniert. Nach dem verlorenen Krieg wurde zunächst viel geplündert. Der Senior Geißler mußte einmal seinen Anzug hergeben, mitten auf dem Hof. Wir in Lintorf hörten von diesem Vorfall. Mit einem Anzug eilten wir dorthin und holten das Seniorpaar zu uns nach Hause. Sie waren danach sechs Wochen bei uns zu Gast. Karl-Friedrich, immerhin Besitzer eines großen Gutes, konnte sich bei uns das erste Mal wieder satt essen. Einmal wurde er nachts überfallen. Es kam zu einer Schießerei, aber es blieb bei einer Fleischwunde.

Nach der Währungsreform normalisierte sich der Betrieb wieder: Es gab wieder 25 Kühe, und man schaffte einen modernen Trecker an. Mit Düngemitteln konnten mittlere Ernten erreicht werden. Dann entschloß sich Karl-Friedrich Geißler, einen besseren Hof mit guten Bodenqualitäten zu kaufen. Im Jahre 1958 bot sich ihm im Raum Regensburg dieses gewünschte Domizil an. Aus dem Erlös des Gutes Hülchrath baute Geißler außerdem auf der Speestraße ein großes Wohn- und Geschäftshaus. Die Geschäfte Hellbach und Otto Mess sowie eine Bank sind in diesem Haus untergebracht.

Käufer des Gutes Hülchrath wurde die Stadt Düsseldorf. Über zehn Jahre waren die Gutsgebäude zweckentfremdet: Von der Bundeswehr in der Borkener Heide gesammelte Kartuschen lagen in großen Haufen auf dem Gut her-



Haus Hülchrath von Süden her gesehen. In der Mitte das Herrenhaus, links Stallungen, rechts Wohnungen. Eine Birkenallee führt zum Gut hin



Haus Hülchrath, hinterer Hof



Haus Hülchrath in den 1970er Jahren.
Die neue Reithalle des Reitstalles Joh wurde bereits errichtet



So sehen die frühere Gastwirtschaft und das Lebensmittelgeschäft Mentzen heute aus

um. Was damit gemacht wurde, ist mir unbekannt. Das Ackerland des Gutes war verpachtet (bis 1998) an die Familie des Landwirtes Paas, heute bekannt als Vorsitzender des Karnevalsausschusses der Stadt Ratingen.

Im Jahre 1974 verpachtete die Stadt Düsseldorf die gesamten Gebäude des Gutes an den Pächter Joh. Aus dem Kuhstall und aus der Scheune wurden Pferdeboxen gemacht, ein Reitstall wurde etabliert. Joh mußte den Betrieb

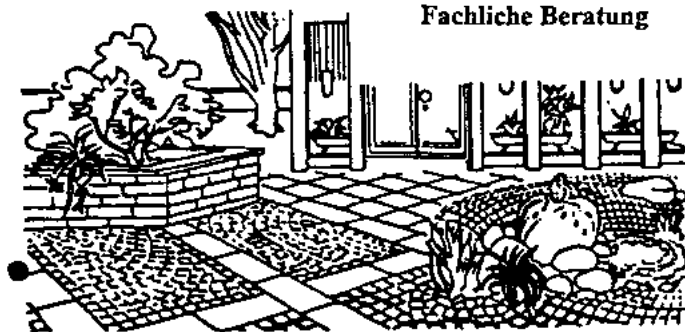
krankheitshalber 1985 einem neuen jungen Pächter, Dirk Bolten aus Duisburg-Huckingen, überlassen, der zuvor schon als privater Reitlehrer auf dem Gut gearbeitet hatte. Bolten baute den Reitstall aus und konnte im Dezember 1996 den gesamten Besitz von der Stadt Düsseldorf kaufen. 1998 übernahm er auch das umfangreiche Ackerland von Pächter Paas. Er nutzt es heute als Anbaufläche für den Hafer seiner Pferde. Bearbeitet wird das Land vom Bauern Schlüter.

Gastwirtschaft, Lebensmittelgeschäft und die fünf Betriebshäuser des Hennes Mentzen werden heute hauptsächlich als Wohnraum genutzt. Der Enkel von Hennes Mentzen ist heute in Lintorf am Kopernikus-Gymnasium Klassenlehrer meines Enkels Moritz.

Heinz Fleermann

Alles für Haus und Garten

Fachliche Beratung



Wir liefern Baustoffe für den Hausbau • Außenanlagen • Gartenbau

Isolierung und Innenausbau

Naturstein + Beton • Pflaster und Platten

KÜPPERS BAUSTOFFE

Siemensstraße 33 • 40885 Ratingen-Lintorf • Tel. 9 36 90 • Fax 93 69 25

Internet: www.kueppers.com

Geöffnet Mo. bis Fr. 7.00 bis 17.00 Uhr, Sa. 8.00 bis 12.00 Uhr

„Sure Pitter“, „Männlein“ und „Krummenweger Tropfen“

Seit 50 Jahren stellt Hermann Hansen in Lintorf Spirituosen her

Am 1. Mai 1950 trat Hermann Hansen in das Geschäft seiner Mutter ein. Sie hatte nach dem Tode ihres Mannes 1948 das Spirituosen-Geschäft unter dem Namen Witwe Peter Hansen fortgeführt. In den folgenden Jahren wurden an der Krummenweger Straße, wie schon vor dem Krieg, zahlreiche Sorten Likör, Branntwein oder Edelkorne hergestellt. Darunter der Krummenweger Tropfen, bis heute ein Geheimtipp in Lintorf.

In den dreißiger Jahren lief das Branntwein-Geschäft an der Krummenweger Straße dann recht gut. Familie Hansen hatte mit der Herstellung und dem Verkauf der Spirituosen ihr Auskommen. Übrigens kostete 1936 der Liter Korn bei Peter Hansen 1,77 Reichsmark.

In dieser Zeit lernte auch Hermann Hansen die Arbeit im väterlichen Betrieb kennen. Doch musste 1943/44 das Geschäft geschlos-



Peter Hansen (rechts neben dem Fass) mit der Belegschaft der „Destillerie und Weinkellerei Krummenweg“ in den frühen zwanziger Jahren. Auch dabei, mit dem Krug in der Hand, der bekannte Lintorfer Heimatforscher Heinrich Schmitz

Begonnen hatte alles um 1920. Peter Hansen wurde Mitgesellschafter der „Destillerie und Weinkellerei Krummenweg“ am Kreisverkehr. Doch die frühen zwanziger Jahre waren eine wirtschaftlich schwierige Zeit, auch im Spirituosenhandel. So verwundert es nicht, dass die Destillerie und Weinkellerei bereits 1926 Konkurs anmelden musste.

Zwei Jahre später, 1928, machte sich Peter Hansen in Lintorf selbständig. Unter den vielen verschiedenen Sorten, die er nun herstellte, waren auch der Krummenweger „Urquell“ und der Krummenweger „Alten“. Letzterer ein 38-prozentiger Edelkorn, den auch sein Sohn Hermann noch heute an seine Lintorfer Kunden verkauft.

sen werden. Die Mangelwirtschaft im Zweiten Weltkrieg machte die Branntweinherstellung in Lintorf unmöglich. Hermann Hansen wurde schließlich noch zur Wehrmacht eingezogen.

Als er endlich 1949 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, führte die Mutter allein das Spirituosen-Geschäft weiter. Der Vater war ein Jahr zuvor verstorben. Hermann Hansen half zunächst seiner Mutter bei der Arbeit. 1950 übernahm er dann das Geschäft unter dem Namen „Hansen Spirituosen“.

Hermann Hansens Kunden waren bis weit in die siebziger Jahre nicht nur Gaststätten in der näheren und weiteren Umgebung, sondern auch viele Firmen. Darunter



zum Beispiel das Lintorfer Familienunternehmen Hünnebeck. Dazu kamen viele private Kunden aus Lintorf. So meine Großmutter, die gerne den „Krummenweger Tropfen“ kaufte.

Natürlich stellt Hermann Hansen den Grundstoff für seine Liköre und Brände – nämlich Ethylalkohol – nicht selbst her. Den kauft er bei der Deutschen Kornbranntwein Vermarktung GmbH in Lüdinghausen ein. Sie vermarktet den Alkohol, den die deutschen Kornbrennereien destillieren.

Danach kommt Hermann Hansens eigentliche Arbeit. Er reduziert den



reinen Alkohol auf Trinkbranntweinstärke. Hinzu kommen verschiedene Ingredienzien, die Hermann Hansen für jede seiner Marken nach eigenen Rezepten mischt. Der „Krummenweger Alten“ wird noch heute nach einer Rezeptur seines Vaters zubereitet.

Modeerscheinungen bestimmten auch in den vergangenen fünf Jahrzehnten die Produktpalette bei Hansen Spirituosen. In den siebziger Jahren war es vor allem Apfeln, den die vielen Kunden wünschten. Damals setzte Hermann Hansen allein 600 Liter davon an. Der „Sure Pitter“ war ein „Trinkbranntwein“ mit Zitronengeschmack. Beliebt war eine Zeit

Heute wird an der Krummenweger Straße 75 vor allem der beliebte Kräuterlikör „Krummenweger Tropfen“ hergestellt und verkauft. Daneben hat Hermann Hansen noch den Johannisbeerlikör „Männlein“ und den Edelkorn „Krummenweger Alten“ aus eigener Herstellung im Angebot.

Da vor allem jüngere Kunden wenig nach den selbst hergestellten Bränden und Likören fragen, sondern im Wesentlichen die gängigen Produkte bekannter Markenhersteller verlangen, verkauft Hermann Hansen bis heute auch Whisky aus Schottland, Cognac aus Frankreich oder Rum aus Jamaika.

selbst her. Gab es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch zahlreiche Brennereien im Großraum Düsseldorf, so sind es heute nur noch eine Handvoll. Im Kreis Mettmann gibt es kaum noch eine, in Lintorf ist Hermann Hansen der letzte, der eigenen Schnaps herstellt. Denn auch die Familie Doppstadt hat die Herstellung eigener Brände längst eingestellt.

Für die Herstellung von Branntwein benötigt man eine entsprechende staatliche Zulassung. Die war auch bis weit in die sechziger Jahre für den Verkauf alkoholischer Getränke, ob in einer Gaststätte oder in einem Laden, notwendig. In Lintorf hatten nur die Familien Hansen und Doppstadt die Zulassung für die Herstellung und den Verkauf. Außerdem konnten die Lintorfer damals noch bei Füsgen und Braun Alkohol einkaufen.

Hermann Hansen (73 Jahre) wird wohl der letzte Lintorfer sein, der eigenen Schnaps herstellt. So lange er es gesundheitlich kann, will er noch weiter „Krummenweger Tropfen“ und „Männlein“ in seinem Keller an der Krummenweger Straße herstellen und sich über jeden Lintorfer freuen, der ihn dort besucht und eine Flasche kauft. Doch mit ihm wird die Tradition der Spirituosen-Herstellung in Lintorf enden. Seine Kinder wollen das Geschäft nicht fortführen.

Dr. Andreas Preuß



lang auch das „Pfläumchen mit Rum“. Aber auch die Marken „Pfefferminzlikör“ und „Brombeer Fruchtsaftlikör“ hatten unter den Lintorfern ihre Liebhaber.

Neben der Familie Hansen stellte in Lintorf seit den zwanziger Jahren auch die auf der Krummenweger Straße gegenüber wohnende Familie Doppstadt Spirituosen

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
INH. M. BJELIC

LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102) 30 24-0
FAX (02102) 3 64 15

Das andere Lintorf

Das gelbe Schild am Ortseingang bekundet die kommunale Einordnung: Man fährt hinein nach LINTORF, Gemeinde Bad Essen, Landkreis Osnabrück. Dieses Lintorf liegt also gerade schon in Niedersachsen, nur einen Kilometer hinter der Grenze Nordrhein-Westfalens. Bad Essen und Osnabrück befinden sich westlich davon in 8 bzw. 16 km Entfernung.

Wir fahren also gemächlich bis zur Kirche in der Dorfmitte und schauen uns dann in etlichen Straßen zu Fuß um. Der globale Eindruck: Lintorf 2 war wohl ehemals ein Runddorf, dessen ursprünglicher Kern sich noch heute um die Kirche schmiegt, das sich jedoch bereits vor Jahrhunderten zu einer Streusiedlung entwickelte. Ältere Bausubstanz gibt es in der Form

zweistöckige Fachwerkhäuser, die die Kirche wie ein Oval umgeben. Und natürlich fällt die ehrwürdige Kirche Johannes der Täufer selbst als historisches Bauwerk ins Auge – darüber später mehr.

Es ist früher Sonntagnachmittag, und wir bekommen nur wenige Leute zu Gesicht, doch die Tür des stattlichen Pfarrhauses ist einladend geöffnet, also schauen wir unangemeldet mal hinein. Pastor Frey, der junge freundliche „Herr“ der Johannes-Kirche, staunt über den Besuch aus einem Lintorf im Rheinland. Er ist erkennbar mit Arbeit eingedeckt, gewährt uns aber dennoch mit geduldigem Interesse ein Gespräch über seine Pfarre und lässt es sich nicht nehmen, uns zum Abschied aus seiner Bibliothek ein Büchlein über die Reformation in Lintorf und seinen Nachbarorten herauszusuchen, das wir als Geschenk mitnehmen dürfen.

Wie kam der Ort zu seinem Namen? Sprachforscher führen den Namen Lintorf (2) zurück auf das altsächsische Wort „Ihinen“, weil sich das Dörfchen an den Nordhang des Wiehengebirges anlehnt; dann wäre -torf die Entsprechung von hochdeutsch „Dorf“. Diese Deutung lässt sich indessen nicht erhärten. (Der Ursprung des rheinischen Namens Lintorf ist bisher ebenso ungewiss; die Silbe



Im März dieses Jahres machten meine Frau und ich auf einer Rückfahrt aus Norddeutschland einen Abstecher nach Lintorf Nr. 2, das ich zufällig in einem alten, sehr genauen Straßenatlas entdeckt hatte. Die Namensgleichheit hatte meine Neugier geweckt: Welche Eindrücke – wie skizzenhaft auch immer – würden wir im Vergleich mit Lintorf Nr. 1, dem hiesigen, bekommen? (Hier möchte ich anmerken, dass eine Abordnung unseres Heimatvereins Lintorf 2 bereits im Jahre 1993 besucht hat und vom dortigen Sportverein mit vorzüglicher Gastfreundschaft empfangen worden ist. Wenn gleich dieses Treffen folgenlos blieb, ist es allen Teilnehmern in lebhafter Erinnerung. Blicken wir im 50. Jahr des Bestehens der „Quecke“ doch noch einmal auf unseren Namensvetter, der für seine eigenen Bewohner Heimat darstellt, uns aber kaum oder gar nicht bekannt, fern und zugleich nah ist.)

von zwei oder drei typischen niedersächsischen Bauernhäusern mit schönem Fachwerk; vor allem aber sind da noch die gepflegten alten sogenannten „Kirchhöfer“,



Die rund um die Kirche gelegene „Kirchhöfer“-Siedlung zeigt die ältesten und schönsten Fachwerkhäuser Lintorfs

-torf hat hier nach fachkompetenter Meinung weder etwas mit Dorf noch mit Torf zu tun.) Zum Kirchspiel Lintorf 2 gehören seit eh und je außer dem namensgebenden Ort die eigenständigen Dörfer Heithöfen, Hördinghausen, Dahlinghausen und Wimmer.

Lintorf 2 hat heute 1830 Einwohner. Sie leben nur noch zu einem geringen Teil von kleinbäuerlicher Landwirtschaft, im Gegensatz zu den Verhältnissen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Es gibt ein paar kleine Handwerksbetriebe und Geschäfte, nur wenig Gastronomie. Offenbar verdienen viele Lintorfer ihr Einkommen in den größeren Nachbarzentren wie Osnabrück, Lübbecke und Minden. Der bedeutendste lokale Arbeitgeber ist ein Produzent von Margarine und Ketchup mit etwa 50 Beschäftigten. Längst also ist die bäuerliche Gesellschaft Vergangenheit, ebenso wie die damit verbundene Armut und Sparsamkeit. Wie das Leben hier einmal war, bezeugt ein Reimspruch um 1810:

Wenn dem Bauern Frauen
sterben,
ist's für ihn noch kein
Verderben.
Wenn die Pferde ihm
verrecken,
ist's fürwahr ein großer
Schrecken.

Selbst wenn man dies nicht wörtlich nimmt, wird sich wohl kein Lintorfer nach solchen Lebensbedingungen zurücksehnen.



Mittelpunkt des Dorfes ist die uralte Kirche St. Johannes der Täufer

Wie alt ist Lintorf 2? Die erste urkundliche Erwähnung ist etwa 200 Jahre jünger als die für Lintorf 1. Sie findet sich in einem Dokument von 1227 und besagt u.a., dass Bischof Konrad von Minden dem Archidiakon von Lübbecke das Recht verlieh, den Lintorfer Pfarrer zu berufen. Die Kirche in Lintorf dürfte aber, vermutlich als fester Steinbau, schon länger existiert und eine vormalige Holzkapelle ersetzt haben, so dass das Dorf älter ist als (derzeit) 723 Jahre.

Nun zu der Kirche, wie sie sich heute präsentiert. Sie wurde Johannes dem Täufer geweiht; der Schlussstein des Chorgewölbes zeigt sein Antlitz. Das Alter des Baus ist recht genau datierbar. Der untere Teil des Turms ist in weitem Umkreis das älteste erhaltene sakrale Bauwerk. Es wurde so massiv ausgeführt, dass es dem Feuer widerstehen und gleichzeitig als Zufluchtsort dienen konnte. Kleine, feindabwehrende Fenster an den Nord- und Südseiten des Turms weisen romanischen Stil

auf und liegen hoch über der Erde. Im Turminnern sind zwei Steinsäulen aufschlussreich: Die grob gehauenen Verzierungen ihrer Kapitelle zeigen das eine Mal einen menschlichen Kopf, eine Wolfsangel und ein Hechteisen; das andere Mal ebenfalls einen Menschenkopf sowie ein Schwert, ein gesatteltes Pferd und ein Carré-Gitter. Menschenköpfe und Gitter sollten wohl böse Geister und Feinde von außen und innen fernhalten. Sachverständige verweisen darauf, dass solche Zeichen zwischen 990 und 1010 in Stein gehauen wurden; somit ist der untere Teil des Kirchtums rund 1000 Jahre alt.

Die Errichtung der Lintorfer Kirche in ihrem heutigen Grundriss begann 1499, Geldmangel erzwang an der Altarseite eine schlichte Wand, die erst 1565 durch einen Chorraum ersetzt wurde. Im Jahre 1755 fielen Inneneinrichtung und Dächer einem Brand zum Opfer, nicht aber die wehrhaften Mauern und das Gewölbe des Kirchen-



Säulenkapitelle im Innern des Turmes

schiffs. Schon im Folgejahr ersetzen die Lintorfer die Dachstühle; das Innere ihrer Kirche erstand neu in verhaltenem Barock. Damit ist der Gesamtbau heute im Wesentlichen 500 Jahre alt, während es die Innenausstattung „nur“ auf knapp die Hälfte dieser Zeitspanne bringt.

von Born, welcher mit Luthers Gattin Katharina von Bora verwandt gewesen sei, habe Mölman möglicherweise den Anstoß für das neue, reformierte Bekenntnis gegeben. Träfe dies zu, so wäre Lintorf 2 eine der ersten deutschen Gemeinden, die sich zu Martin Luthers Religion bekannten – ob

Bekenntnisstand prüfen zu lassen. Das Protokoll des Lucenius vermerkt über Lintorf u. a. (statt des lateinischen Originals hier die deutsche Übersetzung):

„... Pastor Heinr. Hülsmann aus Lübbecke, ordiniert vom (geistlichen) Mindener Ministerium, fünf Jahre Pfarrverweser, seit einem halben Jahr ordentlicher Pfarrer; hat eine Ehefrau mit Kindern. Erklärte öffentlich und frei heraus, dass er Anhänger der (luther.) Augsbургischen Konfession sei und fünf Jahre in Wittenberg studiert habe. In der Kirche fast alles seinem Bekenntnis entsprechend eingerichtet. Das Sakramentshäuschen geschlossen... Im Pfarrhaus lauter lutherische Bücher. Küster Joh. Klinge ständiger Begleiter seines Pastors ...”

Hülsemanns Standfestigkeit im neuen Glauben dürfte den katholischen Visitator zwar nicht gefreut, aber doch beeindruckt haben, zumal er andernorts auf den einen oder anderen Geistlichen traf, der trotz des gegenteiligen Augenscheins seinen lutherischen Glauben und seine evangelischen Praktiken vorsichtshalber abstritt.

Der Generalvikar entfernte nun Heinrich Hülsmann sofort aus seinem Amt und ersetzte ihn durch einen katholischen Pfarrer. Als das Hochstift Osnabrück sich bereits nach einem halben Jahr zur lutherischen Religion bekannte, kehrte Hülsmann nach Lintorf in sein Amt zurück. Er konnte es indessen nur noch etwa ein Jahr lang innehaben, dann wurde er nach dem zwischenzeitlichen Abzug der schwedischen Truppen erneut vertrieben und kam nicht mehr wieder. (Im Fürstentum Minden war er danach noch 20 Jahre lang evangelischer Prediger.) Es folgte wieder ein katholisches Intermezzo in Lintorf, doch in der Bevölkerung des Dorfes erhoben sich schon bald Klagen gegen den Pastor mit dem alten Bekenntnis, so dass der schwedische Kommandant in Osnabrück den katholischen Geistlichen absetzte und 1628 den lutherischen Pastor Henrich Flörke einsetzte. In diesem Jahr siegte in Lintorf 2 endgültig die Reformation, alle Pfarrer waren seitdem mitsamt



Inneres der Kirche mit Barockausstattung

Was weiß man über das Bekenntnis der Lintorfer Kirchengemeinde in historischer Sicht? Über die Geistlichen vor der Reformation gibt es keine Kenntnis. Bald nach der Reformation wird in Dokumenten ein Pastor Joh. Mölman (gest. 1565 oder 70) genannt, von dem man vermutet, er habe Luthers Bekenntnis in Lintorf eingeführt. Diese Annahme erscheint gewagt; es heißt, der damalige adlige Herr auf Gut Wimmer, ein Herr

es sich je beweisen lässt, bleibt unsicher.

Verbürgt aber ist die evangelische Bekenntnistreue des Pastors Heinrich Hülsmann aus dem Jahre 1625. Bischof Eitel Friedrich von Osnabrück sandte in jenem Jahr seinen gestrengen Generalvikar Lucenius auf eine Visitation durch die Landpfarren, um in den unruhigen Zeiten des Streites über den „richtigen“ religiösen Glauben den



Das um 1220 entstandene Kruzifix stammt höchstwahrscheinlich aus der alten Lintorfer Kirche, die 1499 durch einen Neubau ersetzt wurde

den Gläubigen evangelischen Bekenntnisses. Durch den Westfälischen Frieden (1648) wurde der Bekenntnisstand der Kirchengemeinde Lintorf, übrigens gestützt auf den Visitationsbefund des Generalvikars Lucenius, offiziell als evangelisch-lutherisch anerkannt. So ist es im Prinzip geblieben.

Die Kirchengemeinde, einschließlich der genannten vier Nachbardörfer, zählt derzeit rund 2000 Mitglieder; davon leben 850 in Lintorf selbst. Nicht verwunderlich ist, dass es dort nur 120 Katholiken gibt. Und die übrigen 860 Lintorfer? Einige bekennen sich wahrscheinlich zu keiner Religion, doch es gibt inzwischen eine

große Baptistengemeinde, nachdem viele Russland-Deutsche zugezogen sind.

Von den zahlreichen Unterschieden der beiden namensgleichen Dörfer konnte ich nur wenige aufzeigen. Zum Schluss möchte ich auf drei interessante Parallelen zwischen ihnen hinweisen; sie betreffen Bergbau, Eisenbahn und – pardon! – Alkoholprobleme im 19. Jahrhundert.

Über den ehemaligen Abbau von Blei und Eisenerz in Lintorf 1 sind wir gut informiert. Nahe bei Lintorf 2 wurde zwischen 1790 und 1810 Kohle aus einem relativ kleinen Flöz abgebaut, das heute als „begrenztes Kohlennest“ gilt und sich deshalb damals rasch erschöpfte.

Was Verkehrserschließung durch die Eisenbahn angeht, so bekam Lintorf 1 seine Station bereits 1874; Lintorf 2 profitierte ebenfalls von solchem Fortschritt, allerdings erst ab 1900.

Die beiden Lintorfs ähneln einander eben doch in mancher Hinsicht, auch im Allzumenschlichen. Lintorf 1 erhielt 1851 das Männerasyl, Deutschlands erste Trinkerheilanstalt – eine Stätte, die überwiegend Nichtortsansässigen Hilfe bringen sollte. Lintorf 2 hatte nie etwas Ähnliches, doch immerhin gründete sich dort 1840 „wegen des Überhand nehmenden Alkoholproblems ein Enthaltensamkeits- und Mäßigkeitsverein“! –

Meine Frau und ich fanden bei unserem Besuch insgesamt eine Idylle. Zu ihr passt auch dieses Detail: Am östlichen Ortseingang begrüßt seit drei Jahren ein großes holzgeschnitztes Schild den Gast mit der Aufschrift:

„1227 – Willkommen
in Lintorf – 1996“.



Obwohl es berechtigt erscheint, verbietet Bescheidenheit den Zusatz: das kleine Dorf mit der erstaunlichen Historie.

Benutzte Quellen (neben mündlichen Informationen):

- *Gemeindebuch des evang.-luth. Kirchenkreises Buer im Osnaabrücker Land; 1954*
- *Reformation in Bad Essen, Barkhausen-Rabber, Lintorf 1625–1650; 1975*
- *LINTORF. Unser Dorf im Wandel der Jahrhunderte, von Walter Komber; 1986*

Fotos teil vom Verfasser, teils den genannten Quellen entnommen.

Hartmut Krämer

Das nun folgende Gedicht ist in der Mundart geschrieben, die man im „anderen Lintorf“ spricht. **Wilhelm Fre-demann**, sein Verfasser, wurde in Neuenkirchen bei Melle, also gut 20 Kilometer Luftlinie von Lintorf entfernt, geboren. Sein Leben lang wohnte er auf dem Hof seiner Vorfahren in seinem Geburtsort, wo er als Lehrer und Schulleiter tätig war.

De aule Baum

Öller os de Eiken
up usen Huowe
wölbt in'n Gaorn
ein Biernbaum
de Kronen ürwer
usen aulen Huses
steilen Giewel.
Hiärfst fo Hiärfst
falt de riepen Biern
– se to plücken, es de
längsten Leddern no to kort –
up de grönen Rasendiäken.
An Fründ un Naower
wannenwiese wietergieben,
werd Spreen un Drossel
auk no satt.
So was dat oll
to miener Kinnertiet! –

Und nich anners es et wiärn,
vertele use Vadder,
os ik'n Schölerjunge was.
De häugste Baum up'n Huowe
oll to miener Tiet es van den
Beßvar plantet worn.
Vo de Franzosentiet,
os he frigget hadde,
do het he dat aule
Hus afrierten
un ein nigget bowwet,
os et in den Balken
ürwer de Niendüer
schrieben steiht.
Un achtern Kamerfack word
düsse Baum anplantet,
de nu oll düer

hunnertfüftig Jaohre
fo Kind und Kindeskiner
Biern ürwer Biern
driägen konne. –

To Maidag blögge he
in vuller Pracht
un het doch in
düssen Hiärfst
nich fo us,
nich fo Fründ un Naower,
nich fo Spreen un Drossel
den Rasendisk met
rieppen Früchten decket –
dat erstemol
to miener Lierbenstiet. –

10 Jahre Garten- und Landschaftsbau Hanke



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,
Landschafts- u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Hülsenbergweg 59
40885 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

Kindheitserinnerungen

Wenn Onkel Püllen erzählte ...

... konnte er stets davon ausgehen, daß eine Anzahl Kinder ihm aufmerksam zuhörte. Daß es immer die gleichen Kinder waren, die seinen Worten lauschten, lag daran, daß sich in den Sommermonaten der zwanziger Jahre zu früher Abendstunde zwei grundverschiedene Aktivitäten, hier Berufsausübung, dort Kinderspiel, am immer gleichen Ort einander begegneten. Freilich hätte man zeitlich und auch örtlich einander ausweichen können, aber man wollte es ja gar nicht.

Peter Püllen wurde am 29. Februar 1852 in Düsseldorf geboren und starb am 9. Januar 1935 in Ratingen. Seine Frau Elisabeth, geborene von der Heiden, stammte aus Serm. Sie starb am 2. August 1947 in Lintorf. Das Ehepaar Püllen hatte zwei Kinder. Tochter Elisabeth gehörte zu den Gründungsmitgliedern des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ am 18. September 1950. Sohn Peter heiratete die Lintorferin Margarete Plogmann und zog 1927/28 mit seiner Familie nach Tiefenbroich.

Onkel Püllen war Lintorfer Bürger. Sein Zuhause war ein kleiner Kotten, von dem ich nicht weiß, ob er heute, in welcher Form auch immer, noch existiert. Das Anwesen lag an der Renn, also auch heute noch Lintorfer Randlage.

Ich erinnere mich noch sehr gut, daß meine Eltern und wir Kinder – mein Bruder Willi und ich waren dabei, nicht aber meine ältere Schwester Maria – Onkel Püllen in seinem Hause an der Renn besucht haben; es war ein Sonntag in den zwanziger Jahren. Natürlich legten wir den Weg von Ratingen nach Lintorf zu Fuß zurück. In Höhe Gratenpoet verließen wir die Lintorfer Straße und schwenkten in den Feldweg „An der Renn“ ein, der damals noch durchgehend – es gab ja noch keine Autobahn – vom Gratenpoet bis zur Einmündung in den Hülsenbergweg zu begehen war. Schon damals wurde dieser Feldweg gerne und häufig von Spaziergängern und Wanderern genutzt.

Was nun damals und auch später noch bei Kotten allenthalben typisch war, fehlte auch bei Püllens Kotten nicht: Es gackerte und schnatterte vor dem Haus und hinter dem Haus von offenbar gut gelauntem und dankbarem Federvieh; kein Wunder, schließlich gab es ja hier keine Zwänge in Form von Käfighaltung. Zum Abschied servierte uns Onkel Püllen ein großes Glas Frischmilch. Ich weiß nicht, ob die Milch aus eigener Tierhaltung stammte oder nicht, geschmeckt hat sie uns jedenfalls allesamt.



Der Innenhof des Anwesens heute. Links die Wohnung der Familie Püllen, rechts die Scheune. Die Tür geradeaus führte damals in den Stall der Ziege, deren Milch Peter Püllen unserem Autor zu trinken gab

Wann, wo und wie aber haben wir Kinder Herrn Püllen, den wir alsbald mit Onkel Püllen anredeten, kennengelernt und mehr und mehr in unser Herz geschlossen? Von den Erträgen des Kottens konnte Familie Püllen ebenso wenig leben wie andere sogenannte Nebenerwerbslandwirte. Also ging er einer geregelten Berufstätigkeit nach.

Onkel Püllen war in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts Nachtwächter in Diensten der damaligen Ratinger Papierfabrik Wilderich Graf Spee. Dieses Werk, im Westen der Stadt Ratingen, lag an der Nahtstelle zur damaligen Dorfgemeinde Tiefenbroich, in unmittelbarer Nachbarschaft des Schimmershofes.

Onkel Püllen teilte sich den Nachtdienst mit einem Kollegen namens Tümmers. Herr Tümmers bewohnte zur damaligen Zeit mit seiner Familie einige Zimmer im Dachgeschoß des Bürgerhauses am Ratinger Marktplatz. Nebenbei stand er der Stadt Ratingen für Sonderaufgaben zur Verfügung. Wenn in einem Hause innerhalb des damaligen Stadtgebietes desinfiziert werden mußte, rückte Herr Tümmers mit seinem Gerät an. Ich habe einige Male – zugegeben, aus Neugierde – versucht, einer solchen Prozedur (im Volksmund Ausräucherung genannt) beizu-



Der Lintorfer Kotten, in dem Peter Püllen mit seiner Familie wohnte, trug die Adresse Hülsenbergweg 8 (heute Nr. 58). Das Anwesen gehörte der Familie Holtschneider vom benachbarten Rahmerhof. Aufnahme aus den 1920er Jahren



Blick von der Süddakota-Brücke auf das Betriebsgelände der Papierfabrik Tenax. Sie wurde in den 1950er Jahren als Tochtergesellschaft der Papierfabrik Wilderich Graf Spee gegründet. Aus dieser Zeit stammen auch die Fabrikgebäude im Vordergrund. Die Bauten der nicht mehr existierenden Papierfabrik Wilderich Graf Spee wurden abgerissen. Im Hintergrund rechts erkennt man allerdings noch das ehemalige Wohnhaus von Direktor Fritz Offermanns

wohnen, kam aber nie an den Ort des Geschehens heran. Ich weiß nur, daß Herr Tümmers einen etwa 60-70 Zentimeter hohen Kupferkessel in die infizierten Räumlichkeiten trug und dortselbst bei geschlossenen Fenstern Dämpfe freisetzte, die aus Entseuchungs-

materialien stammten. Nach etwa zwei bis drei Stunden wurde alles gut durchlüftet und damit war die Prozedur erledigt.

Onkel Püllen und Herr Tümmers übten also hauptamtlich den Nachtwächterdienst an und in der

Spee'schen Papierfabrik aus. Punkt 18.00 Uhr lösten sie gemeinsam den Pförtner, der den Tagesdienst versah – das war viele Jahre lang ein Herr Kreischer – ab. Intern regelten sie den Nachtdienst so: Von 18.00 bis 24.00 Uhr drehte einer der beiden die Runden, während der andere im Pförtnerhaus verblieb; gelegentlich mußte dieser schon mal ein Heilpflaster oder einen Mullverband, die im Pförtnerhaus aufbewahrt wurden, aushändigen, wenn ein Betriebsangehöriger sich eine kleine Verletzung zugezogen hatte. Es wurde im Werk im Zwölfstundenschichtbetrieb und in späteren Jahren im Achtstundenschichtbetrieb gearbeitet. Ab 24.00 Uhr bis morgens um 6.00 Uhr übernahm dann der andere Nachtwächter den Außendienst.

Derjenige der beiden, der gerade den Außendienst versah, trug während seines Rundganges eine Stechuhr – auch Wächterkontrolluhr genannt – bei sich, die er in teils regelmäßigen, teils aber auch unregelmäßigen Zeitabständen zu bedienen hatte. Das geschah so: An bestimmten Stellen sowohl innerhalb des Werkes als auch im



Die Belegschaft der Papierfabrik Wilderich Graf Spee in den frühen 1920er Jahren.

Zweite Reihe (Stuhlreihe): Dritter von links Werkmeister Josef Schnölzer, der Vater unseres Autors. Sechster von links Direktor Fritz Offermanns, der übrigens im Festzug zur 650-Jahrfeier der Stadt Ratingen im Jahre 1926 als Graf von Berg mitgeritten ist. In der Reihe dahinter: Fünfter von links der Lintorfer Johann Lamerz, Vater mehrerer bekannter Mitglieder des Lintorfer Heimatvereins, der als Heizer für die Dampfmaschine der Papierfabrik zuständig war. Zehnter und Elfter von links in dieser Reihe sind die beiden Nachtwächter Tümmers und Peter Püllen. Der ältere Herr neben Peter Püllen war der Tagespförtner Kreischer

nahegelegenen Außenbereich waren kleine Holzkästchen angebracht, die lediglich einen kleinen, an einer Kette befestigten Schlüssel enthielten. Diese Schlüssel mußten vom Nachtwächter in die Stechuhr (Wächterkontrolluhr) eingeführt werden. Durch Einstechen des Schlüssels mit einer kurzen Drehung wurden auf einem inneren, nicht sichtbaren Zifferblatt, das täglich ausgewechselt wurde, Datum und Uhrzeit markiert, so daß die Kontrollgänge des Nachtwächters stets überprüft werden konnten.

Einer dieser Kontrollkästen befand sich in der Offermann'schen Parkanlage. Fritz Offermanns war der damalige Fabrikdirektor der Spee'schen Papierfabrik. In der ausgedehnten Parkanlage trafen wir Kinder der Nachbarschaft uns häufig zu gemeinsamen Spielen. Es waren Agnes und Karl Offermanns, Maria und Ferdinand Müller, mein Bruder Willi und ich. Wir alle waren damals zwischen sechs und acht Jahre alt. Hin und wieder waren auch die etwas ältere Maria Offermanns, seltener der noch ältere Josef Offermanns dabei.

Wenn nun Onkel Püllen erschien, und wir sahen das, rannten wir zu ihm hin und schauten zu, wie er seine Stechuhr bediente. Fast immer entwickelte sich ein kurzes Gespräch. Ich habe Onkel Püllen als kinderfreundlichen Menschen in Erinnerung.

Einmal, es muß ein Wochenende gewesen sein, spielten wir etwas länger in der Parkanlage. Onkel Püllen machte bereits seinen zweiten Rundgang. Wie gewohnt, rannten wir wieder auf ihn zu. Als wir alle um ihn herumstanden, meinte er: „Kinder, seid ihr noch nicht müde? Es ist doch schon spät! Lange wird es nicht mehr dauern, dann kommt die Abendmutter und streut Sand in die Augen, damit ihr schläfrig werdet.“ Die Abendmutter? Das war für uns etwas Neues und deshalb fragten wir Onkel Püllen, wer denn die Abendmutter sei. Er antwortete: „Die Abendmutter ist die Gehilfin der Riesen. Sie bekümmert sich vor allem um Kinder, die bei Einbruch der Dunkelheit noch draußen sind. Manchmal begleitet sie spielende Kinder auch nach Hause. Dabei vergißt sie nie, den Kindern an der Haustüre noch

schnell etwas Sand in die Augen zu streuen.“

„Ja, und wo ist der Riese?“ wollten wir wissen. „Der Riese haust in den Wäldern und kommt nur selten dort heraus“, war seine Antwort. Gleich mehrere Fragen schlossen sich an: „Wohnt der Riese hier im Walde?“ und: „Ist der Riese gefährlich?“

„Der Riese wohnt nicht hier im Walde, sondern in den großen, dichten Wäldern des Sauerlandes. Vielleicht habt ihr schon einmal davon gehört? Und gefährlich ist der Riese keineswegs, er ist sogar sehr kinderlieb. Einmal hat er gar, wie mein Vater erzählte, der den Riesen noch persönlich gekannt hat, einem kleinen Kerlchen, so in eurem Alter, das Leben gerettet.“ „Dann erzähl uns doch einmal diese Geschichte“, stürmten wir auf Onkel Püllen ein. „Heute Abend nicht mehr, Kinder“, antwortete Onkel Püllen. „Dafür ist es jetzt schon zu spät. Hört mal zu: Nächste Woche Samstag bin ich wieder mit den ersten Runden an der Reihe und dann erzähle ich euch die Geschichte vom Riesen und dem kleinen Kerlchen. Einverstanden?“ Natürlich stimmten wir allesamt zu und konnten den nächsten Samstag kaum erwarten.

daß wir auf ihn warteten, er hatte damit gerechnet.

„Ich bin heute den umgekehrten Weg gegangen“, erklärte er uns sein verspätetes Kommen, „so habe ich etwas mehr Zeit für euch. Aber laßt mich jetzt erstmal meine Uhr bedienen, damit ich wieder in die Reihe komme.“ Sprach's, schloß das kleine Holzkästchen auf und steckte den Schlüssel mit einer kleinen Drehung in seine Stechuhr. Dann schob er die an einem Lederriemen befestigte Kontrolluhr, die lässig über der rechten Schulter hing, etwas weiter nach hinten, trat einige Schritte vor und begann zu erzählen:

„Also, Kinder, hört mal schön zu: Es ist schon lange her, da besuchte ein kleines Kerlchen, so in eurem Alter, seine Tante, die in einem kleinen sauerländischen Dorf wohnte. Mitten durch den Ort floß ein glasklares Bächlein, an dem der Junge häufig spielte. Eines Tages kam dem kleinen Kerl die Idee, einmal auszukundschaften, wo der Bach herkommt. Ihm schwebte vor, daß die Quelle dieses Gewässers gar nicht so weit vom Ort entfernt sein könne; denn schließlich war der Bach hier, im Ort, noch recht klein. Also machte



An jenem Samstagabend, es war ein wunderschöner Sommerabend im Juli oder August, standen wir schon kurz nach 18.00 Uhr an dem Kontrollkästchen, das Onkel Püllen bei seinem Rundgang ansteuern mußte. Es wurde 18.30 Uhr, doch Onkel Püllen kam nicht. Ein wenig traurig waren wir Kinder schon. Als wir uns bereits anschickten, nach Hause zu gehen, kam Onkel Püllen doch noch. Es war für ihn keine Überraschung,

er sich auf den Weg in Richtung Quelle. Zuerst bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, dem Bachlauf zu folgen. Zwar versperrten schon mal Büsche und Strauchwerk den direkten Weg am Ufer entlang, doch nach mehreren meist kleinen Umwegen fand er immer wieder zurück zu dem Bächlein. Als er schon mehr als zwei Stunden gegangen war, stand er plötzlich vor einem großen Wald, aus dem das Bäch-

lein kam. Am Ufer konnte man nun nicht mehr entlang gehen, denn das Gelände war stark zerklüftet und fiel teilweise steil bergab. Einen Augenblick überlegte der kleine Kerl, ob er weitergehen oder umkehren solle. Er sagte sich aber schließlich: „Ich möchte zur Quelle!“ Also ging er weiter.



Eine gewisse Orientierung bot ihm der Stand der Sonne, die er fast immer vor sich hatte. Was das Kerlchen aber nicht wußte und vor lauter Bäumen und Sträuchern auch nicht sehen konnte, war, daß das Bächlein im Dickicht des Waldes plötzlich nach Süden schwenkte und sich somit immer weiter vom Weg entfernte. Inzwischen hatte das Kerlchen einen großen Hunger bekommen und interessierte sich jetzt mehr für Brombeeren und Waldhimbeeren als für das Bächlein. Doch plötzlich muß es ihm zu Bewußtsein gekommen sein, daß es sich verlaufen hatte. Das kleine Kerlchen begann bitterlich zu weinen. In seiner Not lief es nun völlig orientierungslos kreuz und quer durch den Wald. Doch wie das so ist, haben Kinder häufig einen fürsorgenden Schutzengel. Ein unsichtbares Geräusch ließ den kleinen Kerl plötzlich innehalten. Es war aber nichts zu sehen. Plötzlich eine Stimme, tief und urgewaltig, die aus dem Dickicht des Waldes kam: „Fürchte dich nicht, wenn du mich siehst. Ich tue dir nichts, ich will dir nur helfen“, und zugleich wurde eine große Gestalt sichtbar, die sich auf das Kerlchen zubewegte. Vor lauter Schreck war das Kerlchen gar nicht in der Lage, laufen zu gehen. Es hätte ihm ohnehin nichts genutzt; die riesengroße Gestalt hätte nur einen Schritt zu machen brauchen, um das Kerlchen einzufangen. So

aber standen sie nun dicht beieinander, das kleine Kerlchen und die riesengroße Gestalt. Und diese sagte nun, gütig auf das Kind einredend: „Ich bin der Riese hier in den Sauerländer Wäldern. Du hast dich wohl verirrt? Wo willst du denn hin?“ Das Kerlchen sagte: „Ich wollte zur Quelle des Bächleins, das durch unser Dorf fließt!“ „Oh“, sagte der Riese, „dann hast du dich aber weit verirrt. Ich mache dir einen Vorschlag, hör mal zu: Heute kann ich dich nicht mehr zum Waldrand begleiten, dafür ist es schon zu spät. Du übernachtetest in dieser Nacht in meiner Waldhütte. Und morgen begleite ich dich zunächst einmal zur Quelle, damit du siehst, wo das Bächlein herkommt. Doch dann müssen wir schauen, daß du bald nach Hause kommst. Ich könnte mir vorstellen, daß du bereits überall im Dorf gesucht wirst.“ Trotz anfänglicher Angst war das Kerlchen letztendlich froh, daß der Riese ihm seine Hilfe anbot. So gingen sie beide gemeinsam durch den Wald in Richtung Waldhütte. Da dem Riesen alsbald das Gehen des Jun-



gen zu langsam erschien – wohl auch ein Zeichen zunehmender Müdigkeit – hob er ihn kurzerhand wie einen Spielball auf seinen starken Arm und trug ihn nun den Rest des Weges. Er brauchte nunmehr nur einige wenige Riesenschritte zu tun, und schon waren sie an der Waldhütte angelangt.

Wie das einem Riesen geziemt, bewirtete er seinen kleinen Gast mit einer Riesenmahlzeit. Ganz abgesehen davon, daß der kleine

Kerl einer solchen Riesenmahlzeit in keiner Weise gewachsen war, schlief er noch während des Essens am Tisch ein. Kurzerhand nahm der Riese ihn auf und legte ihn vorsichtig in sein Riesenbett. Dort schlief nun das kleine Kerlchen in einem Zuge durch und erwachte, gut ausgeschlafen, am frühen Morgen. Der Riese selbst gönnte sich nur einen kurzen Schlaf. Noch vor Mitternacht war er aus dem Waldhaus herausgetreten, um draußen, im finsternen Walde, nach dem Rechten zu sehen.

Pünktlich vor dem Erwachen des kleinen Gastes war er aber wieder zur Stelle und servierte seinem Gast ein Riesenfrühstück. Was der kleine Magen nicht schaffen konnte, und das war sehr viel, packte der Riese in einen Rucksack und händigte diesen dem kleinen Kerlchen aus. Nach einem kurzen gemeinsamen Morgengebet traten sie aus der Waldhütte heraus und nahmen Kurs auf die Quelle. Wieder ging es dem Riesen zu langsam und wieder hob er den kleinen Kerl samt Rucksack auf seinen Arm und wieder machte er nur wenige Riesenschritte, und schon waren sie an der Quelle. Das kleine Kerlchen staunte, welch klares Wasser in einer Waldlichtung da aus dem Boden sprudelte. Beide nahmen einen Schluck dieses glasklaren, perlenden Wassers zu sich, der Riese freilich einen Riesenschluck, das kleine Kerlchen nur einen kleinen. Gerne wäre das kleine Kerlchen noch eine Weile bei der Quelle geblieben, doch der Riese mahnte aufzubrechen. Noch hatte man einen weiten Weg zu bewältigen. Immer dichter, immer undurchdringlicher wurde der Wald, und, obwohl die Sonne schien, auch immer dunkler. Schließlich erreichte man, nach dem der Riese den kleinen Kerl wieder ein Stück getragen hatte, eine Hochebene. Dort stand eine Rieseneiche, groß und mächtig wie kein anderer Baum weit und breit.

„So“, sagte der Riese, „ich muß mich jetzt von dir verabschieden. Komm gut nach Hause und sieh zu, daß du dich in deinem Leben nie wieder verirrst; es könnte ja auch einmal schlimm für dich ausgehen.“

„Muß ich von hier aus jetzt alleine weitergehen?“ fragte besorgt das kleine Kerlchen. „Keine Bange“, entgegnete gelassen der Riese. Dann richtete er sich auf, wurde größer und größer, letztendlich so groß, daß seine Schultern bereits an die oberen Äste der mächtigen Eiche heranreichten. Damit nicht genug, reckte der Riese auch noch seinen rechten Arm steil in die Höhe. Und auch der wurde immer länger und länger, bis der Riese mit der Hand die Spitze der Eiche zu fassen bekam. Mit urgewaltiger Kraft bog er dann die Spitze der Eiche bis zu der Stelle nieder, wo das kleine Kerlchen stand.

„So“, sagte der Riese, „nun umfasse die Baumspitze oberhalb meiner Hand und halte dich gut

rieb sich der kleine Kerl die Augen und stellte fest, daß ihm die Gegend irgendwie bekannt vorkam.

Als er sich aufrichtete und Ausschau hielt, gewahrte er jenseits der Blumenwiese die letzten Häuser jenes Dorfes, in dem seine Tante wohnte. Freudig nahm er seinen Rucksack auf und rannte los.

Das ganze Dorf war auf den Beinen, als er sich dem Anwesen seiner Tante näherte. Die machte ihm schon Vorhaltungen ob seines Tuns, schloß ihn aber doch letztendlich freudig in ihre Arme. Das kleine Kerlchen aber befolgte fortan den Ratschlag des Riesen und beschritt nie mehr in seinem Leben zweifelhafte Wege.

geblieben: Er sang gerne, häufig und laut, auch im Dienst. Wenn er Ende Mai / Anfang Juni, da es früh hell wurde, in der zweiten Nachthälfte seine Runden drehte, dann konnte es passieren, daß mein Bruder Willi und ich von seinem lauten Gesang wach wurden. Sein Weg führte nämlich, da er auch an unserem Wohnhaus sich eines Kontrollkästchens bedienen mußte, an unserem Schlafzimmer vorbei.

Es war wohl sein Lieblingslied, daß er wieder und wieder frisch, fröhlich und frei herauschmettete:

„Frühmorgens, wenn die Hähne krähen, eh noch der Wachtel Ruf erschallt. ... Dann gehet leise, nach seiner Weise, der liebe Herr-



Am Gebäude der Firma Tenax erkennt man den Hahn aus dem Familienwappen der Grafen von Spee

fest.“ Das kleine Kerlchen tat, wie ihm befohlen ward. In diesem Augenblick ließ der Riese los, der Baum schnellte samt dem kleinen Kerl in die Höhe und schleuderte ihn hoch und weit in die Lüfte. Und der kleine Kerl flog und flog und flog über die Wälder, Felder und Auen, ja selbst über Häuser hinweg. Irgendwo landete er schließlich – welch ein Wunder – ganz sanft auf dem Boden. Benommen von der langen Luftreise vermochte der kleine Kerl nur noch festzustellen, daß er sich auf einer großen blumenübersäten Wiese befand. Dann schlief er, übermüdet und ermattet, ein. Als er aufwachte, neigte die Sonne sich bereits gegen Westen zu. Verwirrt

„So, Kinder“, schloß Onkel Püllen seine Erzählung, „das ist die Geschichte vom Riesen und dem kleinen Kerlchen. Und wahr ist sie, doch zu glauben kaum.“

Ganz still und aufmerksam haben wir Kinder Onkel Püllen zugehört. Auch als er geendet hatte, wollten wir noch nicht weichen, so daß er uns schließlich aufforderte, nach Hause zu gehen.

Noch häufiger hat uns Onkel Püllen in der Folgezeit auf unser Drängen hin die Geschichte vom Riesen und dem kleinen Kerlchen erzählt. Manchmal, wenn er es eilig hatte, faßte er sie auch kürzer.

Noch eine andere Eigenschaft Onkel Püllens ist mir in Erinnerung

gott durch den Wald, ... der liebe Herrgott durch den Wald.“

Oftmals klangen die letzten Verse, da Onkel Püllen sich schon ein Stück entfernt hatte, wie ein Echo nach und begleiteten uns in das Traumland des Schlafes.

Fazit: Können wir ob solch schöner Kindheitserinnerungen Onkel Püllen vergessen? Ausgeschlossen!

Heute muß ich meinen Enkelkindern immer wieder die Geschichte vom Riesen und dem kleinen Kerlchen erzählen.

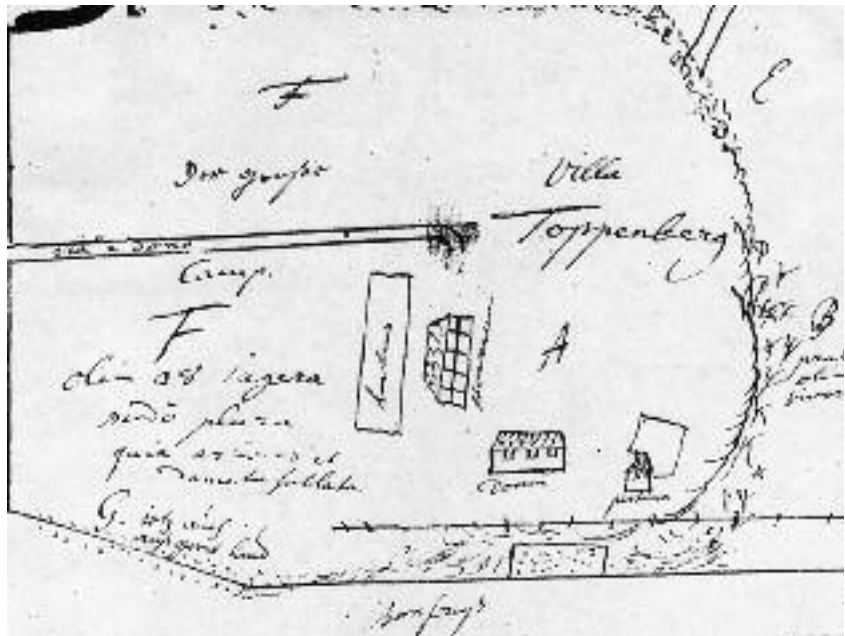
... Und wahr ist sie, doch zu glauben kaum.

Josef Schnölzer

Gut Doppenberg in Ratingen und seine Bewohner vom 16. bis zum 19. Jahrhundert

Hoch über dem Schwarzbachtal liegt südlich der Stadt Ratingen der Hof Doppenberg, der heute zu Ratingen gehört. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebten hier meine vierfachen Urgroßeltern Adolf Lingmann und seine Frau Agnes Arzberg als Halfen (= Pächter). Daher interessierten mich alle Nachrichten, die ich über diesen Hof erhalten konnte. Im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf stieß ich auf eine ca. 5 cm dicke Akte „Toppenberg“ im Bestand des Düsseldorfer Jesuitenordens¹⁾. Im 17. und 18. Jahrhundert war der Hof im Besitz des Ordens, der seit 1619 eine Niederlassung in Düsseldorf westlich der Andreaskirche hatte. Zur Geschichte des Gutes, seiner Besitzer und Pächter besonders im 17. und 18. Jahrhundert enthält die Akte etliches Material u.a. zu den verwickelten Besitzverhältnissen in der Zeit vor den Jesuiten, daneben Pachtverträge, Listen über Ablieferungen der Pächter und Kontributionszahlungen während des Siebenjährigen Krieges und zu guter Letzt den Bericht über einen verheerenden Brand auf dem Hof. Aus diesen Puzzlestücken läßt sich einiges über die Geschichte des Hofes vor 300 und 400 Jahren aussagen.

1568 besaßen Gerhard Roden und seine Ehefrau Margarete Putz den Hof. Aus einem Testament und



Der Lageplan des Gutes Doppenberg, den die Jesuiten um 1650 hatten anfertigen lassen, trug lateinische Bezeichnungen

einem Teilungsvertrag ergab sich die weitere Besitzfolge. Nachfolger des Ehepaares Roden/Putz waren:

Gerhard Roden (wohl ein Sohn, der mit Wilhelmina Reims verheiratet war), danach die Töchter des Ehepaares, Anna und Margareta Roden.

Margareta war mit Gottfried Borken und Anna mit Mathias Micken,

dem Gerichtsschreiber des Amtes Angermund und Landsberg, verheiratet.

Nach ihnen teilten sich die Nachkommen der beiden Schwestern den Hof:

Margarete Borken (∞ Peter Merfeld) und Beatrix Micken, Tochter von Matthias Micken. 1648/49 übertrug Beatrix Micken ihre Hälfte des Hofes dem Jesuitenorden in Düsseldorf, zehn Jahre später, am 23.4.1659, verkaufte das Ehepaar Merfeldt/Borken den Jesuiten die andere Hälfte. Im gleichen Jahr versicherten Richter und Schöffen des Amtes Mettmann den Jesuiten, daß der Hof „ein adelich gut und 3000 Reichsthaler werth seye.“

Die Jesuiten ließen ihren Hof durch Halfen bewirtschaften. In früheren Zeiten gaben der Adel und die Klöster oft ihre großen Güter in Zeitpacht an einen Halfmann (Halfen, Halfwinner oder Villicus) für zwölf Jahre aus. Die Pacht konnte aber auch nach 6 Jahren von beiden Seiten aufgekündigt werden. Die



Der frühere Hof Doppenberg dient heute nur noch als Wohnhaus

1) HSTAD, Jesuiten Düsseldorf, Akte Toppenberg 36

Pachtjahre mußten wegen der Dreifelderwirtschaft durch drei teilbar sein. Der Pächter zahlte die Hälfte des Ertrages als Pacht (daher rührt der Name „Halfe“). In späteren Zeiten wurde die Pacht meist in Geld und Naturalien oder nur in Geld ausgegeben.

In der Akte liegen einige Pachtbriefe der Halfen. Daraus und aus Angaben im Kirchenbuch von Hubbelrath, das die Taufen, Heiraten und Sterbefälle der Bewohner des Ortes verzeichnet²⁾, ergeben sich folgende Pächter:

1647 Johann uff der Geiben (S. 62 V)

8.8.1650 Conrad von Selbeck (Pachtbrief für 12 Jahre)

1652/1654/1658 wurde Joes Henck als Pächter erwähnt (S. 72 V, S. 92)

26.11.1668 Pachtbrief über 12 Jahre für das Ehepaar Johann Heinrich und Elisabeth von Diepsiepen

26.11.1680 Pachtbrief für Jacob und Elisabeth von Wilich (1686 wurde Jacob Halfe auf dem Gut zur Höhe in Gerresheim)

1686 Wilhelm Paßberg (Postberg) und Ehefrau Catharina Doppenberg (im Hubbelrather Kirchenbuch als Halfen erwähnt)

12.4.1704 Pachtbrief für Johann Wilhelm und Maria von Postberg für 12 Jahre. Es handelt sich hier um einen erneuerten Pachtvertrag, denn schon am 27.7.1690 wurde „Wilhelm Paeßberg, Halfe Doppenberg“ in dem Kirchenbuch als Trauzeugen erwähnt. Vermutlich war Maria die zweite Ehefrau des bereits 1686 erwähnten Johann Wilhelm Postberg.

20.11.1711 Pachtbrief für das Ehepaar Hermann Papenheim und Catharina Coenen.

2.2.1725 Pachtvertrag für Catharina Coenen. Ihr Ehemann war vermutlich bereits verstorben.

1.5.1729 Pachtbrief für das Ehepaar Hermann Breuers und Agnes aus der Liethen, die am 18. 11. 1728 in Hubbelrath geheiratet hatten.

1735 Pachtvertrag für die Eheleute Adolf Lingmann und Agnes Arzberg. Adolf Lingmann war der Sohn von Johann Lingmann und

Gertrud Bommes.

Letztere war in erster Ehe mit Johann Wilhelm Claßhaußen von Gut Claßhaus verheiratet. Agnes Arzberg war die Tochter von Wilhelm Arzberg und Helene vom Roland vom Arzberger Hof in Meiersberg.

Aus dem mir vorliegenden Pachtvertrag des Ehepaares geht hervor, wie die Pacht bezahlt wurde. Sie betrug 85 Reichstaler, 80 Albus. Davon wurde die erste Hälfte zu Martini, die zweite Hälfte am 1. Mai eines jeden Jahres bezahlt. An Naturalien kamen dazu: 40 Pfund Butter, 8 „wohlgewachsene hanen umb Martini“ und zu Ostern ein Kalb. Die auf dem Hof lastenden Steuern und Kontributionen bezahlte der Halfe. Bei „Mißwachs, Hagelschlag oder Kriegsverderb“ verminderte sich die Pachtzahlung.

Nachfolger als Pächter von Adolf Lingmann wurde der älteste Sohn Johann Wilhelm, der am 16. 10. 1753 in Hubbelrath die drei Jahre ältere Anna Catharina Wolters geheiratet hatte. Ein Pachtvertrag existiert vom 25.5.1764. Doch muß es sich um die Verlängerung eines Vertrages handeln, denn bereits vorher wurde er Pächter genannt.

In der Akte liegen nun einige Listen über die Ablieferungen der Pächter an die Jesuiten. Es folgen Berichte über Kontributionen, die von 1757-1763 während des Siebenjährigen Krieges bezahlt wurden. Darin heißt es u.a. „...gab ich zum Behoff deß Königl preuschen und groß prittanische Arme die geforderte Contributeion 103 Reichsthaler, 10 Stüber: Heinrich Bernsaw zum Born, Weinandes Dohm zum Meigen, Tilman Brengers, Henrich Spicker zu Cones“. (Es handelt sich um Nachbarhöfe des Doppenberg.)

Zu guter Letzt und als Höhepunkt befindet sich in der Akte ein genauer Bericht über einen verheerenden Brand des Hofes, der 1764 mit allen Vorräten bis auf die Grundmauern abbrannte. Vor dem Richter des Amtes Mettmann Pickartz und den Schöffen Straten und Höltingen wurden zu dem Geschehen folgende Personen vernommen: Wilhelm Lingmann und seine Frau, die Knechte Theodor Pfeil und Theodor Hanten, die Mägde Elisabeth Natmann und

Helene Catharina Virmenich sowie die Nachbarn Heinrich Bernsaw zum Born und der Schöffe Winand Dohm zum Meigen und der Zimmermeister Gerhard Loeffen.



Bauer vor seinem brennenden Hause.
Holzschnitt, Augsburg, 1537

Aus den Berichten der Zeugen ergab sich folgendes Bild vom Morgen des 1.3.1764, einem Sonntag. Wilhelm Lingmann war gegen 8 Uhr morgens in die hl. Messe nach Hubbelrath gegangen. Bei seinem Weggang brannte im Kamin in der Küche kein Feuer, dagegen ein kleines aus nassem Holz im „Stuffenofen, welcher auch einen aparten steinernen gemauerten Camin gehabt hat“. Als er nach Hause kam, ist der Hof ein Opfer der Flammen geworden. Er konnte sich den Brand nur so erklären, daß ein Funken aus dem Stubenofen in das Strohdach geflogen ist und dieses – begünstigt durch den an dem Tage starken Wind – dadurch in Brand geriet.

Seine Ehefrau Anna Catharina Wolters machte in der Stube Gemüse ein, das sie auf dem Ofen in der Küche einkochen wollte³⁾. Bevor sie hier ein Feuer anzünden konnte, kam der Knecht herein, der ihr die Schreckensnachricht

2) Der Hof Doppenberg gehörte kirchlich zu Hubbelrath

3) Ihre Angabe, am 1. März Gemüse eingemacht zu haben, wirft einige Fragen auf. Auf welche Art wurde vor 250 Jahren eingemacht? Welches Gemüse weckte man zu Beginn des Frühjahrs ein? Eine Anfrage beim Rheinischen Freilichtmuseum Kommern, Landesmuseum für Volkskunde, ergab, daß es sich nicht um Einmachen im heutigen Sinne handelte, sondern vermutlich um ein Konservieren durch Einkochen mit Essig und Salz. Bei dem Gemüse handelt es sich wohl um Grünkohl, der im Frühjahr abgeerntet wurde, um Platz für die neue Saat zu machen

brachte. Sie schickte sofort die Magd Elisabeth Natmann zum Nachbarn, der aber wegen des starken Windes nicht viel helfen konnte.

Die beiden Knechte Theodor Pfeil und Theodor Hanten waren an diesem Morgen in der Scheuer zum Dreschen. Als sie Rauch bemerkten, liefen sie nach draußen und sahen den Dachstuhl brennen. Daraufhin benachrichtigten sie die Bäuerin.

Die beiden Mägde Elisabeth Natmann und Helene Catharina Virmenich saßen derweil in der Stube mit ihrem Spinnrad, als der Knecht ihnen die Hiobsbotschaft brachte.

Lingmanns Nachbar zur Rechten war Heinrich Bernsau von Gut Born. Dieser war zwischen 9 und 10 Uhr auf dem Feld, als er das Feuer am Dach des Hofes bemerkte. Er lief sofort zum Doppenberg, aber als er ca. 1000 Schritte davon entfernt war, hatte das Feuer durch den Wind so überhand genommen, daß das Haus und die Scheuer vollkommen in Brand standen und jede Hilfe zu spät kam.

Der Nachbar zur Linken, der Schöffe Wilhelm Dohm, sagte ähnliches aus.

Der Zimmermeister Gerhard Loeffen schätzte den vom Brand verursachten Schaden. Er erklärte, daß die abgebrannte Scheuer 80 Fuß lang und 4 Fuß breit gewesen sei. Sie wurde 1738 gebaut. In ihr lagen 7000 Fuß unverarbeitetes Eichenholz, das mit verbrannt ist. Er schätzte den Schaden auf 500 Reichstaler. Er schlug vor, das Haus, das weit älter war, und dessen Reste vom Feuer stark beschädigt wurden, abzureißen und neu aufzubauen. Diese Kosten bezifferte er auf ca. 300 Reichstaler.

Zum Abschluß der Zeugenaussagen liegt in der Akte eine Liste, in der die Schäden an Gebäuden, Gerätschaften, Tieren, Vorräten usw. aufgelistet sind. Dabei wird auch die Größe des Gutes zu dem Zeitpunkt genannt:

75 Morgen Land
4 Morgen Busch
2 Morgen Benden
1 Morgen Garten
3 Morgen Baumgarten

Da sich nach den Zeugenaussagen keine Schuld der Bauersleute und des Gesindes an dem Brand ergab, dieser also wohl durch den starken Sturm entstanden war, baten die Jesuiten die Regierung um Steuerfreiheit, um den Aufbau des Hofes zu erleichtern, da der Schaden durch den Brand für beide Parteien groß war: die Jesuiten mußten den Hof wieder aufbauen, und dem Halben sind Vorräte, Möbel, Tiere und Einrichtungsgegenstände verbrannt. Der Hof erhielt für 8 ½ Jahre Steuerfreiheit.

1765 ist die Scheuer wiederaufgebaut und der Neubau des Hofes in Angriff genommen worden. Damit endet die Akte. Leider erfährt man nicht, wie und wo die Familie und das Gesinde nach dem Brand und während des Wiederaufbaus lebten. Vielleicht hatten sie bei einem der Nachbarn Unterschlupf gefunden. Jedenfalls wurde auf dem Doppenberg am 8.2.1765 wieder ein Kind des Ehepaares Lingmann geboren.

Über weitere Ereignisse auf dem Doppenberger Hof berichtet die Akte im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf „Großherzogtum Berg 6750“.

Der Jesuitenorden war 1773 aufgehoben worden, seine Güter wurden vom Staat eingezogen. Das Ehepaar Lingmann/Wolters erhielt am 21.4.1775 einen neuen Pachtvertrag für sechs Jahre⁴⁾, der am 10.3.1781 für weitere zwölf Jahre erneuert wurde. 1788 starb Wilhelm Lingmann, und seine Witwe versorgte den Hof mit ihrem Sohn und den Töchtern weiter. Sie bat um eine erneute Pacht für zwölf Jahre für sich und ihre Kinder zu den gleichen Bedingungen. Dieser Pachtvertrag kam auch am 2.12.1790 zustande. Der Hof war damals 89 Morgen groß. 1794 übertrug die Witwe Lingmann die Pachtrechte auf ihren Schwiegersohn Theodor Straten, der am 1.4.1794 in Hubbelrath die Tochter Anna Catharina geheiratet hatte. Theodor Straten wurden am 16.9.1755 in Hubbelrath als Sohn von Johann Peter Straten und Maria Gertrud Pütz geboren. Aus der Ehe Straten/Lingmann stammten zwei Kinder: Johann Adolf, *4.1.1795 und Anna Catharina, *21.11.1796. Die Mutter starb bei der Geburt des zweiten Kindes.

Die Akte enthält nun eine Vielzahl von Beschwerden des Theodor Straten. Er wehrte sich gegen den Steueranschlag, der seiner Meinung nach zu hoch war, da die Bevölkerung noch die Kriegsreparationen verkraften mußte. Sein Begehren hatte allerdings keinen Erfolg, da nach Meinung der Regierung nur eine Reduzierung der Steuern bei Plünderungen in Kriegszeiten eintritt.

Nach langen Verhandlungen schloß am 1.3.1806 die „Kurfürstliche Schul-Kommission“ einen neuen Pachtvertrag mit Theodor Straten für 12 Jahre ab. Der Hof gehörte jetzt zum Bergischen Schulfonds. Dieser war 1804 als Staatssonderfonds geschaffen worden. Er entstand aus den Gütern und Einkünften, die durch die Aufhebung der Klöster und geistlichen Stiftungen dem Staat zur Verfügung gefallen waren. Die Regierung in Düsseldorf verwaltete das Vermögen, dessen Zweck die bessere Einrichtung und Unterhaltung der Schulen war. Der Bergische Schulfonds ist heute ein Sondervermögen des Landes NRW.

Eine weitere Akte „Bergischer Schulfonds 113“ gibt über die weiteren Schicksale des Hofes und seiner Bewohner Auskunft. Theodor Straten hatte demnach hohe Pachtrückstände. Als die Pacht im Jahre 1818 abgelaufen war, bat der Sohn Johann Straten darum, neuer Pächter zu werden. Er entschuldigte die Pachtrückstände seines Vaters mit Mißwachs und Viehseuchen während einiger Jahre und vor allem durch die hohen Kosten, die eine langwierige Krankheit seines Vaters verursacht hatte. Seine Bitte wurde abgeschlagen. In den Akten liegt dazu folgende Begründung vom 29.3.1818 (ohne Unterschrift):

„Aus den Akten ist bekannt, daß Theodor Straten durch eine schwere Krankheit eine Schwächung des Geistes erlitten hat, welche ihn zum Betrieb seines Haushaltes hinfällig machte. Seine Kinder sind in dieser unregelmäßigen Wirtschaft aufgewachsen, und da sie meinem Rathe, einige Jahre in einer soliden Haushaltung zu dienen, nicht folgen wollten, so kann ich ihnen jetzt auch

4) Pachtgebühr jährlich 122 Reichstaler

daß Zeugniß nicht erteilen, daß sie zur Handhabung dieses Hofes die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten erbringen. So wehe es mir thut, diesen alten Mann darauf anzutragen, daß dieser den lange bewohnten Hof verlassen muß, so kann ich doch auf Amtspflicht sein Urtheil über ihn nicht ändern“.

Nachfolger als Pächter wurde 1818 der Bürgermeister Heinrich Bernsau vom benachbarten Hof Born. Er verpflichtete sich, Theodor Straten für ein Jahr das halbe Haus mit der Hälfte des Gartens und der Stallungen für 25 Reichstaler und eine Kuh zu überlassen.

Sechs Jahre später wurde Jakob Koersgen vom Großschmittberg in Hubbelrath neuer Pächter. Der Pachtvertrag sollte von 1824 bis 1836 für eine Zahlung von jährlich 360 Talern gelten. Der Vater des Pächters, der Gerresheimer Wirt Peter Koersgen, bürgte für seinen Sohn. Doch auch dieser Pächter hatte bald Pachtrückstände, so daß bereits nach drei Jahren die Pacht aufgekündigt wurde. Sein Nachfolger wurde für die Jahre 1827 bis 1838 Peter Schnutenhaus, Ackerer zu Linnep. Die Pachtsumme betrug diesmal nur noch 255 Taler jährlich.

Nach Ablauf der Zeit verkaufte der Bergische Schulfonds am 6.4. 1839 den Hof für 10140 Reichstaler an die Brüder Friedrich Jakob und Carl Wilhelm Bernsau (Söhne des obengenannten Heinrich Bernsau).

1883 kaufte ihn die Familie Spicker, deren Nachkommen heute noch dort wohnen.

Monika Degenhard

Regierungs-Bezirk Düsseldorf.

Pacht- (Mieth-) Contract

über

Alfred's Doppelberger Hof

Bestandtheile des Pacht- (Mieth-) Gegenstandes.

Wohn- u. Hof-Verhältnisse	
Stangen.	Reihen.
4	100
84	90
5	63
7	159
9	52
Im Ganzen	111 124

VII. Berechnung:

Pachtvertrag von 1824 zwischen Jakob Koersgen und dem Bergischen Schulfonds

Quellen:

HSTAD, Jesuiten Düsseldorf, Akte Toppenberg 26

HSTAD, Großherzogtum Berg 6750

HSTAD, Bergischer Schulfonds 113

HSTAD, Regierung Düsseldorf 4548

Kirchenbücher von Hubbelrath

I. Buschmann-Höltgen: Höfe und Familien im Kirchspiel Gerresheim vor 1805. 1987

**Wir haben die
optimale Lösung
für Ihr Bad!**

Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 26
Eingang Duisburger Straße
Telefon 021 02/89 3189
Telefax 021 02/89 3180

KREATIV
B. Ä D E R
CIVELEK & FROHNHOFF GMBH

Exclusive Bäder und 3D-Badplanung

- Installations-Meisterbetrieb
- Installation und Heizung
- Bäderrenovierung

- Sanitäranlagen
- Neu- und Umbau
- Kundendienst

Von den letzten neun Ratinger Mühlen ist nur die Auermühle übrig geblieben

Früher war die Anger, wie in vielen alten Ratinger Urkunden und Berichten zu lesen ist, ein fisch- und wasserreicher Bachlauf. Allein auf Ratinger Gebiet sind aus den vergangenen Jahrhunderten die Namen von neun Mühlen überliefert, deren Wasserräder von der Anger getrieben wurden. Und dazwischen reihten sich – wie die Perlen an einem Rosenkranz – zahllose Schleifkotten, in den Urkunden „Slipkotten“ oder später auch „Schleipkotten“ genannt, die vor allem im Mittelalter bis nach Brabant, Spanien oder gar Nowgorod den Namen Ratingen in Verbindung mit den Erzeugnissen der Schmiedemeister und Schleifer an der Anger bekannt machten. Auch in den Schleifkotten lieferte das Angerwasser über das Mühlrad die Antriebskraft für die Schleifsteine, die dafür sorgten, dass – wie es in alten Aufzeichnungen heißt – die Waren der Schmiede, nämlich Schwerter, Messer, Scheren, Pfeile usw., nicht „schwarz“ blieben, sondern scharf und glänzend angeboten werden konnten. Während die meisten der in den mittelalterlichen Urkunden angeführten Schleifkotten nicht mehr genau identifiziert werden können, lassen sich aus dem 17. Jahrhundert allein für den Abschnitt zwischen der Brück und dem Schimmershof sieben solcher Einrichtungen festlegen. Übrig geblieben ist von den zahlreichen Schleifkotten an der Anger kaum noch etwas. Lediglich auf einem Gartengrundstück im Bereich In der Brück fanden sich vor Jahren alte Fundamente, die nach Ortsangaben in alten Aufzeichnungen die Reste eines Schleifkottens sein könnten.

Noch viel mehr als über die Schleifkotten ist in den alten Ratinger Urkunden über die Mühlen an der Anger zu finden. Allein im Ratinger Bereich werden in den verschiedenen Jahrhunderten – in alphabetischer Reihenfolge – neun Mühlen aufgeführt, nämlich Auermühle, Bargmannsmühle, Brückermühle, Cromforder Mühle, drei Mühlen an der Burg Haus zum Haus und zwei Mühlen am Schim-



Zur Burg Haus zum Haus gehörte die Hausermühle, die an der Stelle des heutigen Angerbades stand und zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Brand zerstört wurde

mershof, die bis auf die Auermühle alle verschwunden sind.

Die meisten Urkunden beziehen sich im 16. und 17. Jahrhundert eindeutig auf die beiden Stadtmühlen, nämlich auf die Schimmersmühle (unweit des Schimmershofes) und die noch bedeutendere Angermühle (neben dem Angerhof). Das ist darauf zurückzuführen, dass die Stadt Ratingen ihren Bürgern den Mahlzwang auferlegt hatte. Die Einwohner mussten sich durch Bürgereid verpflichten, ihr Brotgetreide nur in den beiden Stadtmühlen mahlen zu lassen, natürlich gegen entsprechende Abgabe. Diese Abgaben bedeuteten vom 15. bis in das 17. Jahrhundert eine der Haupteinnahmen der Stadt zur Besoldung ihrer Verwaltung. Deshalb suchten die Stadtväter über alle Zeiten immer wieder nach neuen Möglichkeiten und noch stärkerem Zwang, ihre Einnahmen aus den beiden Stadtmühlen zu verbessern. Und deshalb kam es auch immer wieder zu Reibereien und sogar langwierigen Prozessen um den Mahlzwang, u.a. mit den Herren der Burg Zum Haus, und bis in das 19. Jahrhundert hinein mit den Bürgern aus Tiefenbroich. Die verlangten – da sie nun einmal dem Mahlzwang unterworfen waren und dafür bezahlen mussten – auch die gleichen Vorzüge, wie sie den Stadtbürgern durch Abholen des Getreides und Lieferung des Mehls durch den Mühlenboten geboten wurden.

Die Mühleneinrichtungen waren, obwohl von einfacher Konstrukti-

on, gar nicht billig. So musste die Stadt Ratingen 1479 für die neuen Mühlsteine der Stadtmühlen samt Anlieferung 19 Mark bezahlen. Das war ein Betrag, für den man um diese Zeit fünf fette Kühe kaufen konnte. Und dabei waren die Pächter, obwohl durch Vertrag verpflichtet, gar nicht sehr auf den Erhalt der Mühlen bedacht, weil sie nämlich für alle Reparaturen auf eigene Kosten verantwortlich waren. Deshalb standen gerade die Stadtmühlen häufig still. Dazu kam, dass in den unruhigen Zeiten fremdes Kriegsvolk, wenn es schon die Stadt nicht einnehmen konnte, zumindest noch die vor den Mauern liegenden Stadtmühlen demolierte und unbrauchbar machte. In solchen und anderen Fällen, wenn etwa – was auch häufig vorkam – die Stadtmühlen wegen Hochwasserführung nicht in Betrieb genommen werden



Ein altes Handwerk: der Mühlsteinhauer

konnten, gestattete die Stadt auf Antrag, auch schon einmal in anderen Mühlen mahlen zu lassen – natürlich gegen entsprechende Gebühren. Einem solchen Fall haben wir die erste urkundliche Erwähnung der Auermühle zu verdanken.

Im Jahre 1623, als gerade wieder einmal Kriegshorden die Ratinger Stadtmühlen unbrauchbar gemacht hatten, wurde dem „Elsgen Pix“ aus Eggerscheidt vom Pixgut, das als Enklave in Eggerscheidt zur Stadt Ratingen gehörte, auf Antrag gestattet, „in der Aue“ mahlen zu lassen. Dafür musste sie als Gebühr an die Stadt 1 Goldgulden und 1 Albus bezahlen. Etwas später musste für eine in der Auermühle gemahlene geringere Getreidemenge Rütger Hack 15 Albus an die Stadtkasse entrichten. Die Auermühle war um diese Zeit offenbar schon gut im Geschäft und hatte als Kundschaft vor allem die Leute aus dem nicht zur Stadt Ratingen gehörenden Teil Eggerscheidts und aus den umliegenden Höfen und Kotten, die dem Ratinger Mahlzwang nicht unterworfen waren. Man darf deshalb wohl davon ausgehen, dass die Auermühle zumindest schon im ausgehenden 16. Jahrhundert bestanden hat.

Die Aue hatte sich, wie in vielen Urkunden festgehalten ist, schon von altersher eines gewissen Wohlstands erfreut, und in den Kirchenbüchern werden die Eingesessenen der Auermühle in verschiedenen Varianten genannt. Um 1611 werden als reformierte Gemeindeglieder aufgeführt „Heinrich in der Müllersawen und dessen Hausfrau“, später dann „Hermann in der Müllen, daselbst, dessen Hausfrau und Schwiegermutter“. Offenbar waren die Eingesessenen der Auermühle sehr am Bestehen der reformierten Schule in Eggerscheidt interessiert. Unter dem 5. Mai 1727 „vermachte Martin Schleifenhoff in der Auer-Mühle an die reformierte Schule in Eggerscheidt ein Kapital von 50 Reichsthalern à 60 Stüber mit dem Vorbehalte, daß die Interessen davon zum Behuf des Schuldieners seyn sollten, da dessen Selarium so gering sey“. „Martin Schleifenhoff in der Auer-Mühle“ wird 1731 auch als Schulvorsteher genannt, und 1737 „Vertestamentierte die Jung-

fer Elisabeth Schleifenhoff aus der Auer-Mühle an die reformierte Schule zu Eggerscheidt 25 Reichsthaler species: die Interessen zur Unterhaltung des Schulmeisters“. Das Interesse ist auch viele Jahrzehnte später noch festzustellen. Um 1845 führte „J. H. Bernsau zur Auermühle“ das Amt des Schulvorstehers aus, und zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte es „H. Hausmann von der Auermühle“ weiter. Seit Bestehen des städtischen Mahlzwanges wurde von Seiten der Verwaltung Klage darüber geführt, dass die freien Mühlen an der Anger gegenüber den beiden Stadtmühlen stärker frequentiert wurden und aufblühten. Ganz offensichtlich setzte sich auch schon im 16. und 17. Jahrhundert der „freie Markt mit einem besseren Kundenservice“ gegen die verknöcherte Verwaltungsmechanik der Stadtmühlen durch. Die Ratinger Stadtmühlen waren deshalb zu Beginn des 19. Jahrhunderts absolut nicht mehr konkurrenzfähig, weil – wie es in einem Bericht der neuen preußischen Regierung heißt – „die Bürger nach Aufhebung des Mühlenzwanges lieber sogar stundenweit entfernte Mühlen aufsuchen, weil deren Anlagen neuer sind, was wiederum die Vergrößerung anderer Mühlen in der Umgegend der Stadt herbeigeführt hat“. 1845 stand die letzte Stadtmühle am Angerhof endgültig still.

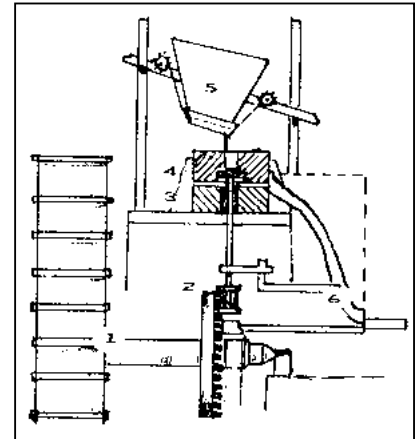
Die Auermühle gehörte ganz of-



Das Prinzip der deutschen Mühle: Kammrad und Quirl in Aktion

fensichtlich zu den Mühlen an der Anger, die zumindest für die nächsten Jahrzehnte von dieser Entwicklung profitierten, obwohl das System der Mühle im wesentlichen unverändert geblieben war.

Bei den Mühlen an der Anger handelte es sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts durchweg um unterschlächtige Anlagen. Das bedeutet, dass das große Mühlrad mit seinen Schaufeln im vorbeifließenden Wasser des Angerbaches hing und von der Wasserkraft in Bewegung gesetzt wurde. Die Kraft wurde vom Wasserrad über die Welle auf ein vertikal stehen-



Schematische Darstellung einer Wassermühle: 1 Wasserrad mit Radwelle, 2 Kammrad und Quirl, 3 Bodenstein, 4 Läuferstein, 5 Rumpf (Getreidekasten), 6 Mehlbeutel und Rüttelgabel

des Kammrad übertragen, das mit seinen Zapfen den horizontal liegenden Quirl in Bewegung setzte. Und dieser wiederum drehte über eine senkrecht stehende Spindel den auf dem Bodenstein aufliegenden Läuferstein. Von oben fiel durch eine zwar einfache, aber sehr sinnvoll konstruierte Vorrichtung das Getreide wohl proportioniert auf den Bodenstein, wurde vom Läufer erfasst, zwischen den Steinen zerrieben und über die in die Mahlsteine eingehauenen Rillen hinausgeschoben. Dann wurde das zerriebene Getreide durch Rüttelbewegungen über Siebe und einen Schlauch von Müllergaze von der groben Kleie bis zum feinen Mehl ausgesiebt. An diesem System hatte sich seit dem Mittelalter bis weit in das 19. Jahrhundert hinein kaum etwas geändert.

Um 1838 wurde die Auermühle im Kataster der Gemeinde Eggerscheidt als Kornmühle und Kornbrennerei aufgeführt. Aber bald zeichnete sich dann auch für die Auermühle das nahende Ende ab. Der Konkurrenz der überall im Lande entstehenden sog. „Kunstmühlen“, die von Dampfmaschi-



Die Auermühle im Jahre 1915

nen angetrieben wurden und deshalb bei großer Kapazität nicht mehr von Wasserstand oder sonstigen Unwägbarkeiten abhängig waren, war die kleine Wassermühle an der Anger nicht mehr gewachsen. Heinrich Hausmann kaufte das gesamte Anwesen 1895 und beschränkte sich dann vorwiegend auf die Kornbrennerei. Nach dem neuen Besitzer hieß die Mühle bis weit in das 20. Jahrhundert hinein auch „Hausmannsmühle“. Der Mühlenteich, der einst den Wasserstand reguliert hatte, blieb erhalten und das Angerwasser wurde forthin zur Kühlung in der Brennerei eingesetzt. Der Zu- und Abfluss zum Wasserrad allerdings wurde abgestellt und dann stand das große Rad, das die Mühle Jahrhunderte lang angetrieben hatte, endgültig still und drohte im Laufe der Jahrzehnte zu verrotten. Über das Mühlengebäude kam kurz nach der Wende zum 20. Jahrhundert das große Unglück, es brannte ab. Heinrich Hausmann ließ das heutige zweigeschossige Backstein-Winkelgebäude 1905 auf den alten Grundmauern als Gastwirtschaft errichten, und die scheint in der vereins- und feierfreudigen Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem 1. Weltkrieg gut floriert zu haben.

Jedenfalls erzählten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts alte Ratinger immer noch begeistert davon, dass auch zwischen den beiden Weltkriegen vom Frühjahr bis weit in den Herbst hinein die Gartenwirtschaft an den Wochenenden die vielen Besucher kaum fassen konnte. Die Männerwelt hatte ihren Spaß auf der Kegelbahn oder am Tresen und die Mütter wanderten mit den Kindern durch den Wald oder fuhren auf dem Mühlenteich mit dem Kahn um die Mittelinsel.

Auch nach dem 2. Weltkrieg war die Auermühle – obwohl nur Essen auf Marken und Dünnbier lockten – bald wieder ein gern aufgesuchtes Lokal, zumal in der Innenstadt viele Lokalitäten durch den Bombenangriff zerstört waren. Mitte der 50er Jahre erkor sich die im Ratinger Osten aus der Siedlergemeinschaft Ratingen von 1945 hervorgegangene Stadtgarde „Blau-Rot“ vom Oberdorf die Auermühle als Vereinslokal und führte dort viele zugkräftige Karnevalssitzungen durch. Kaum jemand fand etwas dabei, den weiten Weg von der Stadt bis zur Auermühle im Angertal zu Fuß zurückzulegen. Deshalb war die Mühle auch in diesen Jahren als Ausflugslokal gut angenommen. Diesen Ruf konnte nicht einmal die große Flutwelle vom Sommer 1958 zerstören. Damals, am 11. Juli, war zwischen den Höhen von Heiligenhaus und Hubbelrath ein gewaltiges Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen niedergegangen. Und schon wenig später raste – wie später Augenzeugen berichteten – durch das Angertal eine gut zwei Meter hohe Wasser-

wand, die Äste, ganze Bäume und sonstige Gegenstände mit sich führte. Davon wurde an diesem Freitagabend eine in der Auermühle tafelnde größere Gesellschaft überrascht. Die Menschen konnten sich zwar in Sicherheit bringen, aber vom Parkplatz spülte die Flutwelle zehn Autos wie Spielzeug hinweg. Ein Teil der Fahrzeuge blieb in den Bäumen hängen, andere wurden über 500 Meter weit bis zur Papierfabrik Bagel mitgerissen. Sogar noch am weiteren Unterlauf – In der Brück z.B. – stand das Wasser bis zu einem halben Meter hoch in den Häusern.

Als Anfang der 60er Jahre der Ratinger Karneval wieder einmal Schwierigkeiten hatte, wurde in der Auermühle die Idee geboren, ein „Mühlengrafenpaar“ zu küren, das für viele Sessionen für Spaß und Frohsinn sorgte. Aber schon Anfang der 70er Jahre wurde deutlich, dass es in der Auermühle offenbar aus familiären Gründen kriselte. Haus und Anwesen gingen in den Besitz der Sparkasse Ratingen über und wurden an den mittlerweile zur Förderung des Angertales gebildeten Zweckverband „Erholungsgebiet Angertal“ verkauft. Dem Zweckverband gehörten neben den direkten Anliegern Ratingen, Heiligenhaus und Mettmann natürlich auch der Kreis Mettmann und die Städte Düsseldorf, Duisburg und Mülheim an.

Trotz der unterschiedlichen Interessenlagen einigte man sich 1976 darauf, die Auermühle wieder zum Ausflugslokal auszubauen. Dabei war Eile geboten, denn das leer stehende Gebäude wurde immer



In den 50er und 60er Jahren war die Auermühle mit ihrem Gartenrestaurant eines der beliebtesten Ausflugsziele der Ratinger

mehr von ungebetenen Eindringlingen, die sich auch durch Bauzäune und vernagelte Fenster nicht abhalten ließen, verwüstet und zerstört. Beim Ausbau war man bemüht, später eingefügte Verfälschungen zu entfernen. Spätestens im Frühjahr 1978 wurde deutlich, dass die vorgesehene Eröffnung im Sommer nicht zu halten war. Man verschob im Zweckverband den Termin auf Frühjahr 1979 und war entsetzt, als plötzlich statt der angegebenen Kosten in Höhe von 1,9 Millionen von 2,49 Millionen Mark die Rede war, weil nun auch noch ein Hotelausbau erfolgen sollte. In der Zweckverbandsversammlung gab es wegen der Kostenüberschreitungen heftige Auseinandersetzungen, und schließlich wurde die Stadt Ratingen gebeten, die weiteren Bauausführungen zu kontrollieren. Der Zweckverband war schließlich so weit, dass er die Auermühle am liebsten gleich wieder verkauft hätte, wenn gesichert gewesen wäre, dass man auch weiterhin Einfluss auf die Einbindung in das Erholungsgebiet nehmen konnte.

Tatsächlich konnte die Auermühle dann doch noch im Frühjahr 1979 von dem Pächterehepaar Peter und Heike Thomas in Betrieb genommen werden. Die beiden gingen sogleich daran, mit einer anspruchsvollen Küche und Spezialitätenwochen sich eine stattliche Stammkundschaft aus dem weiten Umkreis zu sichern. Im Laufe der folgenden Jahre wurden dann auch noch die Außenanlagen ausgebaut. Dabei wurde auch die Wehranlage von Grund auf erneuert, so dass das alte originale Wasserrad der Auermühle nach entsprechender Instandsetzung sich wieder im Wasser drehen konnte. Später wurde dann sogar überlegt, ob man nicht eine Wasserkraftanlage einbauen sollte, um selbst den Strombedarf zu decken. Mit Rücksicht auf die Kosten nahm man davon Abstand, weil sich nämlich zu Beginn der 90er Jahre der Zweckverband Erholungsgebiet Angertal aufzulösen begann. Bereits 1993 wurde über einen möglichen Verkauf der Auermühle gesprochen. Die Stadt Ratingen hatte selbst Interesse daran, war aber nicht in der Lage, die dafür erforderlichen 1,5 Millionen Mark aufzubringen. Nach der Auflösung des Zweckverbandes kauften die Gebrüder



Die Auermühle nach der Restaurierung durch den „Zweckverband Erholungsgebiet Angertal“



Fast 20 Jahre lang sorgte in der Auermühle Peter Thomas (rechts) als Pächter für das Wohl der Gäste. Daneben der Koch Thomas Schleser



Seit dem Frühjahr 1999 die neuen Pächter:
das Ehepaar Anja und Stephan Amelung mit Sohn Henri

Doppstadt, Lintorf, 1994 das Anwesen. Ende 1998 verließ das Pächterehepaar Thomas die Auermühle, um wieder in seine süddeutsche Heimat zurückzukehren. Neuer Pächter wurde das Ehepaar Stephan und Anja Amelung, die sich im Sommer zuvor schon ein-

mal bei der Bewirtschaftung des Biergartens an der Anger ersten Einblick verschafft hatten. Sie wollen, wie sie versicherten, ihren Gästen im Angertal eine Mischung aus Landgasthof, Steakhaus und Biergarten bieten.

Dr. Richard Baumann

Ratingen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts

Zur Jahrhundertwende 1900 war man in Ratingen stolz, die Einwohnerzahl von 10.000 erreicht zu haben. Genau waren es 10.048. Von 1895 bis zum 1. Oktober 1900 hatte die Einwohnerzahl Ratingens um 34,8% zugenommen, es waren nun bereits 10.593, 253 männliche Rater mehr als weibliche, was auf einen gestiegenen Anteil von zugezogenen Arbeitern schließen läßt. Der Anteil der Katholiken lag über 80%, der der Protestanten bei knapp 19%. Die Israeliten – so wurden sie damals offiziell genannt – machten mit 52 Personen 0,5% aus. Erstmals gab es 13 „Anders- bzw. Ungläubige.“

Die weitere Entwicklung: 1901: 10.670 E, 1902: 10.787 E, 1903: 11.103 E. Das Stadtgebiet umfaßte damals 1002 ha, 950 a, 50 qm.

Die im Oktober 1904 ermittelte Einwohnerzahl der Bürgermeisterei Eckamp (seit 1899 ohne Rath) betrug: 934 in Eckamp, 558 in Eggerscheidt, 855 in Hösel, 458 in Homberg, 343 in Bracht und 124 in Bellscheidt.

Dem seit dem 30. August 1899 amtierenden Bürgermeister Jansen stellte man am 26. Oktober 1900 ein an der Bahnstraße angekauftes Haus (Ecke Karl-Theodor-Straße) zur Verfügung bei einem jährlichen Mietzins von 1000 Mark.

Im Stadtrat finden wir überwiegend auch heute noch bekannte Namen. So wurden Anfang 1900 Bauunternehmer Eduard Schlösser und Kaufmann Jacob Buschhausen gewählt, am 21. März 1901 wurden Herr Vedder und Herr Grabhorn eingeführt. Bei einer Wahl am 7. Dezember 1901 gab es das folgende Ergebnis: In der 3. Abteilung erhielten von 222 abgegebenen Stimmen Bauunternehmer Bovers 180 und Fabrikant Carl Holland 170, in der zweiten bei 58 Wahlberechtigten Metzgermeister Schönen 57 und Schlossermeister Jean Ruland 33 Stimmen, 17 Wahlberechtigte wählten in der 1. Abteilung Dachziegelfabrikant Hubert Wolff und Mühlenbesitzer Stinshoff. Kaum 3% der Bevölkerung waren also damals

nach dem preußischen Dreiklassen-Wahlrecht stimmberechtigt! Allerdings verzichtete man auf das Recht der Stadt, die Zahl der Stadtverordneten auf 24 zu erhöhen und beschloß, bis zur Erreichung der 15.000 bei 18 Stadträten zu bleiben.

Am 30. Dezember 1903 dankte man dem verstorbenen Constantin Ostertag, der 24 Jahre dem Rat angehört hatte, sein Nachfolger wurde August Singendonck. Im Dezember war auch ein Drittel der Stadtverordneten neu gewählt bzw. bestätigt worden: Bierbrauer Carl Strucksberg, Bauunternehmer Eduard Schlösser, Wirt Heinrich Keusen, Kaufmann Jacob Buschhausen, Fabrikdirektor Arno Grabhorn und Dr. med. Einhaus. Unbesoldete Beigeordnete waren zu dieser Zeit: Jean Schlösser, Wellenstein, Thomashoff und Bovers.

Am 20. April 1904 verstarb der dienstälteste Landrat in Preußen, der Geheime Regierungsrat von Kühlwetter. Sein Nachfolger wurde Herr von Ebbinghausen, der bis dahin Landrat des Ober-Taunus-Kreises gewesen war. Als dieser Anfang 1905 wegen einer Erkrankung zurücktreten mußte, schenkte er dem Landkreis aus Dankbarkeit für das ihm entgegengebrachte Vertrauen 100.000 Mark! Welcher politische Beamte folgt nach 100 Jahren seinem Beispiel?

Zum 1. Juli 1901 hatte der Stadtrentmeister und Sparkassenrentant Max Morsch seine Versetzung in den Ruhestand beantragt. 31 Jahre lang hatte er diese Funktionen ausgeübt, vorher war er schon 13 Jahre Stadtsekretär gewesen. Der Rat beschloß, dafür jetzt zwei Stellen zu schaffen. Die Besetzung der Stelle des Stadtrentmeisters brachte keine Probleme: Man wählte seinen Sohn Max Morsch. (Der Enkel Max Morsch war später wieder als Beamter bei der Stadtkasse tätig). Schwieriger wurde es bei der Wahl des Sparkassenrentanten. Zweimal wählten die Stadtverordneten Josef Ostertag (mit 9 : 7 Stimmen). Der Regierungspräsident be-

stätigte diese Wahl jedoch nicht und setzte am 28. August 1901 die Wahl von Herrn Roesen aus Xanten durch. Ihm stellte man am 16. Juli 1904 einen „Gegenbuchführer“ zur Seite: Josef Tophoven. Beide wurden in Ratingen mit ihren Familien recht bekannt. Der Sohn Roesens hat später mit dem Sohn von Rektor A. J. Cüppers in Düsseldorf ein Anwaltsbüro geführt, er wurde nach dem Krieg Mitglied des Diözesanrates in Köln.

In den Zeitungsberichten über die Ratssitzungen offenbart sich die Sorge der Stadtväter, den Anforderungen der gewachsenen Einwohnerzahl nicht gerecht zu werden. Das Siedlungsgebiet wird erweitert, die Straßen sollen breiter, die Häuser in der Innenstadt höher werden. So beschließt man am 14.3.1900 einen neuen Fluchtlinienplan für die Düsseldorfer- und die Kaiserswerther Straße. Am 16. Juli wird folgende Planung bekannt: „Die von der Karl-Theodor-Straße nach der Bahnstraße führende, in der Nähe der Villa Stinshoff mündende Straße, in Fortsetzung an der Villa Koch vorbei über die Hochstraße nach der Mülheimer Straße führende bzw. projektierte Straße soll die Breite von 10 m behalten (+ 6 m Vorgärten). Außerdem soll eine Straße von der evangelischen Schule bis zum israelitischen Friedhof in die Angerstraße mündend geplant werden.“ Diese Planung wurde bald mit Kronprinzenstraße (heute vorderer Teil der Poststraße) – Hohenzollernstraße (Freiligrathring) – Kaiser-Wilhelm-Straße (Wilhelmring) – und 50 Jahre später mit der Werdener Straße verwirklicht.

Wie man sich mit großzügigeren Lösungen auseinandersetzte, zeigt ein Bericht vom 15.9.1900. Die Beratung über die Neupflasterung der Oberstraße gab Anlaß zu Überlegungen über die Führung der Abwasserleitungen und neue Straßenplanungen. U. a. wurde eine mindestens 12 m breite Straße „vom Homberger Teich durch die Klus (jetzt Schleiferstraße) nach

dem Lörchen und zur Düsseldorfer Straße vorgeschlagen, über die dann auch die Elektrische Bahn bis zum Ostbahnhof fahren konnte.“

Dem Ausbau der Carl-Theodor-Straße und der Friedrichstraße (heute Hans-Böckler-Straße) wird am 15. 1. 1901 zugestimmt.

Wie weit die Verbreiterungs-Gelüste gingen, beweist das Protokoll zu Tagesordnungspunkt 5 der Sitzung des Rates am 15. 2. 1901: „Dem Antrag mehrerer Einwohner auf Abbruch des sogen. dicken Thurmes wird erst dann näher getreten, wenn die angrenzenden Grundstücksbesitzer sich bereit erklären, das nach dem Bebauungsplan in die Straße fallende Terrain sofort unentgeltlich frei zu legen. Das Haus des Wilhelm Faust (früher Nr. 1) soll hiervon ausgeschlossen und Nachfrage bei der Staatsregierung gehalten werden, ob dem Abbruch des Thurmes Bedenken entgegenstehen oder nicht.“

Die Antwort war offenbar eindeutig, wie wir durch eine Nachricht vom 11. Mai 1901 erfahren: „Gestern wurde der viereckige Thurm an der Stadtmauer hinter dem Kaisersaal (also der Trinsenturm), welcher bisher für von der Stadt unterzubringende Obdachlose verwendet wurde und wo es oft genug bunt herging, geschlossen und die Insassen entfernt. Der Thurm gehört zu den vorhandenen Resten der ehemaligen Festungswerke, welche nach Ansicht des Conservators der Rheinprovinz erhalten bleiben sollen.“ Das galt dann sicher auch für den „Dicken Thurm“!

An anderer Stelle wird aber die beschlossene Verbreiterung verwirklicht. Beschlossen wird in der Ratssitzung am 25. Juni 1902: „Die Häuser Düsseldorfer Straße 27 und 29 (von der Ecke Wallstraße) sollen abgerissen werden, die nach neuen Fluchtlinienplänen im Straßenbereich liegenden Flächen werden von der Stadt für 6.000 Mark gekauft.“

Wie schön das empfunden wird, stellt die Zeitung am 24. 12. 1902 fest: „Die Wolff'schen Häuser in der Düsseldorfer Straße sind nun niedergelegt worden, nachdem schon vorher das Schwenzer'sche Haus einem Neubau Platz ge-

macht hatte. Der Blick zur Düsseldorfer Chaussee ist dadurch ein ungehinderter geworden, und kann man schon vom Waller'schen Haus in der Oberstraße (das Fachwerkhaus) aus die Haltestelle der 'Elektrischen Bahn' übersehen.“

Anfang 1903 erhalten etliche neue Straßen ihre Namen: Kaiserplatz (heute Kreuzung Poststraße/ Ring) – Kaiserstraße und Kronprinzenstraße (heute Poststraße) – Bismarckstraße (heute Beethovenstraße) Hohenzollernstraße (heute Freiligrathring) – Moltkestraße (heute Röntgenring) – Bergstraße – Thalstraße (bald ohne h!) – Oststraße (statt vorher „Colonie“).

Bei allen Straßen war man sich über die Namen nicht einig. So gab im Januar 1903 Dr. med. Josef Panföder die Eröffnung einer Praxis an der Ecke Turmstraße/Grünstraße bekannt. Auch in den Adreßbüchern der Stadt finden wir die Grütstraße als Grünstraße.

Wie Bürgermeister Jansen seine Stadt sah, geht u. a. aus einem Bericht hervor, den wir am 2. Januar 1905 in der „Ratinger Zeitung“ lesen können:

„In der Stadtratssitzung gab der Bürgermeister bekannt, daß die Stadt mit den Bemühungen um einen geeigneten Bauplatz für ein neues Postgebäude gescheitert sei. Angeboten war ein Grundstück Bahnstraße 8 – „Windfoch“ genannt. – Die Oberpostdirektion

in Düsseldorf hatte sich für ein Grundstück in der Kronprinzenstraße 4–6 entschieden, das dem Herrn Theodor Francken in Rath gehörte. Dieses Grundstück sei viel schlechter, an einer schlecht ausgebauten Straße gelegen..., während das städtische an der schönsten Straße liege.“ – Er selbst wohnte ja auch da! Die Post wurde 1906 an der Kronprinzenstraße (jetzt Poststraße) eröffnet.

Die Planung, Abwässerleitungen zu verlegen, blieb nicht unwidersprochen. So befaßte sich ein Leser der Zeitung – wohl ein „Steuerzahler“ – mit der Problematik der Kanalisation. Am 2. 4. 1902 schrieb er, in Berlin sei sie erst 1873, in München 1880 angelegt worden. In Wien und Düsseldorf seien die Anlagen „heute noch unvollständig.“ „Kanalanlagen gehören zu den kostspieligsten sanitären Einrichtungen,“ sagten die Skeptiker.

Dem gegenüber stellte der Bürgermeister am 4. 4. 1902 ein „Canalisationsprojekt“ vor für Hoch-, Bahn- (z. T.), Mülheimer, Ober-, Bechemer (z. T.), Lintorfer, Thurm-, Graben-, Düsseldorfer und Friedrichstraße. Die Kosten schätzung belief sich auf 165.000 Mark.

Am 14. 1. 1903 wurde mit den ersten Arbeiten von der Bechemer zur Düsseldorfer Straße und in der Grabenstraße begonnen. Im März erhielt auch die untere Düsseldorfer Straße einen Kanal.



Das am 29. März 1906 eröffnete „neue“ Kaiserliche Postamt an der Kronprinzenstraße (heute: Poststraße)

Eine Hauptsorge angesichts der wachsenden Einwohnerzahl mußte die sein, für genügend Schulraum zu sorgen. Da gab es bald ein Lieblingsobjekt: eine höhere Schule für Knaben, die am 24.3.1900 genehmigt wurde. Am 21.4. konnte man ankündigen: „Herr Joseph Schöning, ein gebürtiger Westfale, z. Zt. am Albertinum in Venlo tätig, ist zum wissenschaftlichen Hilfslehrer gewählt worden und wird am 7. Mai mit dem Unterricht am neuen Gymnasium (im evangelischen Gemeindehaus/Turmstraße) beginnen. An diesem Tag eröffnete die „Höhere Schule“ dann mit 42 Sextanern und vier Quintanern.

Doch wurden die „Volksschulen“ nicht vergessen: Am 3. Mai vergab die Stadtverordnetenversammlung den Erweiterungsbau an der evangelischen Schule an August Wermeister, den sechsklassigen Bau an der Graf-Adolf-Straße an die Firma Gebr. Schlösser.

Am 15.1.1901 beschloß der Stadtrat:

1. „Am Gymnasium werden im neuen Schuljahr drei Lehrerstellen eingerichtet:
 - 1) eine ordentliche Lehrerstelle;
 - 2) die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfslehrers;
 - 3) die Stelle eines Volksschullehrers.“

Der Unterricht begann am Mittwoch, 24.4.1901, morgens 8 Uhr,

im neuen Schulgebäude an der Graf-Adolf-Straße. Am 20.4.1901 wurde zum Besuch der Fortbildungsschule für „alle beschäftigten, dem Handwerk angehörigen gewerblichen Hand-Arbeiter – auch wenn sie in Fabriken tätig sind – bis zum Ende des Schuljahres, in dem sie das 17. Lebensjahr vollenden“ aufgerufen.

Auch die Katholische Schule I bekam Gäste: „Am Sonntag, dem 6. Mai sind um 8 Uhr alle Schulentlassenen zur Anmeldung in der Fortbildungsschule, Eingang 'Schulgasse' (heute Minoritenstraße) aufgefordert.“

Die Schülerzahlen betrugen im neuen Schuljahr am Gymnasium 41 in Sexta, 22 in Quinta und 18 in Quarta.

Am 21.12.1901 wurde gemeldet, daß der verdienstvolle Schulmann Ad. Jos. Cüppers (Kath. Schule I und Fortbildungsschule) vom Kultusminister zum „Rector“ ernannt war.

Sein 25jähriges Ortsjubiläum feierte man am 11.1.1902 im Saale Kürten am Markt, wobei ein gemischter Chor unter Leitung von Herrn Schleuter beeindruckte. Seine Kollegin, Fräulein Bertha Sonnenschein, gab die 150 Mark, die sie aus gleichem Anlaß von der Stadt erhielt, an den „St. Vinzenz-Verein“ weiter.

Die Katholische Schule II erhielt mit Wilhelm Heimanns, der von Rath kam, einen neuen Lehrer.

Am 30. Mai wurde bekannt, daß das „Curatorium der höheren Knabenschule“ den Oberlehrer Dr. Petri zum neuen Schulleiter gewählt hat. Er wurde am 1. Oktober 1902 eingeführt. Nicht nur dieses Amt hat Dr. Petri bis 1929 in Ratingen ausgeübt, auch in der Heimatforschung war er erfolgreich tätig als Mitherausgeber der Stadtgeschichte von 1926.

Durch eine Anzeige erfahren wir, daß am 29.4.1903 eine Private Mädchenschule für Kinder von 6–16 Jahren eröffnet wurde. Das war wohl keine Aufgabe der Stadt, wohl aber die, daß in Tiefenbroich zur Einrichtung einer zweiten Klasse die Schule erweitert werden mußte. Von den Besitzern Heinrich Ropertz und Johann Böntgen wurden dafür für 20 Mark/Quadrat-rute Grundstücke gekauft.

Die „Private Mädchenschule“ hielt ihren Unterricht zunächst in einem Raum an der Düsseldorfer Straße, dann aber in der Grabenstraße (Nummer 5).

Ab Ostern 1904 sollte im „Pro-gymnasium“ wahlfrei Englisch angeboten werden. Zwei neue Ober-lehrerstellen waren dafür zu bewil-ligen. Für das neue Gebäude des Gymnasiums wurde mit Peter Krahn ein „Schuldienner“ bestellt, den wir in den 20er und 30er Jah-ren noch alle erlebt haben. („Ich und der Herr Direktor haben be-schlossen ...“) Die Ausführung für den Rohbau des neuen Gebäudes waren im Juli 1903 an Bauunter-nehmer Wermeister übertragen worden. Am 22.4.1904 begann dann hier an der Kronprinzen-straße der Unterricht.

Am 18.2.1905 erhielt die Schule mit Vikar Arnold Hubert Dresen einen eigenen Religionslehrer. Auch dieser wurde recht aktiv in der Heimatforschung und Mitherausgeber der 1926 erschienenen Stadtgeschichte.

1905 haben zehn Untersekunda-ner die erste Abschlußprüfung be-standen. Im gleichen Jahr kamen noch zwei neue Lehrer, die lange in Ratingen wirkten: Herr Heer und Herr Esser.



Von 1901 bis 1904 fand der Unterricht des neuen Gymnasiums in der Schule an der Graf-Adolf-Straße statt. Hier eine Klasse mit ihren Lehrern Iseke (links) und Professor Schöning um 1903 vor dem Gebäude der Graf-Adolf-Schule



Ostern 1904 begann der Unterricht im neu errichteten Gebäude des „Progymnasiums“ an der Kronprinzenstraße (heute: Poststraße). Das Gebäude beherbergt heute die Städtische Musikschule

Drei Meldungen aus dem Schulgeschehen möchte ich noch anfügen: Am 8. April 1900 hatte eine Versammlung des „Bergischen Vereins für Gemeinwohl,“ Ortsgruppe Ratingen, stattgefunden. Insbesondere wurde über die großen Erfolge des Vereins bei der Unterhaltung einer Koch- und Flickschule berichtet. 50 Mädchen aus dem Stande der Fabrikarbeiterinnen haben in drei Jahren die Schule besucht. „Die Mädchen folgten freudig den gegebenen Anregungen zu Fleiß und Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit, Eigenschaften, die wohl geeignet sind, Sinn für Häuslichkeit, Behaglichkeit und Zufriedenheit in die Familien der Arbeiter zu tragen.“ So berichtete die Leiterin.

Sie informierte die Mitglieder des o.g. Vereins am 24.6.1905, daß 143 Mädchen diese Koch- und Flickschule besucht hatten. Gleichzeitig bat Fräulein Bruß, die die Schule mehrere Jahre geleitet hatte, von diesem Amt entbunden zu werden.

Am 27.10.1905 meldete die Zeitung: „Im Schulverband Ratingen-Eckamp bestehen drei Hauptlehrer-, je 15 Klassenlehrer- und Lehrerinnenstellen in Ratingen, in Eckamp eine erste und eine Lehrerinnen-Stelle.“

Es gab übrigens über die Einführung der neuen Rechtschreibregeln keine große Diskussion: Am 4. April 1903 hieß es kurzerhand: „Die neuen Schulbücher erscheinen ab Ostern nur in der neuen Orthographie, die Fibeln behalten bis 1904, die anderen

alten Schulbücher bis 1908 ihre Gültigkeit.“ Die auffallendsten Änderungen waren ja der fast völlige Wegfall des „Th“ und „K“ statt „C“. (z.B. Turm statt Thurm und Köln statt Cöln!)

In einem früheren Aufsatz über die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts („Quecke“ Nr. 68) hatte die Erweiterung der Kirche St. Peter und Paul eine große Rolle gespielt. Zwar beklagte sich am 4.4.1903 ein Leser in einem „Eingesandt“ über die Raumverhältnisse in der Pfarrkirche. Durch die zu vielen Kinder könne man nicht mit Andacht der Messe beiwohnen. Er schlug eigene Kindermessen vor. Die wurden sicher später auch eingerichtet. Durch die Gründung eines Kirchbauvereins in Tiefenbroich wurde am 20.11.1904 der erste Schritt zum Bau mehrerer Kirchen in den Randbezirken der Stadt getan. Man darf aber davon ausgehen, daß man sich zunächst in der vergrößerten Kirche recht wohl gefühlt hat. So stifteten die Eheleute Stephan Hüßhoff und Josefa, geb. Louven (in Ratingen bekannte Geschäftsleute – „Louvens Schüer“), eine neue Orgel, die im Mai 1901 von der Orgelbauanstalt Fabritius aus Kaiserswerth geliefert wurde. Bildhauer Hackenberg aus Mülheim/Ruhr hatte das Gehäuse gefertigt. Der Organist Alfred Kraus bedankte sich auf seine Weise. Am 24.12.1901 konnte die Zeitung ankündigen: „Bei der Kirchenmusik zu Weihnachten machen wir besonders auf einen aus ca. 55 Sängern bestehenden Knabenchor aufmerksam, der auch in Verbindung mit

dem „Cäcilienverein“ schon im Oktober ein beachtenswertes Konzert gegeben hat.“

Auch außerhalb der Kirche war A. Kraus rühmig: „Der Pfarr-Cäcilien-Verein führt am 20. April das Oratorium 'Die hl. Cäcilia' von Ad. Jos. Cüppers auf, das von A. Wiltberger vertont worden war. Zu diesem Zweck wurde ein Damenchor mit 25 Sängerinnen gebildet.“ Das war 1902.

Aber auch für die evangelische Kirche war durch die Firma Walker eine neue Orgel gebaut worden. Sie wurde am 12. Oktober mit einem Konzert von Hauptlehrer Winternheim vorgestellt.

Einen besonderen Schmuck erhielt die kath. Pfarrkirche zu Pfingsten 1903 mit dem „van Dyck'schen“ Ölgemälde „Die Bekehrung Christi,“ das seitdem den Kirchenraum ziert. Vorübergehend hing es in der Sakristei. (Ich verweise hier auf den Aufsatz von Hans Müskens in der „Quecke“ Nr. 69).

Am 23.12.1905 macht die Zeitung bekannt: „Der Tod des Pfarrers und Definitors Johann Weyers wird gemeldet, der fast 40 Jahre an St. Peter und Paul als Caplan und Pfarrer gewirkt hatte.“

Das Requiem hielt am 27. Dezember Definitor Barber aus Mündelheim, die Einsegnung nahm Dechant Frank aus Wittlaer vor. (Man sieht hier, daß die Kirchen in dem ehemaligen Bürgermeisteramt Angermund zum Dekanat Ratingen gehört haben). Als Diakone wirkten mit die früheren Kapläne Pfarrer Neumann, Pfarrer Knuren und Pfarrer Engels.

Besonders Pfarrer Engels war als Kaplan in Ratingen sehr beliebt gewesen. Er hatte 1898 die „Marianische Jünglingskongregation“ gegründet, wurde 1902 versetzt und ist später Generalvikar in Köln geworden.

Etwas erstaunlich finde ich, daß auch in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts nur selten ein Bischof nach Ratingen kam. Nur am 27./28. Juli 1902 hat Weihbischof Dr. Fischer, der von Bürgermeister Jansen und Pfarrer Weyers emp-

fangen wurde, „ca. 1000 Personen“ aus Ratingen und Homberg das Sakrament der Firmung gespendet.

Zwei Primizfeiern gab es in jenen Jahren. Am 1. April 1900 Ernst Ingenhoven, Sohn des „Oekonomen“ Joseph Ingenhoven von der „Hohbeek“, und am 21. August 1904 Ernst Pohlhausen von der Düsseldorfer Straße. Die Geschwister von Ernst Ingenhoven haben 1903 den Hof „Hohbeek“ an Robert Zapp verkauft, der im März 1905 auch die Wirtschaft „Am Eckamp“ mit den dazu gehörigen Ländereien (60 Morgen) zum Preis von 85.000 Mark erwarb.

Ernst Pohlhausen ist später auch Pfarrer in Küdinghoven (heute Ortsteil von Bonn-Beuel) gewesen, wo zur damaligen Zeit noch mein Großonkel Theodor Samans als Dechant tätig war.

Von den Ratinger Kaplan-Stellen gibt es noch folgende Meldungen: 24.10.1900: „Seitens Sr. Erzbischöflichen Gnaden, des hochw. Herrn Erzbischofs zu Köln ... ist der hochw. Herr Rector Tönnies zu Dabringhausen an Stelle des nach Bilk berufenen Herrn Kaplan Knuren zum Vikar an der Vikariatsstelle St. Anna ernannt worden.“ – 13.9.1903: „Seitens des hochwürdigen Herrn Kapitularvicars Dr. Kreutzwald ist unterm 5. September der Neopresbyter (Neupriester) Herr Wilhelm Pieck aus Walberberg zum Deservitor der Vicariatsstelle St. Hubertus et Catharinae hierselbst ernannt worden.“ Der Papst Leo XIII. – Joachim Pecci – war übrigens am 22.7.1903 93jährig verstorben. Sein Jubiläum war noch am 29.4. (25 Jahre Papst) auch in der hiesigen Pfarre gefeiert worden. Sein Nachfolger wurde am 4.8.1903 Kardinal Joseph Sarto, der Patriarch von Venedig, mit dem selbstgewählten Namen Pius X.

In der vergrößerten Stadt entstanden bald auch neue Gaststätten, die meist als Eckgebäude das Stadtbild mitbestimmten. So hat Heinrich Keusen im Dezember 1900 an der Ecke Hochstraße/ Mülheimer Straße eine Restauration eröffnet, die den Namen „Ger-



Das Restaurant „Zur Grünen Ecke“ an der Becherner Straße/ Röntgenring im Jahre 1929. Besitzer war damals Wilhelm Müller

mania“ erhielt. Das alte Eckhaus „Bonaparte“ war abgerissen worden (Vergl. Abbildung in „Quecke“ Nr. 68). In diesem Lokal wurde am 1. März 1901 der „Katholische Kaufmännische Verein Ratingen“ (KKV) gegründet.

Im neuen südlichen Stadtteil eröffnete am 10. Oktober 1901 Leopold Kürten an der Ecke Becherner-/ Schwarzbachstraße ein Restaurant „Zur grünen Ecke“. Etwas weiter stadteinwärts, an der Ecke Becherner-/ Friedrichstraße begann Adolf Hahlen mit der Gaststätte „Zum Adler“. In der Anzeige in einem Heftchen des „Verkehrs- und Verschönerungsvereins“ wird diese als „in unmittelbarer Nähe der Straßenbahn und zum Ostbahnhof gelegen“ beschrieben.

Der Wirt Wilhelm Rick vom „Hirsch“ (Endhaltestelle der Straßenbahn) erwarb im Mai 1905 für 110.000 Mark den „Rheinischen Hof“, damals an der Oberstraße eine der angesehensten Wirtschaften der Stadt.

Die bedeutendste Vereinigung in der Stadt war vor 100 Jahren sicherlich die 1896 neu formierte St.-Sebastiani-Bruderschaft. Die war sich dieser Bedeutung aber auch bewußt, wie wir einem Bericht vom 23. Juni 1900 entnehmen können:

„Zugleich mit der Kirmes feiert die St.-Seb.-Bruderschaft ihr Schützenfest. Am (verregneten) Schüt-

zenzug nahm die Grenadier-Kompanie nicht mehr in schwarzem Rock und Cylinder teil. König wurde Peter Cremer von der Reserve-Kompanie. Da mit dem Ehrendusschuss für die Kaiserlich- und Königliche Hoheit, den Kronprinzen, der Kopf des Königsvogels gefallen war, hatte Schützenchef E. Wellenstein ein Telegramm geschickt. Davon hat der Kronprinz 'mit Vergnügen' Kenntnis genommen.“

Im Januar feierte man schon immer das Stiftungsfest. Darüber lesen wir 1901: „Am 20. 1. hat die St.-Seb.-Bruderschaft ihr 468. Stiftungsfest begangen. Nach dem Festgottesdienst zog man zu Herrn Albert Schulte in den Rhein. Hof, woselbst 'Reunion' stattfand. Die 'Siebensprünge', dieser eigenthümliche Tanz, wurde nicht ausgelassen, obwohl der Senior, der sie sonst immer anführte, abwesend war.“

Das Schützenfest wurde in diesem Jahr zum letzten Mal am Kirmes-sonntag (drei Wochen nach Pfingsten) gefeiert. Der König – Gustav Neufeld von der Grenadier-Kompanie – wurde am Peter- und Paul-Tag „gekrönt“. Am 29. Juni 1902 wurde in der Generalversammlung beschlossen, das Schützenfest am 3. und 4. August zu feiern. Seitdem gilt der 1. Sonntag im August als Festtermin. Damals wählte man den bisherigen Major Heinrich Keusen zum Obersten, Robert Benninghoven zum Major. Im Be-

richt über den Schützenzug 1902 heißt es: „Ohne den einzelnen Compagnien nahe treten zu wollen, darf man wohl sagen, daß hier der Tell-Compagnie besonderes Lob für schneidige Haltung zukommt!“ König aber wurde Wilhelm Dimmer von der Reserve mit dem ersten Schuß, den er auf den Königsvogel abgab.

Der Anregung eines Lesers, den Termin wieder mit der Kirmes zu vereinigen, damit es „wieder auch ein Volksfest“ werde, folgte man nicht. 1904 gab es Knatsch in der Bruderschaft. Nachdem man den Festzug mit Parade auf der Bahnstraße („schönste Wohnstraße!“) durchgeführt hatte, konnte man sich mit dem neuen König Johan Junker nicht über die Durchführung des Krönungsballs einigen.

Um die Peter-und-Paul-Bruderschaft war es stiller geworden. Sie hatte 1900 erstmals am Fronleichnamstag (statt Kirmesmontag) gefeiert. Erst 1904 finden wir dann eine Notiz: „Die St.-Peter-und-Paul-Bruderschaft, von der man wegen des Verkaufs ihres Schießstandes vier Jahre nichts gehört hatte, hielt am 29. Juni 1904 ihr Stiftungsfest.“

Von einer weiteren Möglichkeit, der Schießleidenschaft nachzukommen, wird berichtet: „Am 7.9.1902 hielt die Gesellschaft „Schützenlust“ ihr Preisschießen ab, das mehr unter dem Namen „Kuckucker Kirmes“ bekannt war. Den ersten und dritten Preis holten sich die Brüder Max und August Wagner.“

Die 1894 begonnene Tradition, am Martinsabend (10.11.) mit den Schulen einen Fackelzug zu veranstalten und die Schüler anschließend zu beschenken, wurde in jenen Jahren fortgesetzt. Dazu berichtet die Ratinger Zeitung am 31.10.1900:

„2000 Schulkinder werden am Martinszug teilnehmen, von vier Musikkorps begleitet. Die Geschäfte, die für die Bescherung liefern, sollen durch Los ermittelt werden. Früher gab es Klagen wegen des Preises und der Qualität der Äpfel und Nüsse.“ In mehreren weiteren Ausgaben der Zeitung

wurde der Streit um die Durchführung der Bescherung in „Eingesandt“-Schreiben fortgesetzt.

1901 fällt in der Liste der Sammler für den Martinszug auf, daß ausschließlich bekannte Wirte und Geschäftsleute – also sogenannte Prominente – für dieses Kinderfest sammeln. Der Zug selbst – diesmal am 11.11. – litt unter dem starken Wind. Erstmals versammelte man sich nicht vor dem Zug. Die Schule I zog die Oberstraße hoch, nahm an der „Germania“ die evangelische Schule mit durch die Hochstraße, an der Graf-Adolf-Straße schloß sich die Schule II an. Gemeinsam ging es durch die (neue) Karl-Theodor-Straße in den unteren Teil der Innenstadt.

1902 hatten am 10.11. 2200 Schulkinder teilgenommen. „Leider haben die Knaben der höheren Schule nicht mitgehen dürfen“, wird bedauert. „Gaben waren im Kaisersaal reichlich vorhanden.“ Eine Änderung wurde 1903 bekannt: „Das Martins-Comitée (unter August Wagner) hatte beschlossen, den Zug wegen der großen Anzahl der Schüler zu teilen. Das nachträgliche Urteil: „Der Zug hatte von dem Imposanten eingebüßt, zumal es geregnet hatte.“ Aber auch 1904 wurde bei bestem Wetter das Martinsfest in zwei Zügen begangen. Ebenfalls 1905, da heißt es, daß zur Durchführung in 19 Bezirken gesammelt wurde. Mit 800 Mark wurden 2600 Kinder beschert, die hinter St. Martin herzogen.

Ich möchte nun in chronologischer Reihenfolge noch einige Dinge erwähnen, die mir beim Lesen der alten Ratinger Zeitungen aufgefallen sind. So heißt es am 14. April 1900: „Im Kreistag wurde der Verwaltungsbericht vorgelegt. Danach war die Einwohnerzahl auf 89.123 E gestiegen (alter Landkreis Düsseldorf!). Hilden, Geresheim und Ratingen hatten jeweils mehr als 10.000 Einwohner. Die wenigsten Kommunalsteuern wurden in Eckamp gezahlt (35%), die meisten in Mintard (220%). Die höchste Kreissubvention war eine „Beihilfe“ zu den Kosten der Vorarbeiten zur Erhaltung der Kaiserpfalz bei Kaiserswerth.

Am 20. Juli 1900 erfahren wir, daß die Gemeindekasse Eckamp von Rath ins Bürgermeisterei-Gebäude (Ecke Mülheimer Straße/Hauser Allee) verlegt wurde. Der Kassenassistent Gisbert Watermann baute dann an der Hauser Allee ein Wohnhaus.

Eine Meldung vom 22.11.1900: „Im Strucksberg'schen Saale wurde ein 'Verband Ratinger Handels- und Gewerbetreibender' gegründet. 32 Anwesende wählten in den Vorstand: Paul Natheuer (Buchhalter, Bechemer Straße 27), Max Hirsch (Haushaltwaren, Oberstraße 21), Hubert Buschhausen (Markt 3), Joh. Weidenbusch (Hochstraße), Jakob Buschhausen-Kamann (Oberstraße/Wallstraße), Hubert Bös sen. (Lintorfer Straße 7), Franz Kellermann (Lintorfer Straße).



An der Ecke Mülheimer Straße/Hauser Allee befand sich das Amtsgebäude der Bürgermeisterei Eckamp. Nach der kommunalen Neugliederung von 1929 wurde es Sitz des Amtes Ratingen-Land

Daß unsere Vorfahren treue Preußen-Untertanen waren (sein mußten?), verraten zwei Meldungen von Anfang 1901:

16. 1. : „An der Schule wurde ein von Lehrer Anton Iseke verfaßtes Festspiel aus Anlaß des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preußen aufgeführt. Neben der normalen Feier zu Kaisers Geburtstag wurden deswegen nicht nur in den vaterländischen Vereinen, sondern auch in den Kirchen besondere Feiern gestaltet.“

Und am 3.2.1901: „Wegen der Beisetzung der Königin von England (Victoria, Großmutter von Kaiser Wilhelm II.) wurde das Festmahl zu Ehren des Kaisers Geburtstag erst heute im Saale Strucksberg gehalten. Anwesend waren die Spitzen der Communalbehörden, die hochw. Geistlichkeit beider Confessionen, insgesamt ca. 120 Herren. Zur Verschönerung trug der erst kürzlich gegründete „Cäcilienchor“ unter Herrn Alfred Kraus bei.“

Aber auch am Geschick der örtlichen „Prominenz“ wurde Anteil genommen. So wurde nach dem Tod des Bürgermeisters von Ekamp, der nicht einmal 40 Jahre alt geworden war, in zwei Artikeln berichtet: „Pfarrer Giese hielt eine „Standrede“. Unter den Leidtragenden befanden sich der Bürgermeistereirath, auch die Grafen von Spee aus Heltorf und Linnepe, sämtliche Gemeinderathsmitglieder, schließlich noch die drei evangelischen Herren Pfarrer von Homberg, Linnepe und Rath.“ Begleitet hatten den Zug eine Musikkapelle des Düsseldorfer Husaren-Regiments, Kriegervereine, die Ratinger Feuerwehr, mit den Verwandten war der Königl. Landrath, Herr von Kühlwetter.“

Um soziale Belange kümmerte sich der „Bergische Verein für Gemeinwohl.“ Von einer „Wanderversammlung“, die im Rheinischen Hof stattfand, wurde am 22.6.1901 berichtet: „Es nahmen nur etwa 50 Personen teil – es war Samstagabend 4 Uhr –. Etwa ein Fünftel waren Auswärtige, ein Fünftel hiesige Ärzte und Herren des Amtsgerichts, ein Fünftel kamen aus dem Lehrerstand. Außerdem waren noch Fabrikbesitzer und Direktoren, benachbarte

Gutsbesitzer und einige hiesige Geschäftsleute da. Nachdem einige auswärtige Herren mit einschläfernden Reden die Zuhörer gelangweilt hatten, hielt Dr. Einhaus einen Vortrag, in dem er darauf hinwies, daß in Ratingen – nicht zuletzt durch die beiden Krankenhäuser – die Wohlfahrtsbetreuungen keinen großen Schwierigkeiten begegnen. Herr Wilhelm Stinshoff wollte alle Bestrebungen zur Förderung der Arbeiterwohlfahrt von der Frau abhängig machen. Er meinte: 'Wo die Frau nichts taugt, taugt der ganze Haushalt nichts.' Darum forderte er, auch Mädchen-Fortbildungsschulen einzurichten.“

Nun folgen einige vermischte Meldungen aus dem Jahre 1902:

5.1.: „Die Hauser Mühle – dem Grafen von Spee gehörig –, in der August Kraus eine Drechslerei betrieben hatte, wurde durch Feuer vollständig vernichtet. (Familie Kraus war abwesend).“

15.2.: „Die Wagen der Elektrischen Bahn fahren ab heute bis

Am 21. März wurde die Errichtung einer Bade- und Schwimmanstalt beschlossen.

26.4.: „Nach dem Geschäftsbericht der 'Düsseldorfer-Ratinger-Röhrenfabrik' (vormals Dürr u. Co.) war das Jahr 1901 sehr befriedigend.“

16.7.: „Der Herr Regierungspräsident hat gestattet, bei dem am 23. Juni 1902 geborenen Wilhelm Schönauer – siebter Sohn seiner Eltern Mathias Schönauer und Maria Gertrud, geb. Schellen – im Taufregister der Kaiser als Pate eingetragen wird.“

Dies traf auch später, im März 1905, für die Familie des Kaufmanns Hubert Tack aus der Oberstraße zu.

Vom 20. Oktober 1902 bleibt noch nachzutragen: „Die Ausstellung in Düsseldorf wurde beendet. Nach Ratingen und Umgebung fielen folgende Auszeichnungen: Diplom zur 'Goldenen Medaille': Düsseldorf-Ratinger-Röhrenfabrik; Diamanten-Anstalt in Kaiserswerth. Diplom zur 'Silbernen Medaille':



Endhaltestelle der Linie 12 der Rheinischen Bahngesellschaft an der Düsseldorfer Straße in den 1930er Jahren

Schadowplatz. Der Fahrpreis ist mit 30 Pfg. teurer als der in der 4. Klasse der Staatsbahn.“

20.2.: Kritisiert wird, daß der Neubau des Kreishauses in der Kasernenstraße zu großzügig geplant ist. (Bisher war man in der Klosterstraße): „Nach menschlicher Berechnung werden die Räume des neuen Kreishauses für die fernsten Zeiten genügen.“

Heilanstalt für Alkoholiker in Linthof; Diplom zur 'Bronzenen Medaille': Ratinger Eisengießerei und Maschinenfabrik Koch und Wellenstein, Ullrich und Hinrichs – beide Ratingen – und der Ortsvorsteher von Hösel G. Oberhösel.“

15.11.02: „Bei der 'Elektrischen' sind auf der Strecke bis Rath Haltestellen eingerichtet worden. Bisher gab es nur die 'Teilstrecken'

bis Höltgen und Hubertushain. Nach der Abfahrt von der Wartestelle bei der Wirtschaft Rick („Hirsch“) wird jetzt auch bei Querling, am Kreuzerkamp (Norres) – das ist Ecke Sandstraße – bei Höltgen, am 'Schwarzen Weg' (Spiegelglasfabrik), am Hubertushain, am Bürgermeisteramt Rath gehalten.“

Ausführlich berichtete die Zeitung über zwei Goldhochzeiten in heute noch in Ratingen sehr bekannten Familien: Am 15. 4. 1903 Steinhauermeister Johann Lepper (74) und Maria Catharina Rasper (71) und am 17. 5. 1903 Heinrich Sträßer und Sybilla, geb. Pütz, die an der Hienenburg wohnten.

Bedeutsam für die ganze Stadt war aber ein Ereignis am 29. Mai 1903: Die seit 1877 geplante Angertalbahn wurde eröffnet. Von Ratingen-West nach Wülfrath verkehrten zunächst täglich fünf Züge in beiden Richtungen.

So reiselustig scheinen die Rätin-ger noch gar nicht gewesen zu sein, denn am 27. 11. 1903 erfahren wir: „Da die Straßenbahnlinie Düsseldorf–Ratingen so wenig benutzt wird, wird vorgeschlagen, sie von Düsseldorf über die Münsterstraße nach Rath fahren zu lassen.“

1903 waren auch die „Twyford'schen Werke“ (später Keramag) erbaut worden. Die englischen Facharbeiter brachten das Fußballspiel mit nach Ratingen. Es entstand als erster ordentlicher Verein der „Fußballclub Viktoria“, der 1904 die ersten Meisterschaftsspiele austrug. Gespielt wurde auf der Wiese bei Wenders und auf der bei Querling, bald dann aber unter den verschiedensten Namen auf vielen Wiesen im Süden und Osten der Stadt. Der Name des ältesten Ratinger Fußballvereins „RSV 04“ hat aber hier seinen Ursprung. „Germania“ und „19“ sind erst in jüngerer Zeit bei einer Zusammenlegung dazu gekommen.

Daß der „Verkehrs- und Verschönerungsverein“ seinen Namen verdiente, wurde am 3. Mai 1905 bekannt: Acht Bänke waren beschafft worden: 1. an „Höltgens Hof“ (an der Haltestelle); 2. bei „Gut Rosendahl“; 3. am „Hungri-

Wappenstein

*Das Mitglied des Ratt. Arbeiter-Vereins
zu Ratingen, gegründet am 7. Januar 1906.
eingetragene Mitglieder, am 1. März 1906.*

Arbeiter-Verein, Wülfrath, Ratingen.

1. Jansen, August	August	1846	Ratingen	18
2. Kell	Josef	1846	Ratingen	18
3. Kumpenhaus	Wilhelm	1846	Ratingen	18
4. Schwenzer	Karl	1846	Ratingen	18
5. Brunsdorf	Sebastian	1846	Ratingen	18
6. Ruppel	Theodor	1846	Ratingen	18
7. Lammert	Julius	1846	Ratingen	18
8. Fiedmann	Carl	1846	Ratingen	18
9. Fiedmann	Carl	1846	Ratingen	18
10. Kell	Julius	1846	Ratingen	18
11. Lammert	Julius	1846	Ratingen	18
12. Fiedmann	Carl	1846	Ratingen	18
13. Kell	Julius	1846	Ratingen	18
14. Kumpenhaus	Wilhelm	1846	Ratingen	18
15. Schwenzer	Karl	1846	Ratingen	18
16. Brunsdorf	Sebastian	1846	Ratingen	18
17. Ruppel	Theodor	1846	Ratingen	18
18. Lammert	Julius	1846	Ratingen	18
19. Fiedmann	Carl	1846	Ratingen	18
20. Kell	Julius	1846	Ratingen	18
21. Kumpenhaus	Wilhelm	1846	Ratingen	18
22. Schwenzer	Karl	1846	Ratingen	18
23. Brunsdorf	Sebastian	1846	Ratingen	18
24. Ruppel	Theodor	1846	Ratingen	18

gen Wolf“; 4. vor dem „Schlagbaum“ (Homberger Straße); 5. auf der (neuen) Mülheimer Chaussee (mit Blick auf Cromford); 6. an der

Mülheimer Chaussee am 1. Weg links; 7. am „Krausen Bäumchen“; 8. am Weg nach Lintorf am Wald- rand gegenüber „Büsgens Hof“.



Die erste Badeanstalt Ratingens wurde 1902 in der Nähe der Hauser Mühle errichtet



Gottfried Semmler (1872–1925)

Leider muß man bereits am 28. 6. 1905 feststellen: „Die schönen Bänke waren beschmutzt und beschädigt!“

Geklagt wird auch am 27. 5. 1905: „Die Aufschließung der Kalklager im Angertal nimmt einen stetigen Fortgang. Ein weiterer Hof wurde angekauft. Das gewaltige Treiben nimmt leider dem so schönen Angertal seine Naturreize.“

Vom (heute) größten Verein Ratingens gibt es noch eine Meldung vom 6. 9. 1905: „Der 'Turnverein Ratingen', der bis vor einiger Zeit noch zu den sogen. „wilden Vereinen“ zählte, ist inzwischen der 'Deutschen Turnerschaft' beigetreten und wird vom 9. – 11. 9. vor die Öffentlichkeit treten. Vereinsjubiläum ist Gustav Esser (sen.).“

Eine erste Statistik zur Benutzung der Badeanstalt: In der Zeit vom 7. 6. bis 12. 9. 1905 wurde die Badeanstalt von 3742 Personen besucht. Die Einnahmen von 296 Mark erhielt der Badeaufseher (Polizeisergeant a. D. Jansen).

Der Jahrgang 1906 der „Ratinger Zeitung“ ist leider im Archiv nicht vorhanden. Daher kann ich aus diesem Jahr nur berichten, daß am 7. Januar 1906 der Katholische Arbeiterverein gegründet wurde. Vereinslokal war die Wirtschaft von Wilhelm Kürten in der Bechemer Straße. Am 18. März trugen sich hier außer dem Präses und Vorsitzenden Kaplan Tönnies 24 Männer ein.

Locales und Vermischtes.

Ratingen, den 18. Mai 1901.

• Ueber eine am vergangenen Donnerstag im Saale des Herrn M. Schulten abgehaltene Versammlung des Christl. Metall-Arbeiter-Verbandes Ratingen entnehmen wir dem „Düss. Volksbl.“ nachstehenden Bericht: Die Tagesordnung war die Maßregelung des Herrn Semmler, Vorsitzender des christlichen Metallarbeiterverbandes Ratingen, wegen seiner Thätigkeit im Krankenkassenvorstand. Das Bureau wurde aus den verschiedenen Richtungen gewählt. Als erster Redner erhielt Herr Semmler das Wort. Seine Ausführungen waren ungefähr folgende: Es hatte in Ratingen eine Mission stattgefunden und drei Arbeiter, welche krank feierten, hatten diese Predigten besucht. Hierin sah Herr Preis, der Chef der Fabrik vorm. Dürr u. Co. ein Vergehen und wollte die Arbeiter bestrafen; darauf ging Herr Semmler zu dem Chef und machte Einnahme. Es wurde daraufhin eine Generalversammlung der Krankenkasse einberufen, in dieser stellte Herr Semmler den Antrag, im Statut einen Passus aufzunehmen, der besage, daß der Arzt dem Kranken Ausgehzeit geben könne, auch zum Besuche eines Früh- oder Spätagottesdienstes. (Nebenbei bemerkte, hatten die oben erwähnten drei Arbeiter auch vom Arzt die Erlaubnis, die Kirche zu besuchen.) Dieser Antrag ging jedoch dem Herrn Chef zu weit, er meinte, die Arbeiter sollen lieber ins Wirtshaus (!) gehen als in die Kirche. Während der Pater vorne predigte, wurde hinten in der Kirche Schnaps getrunken oder die Leute gingen in die Kirche, hörten sich die Predigten an und hätten das Weil schon in der Tasche, um nach der Predigt in den Wald zu gehen und Holz zu stehlen. Dann ist in Ratingen der traurige Fall zu verzeichnen, daß ein Postbeamter irrinnig geworden ist. Herr Preis sagte nun bezüglich dieser Thatsache: Wäre der Postbeamte ins Wirtshaus gegangen statt in die Kirche, so wäre er auch nicht irrinnig geworden. Herr Semmler hat nun als gesetzmäßiger Vertreter der Arbeiter diese Verdächtigungen des Chefs Herrn Preis in gebührender Weise zurückgewiesen, und sich deshalb die Ungunst des Chefs zugezogen. Man kündigte ihm mit der Motivierung, es sei keine Arbeit mehr vorhanden. Es ist klar, daß es sich hier um eine Maßregelung handelt, – wieder ein Beweis, wie es dem Arbeiter geht, wenn er die ihm gesetzmäßig zustehenden Rechte dem Arbeitgeber gegenüber geltend macht.

Unter diesen fallen einige auf, deren Söhne später katholische Priester wurden, z. B. August Holl (zwei Söhne wurden Franziskaner-Missionare in Brasilien) und August Plönes, dessen Sohn Willi als Pater bei den Steylern lange in Rom wirkte.

Friedrich Kimpenhaus, Theodor Rasper, Wilhelm und Fritz Fortmann, Wilhelm Lippold, Heinrich Schaaf sind in Ratingen bekannte Namen, deren Nachkommen noch lange das Leben nicht nur im Ar-

beiterverein mitgestaltet haben. Das trifft vor allem auch auf Gottfried Semmler zu, den Vorsitzenden der Christlichen Metallarbeiter-Gewerkschaft. Unter welchen Bedingungen sich diese Leute damals für die Belange der Arbeiter einsetzen konnten, mag der folgende Abschnitt aus der „Ratinger Zeitung“ zeigen, mit dem ich meinen diesjährigen Beitrag abschließen möchte:

Otto Samans

On hin on her

Et wor op ne Mondachmorje beim „Penn“ en de Wötschaft. Öm de ronge Dösch eröm soten zwei Metzjermeister, ne Bäckermeister on ne Klempnermeister ut dem Overdörp on ne Schustermeister ut de Stadt. Se hadde all ör Arbeitsbrocke an on woren sech jegensiedig am veräppele.

Se hadde alt zämmlech jedronke on wore ganz ju-et en Stimmung. Op ejmol seit de Schuster för de Bäcker: „Du, Aujust, du kannst dech e Fässke Bier verdienen. Die Saak es ganz einfach. Du süß doch die jru-ete Standuhr. Die schleit 24 Stonge am Dach an ejnem Stöck hen on her, on du brucks dech blu-es ejn Stond vör die Uhr te sette on nicks angisch te sare wie: Hin on her, hin on her, ... Wenn du dat ejn Stond feedig brings, dann häß du dat Fässke jewonne.“

Jesejt, jedonn, minne Bäckermeister, der Äu, satt sech vör die Uhr on sejt schü-en: „On hin on her, on hin on her ...“.

Noren halve Stong sejt de Schuster: „Jetzt mösse mer äver bold jet make.“ Se scheckten ne Jong no dem Äu no Hus. He sollt Bescheid sare, et mäut doch emol ejne nom „Penn“ ku-eme, dem Äu wör et nit ju-et.

Noren Viedelstong kome dem Äu sinn Schwestere anjeloupe. Ganz opjeregt frogten se: „Watt es loss, Äu, bös du krank? Du häss jo ne ganz ru-edde Kopp. Komm sofort no

Hus.“ De Äu hielt sech stief dran: „On hin on her, on hin on her ...“.

Die drei angere vom Stammdösch seiten: „De feng op ejmol an, mir wiete och net, watt dat tou bedüde hätt. De hätt secher tou huhe Blutdruck oder et ess em sönn's watt.“

Op ejmol sejt dem Äu sinn Schwester, dat Sting: „Ech hol ens der Frisör Piertesch, de soll em e paar Schröpp sette.“

De arme Äu wu-ed emmer nervöser. No tien Menütte kom dat Sting met dem Frisör an, on de hatt e ganz Jlas voll von die dicke Blu-etijel. Wie de Äu dat soch, wu-ed he ganz weld. Noch fönf Menütte, dann wor die Ziet öm. He hiel sech ganz wütend dran: „On hin on her, on hin on her ...“ Wie ävver jetzt dat Sting anfang, em de Box utzetrecke, do wor et met sinn Jedold am Eng. He schlu-ech öm sech on riep: „Ihr verdammde alde Wiewer, jetzt hann ech die Wett verlore.“

On die ganze Jesellschaft hätt sech kapottjelacht. Am selve Owend sot die ganze Jesellschaft bem Äu en de Backstuv on miek jenöglich e Fässke leer. Vör jett te köije hadde die Metzjer jesorcht. Et jing löstich her, on de Äu wor och janit mie jef-tich. Dat wore noch Ziede, wo de Lütt noch Spaß verstunge, hütt jöv et dat nitt mie.

Jean Oberbanscheidt



Der „Gasthof zur alten Post“ an der Ecke Bahnstraße/Hochstraße wurde im Volksmund „Zum Penn“ genannt. Die säulenartige Stange im Eingang zur Gaststätte mag so manchen Zecher, der auf dem Heimweg unvermittelt in die frische Nachtluft hinaustrat, als letzter Halt gedient haben. Das Haus wurde am 22. März 1945 durch einen Bombentreffer zerstört

„Ratinger Bahndamm“

Im sonnige Sü den

- wie et sich gebührt -
do wö ö hd in ons Stä dtche
och Wing produziert.

Dat leckere Drö ppke

- dat is jo bekannt -
heeft „Ratinger Bahndamm“,
so wö ö hd et jenannt.

Im Frö hjohr, do weehde,
wie alljemein Brauch,
de Rebstö ck beschneede.

In Ratinge auch.

Verschiedene Jä rten
sinn Anbaujebiet.

Dä Winzer, dä nimmt sich
de nö dige Ziet.

He schnitt voller Eifer
on mahnt och sinn Lü tt
zu heje on pfleje,
domit och jet kü tt.

On is et dann Herbst
on de Winglese-Ziet
dann schafft onse Winzer
mit frohem Jemü t.

He keltert on jö nnt sich
kinn Rast on kinn Ruh.
Fü llt Wing in de Flä sche.
Jo, wat sä ä hste nu?

Als „Ratinger Bahndamm“
- wie einjangs jesaat -
kü tt dann onser Wingche
bi ons op der Maat.

Dat mä ckt ons vö ll Freud,
och dä Winzer hä tt Spaß
Im ü brije:
„In Vino veritas“.

Lore Schmidt



Geschichten aus dem alten Ratingen

Zwischen Bechemer Straße und der Brahmkampsgasse

Die Bechemer Straße – eher schmal und nicht übermäßig lang – ist seit Bestehen der Stadt eine der wichtigsten Straßen innerhalb des Stadtgebietes. Sie war und ist eine der Straßen, die den alten Stadtkern in die „vier Winde“ teilen, führte früher zu dem Vorort Bechem und erschließt heute noch die südlichen Stadtteile. Zusammen mit dem Beamtengässchen, früher Brahmkampsgasse genannt, umfasst sie bis heute noch den idyllischsten Teil der Ratinger Altstadt. Oft war dieser Altstadt kern in den vergangenen Jahrhunderten in Gefahr, und auch noch in unseren Tagen drohen ihm Veränderungen, die ihm wahrscheinlich gar nicht bekommen werden. Ausgerechnet im Vorlauf zum bevorstehenden Stadtjubiläum ist sein vormals recht repräsentativ erscheinender Eingang vom Marktplatz her ins Gerede gekommen – als Schandfleck. Und niemand weiß so recht, wie sich das entwickeln wird. Dafür hat sich der dazu gehörige zweite Teil, das Beamtengässchen bzw. vorher Brahmkampsgasse, schon vor etwas mehr als einem Jahrzehnt durchaus zum Positiven entwickelt.

Wenn man sich ein Bild der früheren Bechemer Straße machen will, dann muss man schon gut vier Jahrzehnte zurückschalten. Da-

mals, zu Beginn der 60er Jahre, flutete durch die schmale Gasse noch in beiden Richtungen ein Großteil des von und zur Stadtmitte drängenden Verkehrs. Vorwiegend waren es natürlich die Lastwagen, die die Fußgänger auf den schmalen Bürgersteigen an die Hauswand drückten und im Luftraum Markisen und Reklameschilder samt Lampen abräumten. Am Traditionsgasthaus „Zu den drei Königen“ waren oft jede Woche neue Schilder nötig, wenn die Fahrer der Laster unbedingt von der Bechemer Straße in die noch engere Düsseldorfer Straße einzu-biegen versuchten. Erste Einbahnregelungen brachten schon etwas Entlastung, und dann wollten Politiker und Verwaltung das „Problem Bechemer Straße“ in einem Großreinemachen lösen.

Auch schon damals gab es den Zwiespalt zwischen dem Erhalt des kompakt bebauten, aber romantisch anzusehenden Altstadtteils und der Tatsache, dass im Zuge steigender Wohnansprüche außer ein paar alten Leuten, die ihr ganzes Leben hier verbracht hatten, niemand mehr in den engen und teilweise sogar unhygienischen Häusern leben wollte. Als dann einer der Hauseigentümer für sein Grundstück zwischen Bechemer Straße und Wallstraße einen Bauantrag stellte, legte die

Bauverwaltung erstmals den Entwurf eines Gesamtbebauungsplanes vor, der zugleich auch die Verkehrsregelung mitumfassen sollte.



Das war die alte Brahmkampsgasse, an die sich sicher nur noch ganz alte Ratinger erinnern können

Man musste kein Hellseher sein, um voraussagen zu können, dass eine so einschneidende und den gesamten Stadtbildcharakter verändernde Planung auf heftigen Widerstand stoßen würde. Die Bechemer Straße sollte nämlich als moderne Ladenstraße mit dreigeschossigen Häusern ausgebaut und dazu auf sieben Meter Fahrbahn verbreitert werden. Das hätte bedeutet, dass die gesamte südwestliche Ladenfront von der Metzgerei Oetzbach bis zum heutigen Kaufhaus Aufterbeck unter die Planirraupen gekommen wäre. Die Neubauten sollten entlang des Beamtengässchens errichtet werden, bevor die Altbauten abgebrochen wurden.

Dagegen machte die „Ratinger Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 28. Mai 1965 mobil: „Nun soll also auch eines der letzten Viertel, das noch an die historische Bedeutung der Stadt unmittelbar erinnert, das Viertel zwischen Bechemer Straße, Wallstraße und dem Beamtengässchen ‚saniert‘ werden, wie es so schön im Beamtendeutsch heißt. Die alten, engen und zum Teil unhygienischen Häuser sollen abgerissen werden, dafür entstehen moderne Häuser



Die Bechemer Straße Ende der 50er Jahre

mit zeitgemäßen Läden, die Bechemer Straße wird verbreitert, es wird Parkraum geschaffen, kurz: es geschieht alles, um der alten Stadt Ratingen wieder einen ihrer charakteristischen Züge zu nehmen und durch neue Klinikfassaden zu ersetzen, wie sie in jeder Stadt der Welt ähnlich aussehen. Und es wird nur einige Jahre dauern, dann sieht Ratingen auch so aus wie jede andere moderne Kleinstadt der Welt“. Der Schreiber dieser Zeilen zeigte in seinem weiteren Artikel durchaus Verständnis dafür, dass immer weniger Menschen in den zwar romantisch anzusehenden, im Grunde aber doch engen, alten Häusern leben möchten und meinte, es müsse sich doch noch eine andere Lösung finden lassen. Und die ergab sich dann aus der Situation selbst, denn die Ausführung des Verwaltungsvorschlages setzte eine Regelung der sehr komplizierten Besitzverhältnisse voraus. Nachdem es sich meist um sehr kleine Grundstücke handelte, die durch die Neuordnung zudem noch stark beschnitten wurden und deshalb überhaupt nicht mehr bebaut werden konnten, schlug die Verwaltung ein Umlegungsverfahren vor. Danach sollten alle Grundstücke in einen Topf geworfen und dann die zur Bebauung freigegebenen Flächen im Verhältnis des eingebrachten Bodenbesitzes von einem unabhängigen Umlegungsausschuss aufgeteilt werden. Eine rasche Verwirklichung setzte die freiwillige Teilnahme aller Grundbesitzer voraus. Nachdem aber nicht alle bereit waren, blieb der Bechemer Straße diese „Verschönerung“ erspart.

Dafür überlegte man in den folgenden Jahren Zug um Zug Veränderungen und Verbesserungen für diesen Altstadtbereich. An der Ecke Bechemer Straße/Wallstraße verschwand die „Ratinger Milchzentrale“, wo jeden Tag zur Freude der Anwohner schon vor Morgengrauen von polternden Lastwagen Hunderte von Milchkannen umgeladen und zur literweisen Verteilung auf die Ratinger Milchgeschäfte verteilt wurden. An dieser Stelle wurde später das Kaufhaus Aufterbeck errichtet. Die Bechemer Straße wurde schließlich bei der Erweiterung der innerstädtischen Fußgängerzone beruhigt und vom Durchgangsverkehr be-



Ecke Bechemer Straße / Wallstraße vor dem Bau des Kaufhauses Aufterbeck. Im Vordergrund das „Schweizer Milchcafé“, die spätere Wirtschaft „Em Eckske“, daneben das Schreibwarengeschäft Wolf

freit. Viele der Häuser wurden ohne große äußere Veränderungen umgebaut und saniert, Geschäfte wurden verändert, und heute ist die Bechemer Straße deshalb eine der beliebtesten und beständigsten Einkaufstraßen der Stadt.

Das flankierende Beamte ngässchen nahm seine eigene Entwicklung. Voller Leben und Geschichten ist diese Verbindungsgasse zwischen der Bechemer Straße und der Wallstraße, die praktisch noch die ganze erste Hälfte des 20. Jahrhunderts Brahmkampsgasse hieß und erst in den letzten Jahrzehnten von dem zwischen Wallstraße und Hans-Böckler-Straße liegenden Beamte ngässchen den Namen übertragen bekam. Den ursprünglichen Namen hatte die Gasse von dem Metzgermeister Johannes Brahmkamp, dem praktisch bis in das 20. Jahr-

hundert hinein die ganze Gasse gehörte. In den noch bis 1986 dort stehenden Gebäuden hatte er bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sein Schlachthaus und die Wurstküche. Diese Einrichtungen wurden nach Umbauten und Veränderungen von der Nachfolgefirma Oetzbach noch bis in die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts benutzt. Auf dem Weg von der Bechemer Straße zur Wallstraße lagen rechts das Schlachthaus und links die Wurstküche. Die Metzgerei Brahmkamp selbst war im Haus Bechemer Straße 20 untergebracht.

Johannes Brahmkamp war zu seiner Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert schon ein reicher Mann, der eine große Versandmetzgerei betrieb und schon damals einen Jahresumsatz von



So sah die Brahmkampsgasse, das heutige Beamte ngässchen, vor gut einem halben Jahrhundert noch aus. Rechts das Schlachthausgebäude in seinem alten Zustand, wie es von der Firma Brahmkamp übernommen worden war



Das war die Gegenseite der Brahmkampsgasse mit der Wurstküche. Die Gebäude mussten dem zweiten Bauabschnitt des Kaufhauses Auferbeck weichen

über einer Million Goldmark hatte. Er ließ 1901 unter dem Schlachthaus einen Eiskeller einbauen, und zwar mit ausdrücklicher Genehmigung des Ratinger Amtsgerichts. Vom Schlachthaus aus gingen Treppen in den Kühlkeller, über dem das Eis gelagert war. Die großen Eisstangen wurden im Winter mit Sägen aus der Eiskecke des Blauen Sees geschnitten und in die Innenstadt transportiert.

Metzgerei und Anwesen wurden 1911 von den Eheleuten Ewald und Theodora Oetzbach übernommen. Ewald Oetzbach kam aus Velbert und hatte sich zunächst einmal den Wind der Ferne

um die Nase wehen lassen, bevor er als Metzgermeister hier seinen eigenen Betrieb übernahm. Ein altes Bild zeigt noch das Ehepaar Oetzbach vor der Metzgerei im Haus Bechmer Straße 20. Im Jahre 1933 kaufte Ewald Oetzbach das auffällige Haus Bechmer Straße 18, das bis dahin der Stadt gehörte, und baute dort das heute noch bestehende Wohn- und Geschäftshaus. Auf dem alten Foto ist als Baby auf dem Arm auch schon der spätere Erbe dabei, nämlich Karl Oetzbach, der 1940 mit seiner Frau den elterlichen Betrieb übernahm und 1970 an seine beiden Söhne Karl und Günther weitergab.



Dieses Bild entstand im Jahre 1911 auf der Bechmer Straße. Das Ehepaar Ewald und Theodora Oetzbach vor der von Johannes Brahmkamp übernommenen Metzgerei im Haus Bechmer Straße 20. Auch der „Junior“ Karl Oetzbach ist schon als Baby auf dem Arm dabei

Früher, so wusste Karl Oetzbach noch vor ein paar Jahren zu erzählen, früher war natürlich alles anders. Als er das Metzgerhandwerk erlernte und noch als Geselle tätig war, da wurde noch mit Pferd und Wagen nach Düsseldorf gefahren, um die Schweine zu holen. Das Rindvieh musste er am Strick nach Hause führen. Und wenn ein Stück Rind geschlachtet war, musste er gleich das Fell durch das Gässchen in die jenseits der Wallstraße liegende Gerberei Keusen bringen. Die Wallstraße hieß damals übrigens noch „Straße hinter der Mauer“, denn um diese Zeit waren dort noch die Reste der alten Stadtmauer vorhanden. Als dann um den Ersten Weltkrieg die Wallstraße ausgebaut wurde, wurde das Straßengelände aus dem Anwesen Oetzbach herausgenommen. Dafür wurde Ewald Oetzbach das im Winkel zwischen der Bechmer Straße und der Brahmkampsgasse liegende Grundstück Blumenrath mit dem auffälligen Haus zugesagt. Als die Oetzbachs davon Gebrauch machen wollten, wollte die Stadt nichts mehr davon wissen, und Ewald Oetzbach musste das Grundstück ersteigern, um 1933 das heute noch bestehende Gebäude mit der Metzgerei errichten zu können.

Die entscheidende Veränderung der Brahmkampgasse erfolgte Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts, als im Zuge des Ausbaues der neuen Wallpassage auch entlang des Beamteggässchens neue Wohn- und Geschäftshäuser mit der darunter liegenden Tiefgarage gebaut wurden. Dafür musste auch die stattliche Grünanlage mit dem Oetzbach'schen Wohnhaus an der Ecke Wallstraße / Beamteggässchen fallen. Als mit dem Abholzen und dem Abbruch begonnen wurde, sagte damals ein alter Ratinger im Vorbeigehen, er habe sich immer gewünscht, in diesem Haus im Grünen mitten im Herzen der alten Stadt leben zu können. Und auch das Ehepaar Karl und Luise Oetzbach sah es mit Schmerzen. Ja, es sei eine grüne Oase mitten in der Stadt gewesen, bestätigten sie und sagten, sie hätten es sich deshalb auch immer wieder überlegt, dieses Grundstück aufzugeben, ohne das die Planung Wallpassage mit Tiefgarage nicht ver-



Das von Ewald Oetzbach 1933 errichtete Haus mit Ladenlokal an der Ecke Bechmer Straße / Beamtengässchen. Postkarte von 1940

wirklicht werden konnte. Es handelt sich übrigens auch um einen geschichtsträchtigen Platz, denn an dieser Stelle stand bis zu seinem Abbruch im 19. Jahrhundert der Villersturm. Er war ein gutes Stück der Ratinger Stadtbefestigung und soll außerdem der eigentliche „Hexenturm“ gewesen sein.

Als die Umbauarbeiten begannen, erzählten die Eheleute Karl und Luise Oetzbach in einem Gespräch mit der Rheinischen Post davon, dass dieser Bereich bis vor einem halben Jahrhundert – aus heutiger Sicht betrachtet – noch so etwas wie eine kleinstädtische Idylle bildete.

Auch in den folgenden Jahrzehnten war dieses Gässchen ein Bereich für sich, in dem man in der Nachbarschaft lebte, von Jugend auf mit den Menschen in den Nachbarhäusern vertraut und verbunden war und noch etwas auf diese gewachsene Lebensgemeinschaft hielt. Besonders gut war ihnen und allen Anwohnern Traudchen Aps in Erinnerung geblieben, ein liebenswertes, etwas verwachsenes ältliches Fräulein, das gegen alle hilfsbereit und entgegenkommend war. Traudchen Aps putzte jahrzehntelang für den Küster Samans die Kirche St. Peter und Paul, versorgte dazu die Kirchenwäsche und fand dann, als sie die 80 erreicht hatte, Aufnahme in einer Altenwohnung in der Kirchgasse. Mit Interesse verfolgte sie von ihrem Fenster aus das Treiben in der Brahmkampsgasse, die mittlerweile auch den Namen „Schweinegässchen“ bekommen hatte, weil nämlich vor dem von



So kennen die alten Ratinger Traudchen Aps, die in ihrer hilfsbereiten und lebenswürdigen Art von ihrem Fenster aus das Leben auf der Brahmkampsgasse verfolgte

Johann Brahmkamp erbauten Schlachthaus, das von der Metzgerei Oetzbach bis in die 70er Jahre benutzt wurde, regelmäßig die Schweinehälften zum Auskühlen auf der Gasse hingen. Daran konnte sich in dem damaligen Zei-

tungsgespräch auch noch Gertrud Tefert gut erinnern, die als geborene Kuhles gleich nebenan in der Bechmer Straße aufgewachsen war. Sie erinnerte sich damals auch noch mit nachträglichem Vergnügen an den schaurigen Zwiespalt, mit dem sie als Kinder immer zu kämpfen hatten, wenn im Schlachthaus geschlachtet wurde. Vor lauter Neugier wollten sie gucken und hatten dabei so schreckliche Angst. In guter Erinnerung war auch das Geschäft Blumenrath geblieben, das auf dem Eckgrundstück Bechmer Straße/Brahmkampsgasse stand und 1933 dem Neubau der Metzgerei Oetzbach weichen musste. Wie Gertrud Tefert erzählte, hatte der alte Herr Blumenrath nie viel Ware in seinem Laden, dafür bot er aber immer nur beste Qualität an. Bekannt war er vor allem für sein gutes Obst und seine frischen Eier, die er zu seiner besseren Kundschaft persönlich mit einem Henkelkorb brachte.

Ausgerechnet in diese ruhige, kleinstädtische Idylle brach schon Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts die moderne Technik ein. Nachdem bis dahin alles, was geschäftlich notwendig war, mit Pferdewagen oder gar zu Fuß erledigt wurde, schaffte sich Ewald Oetzbach einen nagelneuen Chevrolet mit aufklappbarem Verdeck an.

Schon 1929 legte auch Karl Oetzbach die Führerscheinprüfung ab und fuhr mit dem ganzen Stolz der Jugend über die meist recht engen und holprigen, dafür aber fast autoleeren Straßen seiner Heimatstadt Ratingen.

Dr. Richard Baumann



Mit dem Chevrolet hielt Ende der 20er Jahre auch die Technik Einzug in die Brahmkampsgasse. Unser Bild zeigt am Steuer Ewald Oetzbach mit seiner Tochter

Eine Generation Ratinger Metzger vor gut 100 Jahren

Mit weißer Schürze und schwarzem Wams stellten sich vor gut 100 Jahren diese Metzger auf dem Hof der Metzgerei Brahmkamp an der Bechemer Straße dem Fotografen. Das Bild stammt aus dem offenbar verschollenen Archivschatz des Ratinger Ahnenforschers Karl Brors, der selbst sein Leben lang in der Bechemer Straße wohnte und Hunderte von Familienfotos sammelte und erforschte. Interessant an dem Bild ist, dass damals in der Metzgerei Brahmkamp ganz offensichtlich eine ganze Generation von Metzgern beschäftigt war, die dann in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Meister das Ratinger Handwerk bestimmten. Von links zeigt das Bild den Metzgermeister August Hummelsbeck, der zuletzt eine Metzgerei am Eingang der Brunostraße, heute Café Iland, hatte. Neben ihm Emil Gilson, späterer Seniorchef und Mitinhaber von Gilson und Möllmann auf der Bechemer Straße. Dritter von links ist der Metzgermeister

de Vries. Er war Holländer, der das Haus Oberstraße 33 als Metzgerei errichtete, aber nach dem Ersten Weltkrieg wieder in seine holländische Heimat zurückkehrte. Sein Geschäft wurde von dem Metzgermeister Wilhelm Benninghoven erworben, aber beim Bombenangriff auf Ratingen zerstört und später von Metzgermeister Fritz Benninghoven, dem Sohn des verstorbenen langjährigen Obermeisters und Mitbegründers der Ratinger Metzgerinnung, wiederaufgebaut. Danach folgt Metzgermeister Amos, der bei Brahmkamp Geschäftsführer war, vorher aber selbst im Oberdorf eine eigene Metzgerei geführt hatte. Bei den beiden folgenden Metzgern handelt es sich um den späteren Metzgermeister Franz Schürmann, der lange Zeit die Gaststätte Neveling besaß, und um den Lehrling Max Nieden. Der Name des kleinen Reiters auf dem Stier ist leider nicht bekannt, aber ganz sicher stammte er auch aus einer Metzgerfamilie, zumal er schon die

Metzgerkleidung, weiße Schürze und schwarzes Wams, trug.

Dr. Richard Baumann

Junkersbusch

**Wenn der Wald
noch durchsichtig ist,
den Blick freigibt
auf die Löschteiche
elbischen Feuers,
frage ich mich,
ob nicht dort
auf der leuchtenden
Moosbank
der Sommer
gezeugt wird.**

Gisela Schöttler



Quellen zur mittelalterlichen Geschichte

Ratingens und seiner Stadtteile

III. Schenkungen der Adelheid in Lintorf und Velbert (1031-1050)

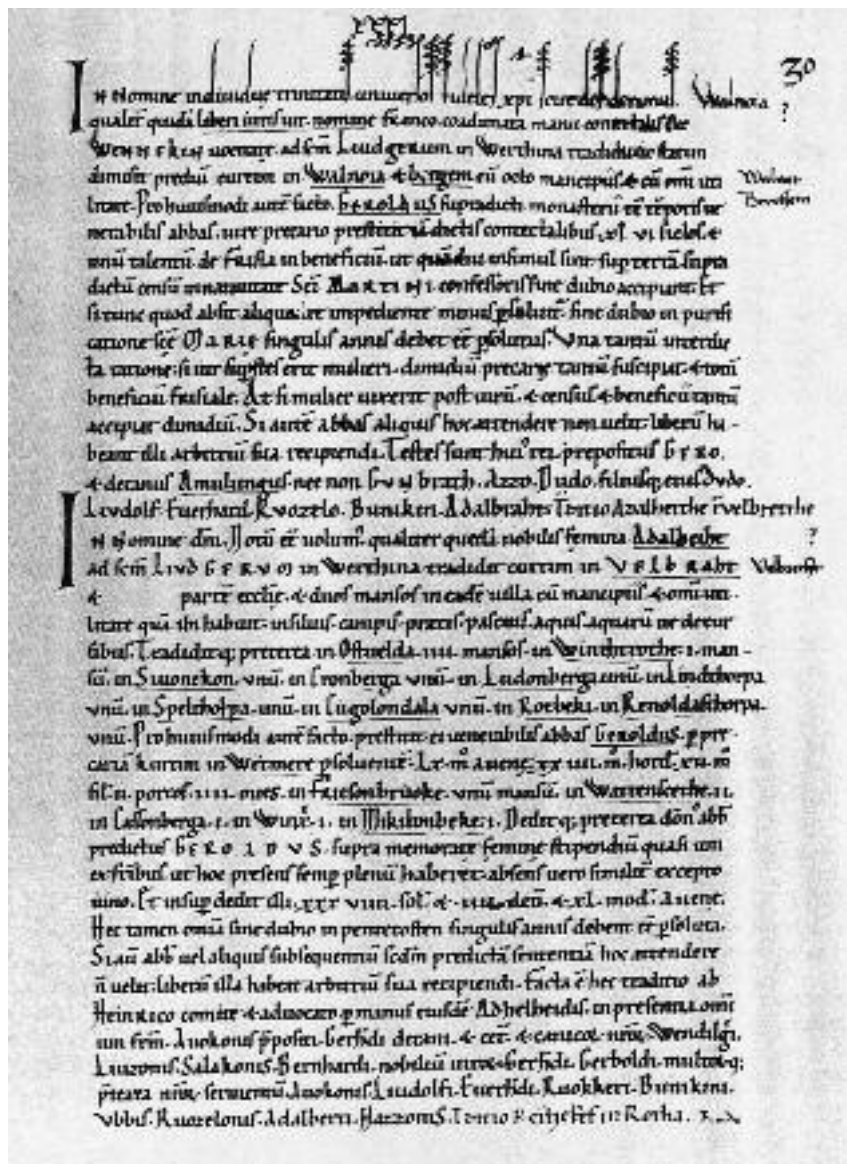
Nach der Werdener Urbaraufzeichnung aus der Mitte des 9. Jahrhunderts und der Königsurkunde Ludwigs des Kindes (900-911) vom 3. August 904 beleuchtet erst über ein Jahrhundert später die Urkunde der Adligen Adelheid dürftig das Geschehen im Rater Raum in nun frühsalischer Zeit. Es handelt sich bei der hier vorzustellenden Quelle um eine in Latein verfasste Schenkungsurkunde, die nur abschriftlich im Werdener Liber privilegiorum maior, dem „großen Privilegienbuch“ des Ruhrklosters, enthalten ist. Die Abschrift vom wahrscheinlich damals noch vorhandenen Original wurde um die Mitte des 12. Jahrhunderts angefertigt. Die Urkunde besitzt keine Datierung, wurde aber in der Regierungszeit des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) ausgestellt. Der Urkundentext lautet übersetzt:

Tradition der Adelheid in Velbert

Im Namen des Herrn. Wir wollen, dass zu wissen ist, dass eine gewisse adlige Frau Adelheid an den heiligen Liudger in Werden übergeben hat einen Hof in Velbert und [Lücke], einen Teil der Kirche und zwei Mansen an diesem Ort mit Hörigen und mit ganzem Nutzen, den sie dort an den Wäldern, Feldern, Weiden, Wiesen, Gewässern und Wasserläufen hat. Und sie übergab außerdem 4 Mansen in [Oberhausen-] Osterfeld, 1 Manse in Windrath [bei Velbert-Neuiges], eine in Siebeneich [bei Velbert-Neuiges], eine in [Wuppertal-] Kronenberg, eine in Ludenberg [bei Düsseldorf-Gerresheim], eine in [Ratingen-] Lintorf, eine in [Mülheim-] Speldorf, eine in Kuhlendahl [bei Velbert-Neuiges], eine in Röbbbeck [bei Velbert], eine in Reinsdorf [bei Wulfersdorf]. Dafür erteilt ihr der ehrwürdige Abt Gerold in Landleihe [per precariam] den Hof in [Bochum-] Weitmar, wobei 40 Scheffel Hafer, 24 Scheffel Gerste, 12 Scheffel Weizen, 2 Schweine, 4 Schafe zu zahlen sind, in Freisenbruch [bei Essen-Steele] eine Manse, in [Bochum-]

Wattenscheid 2, in Kassenberg [bei Mülheim-Broich] 1, in Winz [bei Hattingen] 1, in Mecklenbeck [bei Essen-Steele] 1. Und der Herr Abt, der genannte Gerold, gab der oben erwähnten Frau außerdem Nahrungsmittel [stipendium] wie einem von den Brüdern, und zwar, wenn sie hierzu anwesend ist, den vollen [Unterhalt], aber dasselbe ohne den Wein, wenn sie abwesend ist. Und darüber hinaus gab er jener 38 Schilling und 4 Pfennige und 40 Scheffel Hafer. Dies alles muss in jedem Jahr zu Pfingsten bezahlt werden. Wenn aber der Abt oder irgendeiner der ihm

Nachfolgenden die vorgenannte Vereinbarung nicht halten will, hat jene das freie Ermessen, das Ihrige zurückzunehmen. Es ist diese Übergabe der Adelheid von Hand zu Hand gemacht worden vom Grafen und Vogt Heinrich in Gegenwart aller Brüder, des Propstes Avoko, des Dechanten Gerhard und der übrigen, unserer Kanoniker Wendilger, Liuzo, Salako und Bernhard, der adligen Männer Gerhard, Gerbold und außerdem [in Gegenwart] von vielen unserer Dienstleute, Avoko, Liudolf, Eberhard, Ruokker, Bunikin, Ubbis, Ruozelin, Adalbert, Hazzo.



Über die – wie es in der Urkunde heißt – „gewisse adlige Frau Adelheid“ erfahren wir nur aus der vorliegenden Quelle. Die Urkunde gibt den herausgehobenen sozialen und rechtlichen Status der Adelheid an und bezeichnet sie als „adlig“ (*nobilis femina*). Dies passt gut zu den zahlreichen Gütern und Besitztümern, die Adelheid dem Kloster Werden a.d. Ruhr vermittelte der voranstehenden, den Rechtsakt dokumentierenden Urkunde geschenkt hat. Auf jeden Fall war der damit erworbene Besitz der Mönchsgemeinschaft so wichtig, dass darüber eine Urkunde ausgestellt wurde, die auch – wie erwähnt – Eingang in das „große Privilegienbuch“ fand. Adelheid konnte offensichtlich über den Besitz allein verfügen. Die Munt eines männlichen Familienangehörigen wie Vater, Ehemann oder Bruder spielt hier also nicht hinein, zumal wir die Munt eher als Schutz der Frau denn als Gewalt über die Frau verstehen sollten. Vielleicht war Adelheid auch verwitwet.

Über den Rechtsakt selbst vermittelt die Urkunde, die sich als Beweisurkunde (*notitia*), als Fixierung einer Rechtshandlung versteht, einiges. Danach waren anlässlich der Schenkung (*traditio*, „Übergabe“) zusammengekommen: die Tradentin Adelheid, die Brüder des Werdener Klosters, allen voran der Propst Avoko und der Dechant Gerhard, und der Werdener Klostersvogt Heinrich. Die Schenkung erfolgte „von Hand zu Hand“, der Rechtshandlung entsprach also ein sinnstiftendes, jedem augenfälliges Ritual in der Öffentlichkeit. Zeugen des Vorgangs waren die Klosterbrüder. Der Vogt fungierte bei diesem Rechtsakt als weltlicher Arm, als Beschützer des Klosters und Sachwalter des klösterlichen Besitzes. Werden selbst besaß ja eine von den deutschen Königen wiederholt bestätigte Immunität, d.h. einen mit einem Vogt verbundenen Sonderrechtsstatus außerhalb der üblichen, gräflichen Gerichtsbarkeit.

Die Übergabe der Adelheid-Güter war – so erfahren wir weiter aus der Urkunde – an bestimmte Bedingungen geknüpft. Die Urkundendispositio führt nämlich auch die Gegenleistungen des Klosters an: ein jährlich an Adelheid zu zah-

lender Geldbetrag einschließlich einer Getreideabgabe, die Bereitstellung von Unterhalt, die Übertragung von Klostergut in Landleihe. Der Geldbetrag, der jährlich zu Pfingsten fällig war, belief sich dabei auf 38 Schillinge und 4 Pfennige. Münzgeschichtlich betrachtet befinden wir uns mit dem 11. Jahrhundert in der sogenannten Epoche der überregionalen Pfennigwährung. Das Münzsystem fußte damals auf der unter Kaiser Karl dem Großen (768-814) eingeführten Silberwährung mit dem karolingischen Gewichtspfund zu 20 Schillingen, dem Schilling zu 12 Denaren (Pfennigen). Ausgeprägt wurden nur die Silberpfennige, und deren Gewicht schwankte im Laufe der Zeit und von Region zu Region. Der Kölner Pfennig, der im 11. Jahrhundert für die Wirtschaft am Niederrhein überragende Bedeutung hatte, war eine schwere Ausprägung mit rund 1,4 g Gewicht. Die Kaufkraft wird relativ klar, wenn wir aus den Werdener Urbaren des 12. Jahrhunderts hören, daß z.B. ein Lamm 8 Pfennige wert war. Dass neben der Geldwirtschaft eine ausgeprägte Naturalwirtschaft im agrarischen Bereich, d.h. fast überall, bestand, geht ebenfalls aus unserer Urkunde hervor. Neben die Geldleistung tritt eine jährliche Abgabe in Höhe von 40 Scheffeln Hafer, wobei ein Scheffel als Hohlmaß größenordnungsmäßig einigen Dezilitern entsprochen haben wird. Der Unterhalt, die Nahrungsmittel, die Adelheid „wie einem von den Brüdern“ zustanden, ergab sich aus der Benediktinerregel bzw. aus den „Gewohnheiten“ der jeweiligen Mönchsgemeinschaft: Brot und Wein, wahrscheinlich auch Fleisch gehörten zu dieser Art von Befruchtung einer nicht dem Kloster angehörenden Person.

Zentraler Punkt in den Verfügungen der Urkunde war jedoch die Nutzung von dem Kloster gehörenden Gütern, die die Mönchsgemeinschaft in Landleihe (*per precariam*) an Adelheid vergab. Eine adlige Lebensweise blieb damit für die Tradentin weiterhin gewährleistet, und zwar unter dem Schutz des Klosters, das durch Landleihe, Geldzahlung und Unterhalt ihr rechtliche und wirtschaftliche Sicherheit bot. Doch sollte der religiöse Aspekt nicht unterschätzt werden. Adelheid vergab ihren Be-

sitz auch wegen ihres Seelenheils (und vielleicht das ihrer nahen, verstorbenen Angehörigen). Dies geht zwar aus unserer Urkunde nicht unmittelbar hervor, doch aus vielen anderen Schenkungen dieser Zeit. Das Gebet der Mönche für das Seelenheil bewirkte, dass Adelheid nach ihrem Tod unvergessen blieb; die Memoria überwand den Tod und Vergessen durch Gedenken und Erinnern. Das Schenken von Besitz war also eine Stiftung für das Leben nach dem Tod.

Für das Werdener Kloster muß der Übergang des Besitzes der Adelheid an die Mönchsgemeinschaft ebenfalls vorteilhaft gewesen sein. Die Zahlungen und Abgaben an Adelheid erloschen ja mit deren Tod, ebenso konnte dann über die an die Adlige ausgegebenen Güter wieder verfügt werden. Der von Adelheid geschenkte Besitz war für das Wachsen und Gedeihen des Werdener Klosters unabdingbar. Großgrundbesitz und die von uns schon an anderer Stelle erwähnte Grundherrschaft – ein Wirtschaftssystem zur Versorgung des Klosters als Grundherrn – waren die Voraussetzung für die Existenz der Mönchsgemeinschaft und für die (adlige) Lebensweise der Mönche in Werden. Was Adelheid dem Ruhrkloster übergab, war Besitz in der näheren Werdener Umgebung, dort, wo das Kloster schon Einfluss besaß. Diese Güter in Streulage machten den regional begrenzten Besitz der Kleingrundherrschaft der Adligen aus. Im Mittelpunkt dieser Grundherrschaft stand wohl der eigenbewirtschaftete Hof (*curtis*) in Velbert, zu dem Hörige (*mancipia*) und Rechte „an den Wäldern, Feldern, Weiden, Wiesen, Gewässern und Wasserläufen“ sowie ein Anteil an der (Eigen-) Kirche (der heiligen Ida in Velbert?) gehörten. An Bauern zur Bewirtschaftung ausgegebene Landstücke, sog. Mansen (*mansí*, Hufen) in der Größe von bis zu 10 Hektar, erbrachten darüber hinaus Abgaben und Frondienste. Die Streuung des Grundbesitzes und die Tatsache, dass in der Urkunde nur ein Teil der Eigenkirche als Eigentum Adelheids erscheint, machen erbten Besitz und – damit verbunden – Erbteilungen wahrscheinlich.

Lenken wir unser Interesse endlich auf das, was die Schenkung

Adelheids für die Geschichte des Ratinger Raums so wichtig macht, nämlich auf die Ersterwähnung Lintorfs: „eine [Manse] in Lintorf“ (*in Lindthorpa vnum [mansum]*) – so heißt es in der Urkunde. Der Ortsname „Lintorf“ wird auch in anderen Werdener Quellen des hohen Mittelalters ziemlich einheitlich als *Lindthorpe* (1052; 12. Jahrhundert, Mitte), *Lintdorpe* oder *Lintorp* (13. Jahrhundert) überliefert. Grundwort des Ortsnamens ist *-dorf*, *-thorpe*, das eine menschliche Ansiedlung bezeichnet. Dabei wird man wohl *-dorf* im Sinne von etwas „Umgrenztem, Umzäuntem“ verstehen können. Das Bestimmungswort *lind-* entzieht sich dagegen einer (einheitlichen) Interpretation. Einmal soll der Lindenbaum namengebend gewesen sein, dann wieder der Bach Linnep (Hummelsbach), der im frühen Mittelalter auch dem Dickelsbach der Lintorfer Umgebung seinen Namen gab und an dessen Lauf wahrscheinlich die Siedlung, die sich Lintorf nannte, entstanden ist.

Immerhin lässt das Grundwort *-dorf* auf ein hohes Alter schließen. Der Ort wird um einiges älter sein als das Datum seiner ersten schriftlich-historischen Erwähnung. Archäologische Funde am Beeker Hof in Lintorf, Fragmente sog. Wölbwandtöpfe, reichen bis in das 8./9. Jahrhundert zurück. Und später zu diskutierende Quellen machen es wahrscheinlich, dass vor und neben der Werdener Mönchsgemeinschaft das Kaiserswerther Kloster bzw. Stift in Lintorf Besitz und Einfluss hatte. Auch die Existenz einer frühen Lintorfer Kirche lässt sich nicht ausschließen, wenn man Ratingen als Parallele nimmt. Ähnlich wie Ratingen um diese Zeit können wir uns daher Lintorf vorstellen als eine weilerartige Ansiedlung vielleicht mit einer Kirche als Mittelpunkt.

Literatur: Zur Urkunde siehe: Crecelius, W., *Traditiones Werdinensis*, Tl.I, in: ZBGV 6 (1869), S.1-68, hier: S.53f, Nr.91 und: Bötterf, M., Buchholz, G., Buhlmann, M., *Bildchronik 1200 Jahre Werden*, Essen 1999, S.39. Das frühere Mittelalter im Ratinger Raum ist beschrieben bei: Buhlmann, M., Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33. Zur Stellung der Frau im früheren Mit-

telalter siehe allgemein: Ennen, E., *Frauen im Mittelalter*, München 21985; Lundt, B. (Hg.), *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter*, München 1991 und speziell: Buhlmann, M., *Frauen in der mittelalterlichen Werdener Grundherrschaft*, in: MaH 51 (1998), S.35-52. Zur Münzgeschichte vgl.: Rey, M. van, *Einführung in die rheinische Münzgeschichte des Mittelalters* (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach 17), Mönchengladbach 1983. Zur Geschichte Lintorfs siehe: Volmert, T., *Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815*, Ratingen 1982, und: Lohuizen, T. van, *Archäologischer Beitrag zur Siedlungsgeschichte Lintorfs*, in: Die Quecke 66 (1996), S.103-115.

IV. Vermächtnis des Werdener Abtes Gerold (1047)

Hinsichtlich der inhaltlichen Aspekte der jetzt vorzustellenden Quelle, in der der Ratinger Stadtteil Breitscheid erstmals erwähnt wird, können wir uns kurz fassen und geben den abschriftlich im Werdener *Liber privilegiorum maior* überlieferten lateinischen Text aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in seinen hier interessierenden Teilen wieder:

Über das Jahrgedächtnis des Herrn Abt Gerold.

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreieinigkeit den Gegenwärtigen und Zukünftigen. Abt Gerold frommen Angedenkens, mehr dem Geistigen als dem Fleischlichen eifrig zugewandt, bemühte sich daher, nach guten weltlichen Dingen zu streben, damit ihn das ewige Leben nicht im Stich lässt. Gegründet nämlich in Christo und vollkommen in der Liebe, erwartet er für die Ewigkeit die ihn überschüttende Belohnung künftiger Seligkeit und sorgt in der Welt für das Wohlergehen der Brüder. Und in der nämlichen Überlegung, dass das Gedächtnis für die Toten, seien sie groß oder gering, in Kürze verschwindet und dass die irdischen Kostbarkeiten vorangehen, aber nicht folgen können, hat er beschlossen, ein Jahrgedächtnis seines Ablebens für die noch Lebenden wie für die schon Toten jährlich mit den Gebeten der Brüder und durch Spenden zu feiern. Er hat auch den Brüdern verordnet gemäß der Hochherzigkeit seiner Großzügigkeit, dass an diesem Tag die Durchführung einer Speisung mit Brot, Wein und Fisch am reichlichsten darzubringen sei.

Damit sein so beschaffener Wunsch bei den Späteren und bei seinen Nachfolgern unverrückbar und fest bestehen bleibt, wollte er dies nicht aus dem Besitz des Klosters zuweisen, sondern er beschloss gemäß sehr verständiger Anordnung, dies aus den Gütern, Besitzungen und Abgaben von ihm und seinen Freunden zu bezahlen. D.h.: in Cuttelbeke 4 Schillinge, in Jenkila 3 Schillinge, in Werninghausen [bei Hagen] von den zwei Hofstätten 4 Schillinge, in Cothuseruede für den Ackerzehnten 12 Pfennige. Bei Bögge in Lerche [bei Kamen] 3 Schillinge. In Berge 2 Schillinge [Lücke] 8 Pfennige. Nachdem dies alles verfügt worden ist und in den Besitz des Klosters rechtmäßig eingebracht wurde, befahl er, diese Urkunde zu unterschreiben, und er übergab [dies] allen Brüdern im Kapitel ordnungsgemäß. Durch gemeinsamen Beschluss aller besiegelte er danach mit einem von den Brüdern mit Namen Rudolf diese zu überwachenden und zu verwaltenden Rechtssachen und befahl diesem, die von ihm festgesetzte und in seiner Anwesenheit oft dargebrachte Menge an Brot, Fisch oder Wein bereitzustellen. Geschehen ist diese Schenkung seiner Frömmigkeit aber im Jahr der Fleischwerdung des Herrn eintausend und 47, Indiktion 15, in der Regierung des glorreichsten Kaisers Heinrich III. unter dem Vogt Hermann vor allen Brüdern im Kapitel. 5. Nonen des Mai [3. Mai]. [...]

[Zusatz:] Derselbe ehrwürdige Abt hat für die Bekleidung unserer Brüder, Schüler und Knechte mit Leinenkleidern zusammengebracht: In [Ratingen-] Breitscheid 3 Schillinge. In Landhausen [bei Iserlohn] 3 Schillinge. In Lohausen bei [Düsseldorf-] Kaiserswerth 2 Schillinge. In Hüllen [bei Gelsenkirchen] 2 Schillinge. Bei Kocherscheidt 12 Pfennige. Bei Anger 3 Schillinge. Bei Ruothepa in Hövel [bei Coesfeld] 4 Schillinge. In Westerholt bei Resse [bei Recklinghausen] 4 Schillinge für das, was wir schon von zwei Mansen haben - die eine bei Recklinghausen in Spichern, die 30 Pfennige zahlt, die andere bei Lembek in Louuie, die 16 Pfennige zahlt. Bei Hattingen 6 Pfennige. In Börspeide [bei Mülheim-Menden] 20 Pfennige. In [Oberhausen-] Osterfeld bei Hemiscara 3 Schillinge. In Gerdevelde bei

Coesfeld 2 Schillinge. In [Oberhausen-] Sterkrade 2 Schillinge. In Sprockhövel bei Folmudestede 30 Pfennige. In Homberg bei Asterlagen [bei Duisburg-Friemersheim] 18 Pfennige.

Die Abschrift im „großen Privilegienbuch“ lässt auf das Jahrgedächtnis des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) das Vermächtnis desselben Abtes bzgl. der Beschaffung von Leinenkleidern folgen. Wir können daher auf einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen beiden Teilen schließen und möchten den Zusatz zur Urkunde auch in das Jahr 1047 stellen. Vermerkt sei noch, dass das Jahrgedächtnis in einer Religion der Erinnerung wie der christlichen diente, nach dem Tod nicht vergessen zu werden, mithin eine Gemeinschaft von Lebenden und Toten zu schaffen. Die Vorbereitung des Jahrgedächtnisses, der Memoria, geschah dann u.a. durch Schenkungen – es sei an die Ausführungen zur Adelheid-Urkunde erinnert –, durch Stiftungen und testamentarische Verfügungen. So war gewährleistet, dass Gerolds Todestag – übrigens der 19. Oktober – jährlich im Sinne des Abtes begangen werden konnte. Dazu hatten dann die aufgeführten Besitzungen mit den jeweiligen Geldbeträgen einmal im Jahr beizutragen. Zumindest die Kleiderspende kam neben den Mönchen auch den Schülern der Klosterschule und den Bediensteten des Benediktinerklosters Werden zugute. Der Besitz in Breitscheid, über den wir aus dieser Zeit nichts weiteres wissen, hatte – wie wir sehen – jährlich drei Schillinge zu zahlen.

Schließen wir hier noch eine kleine Ortsnamenkunde an, die uns hinführt zur Interpretation des Namens „Breitscheid“ bzw. *Bredensceth*, wie der Erstbeleg des Ortsnamens in unserer Quelle original heißt! Die Ortsnamenkunde ist die Lehre von den Toponymen (Ortsnamen) und wird von uns als historische Hilfswissenschaft verwendet. Ortsnamen bestehen i.allg. aus einem Bestimmungs- und einem Grundwort (z.B. und zur Erinnerung: „Ratingen“ mit *-ingen* als Grund- und (*h*)*rat-* als Bestimmungswort) und werden u.a. eingeteilt nach ihrem siedlungstechnischen Grundwort. Wir unter-

scheiden sog. Siedlungsgruppennamen mit einem Grundwort, das die Bewohner einer Siedlung benennt, primäre Ortsnamen, deren Grundwort eine menschliche Ansiedlung bezeichnet, und sekundäre Ortsnamen mit Grundwörtern, die auf eine Geländebeschaffenheit bzw. auf menschliche Aktivität hinweisen. Ortsnamen auf *-ingen* wie „Ratingen“ sind Siedlungsgruppennamen, Ortsnamen auf *-dorf* wie „Lintorf“, auf *-heim*, *-hausen* oder *-hof* sind primär. Das Grundwort *-scheid* in „Breitscheid“ ist dagegen sekundär und bezeichnet das „Ausscheiden“ einer Siedlung aus dem Wald im Zuge einer Rodung. Nehmen wir noch das Bestimmungswort „*breit*“ bzw. *breden-* dazu, so hat mithin „Breitscheid“ die Bedeutung einer „breiten (großen) Rodung“ und gehört zu den sog. hochmittelalterlichen Rodungsnamen.

Ortsnamen sind einer (Namen-) Mode unterworfen – wenn sie entstehen oder wenn sie sich verändern. Einige Ortsnamentypen lassen sich daher zeitlich einordnen und sind damit bei der Beschäftigung mit der mittelalterlichen Geschichte für uns von Interesse. Namen mit Grundwörtern auf *-ingen*, *-dorf* und *-heim* gehören einer älteren, frühmittelalterlichen Namensschicht an, Rodungsnamen wie *-scheid* oder auch *-rath* verraten den hochmittelalterlichen Landausbau. Aus den Ortsnamen, den Grundwörtern und der schriftlich-historischen Überlieferung der Orte lässt sich dann eine mehr oder minder lückenhafte Besiedlungsgeschichte herleiten, die wir hier für den Ratinger Raum im Früh- und Hochmittelalter (8./9.-13. Jahrhundert) kurz skizzieren wollen.

Frühe Schwerpunkte der Besiedlung waren zweifelsohne die Flusslandschaften entlang Rhein und Ruhr. Hier gab es die geistlichen Gemeinschaften Kaiserswerth, gegründet gegen Ende des 7. Jahrhunderts vom angelsächsischen Missionar Suitbert (†713), und Werden, errichtet um 800 durch den friesischen Missionar Liudger (*ca.742-†809). Dabei erscheint in den frühen Werdener Quellen besonders der von uns schon an anderer Stelle erwähnte Ruhrgau, an der unteren Ruhr zwischen Duisburg und Werden gele-

gen, als eine frühmittelalterliche Siedlungskammer mit christlicher Bevölkerung. Für Kaiserswerth ist eine ähnliche Ausgangslage wie bei Werden anzunehmen; das dokumentieren nicht zuletzt die fränkischen Gräberfelder aus dem 7. und beginnenden 8. Jahrhundert bei (Mülheim-) Saarn, Duisburg, (Duisburg-) Duissern, (Düsseldorf-) Golzheim und Stockum sowie -linksrheinisch - von (Krefeld-) Gellep. Mit diesen fränkischen Friedhöfen entlang Rhein und Ruhr begann nach der (relativen) Zäsur des 5. Jahrhunderts, der sog. fränkischen Landnahmezeit, auch die Siedlungsgeschichte des Ratinger Raums. Dabei war bis zum 10. Jahrhundert die Bevölkerungsentwicklung alles andere als einheitlich, ja von Rückschlägen begleitet wie durch die Justinianische Pest im 6. oder durch die Normannen- und Ungarneinfälle im 9. und 10. Jahrhundert. Erst zwischen 1000 und 1300 haben sich dann die Bevölkerungszahlen verdoppelt bis verdreifacht, Grundlage und auch Resultat von vielfältigen hochmittelalterlichen Wandlungen in Wirtschaft und Gesellschaft. Menschliche Siedlung breitete sich dabei im Umland mühsam durch Rodung von Wald und Urbarmachung von Ödland aus.

Seit dem 9. Jahrhundert nennt uns die Werdener und dann auch die Kaiserswerther Überlieferung eine Reihe von Orten im Ratinger Raum. Entlang der rheinischen Niederterrasse finden sich die *-ingen*-Namen hohen Alters, nämlich: Einbrungen (bei Wittlaer), (Duisburg-) Ehingen und Hückingen. Westlich von Ratingen gibt es zudem eine Gruppe von *-heim*-Namen: Bockum, Golzheim, Kalkum, Stockum und Zeppenheim, die wahrscheinlich bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen. Ebenso alt dürften wohl Orte auf der rheinischen Niederterrasse mit Ortsnamen auf *-dorf* sein: Derendorf, Heltorf, Düsseldorf. Lintorf können wir, da es weiter östlich, an der rheinischen Mittelterrasse liegt, etwas später, ins 8./9. Jahrhundert setzen. Diesen frühmittelalterlichen Siedlungen stehen dann die Siedlungen mit den Rodungsnamen des hohen Mittelalters gegenüber: (Düsseldorf-) Rath und Hubbelrath aus dem 10., Breitscheid aus dem 11., Eggerscheidt aus dem 13. Jahrhundert. Auch -

hausen-Namen wie (Düsseldorf-) Lohausen – Erstbeleg 1047 (s.o.) – gehören ins Hochmittelalter. Die Ortsnamen auf *-broich* – wie etwa Tiefenbroich aus dem 14. Jahrhundert – sind noch später anzusetzen und haben mit der Urbarmachung von Sumpfgelände zu tun.

Es ergibt sich nun aus dieser beispielhaften Betrachtung der Ortsnamen im Ratinger Raum das folgende Bild: Westlich von Ratingen sind Siedlungen mit Ortsnamen älteren Typs stark vertreten, östlich davon sind sie nicht vorhanden, und es bestimmen im Bergischen Land die hochmittelalterlichen Rodungsnamen das Bild. Siedlungs-namen des späteren Typs sind aber ebenfalls am Rhein vertreten; hier wurde auch im Hochmittelalter noch gerodet. Der Gang der Besiedlung ist also im wesentlichen von West nach Ost erfolgt, vom Rhein (7./8. Jahrhundert) ins Niederbergische (10. Jahrhundert).

Weitere Belege des Ortsnamens „Breitscheid“ aus dem früheren Mittelalter fehlen im übrigen. Die Archäologie hat immerhin Scherben und Töpferofenschutt am Krümmenweg und beim Hof „An der Heide“ feststellen können. Die Keramik reicht bis in das 9. Jahrhundert hinab. Die Siedlung am Rande des Selbecker Terrassenlandes ist also älter, als das historische Datum des Ortsnamen-erstbelegs es vermuten lässt.

Literatur: Der Ausschnitt aus dem Liber privilegiorum maior ist ediert in: Creelius, W., Traditiones Werdinensis, Tl.I, in: ZBGV 6 (1869), S.1-68, hier: S.52f, Nr.90. Zum Werdener Abt Gerold siehe: Stüwer, W. (Bearb.), Die Reichsabtei Werden an der Ruhr (= Germania Sacra NF 12, Erzbistum Köln 3), Berlin-New York 1980, S.309f. Zu den Ortsnamentypen und deren Bedeutung vgl.: Derks, P., Die Siedlungs-namen der Stadt Essen. Sprachliche und geschichtliche Untersuchungen (= BeitrG Essen 100), Essen 1985; u.a. zu den Ratinger Ortsnamen sind grundlegend: Dittmaier, H., Siedlungs-namen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes (= ZBGV 74), Neustadt a.d. Aisch 1955 und: Gysseling, M., Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226), 2 Teile (= Bouwstoffen en Studien voor de Geschiedenis en de Lexicografie van het Nederlands VI, 1-2); Tl.1: A-M; Tl.2: N-Z, Index, Tongern 1960; zum Ortsnamen „Ratingen“ siehe zuletzt: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: I. Eine Werdener Urbaraufzeichnung (9. Jahrhundert, 1. Hälfte), in: Die Quecke 69 (1999), S.90f. Die früh- und hochmittelalterliche Besiedlungsgeschich-

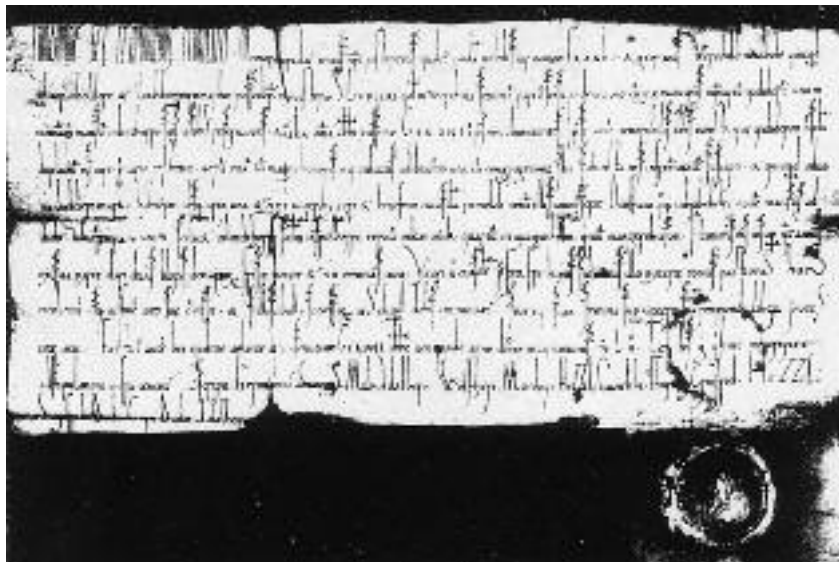
te im Ratinger Raum ist beschrieben bei: Buhlmann, M., Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33, hier: S.19-24. Zu den Keramik-funden aus Breitscheid vgl. noch: Marschall, A., Narr, K.J., Uslar, R. von, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Bergischen Landes (= ZBGV 73), Neustadt a.d. Aisch 1954, S.45.

V. Die Schenkungsurkunde des Franko und der Werinhild (1052)

In unserer chronologisch aufgebauten Betrachtung der Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile gelangen wir mit der folgenden, als Original überlieferten Schenkungsurkunde wieder nach Lintorf und verbleiben in der Mitte des 11. Jahrhunderts. Die lateinische Urkunde, wieder aus der mittelalterlichen Überlieferung der Abtei Werden, hat die Schenkung von Gütern an das Ruhrkloster zum Inhalt. Tradenten sind hier ein „gewisser Adliger namens Franko und dessen Ehefrau Werinhild“. Verschenkt wurden u.a. Güter in der Lintorfer Gemarkung:

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Es möge dem Gedächtnis unserer gesamten Nachwelt überliefert werden, dass ein gewisser Adliger namens Franko und dessen Ehefrau Werinhild alles, was sie in der Laupendahler und Lintorfer Gemarkung besessen haben, dem Kloster des heiligen Liudger, das in Werden gelegen ist, in beiderseitigem Einverständnis und Gelöbnis mit 20 Hörigen in Landleihe übergeben haben außer einer Hufe in Lintorf, die in ihrer Nutznießung verbleiben soll; und alles andere überließen sie dem frommsten Gero, dem derzeitigen Abt. Der ehrwürdige Abt selbst hat ihnen alles, was sie übertragen haben, nicht nur doppelt nach dem Recht der Landleihe zurückerstattet, sondern sie mit der Zugabe großer Ehre und [großen] Nutzens zugleich mit der ihm unterstellten Kongregation in die Bruderschaft aufgenommen; und alles, was er in der [Heiligenhaus-] Laupendahler Gemarkung besaß außer einer Hofstätte und 30 Morgen Ackerlandes und dem Lehen eines gewissen Rumold, überlässt er ihnen ganz. Vom Klosteramt Brabeck fügte er noch neun Hufen hinzu [und] fünf andere Ländereien: nämlich die erste in Lintorf, die zweite in [Mülheim-] Speldorf, die dritte in [Essen-] Kettwig, die vierte in [Duisburg-] Wanheim, die fünfte in [Duisburg-] Angerhausen, wobei er festsetzte, dass ihnen darüber hinaus jährlich aus seinem Anteil zwei Pfund Pfennige friesischer Münze und sieben Ohm Wein zu geben sind. Der Gattin des vorerwähnten Franko – falls sie jenen überleben sollte – gewährte er bis zu ihrem Lebensende die Hälfte der ganzen Zuweisung. Und wenn einer seiner Nachfolger ihnen irgendetwas schmälerte, soll der Überlebende, sei es der Mann oder die Frau, die freie Verfügung haben, die Schenkung zurückzunehmen.

gen Liudger, das in Werden gelegen ist, in beiderseitigem Einverständnis und Gelöbnis mit 20 Hörigen in Landleihe übergeben haben außer einer Hufe in Lintorf, die in ihrer Nutznießung verbleiben soll; und alles andere überließen sie dem frommsten Gero, dem derzeitigen Abt. Der ehrwürdige Abt selbst hat ihnen alles, was sie übertragen haben, nicht nur doppelt nach dem Recht der Landleihe zurückerstattet, sondern sie mit der Zugabe großer Ehre und [großen] Nutzens zugleich mit der ihm unterstellten Kongregation in die Bruderschaft aufgenommen; und alles, was er in der [Heiligenhaus-] Laupendahler Gemarkung besaß außer einer Hofstätte und 30 Morgen Ackerlandes und dem Lehen eines gewissen Rumold, überlässt er ihnen ganz. Vom Klosteramt Brabeck fügte er noch neun Hufen hinzu [und] fünf andere Ländereien: nämlich die erste in Lintorf, die zweite in [Mülheim-] Speldorf, die dritte in [Essen-] Kettwig, die vierte in [Duisburg-] Wanheim, die fünfte in [Duisburg-] Angerhausen, wobei er festsetzte, dass ihnen darüber hinaus jährlich aus seinem Anteil zwei Pfund Pfennige friesischer Münze und sieben Ohm Wein zu geben sind. Der Gattin des vorerwähnten Franko – falls sie jenen überleben sollte – gewährte er bis zu ihrem Lebensende die Hälfte der ganzen Zuweisung. Und wenn einer seiner Nachfolger ihnen irgendetwas schmälerte, soll der Überlebende, sei es der Mann oder die Frau, die freie Verfügung haben, die Schenkung zurückzunehmen.



Die Urkunde aus dem Jahre 1052

Diese Übertragung ist aber geschehen im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1052 mit Willen und Zustimmung des ehrwürdigen Abtes Gero. Die Zeugen, die bei dieser Übereinkunft dabei waren, sind nachfolgend schriftlich festgehalten: Vogt Hermann, Milo, Adalbero, Wolfher, Menhart, Hezzil, Thuring, Erinfried, Hezzil, Siegfried, Dudo, Gero, Adalbero.

Die Gründe einer solchen Schenkung und das Rechtsinstitut der Landleihe haben wir schon anlässlich der Adelheid-Urkunde aus der Zeit des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) erläutert. Die Urkunde des Franko und der Werinhild ist nun ein weiterer Hinweis auf den Besitzerwerb der Werdener Mönchsgemeinschaft im Lintorfer Raum. Der Werdener Abt Gero (1050-1063) betrieb auch und gerade hier – in der näheren Umgebung des Ruhrklosters – systematisch und mit Erfolg den Ausbau der klösterlichen Grundherrschaft. Adliger Streubesitz, konzentriert um Laupendahl und Lintorf, gelangte in das Eigentum des Klosters und wurde, vermehrt um einige abteiliche Güter, in Landleihe an die Tradenten bis zu deren Tod ausgegeben.

Uns soll hier das adlige Ehepaar Franko und Werinhild noch etwas beschäftigen. Wirtschaftlich, sozial und rechtlich herausgehoben über den Großteil der damaligen Bevölkerung, waren die beiden in rechter, vollgültiger Einehe miteinander verbunden. Die Eheschließung, die „Übergabe“ (*traditio*) der Braut an den Bräutigam, war dabei im 11. Jahrhundert noch ein rein weltlicher, ritueller Akt vor

Zeugen, der Segen eines Priesters dazu nicht erforderlich. Erforderlich war dagegen die Zustimmung der Eltern bzw. des Vormunds, die die Ehe stifteten; doch auch heimliche und „Raubehen“ gab es. Der Bräutigam und dessen Eltern stateten bei der vollgültigen Ehe die Braut mit dem Witwengut (*Wittum, dos*) aus, so dass auch die Versorgung der Frau nach dem Tod des Mannes gewährleistet blieb; hinzu kam die Mitgift (*Aussteuer*) der Eltern der Braut und vom Bräutigam die Morgengabe. Wir können uns gut vorstellen, dass in der obigen Urkunde Werinhild neben eventuell ererbtem Besitz auch über die bei der Eheschließung ihr zugekommenen Güter zugunsten des Werdener Klosters verfügte.

Im Verlauf des frühen Mittelalters drang immer mehr christliches Gedankengut in die Ehevorstellungen mit ein. Formen des Zusammenlebens wie Konkubinat und Friedelehe (falls es letztere wirklich gegeben hat) verschwanden. Stattdessen wurde kirchlicherseits der Ehewille von Braut und Bräutigam betont: gegen den Willen der Frau sollte eine Ehe nicht geschlossen werden. Hinzu kamen – ebenfalls von der Kirche gefordert – die sexuelle Enthaltsamkeit vor der Ehe und die eheliche Treue. Sexualität sollte erst durch die Ehe legitimiert werden und nur der Fortpflanzung dienen.

In der rechten Ehe besaß der Mann die Munt, die Schutzgewalt über die Frau. Doch war – wie wir anhand unserer Urkunde ersehen – die Frau deswegen keineswegs rechtlos bei Erbe und Besitz. Die Munt des Mannes und der Einfluss

der Frau machten die Ehe aus, die wiederum Voraussetzung war für das Leben in (Klein-) Familie und Verwandtschaft und mithin dem Einzelnen Schutz und Hilfe in der mittelalterlichen Gesellschaft bieten konnte. Das Bewusstsein für Familie war ausgeprägt und wird besonders beim Adel des 11./12. Jahrhunderts in den Quellen der damaligen Zeit für uns sichtbar. Dass Ehen in die Krisen des Zusammenlebens geraten konnten, war auch im Mittelalter so. Ehebruch und Ehestreit hat es auch damals gegeben, während kirchlicher Einfluss die Ehescheidung immer mehr erschwerte und bald nur noch zu nahe Verwandtschaft als Scheidungsgrund gelten ließ.

Literatur: Der Übersetzung der Urkunde liegt zugrunde die Übertragung bei: Volmert, T., Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1982, S.13f; die Urkunde ist ediert bei: Lacomblet, T. (Bearb.), Urkundenbuch für den Niederrhein, Bd.I, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrHUB I 188. Zur Urkunde vgl. noch: Bötterf, M., Buchholz, G., Buhlmann, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999, S.41, zu Abt Gero siehe: Stüwer, W. (Bearb.), Die Reichsabtei Werden an der Ruhr (= Germania Sacra NF 12, Erzbistum Köln 3), Berlin-New York 1980, S.310. Hinsichtlich der besitzgeschichtlichen Aspekte möchte ich verweisen auf: Buhlmann, M., Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33, hier: S.14-19. Die Ehe im Mittelalter wird u.a. behandelt bei: Althoff, G., Goez, H.-W., Schubert, H., Menschen im Schatten der Kathedrale. Neuigkeiten aus dem Mittelalter, Darmstadt 1998, S.115-138.

Michael Buhlmann

DER ENTSPANNUNGS-KÜNSTLER



Mit MOVIE können Sie, ohne aufzustehen, spielend in verschiedene Sitzpositionen wechseln. Der hohe Rücken, das Lendenkissen und die integrierte Fußstütze unterstreichen das ungewöhnliche Sitzerelebnis. Lieferbar in Alcantara und Leder ab 3.871,- DM

INNENEINRICHTUNG
LINTORFER STR. 31
40878 RATINGEN
TEL. 0 21 02 / 2 70 37

**form
und
raum**

Eine Lintorfer Hofesstelle aus der Zeit Karls des Großen

Unweit des Dickelsbaches, der sich unter dem Mond in weiten Schleifen als silbernes Band durch die Landschaft zieht, liegt in einer sternklaren Nacht ein von einem schmalen Graben und niedrigen Wall umgebener, strohgedeckter Fachwerkhof. Der Rauch einer abgedeckten Herdstelle quillt aus dem Abzug im Dachfirst hervor. Die Bewohner liegen auf Strohschütten in tiefem Schlaf. Hier lebt der „villicus“, der Lintorfer Gutsverwalter der Klosterstiftung des Missionars Suitbertus, der vor knapp zweihundert Jahren in Kaiserswerth gestorben war, mit seiner Familie und dem Hofgesinde. Es ist die Aufgabe des Villicus, die durch die Reichsgutverwaltung in Duisburg dem Kloster zur Nutzung verliehenen örtlichen Güter zu beaufsichtigen, zur gegebenen Zeit Abgaben einzuziehen und deren Transport zum Haupthof nach Kaiserswerth zu organisieren. Am gestrigen Tag hatten sich alle Abgabepflichtigen zum „Hofgeding“ eingefunden und ihre Abgaben geleistet. Der Kornspeicher ist daher reich gefüllt und eine große Schweineherde weidet in einem von Palisaden umzäunten Areal, um bei Morgengrauen über die alte Kalkstraße in Richtung des Rheinlaufs getrieben zu werden.

In dieser Nacht wachen drei Kriegsknechte des Klosters an einem glutwarmen Lagerfeuer über die Schlafenden und den Hof. Sie greifen gelegentlich in einen nahe dem Feuer warm gestellten irdenen Topf, gefüllt mit Haferbrei und Kräutersud.

Das dekorative Gefäß war erst in der letzten Woche zusammen mit zahlreichen anderen keramischen Behältern aus Köln per Schiff nach Kaiserswerth verfrachtet, und von da aus zum Klosterhof nach Lintorf transportiert worden.

Im Haupthaus des Lintorfer Hofes lagert Wein in 50 cm hohen, mit aufgelegten Reliefleisten verstärkten bauchigen Tonbehältern, die in dieser Zeit in Töpfereien am Kölner Vorgebirge hergestellt werden. Aus diesen Vorratsbehältern hatte die Frau des Villicus gegen Abend den Wächtern einige Becher herausgeschöpft, damit sie über Nacht wach und bei Stimmung blieben.

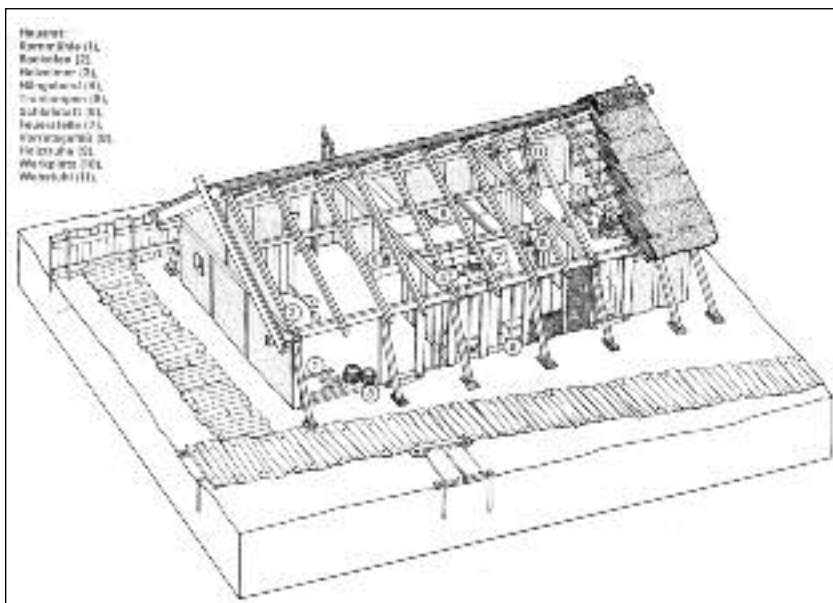
Unvermittelt kommt leise Unruhe über das eingepferchte Vieh. Das ängstliche Rascheln und leise Quieken der Tiere, die im eingefriedeten Raum versuchen, nach einer Seite hin auszuweichen, erregt die Aufmerksamkeit der

Wächter. Doch schon ist es zu spät, sich vom offenen Lagerfeuer in das schützende Dunkel zu flüchten. Ein Pfeil schnurrt heran und fährt einem der Männer quer durch den Hals. Kaum ein Ton ist aus seinem Mund zu hören, und er windet sich unter schrecklichen Schmerzen am Boden. Mit dem Schwert in der Hand und der Streitaxt am Gürtel eilen die beiden anderen Männer in die Nacht und auf das Haus zu, um die Bewohner zu warnen und die Hofknechte zu Hilfe zu holen. Doch nun bricht das größte Unglück über alle herein, die Schlafenden und die Wachenden. Mehrere Fackeln lodern kurz auf und fliegen in kreisenden Bewegungen auf das Strohdach des Hofgebäudes. In wenigen Minuten brennt die gesamte Dachkonstruktion und bricht nach kurzer Zeit unter dem losgeschlagenen Feuersturm in sich zusammen.

Aus dem Funkenwirbel herabbrechender Balken flüchten sich schlaftrunkene Menschen ins Freie. Niemand bemerkt in der Sorge um das eigene Leben, wie sich ein Teil des Palisadenzauns unter dem Zug geflochtener, schwerer Seile neigt und Männer eindringen, die die Schweineherde eilig hinwegtreiben. Zwei schwer bewaffnete Reiterkrieger decken das hastige Tun der Plünderer.

Der Hausbrand schleudert die Funken meterweit und auch die Kornspeicher drohen in Flammen aufzugehen. Im nahen großen Brunnen der Viehtränke werden Ledereimer mit Wasser gefüllt und auf das Dach der Speicherbauten ausgeleert, das Hauptgebäude ist nicht mehr zu retten. Nun geht es allein darum, die Kornvorräte zu sichern, um nicht alles zu verlieren. Von den weit umliegenden Höfen eilen Menschen herbei, die die Verletzten versorgen und das Korn bergen, damit es zum Schluß nicht noch durch das Löschwasser verdorben wird.

Mit Beginn der Morgendämmerung wird das enorme Ausmaß des Schadens sichtbar. Das Hof-



Rekonstruktion eines Hauses aus dem 9. – 10. Jh. mit Benennung des Inventars (Aus: „Haithabu. Schaufenster einer frühen Stadt“, Neumünster, 1994)

gebäude ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Das überwiegend hölzerne Inventar ist vollkommen verkohlt. Im Brand deformierte Metallgegenstände werden von einigen Männern herausgesucht, um eingeschmolzen und wieder neu verarbeitet zu werden. Die zum Teil von weit her „importierten“ und teuer erworbenen schönen Keramikgefäße aus Küche und Vorratshaltung liegen in Scherben. Einer der Klosterkrieger, dem ein Pfeil in den Hals gedrungen war, verblutete noch in der Nacht. Etliche Personen haben Verbrennungen erlitten. Alle Bewohner der Ansiedlung sind beunruhigt und verstört. Boten werden an das Kloster nach Kaiserswerth und zur Königspfalz nach Duisburg geschickt.

Die Spuren an der niedergerissenen Palisade und die Fährten von Pferden, die dem fortgetriebenen Vieh folgen, lassen schnell erkennen, daß in der Nacht sächsische Krieger in das Gebiet der „lindthorpe“ eingedrungen waren. Sie hatten den Viehauftrieb zur Zeit der jährlich fälligen Abgaben als Gelegenheit zu einem einträglichen Beutezug genutzt.

Vor allem der Besitz von Schweinen kennzeichnete zur Zeit der Karolingerherrschaft im ostfränkischen, ribuarischen Reichsteil den gehobenen Wohlstand eines Mannes. Der Überfall auf einen Hof und das Stehlen von Vieh war daher mit besonders drakonischen Strafen belegt. Eilig aus den umliegenden Ansiedlungen und von den Königshöfen zusammengerufene Reiterkrieger verfolgen die Spuren der Plünderer bis an den Lauf der Ruhr, wo die Räuber den Fluß zusammen mit ihrer Beute überschritten haben und in den tiefen Wäldern verschwunden sind. Alle Mühe, ihrer habhaft zu werden, wird fruchtlos sein.

Der bei dem Überfall getötete Klosterknecht wird unter großer Anteilnahme der Gemarkenbewohner auf dem Bestattungsplatz nahe der kleinen hölzernen Andachtskirche auf einer Anhöhe oberhalb des Dickelsbaches beigesetzt. Unter strikter Beachtung des christlichen Bestattungsrituals, das den absoluten Verzicht auf Beigaben verlangte und zugleich politisches Bekenntnis zur Treue gegenüber dem karolingisch-fränkischen Königshaus war.

Die fiktiv erzählte Geschichte bezieht den aktuellen archäologischen und historischen Wissensstand über den Alltag und die Besonderheiten des Lebens im fränkisch-karolingischen Reich mit ein.

Tatsächlich wurden im vergangenen Jahr in Lintorf Siedlungsspuren des späten 8. und des 9. Jahrhunderts entdeckt, insbesondere „importierte“ Keramik aus den Töpfereien des Kölner Vorgebirgsraumes.

Archäologische Funde und Befunde aus der Zeit des 8. und 9. Jahrhunderts wurden im Rheinland bislang erstaunlich selten dokumentiert. Die Siedlungsdichte im gesamten fränkisch-karolingischen Reich war ausgesprochen dünn. Die überwiegend in ebenerdiger Fachwerkbauweise errichteten und unscheinbaren Wohn-, Vorrats-, Stall- und Arbeitsgebäude hinterließen kaum Spuren im Boden. Aus vielen fränkisch-karolingischen Siedlungen entwickelten sich spätere Ortschaften und Städte, die ihren „Gründungskern“ durch wiederholte Überbauung gründlich zerstörten. Insofern war es ein Glücksfall, daß bereits 1996 in Lintorf erstmals in der Nähe des Beekerhofes Keramikfragmente, Reste von sogenannten „Wölbwandtöpfen“, aus der Zeit des 8. Jahrhunderts geborgen werden konnten. Dieser überraschende Fund deutete bereits an, daß die Ortschaft Lintorf schon vor über 1200 Jahren Bestand hatte.

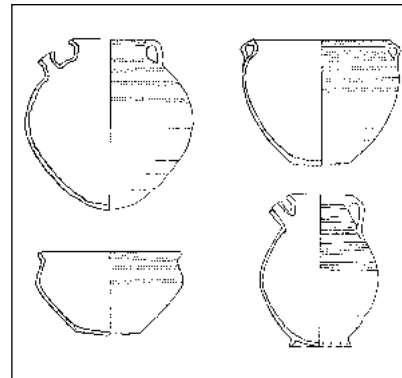
Die Keramikfunde vom „Kleinen Feld“ in Lintorf

1999 wurden bei intensiven Geländebegehungen in der Flur

„Im kleinen Feld“ überraschend zahlreiche Gefäßbelege der Karolingerzeit aufgelesen, die in das 8.-9. Jahrhundert zu datieren sind und sich auf eine bestimmte Partie der Ackerflur konzentrierten.

Die bislang erfaßten Scherben sind in Anbetracht der besonderen Zeitstellung vergleichsweise zahlreich und deshalb ungewöhnlich, weil zahlreiche Fragmente zu Gefäßen gehören, die im Kölner Vorgebirgsraum hergestellt wurden. Demnach bestanden bereits vor gut eintausendzweihundert Jahren organisierte Handelsbeziehungen zwischen Siedlungen in der Gemarkung „lindthorpe“ und anderen, für die Transportmöglichkeiten der damaligen Zeit fern gelegenen Orten. Entscheidend ist jedoch die Tatsache, daß sich unter den Fundbelegen einige ausgesprochen charakteristische Gefäßscherben finden, die zu Keramikarten und Gefäßtypen gehören, die über einen gut faßbaren Zeitraum bei Köln hergestellt und von dort aus verbreitet wurden.

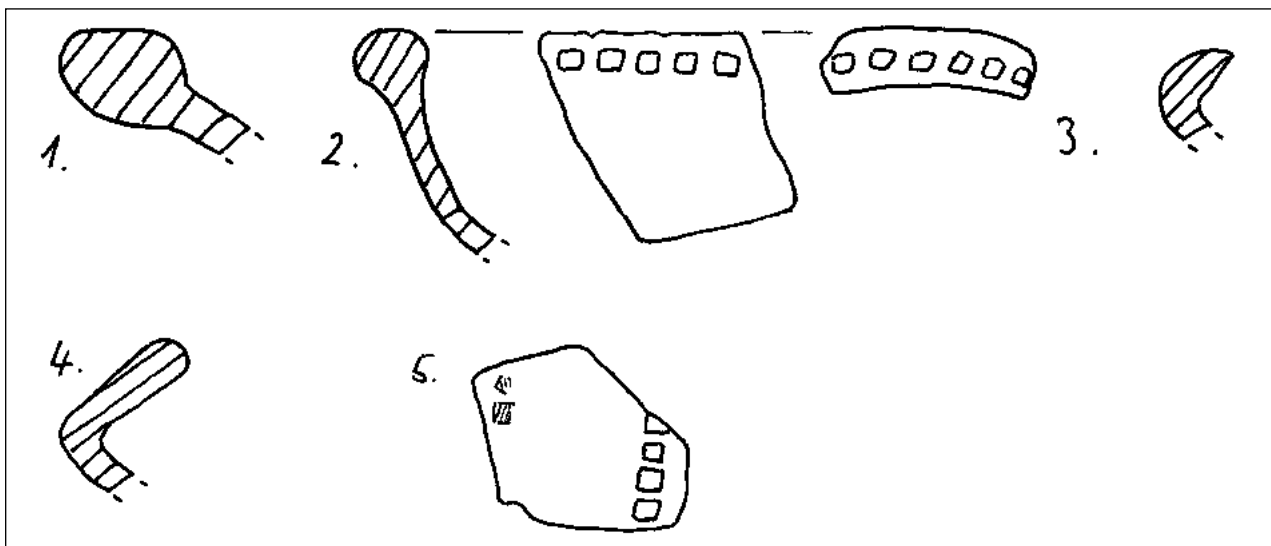
Spätestens seit der Zeit des 8. Jahrhunderts arbeiteten westlich



Karolingische Keramik aus Brühl-Badorf bei Köln



In der Flur „Im kleinen Feld“ wurden im Jahre 1999 Funde aus der Karolingerzeit geborgen



Keramikfragmente „Badorfer Art“ von der Fundstelle „Im kleinen Feld“ in Lintorf. Spätes 8./Anfang 9. Jh. Maßstab 1:1.

- 1) „Badorfer Amphore“, Randfragment 2) Topf mit Rollstempeldek, Randfragment
3) Topf, Randfragment 4) Topf, Randfragment 5) „Badorfer Amphore“, abgeplatzte Zierleiste

von Köln, bei Bornheim und Brühl, zahlreiche Töpfereibetriebe. Die dort hergestellten Gefäße lassen sich in ihrer Machart, der angewandten Brenntechnik, der Färbung und durch die Zusammensetzung der Tonmasse in archäologischen Fundzusammenhängen leicht identifizieren und zeitlich zuordnen. Vor allem in Siedlungen entlang des Rheinlaufs, der als „Wasserstraße“ und Transportweg für Handelsgüter große Bedeutung erlangte, findet sich solche „Exportkeramik“.

Vom Lintorfer Fundplatz stammen einige Fragmente sogenannter „karolingischer Kugeltöpfe“, teilweise mit einem durch hohe Brenntemperaturen gut verdichteten (gesinterten) Scherben.

Für eine kurze Phase wurden in karolingischer Zeit Keramikgefäße bei Temperaturen um 1200° Celsius gebrannt. Die Tonminerale verschmolzen so stark miteinander, daß sich ein wasserundurchlässiger, oftmals im Bruch farblich geschichteter Scherben bildete. Gefäße in der Machart des sogenannten „karolingischen Steinzeugs“ zeigen charakteristisch ausgeformte, häufig stark unter-schnittene Randformen. Der Gefäßkörper ist überwiegend rundlich ausgeformt und weist als Standfläche einen abgestrichenen „Wackel-“ oder „Linsenboden“ auf. Erst 1997 wurden in Bornheim-Walberberg (Kölner Vorgebirgsraum) Töpferöfen des 8./9. Jahrhunderts ausgegraben, in denen vergleichbare Gefäße hergestellt wurden.¹⁾

Die zweite Keramikvariante in sogenannter „Badorfer Machart“ besitzt einen fein gemagerten Scherben aus feuchtigkeitsdurchlässiger Irdenware und ist unter Zufuhr von Sauerstoff gelblich bis ockerfarben gebrannt. Als besonderes Merkmal tritt häufig ein Dekor von kleinen Vierecken auf, das mit Hilfe von Rollstempeln eingetieft wurde. Unter den Gefäßformen „Badorfer Machart“ fallen insbesondere die „Badorfer Reliefbandamphoren“ auf. Diese Großgefäße mit einer durchschnittlichen Höhe von 50 cm wurden mit aufgelegten Tonleisten statisch stabilisiert, die mit Fingertupfen, Rundstempeln oder Rollstempeldekoren verziert sein können.



Badorfer Reliefbandamphore aus dem 10. Jh.

In Lintorf fanden sich bislang zwei Bruchstücke von „Badorfer Reliefbandamphoren“, die ihrer individuellen technischen Merkmalen nach wohl von zwei verschiedenen Gefäßen stammen.

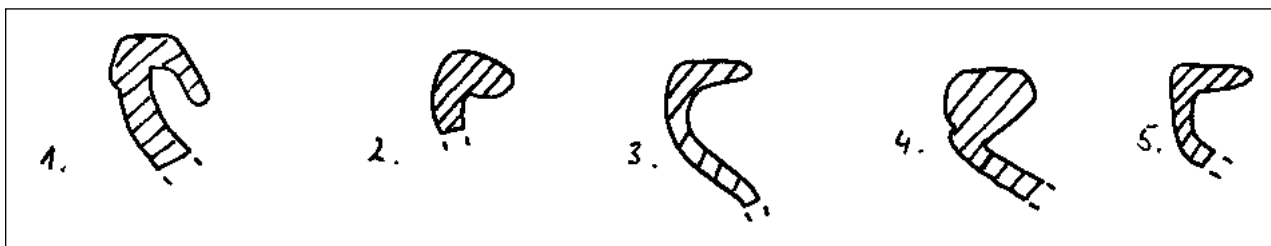
Neben einem abgeplatzten Reliefbandstück mit Stempeldek konnte ein Randstück aufgelesen werden, das einem Gefäßbeleg aus der Königspfalz von Paderborn und einem Gefäßrest aus dem Hafen des friesischen Handelsemporiums Dorestad vergleichbar ist.²⁾ Die Fundstücke aus Paderborn und Dorestad datieren in die Zeit des ausgehenden 8. Jahrhunderts bzw. frühen 9. Jahrhunderts. Das Randfragment eines größeren Topfes ist vollkommen von Stempelnegativen überprägt und wird noch dem 8. Jahrhundert angehören. Weitere Fragmente von Gefäßen „Badorfer Machart“ gehören wohl überwiegend zu Gefäßtypen aus der Zeit des 9. Jahrhunderts. Auch für die Lintorfer Gefäßbelege in „Badorfer Machart“ fanden sich in Bornheim-Walberberg Vergleichsstücke³⁾.

Einige „reduziert“, d.h. unter Ausschluß der Sauerstoffzufuhr gebrannte Gefäßreste, die der Machart von Produkten der hochmittel-

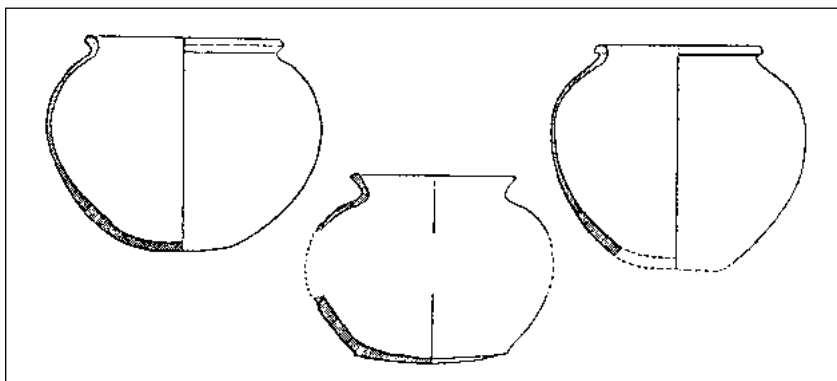
1) Ursula Francke. Ausgrabungen eines karolingischen Töpfereikomplexes in Walberberg in: Archäologie im Rheinland 1997. S. 147 ff

2) Dorestad war ein karolingischer Handelsplatz in den Niederlanden, an der Gabelung des Alten Rheins und des Lek, 670 erstmals erwähnt

3) wie Anm. 1



Karolingische Gefäßreste von der Fundstelle „Im kleinen Feld“ in Lintorf. 9. Jh. Maßstab 1:1.
1. – 5.: Randfragmente von Töpfen aus Werkstätten des Kölner Vorgebirgsraumes



Karolingische Kugeltöpfe von Walberberg, Rhein-Sieg-Kreis

alterlichen Töpfereien von Breitscheid und Lintorf entsprechen, zeigen formtypologische Merkmale, die in Rheinischen Siedlungsgrabungen bereits schon in der Zeit des 9. Jahrhunderts auftreten. Da diese Formen jedoch eine sehr lange Laufzeit haben, kann auch eine Datierung in späterer Zeit in Frage kommen. Aufgrund des noch geringen Kenntnisstands zur Geschichte der frühen Produktionsphase der einheimischen Keramikindustrie ist eine sichere zeitliche Ansprache dieser Gefäßreste noch nicht möglich.

Interpretation

Die Konzentration der in der Flur „Im kleinen Feld“ gefundenen Keramikreste aus der Zeit des 8.-9. Jahrhunderts belegt gesichert die Existenz einer karolingischen Ansiedlung im näheren Umfeld. Diese Entdeckung in Lintorf führt in eine historische Epoche, die im Rheinland archäologisch noch kaum erforscht ist.

Erst aus der Zeit des 11. Jahrhunderts sind Urkunden im Original erhalten, die die Siedlung „lindthorpe“ schriftlich erwähnen.

Eine Urkunde des Jahres 1197 aus der Hand Kaiser Heinrichs VI zitiert, wie sich u.a. anhand altertümlicher Formulierungen erkennen läßt, sehr viel ältere, heute verlorene Schriftstücke, nach denen

bereits um das Jahr 700 die „curtis in werthina“ (Kaiserswerth), ein Haupthof der Reichgutverwaltung in Duisburg, durch den Hausmeier Pippin I (635-714) dem Missionar Suitbertus zur Ausstattung einer Klostergründung übergeben worden war.⁴⁾ Zu den Rechten, die diesem ursprünglichen Königs- bzw. Reichshof zustanden, gehörten die Rechtsprechung, die Schweinetrift und das Holzfällen in „forestis lindthorpe“, im Lintorfer Wald. Es handelt sich um einen Forstbezirk bzw. um die „Gemarkung“, das Wirtschaftsland der offenbar bereits vor dem Jahr 700 n.Chr. bestehenden Siedlung „lindthorpe“. Die lange währende Zugehörigkeit zum Reichgutbezirk und die Vertretung durch einen „villicus“ (vor Ort verantwortlichen Vertreter der Herrschaftsverwaltung) läßt sich insbesondere für die Lintorf benachbarte Ortschaft Hösel noch bis in die Zeit des hohen Mittelalters dokumentieren.

Um 1100 war es der Reichsverwaltung möglich, die Bewohner der „curtis et mansorum Husel“ (Hösel) unter Führung ihres „villicus“ Christian zur Befestigung der Duisburger Stadtmauern zu verpflichten. Als Entschädigung wurde ihnen dafür die Zollfreiheit auf den städtischen Märkten gewährt mit Ausnahme der „großen Marktage“.⁵⁾

In der Flur „Im kleinen Feld“ sind nun Hinweise auf eine zweite karolingische Siedlungsstelle in Lintorf erfaßt worden, denn bereits vor einigen Jahren wurden in der Nähe des Beekerhofes Keramikbelege aus der Zeit des 8. Jahrhunderts angetroffen.⁶⁾

Die Reste zahlreicher importierter Keramikgefäße des 8.-9. Jahrhunderts im „kleinen Feld“ mit Herkunft aus dem Kölner Vorgebirgsraum lassen für die aktuell entdeckte Siedlungsstelle einen gehobenen Wohlstand und die Anwesenheit von Personen vermuten, die einer herausgehobenen Sozialschicht angehörten. Der überwiegende Teil der Bevölkerung im karolingischen Reichsgebiet lebte in bitterer Armut und stets am Rande der persönlichen Existenz. Wer sich „Importgüter“ leisten konnte, stand mit seinem wirtschaftlichen Vermögen weit über dem der einfachen Hofbesitzer und verkehrte auf einer sozialen Ebene, die deutlich aus dem Alltäglichen herausgehoben war.

Das Vorhandensein eines sozial herausgehobenen Personenkreises bedingt gleichzeitig, daß am Ort in einem höheren Maß auch sozial untergeordnete Ansiedlungen bestanden, die mit zum Unterhalt reicherer Güter beitrugen. Es deutet sich das Bild eines bereits im 8./9. Jahrhundert differenziert strukturierten Siedlungsgefüges an, das offenbar deutlich über eine kleinräumige Verteilung bescheidener Hofesstellen hinausging.

4) Prof. Dr. Guntram Fischer. Lohausen und Stockum. Heimat- und Bürgerverein Düsseldorf-Lohausen. 1989. S. 14ff in vollständiger Übersetzung

5) Thomas Ruppel. Duisburgs Stadtmauer in: Beiträge zur Duisburger Stadtarchäologie. Hrsg. Stadt Duisburg S.12

6) Thomas van Lohuizen. Archäologischer Beitrag zur Siedlungsgeschichte Lintorfs in: Die Quecke 66. 1996, S.103 (Abb.)

Die engen Beziehungen Lintorfs zum im 7. Jahrhundert gegründeten Kloster- und Pfalzort Kaiserswerth sind urkundlich gut zu erschließen. So unterlag u.a. nach Art. 19 des Kaiserswerther Stadtrechts das „bedespil“ der Vogtleute (der Vogt verwaltete die weltlichen Angelegenheiten des Klosters und der Pfalz) von Lintorf nicht dem Zoll des Kaiserswerther Marktmeisters. Das bedeutete ein wichtiges Privileg, und da es mit einem eigenen Artikel des nur 24 Artikel umfassenden Stadtrechts gewürdigt wurde, muß dieses Anrecht als wirtschaftlich und rechtlich bedeutender und altüberlieferter Anspruch angesehen worden sein.⁷⁾ Zwischen den Lintorfer Markgenossen und dem Kloster kam es im hohen Mittelalter zu Unstimmigkeiten über das innerhalb der Vogtei begriffene Reichskirchengut der Abtei, die durch einen Schiedsspruch des Herzogs von Berg 1389 geschlichtet wurden.⁸⁾

Durch die engen Beziehungen zwischen der Kloster- und Reichsherrschaft in Kaiserswerth und die unmittelbare Nähe zum Handels- und Stapelort Duisburg dürften im 8.-9. Jahrhundert auch die Keramikgefäße aus den Kölner Vorgebirgstöpfereien nach Lintorf gelangt sein, und zwar in eine Siedlungsstelle, deren Bewohner am Ort eine herausgestellte Position einnahmen. Die bislang nur aus Schriftstücken zu erschließende frühe Ortsgeschichte läßt sich durch die neu aufgefundenen archäologischen Belege zusätzlich untermauern.

Zusammenfassung

In Lintorf wurden Hinweise auf eine durch Keramikfragmente ausgewiesene, wohlhabende Siedlungsstelle aus der Zeit des 8.-9. Jahrhunderts angetroffen.

Die Transportleistung, die zur Beschaffung dieser Gefäße notwendig war, der Landweg bis Köln, die Schifffahrt über den Rhein und der Landweg bis Lintorf, bedeutete einen hohen Aufwand und läßt erkennen, daß solche Gefäße, die in ihrer Funktion mit einfachen, in Hausarbeit gefertigtem Geschirr

gleichwertig waren, zusätzlich einen hohen „ideellen“ Wert besaßen. Deren Besitz kennzeichnete insbesondere den gehobenen Status und Rang des Eigentümers. Zur weiteren Verbreitung der Kölner Vorgebirgskeramik in der Region trug wohl insbesondere die Fernhandelsniederlassung in Duisburg bei.

Hoheitsrechte über Lintorf bzw. die mittelalterliche „lindthorpe“ gehörten zu den Schenkungen von Reichsbesitz, die mit dem Königshof „Rinthusen“ (Kaiserswerth) um 700 durch den Hausmeier Pippin dem Suitbertuskloster in Kaiserswerth übertragen wurden. Schon zu dieser Zeit müssen Lintorfer Ansiedlungen in größerem Umfang bestanden haben.

Die Lintorfer Neufunde datieren in die Zeit, in der die Region des Ruhrmündungsgebietes und die ihr zugeordneten Reichsgüter als Ausgangsbasis für die Sachsenkriege dienten, wobei die Ansiedlungen des Reichsgutkomplexes, zu denen auch die „lindthorpe“ gehört haben muß, mit zur Versorgung der Pfalz und zur Sicherung des Nachschubs beitragen mußten.

Gleichzeitig ist anzunehmen, daß der lokal ansässige Adel bzw. die Gutsverwalter Kriegsdienste leisten mußten, indem die Edelherrn, die vor Ort möglicherweise auch administrative Aufgaben wahrnahmen, selber Heeresfolge leisteten oder Pferde, Waffen und Gefolgsleute stellten. Möglicherweise geht auch die Einrichtung des erst in der Neuzeit aufgelösten Duisburger Wildpferdegestüts im Lintorfer Wald auf diese kriegerische Epoche zurück. Daß sich im 10. und 11. Jahrhundert die jeweiligen Herrscher des Reiches vielfach in Duisburg aufhielten, läßt für diese Zeit eine hohe materielle Belastung der Reichsgüter, aber auch eine intensive und differenziert strukturierte Arbeitstätigkeit, Rodungen und eine Ausbreitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche annehmen. Möglicherweise stellte sich infolge der gesteigerten Nachfrage auch ein Ausbau von nicht landwirtschaftlichen Produktionsbetrieben wie Bergwerke, Steinbrüche, Kalköfen, Eisenhütten und Töpfereien ein. Die Tatsache, daß die Lintorfer Ge-

markung die größte aller Wirtschaftsbezirke innerhalb des Reichsforstkomplexes war, läßt die größere Bevölkerungsdichte und besondere Leistungsfähigkeit von Einrichtungen innerhalb der Ansiedlung erkennen.

Kurzbericht über archäologische Neufunde im Ratinger Norden

Breitscheid:

1999 und im ersten Halbjahr 2000 wurden in Breitscheid zwei bearbeitete Feuersteinbelege aufgefunden und erneut Belege mittelalterlicher Töpferaktivitäten angetroffen.

1. Ein lang-schmaler „Klingenabschlag“ aus ortsfremdem gelblich-rötlichen Feuerstein. Das Ausgangsmaterial stammt aus Frankreich! Die vorliegende Gesteinsvariante wurde während der späten Jungsteinzeit vereinzelt ins Rheinland „importiert“ und ist nur selten nachzuweisen. Die Klinge wurde in den Sedimenten eines Bachlaufs entdeckt und stammt offenbar aus einer erodierten und verlagerten Siedlungsstelle oder einem Jagdaufenthalt. Da typologisch eindeutige Merkmale fehlen, kann nur ganz allgemein eine Datierung in die spätere Jungsteinzeit bis in die Epoche der Becherkulturen/frühe Metallzeit angenommen werden. (2300-1800 v.Chr.)

2. Das zweite Fundstück ist ein „Beilabschlag“ aus Rijkholtflint. In Rijkholt bei Maastricht wurde Feuerstein bereits in der Jungsteinzeit bergmännisch gebrochen und die späteren Arbeitsgeräte, wie etwa Beilrohlinge, in sogenannten „Ateliers“ vor Ort bereits grob vorgefertigt. Das Breitscheider Fundstück aus der Flur „Im Roßbruch“ wurde demnach ebenfalls aus „importiertem“ Gestein gefertigt. Beilabschläge sind häufige Abfälle, die zurückblieben, wenn gebrochene oder abgenutzte Steinbeile durch Abschläge neu zugerichtet wurden. Der Breitscheider Fundbeleg weist auf einer Fläche deutliche Schliffpolitur und Schliffriefen auf, die beim Ausformen des Beils auf einer Schleifplatte entstanden. Gerätschaften aus Rijk-

7) Sönke Lorenz. Kaiserswerth im Mittelalter. Droste Verlag. 1993. S.171

8) wie Anm. 5, S.85

holtflint sind insbesondere in der rheinnahen Region zwischen Düsseldorf und Duisburg sehr häufig zu finden und datieren überwiegend in die späte Jungsteinzeit, bzw. die Zeit der sogenannten Becherkulturen/frühe Metallzeit (2300-1800 v.Chr.)

3. Bei Bauarbeiten wurde ein vollständiges, bauchiges Großgefäß mit grob gekniffenem Stranding und einem Dekor aus zwei Fingertupfenreihen auf der Schulterpartie geborgen. Der Gefäßkörper ist durch die Überhitzung des Brandes stark verzogen. Solche Großgefäße wurden in Breitscheid und Lintorf seit der Zeit um 1100 in großen Stückzahlen hergestellt und dienten als Vorratsbehälter, die ihren Inhalt durch die Verdunstung von Feuchtigkeit durch den porösen Scherben der Irdenware kühlten und so länger haltbar machten. Die Entdeckung dieser Großgefäßproduktion ist wissenschaftlich von überregionaler Bedeutung, da bislang die Meinung vorherrschte, solche Großgefäße seien überwiegend in Brüggen-Elmpt bei Viersen hergestellt worden. Durch die unmittelbare Nähe zum Handels- und Stapelort Duisburg und dem Hellweg stehen nun die Töpfereien von Breitscheid und Lintorf als Herkunftsorte vieler solcher Gefäße aus archäologischen Grabungen zur Diskussion. Das jüngst entdeckte Gefäß datiert in die Zeit des 13. Jahrhunderts.

4. Ein großer Kugeltopf wurde zerscherbt, aber vollständig und aufrecht stehend, bei Baumaßnahmen in sandigem Boden angetroffen. Es ist einer der wenigen Breitscheider Gefäßfunde, die nicht in Überhitze deformierten und aus diesem Grund als unbrauchbar entsorgt oder zerschlagen wurden. Gebrauchsspuren, etwa angebackene Essensreste, fanden sich nicht. Aufgrund der Ausformung der Randpartie kann das Gefäß in das 14. Jahrhundert datiert werden.

Lintorf:

1.

In Lintorf wurden neben Hinweisen auf eine karolingische Siedlungsstelle des 8.-9. Jahrhunderts vor allem keramische Belege für

die sehr zahlreichen eisenzeitlichen Siedlungen im Ortsgebiet aufgefunden. Darunter sind die Überreste eines Mahlsteins aus Eifelbasalt hervorzuheben. Auf solchen Mahlsteinen wurde Getreide zermahlen. Bemerkenswert ist, daß die recht massigen Mahlsteine über weite Strecken in Booten über die Flußläufe aus der Eifel hierher „importiert“ worden sind. Über die beigefundene Keramik kann auch der Mahlstein in die Zeit zwischen 500-300 v.Chr. datiert werden. In unmittelbarer Nähe zur Fundstelle befinden sich umfangreiche Lagerstätten von Raseneisenerzen, die intensiv zur Eisenherstellung genutzt worden sind.

2.

Die 1998 in einer Notbergung am Beekerhof unter äußerst ungünstigen Bedingungen aus einem Kanalgraben geborgenen Funde der römischen Kaiserzeit wurden inzwischen in der zuständigen Außenstelle des Landschaftsverbandes in Overath ausgewertet.

Das Fundmaterial datiert in die Zeit des späten 1.-3. Jahrhunderts n.Chr. Es handelt sich um handgeformte und schwach gebrannte, häufig auch verzierte Irdenware regionaler Produktion und zahlreiche Belege „importierter“ Keramik aus römischen Töpfereien.

Besonders hervorzuheben sind Fragmente von glänzend rot gebrannter Terra Sigillata aus Süd- und Nordgallien (Frankreich und Belgien) und der Überrest einer mittlerweile leider vollkommen zerfallenen, vielfarbigen Mosaikglasperle. Obwohl insbesondere in Köln herausragende Glasgefäße hergestellt wurden, sind wohl alle im Rheinland gefundenen Mosaikgläser ausschließlich Importe aus dem Mittelmeerraum.

Altfunde einer Gold- und einer Bronzemünze aus der Zeit des 4. Jhs. n.Chr. (Kaiser Valens und Constantin der Große), eine Sonderprägung (Medaillon) des Marcus Aurelius aus Bronze (3. Jh.), sowie miteinander verschmolzene kleine Glasperlen und Keramikreste einer möglichen einheimischen Brandbestattung, ergänzen die Hinweise auf eine dichte Besiedlung der Lintorfer Region. Hier lebte in der Zeit des 1.-4. Jhs. n.Chr. eine offenbar recht wohlhabende Bevölkerung.

3.

Die in den vergangenen Jahren in Lintorf untersuchte spätaltsteinzeitliche Fundstelle konnte aufgrund weiterer Funde von Geschoßspitzenfragmenten und anderer Überreste der Steinbearbeitung nun doch ganz dem spätaltsteinzeitlichen Kulturkreis der „Ferdemssergruppen“ zugeordnet werden und datiert in die Zeit zwischen 11.800-10.700 v.Chr. Die zunächst angenommene Einstreuung von Gerätschaften, die in die Mittelsteinzeit datieren könnten, wird durch neuentdeckte Inventare von anderen Fundorten im Rheinland relativiert. Für Lintorf kann durch verbrannte (craquellierte) Feuersteinstücke jetzt auch eine Feuerstelle gesichert nachgewiesen werden.

Die im Bereich dieser Fundstelle entdeckten Schiefergravuren wurden ebenfalls erneut untersucht. Mittlerweile sind die Kenntnisse über datierbare Merkmale an gravierten Gesteinen gewachsen. Bei der ersten intensiven Diskussion dieser Fundstücke durch Prof. Bosinski und Michael Baales, Universität Köln, Forschungsstelle Altsteinzeit, wurde ein Bruchstück mit geraden Linienführungen aus Lintorf als altsteinzeitliches Artefakt anerkannt, unter anderem auch deshalb, weil aus einer Grabung bei Neuwied ein gutes Vergleichsstück vorlag. Dennoch ist dieses Fragment, das wie eine alte Schultafel lediglich parallel gravierte Linienführungen aufweist, nicht ganz unproblematisch. Das bislang nicht datierte größere Bruchstück zeigt dagegen den Überrest einer komplexen Darstellung, die typologisch anderen europäischen Funden spätaltsteinzeitlicher „Kunst“ vergleichbar ist. Der Schiefer dieser Platte, der nicht aus dem regionalen Umfeld stammt, war nicht zur Verwendung als Schultafel geeignet und gehört auch nicht zu den Schiefervarianten, aus denen Dachschildeln gespalten und zugeschlagen wurden. Die Feinspuren der einzelnen Linienführungen weisen Merkmale auf, die auf Ritzungen der Linien durch Steinwerkzeuge hinweisen.

In den kommenden Monaten soll eine Raster-Elektronen-Mikroskopanalyse (REM) der insgesamt drei gefundenen Ritzzeichnungen

vorgenommen werden, um mehr Sicherheit in der zeitlichen Ansprache zu erreichen. Die kostenintensive Untersuchungsmethode steht erst jetzt zur Detailanalyse zur Verfügung. Gleichzeitig hat sich das Wissen um Identifikationskriterien spätaltsteinzeitlicher „Kunst“ erheblich vertieft, so daß man eindeutige Aussagen zu den Lintorfer Schiefergravuren erwarten kann. Sollte eine spätaltsteinzeitliche Zuordnung der Gravuren zutreffen, käme dem Lintorfer Fundplatz besondere Bedeutung in der Erforschung der europäischen Kunst im Ausgang der Eiszeit zu.

Schwarzbachtal

(Stadtgebiet Ratingen und Düsseldorf)

Das Schwarzbachtal liegt im Süden Ratingens und verläuft weiter auf Düsseldorfer Stadtgebiet. Kulturgeschichtlich und archäologisch ist diese Region bislang kaum erforscht. Daher soll hier kurz auf den im Mai 2000 entdeckten Rest einer sogenannten

„Arbeitsaxt“ hingewiesen werden. Das auf eine heute verlorene Schneide hin zugerichtete Werkzeug zeigt eine ausgeprägte Nackenpartie und wurde aus einem natürlichen Geröll durch „Picken“ und Schleifen zugerichtet. Im Nacken lassen sich deutliche Spuren von schweren Schlägen feststellen. Die Schlagspuren deuten an, daß es sich tatsächlich um ein Arbeitsgerät gehandelt haben dürfte.

Offenbar genau durch den Mittelpunkt des Steinwerkzeugs wurde in einem heute unbekannten Verfahren ein langer, konisch zulaufernder Bohrkanal geführt. Innerhalb des Bohrkanals finden sich deutliche Riefen, die beim Bohrprozeß entstanden.

Am unteren Rand einer der Bohröffnungen ist eine Politur zu erkennen, die sich durch das Reiben des vermutlich hölzernen Griffschafts bildete, unter anderem ein Beweis dafür, daß das Objekt über einen längeren Zeitraum auch tatsächlich benutzt wurde.

Durchbohrte Steinwerkzeuge oder Waffen wie Streitäxte und Keulenköpfe gehören zu den besonders seltenen Fundtypen der Jungsteinzeit. Die Axt aus der Nähe des Gutes „Aue“, die zusammen mit zwei Feuersteinabschlägen aufgelesen wurde, datiert in die Epoche der späten Jungsteinzeit und beginnenden Metallzeit zwischen 2000-1800 v.Chr. und gehört zu einem Fundtyp, von dem bislang etwa nur 60 Belege im Niederrheingebiet und der Maasregion angetroffen wurden. Dabei läßt sich eine besondere Verbreitung im Düsseldorfer/Ratinger Raum erkennen, wo immerhin vier weitere Vergleichsstücke gefunden wurden.

Ein Streitaxtfragment (Nackenpartie) und Feuersteinreste aus derselben Epoche wurden zuletzt 1992 in der Nähe der Ratinger Jugendherberge gefunden. (Quecke 63. 1993. S.128ff).

Thomas van Lohuizen

Papeterie Milleville

Uli Stein
Nici
Diddl
Pokémon
Lamy
Waterman
Karten
Geschenkpapier
Geschenkartikel



NEU Ansichtskarten
aus Lintorf

Helium-Ballons

Schreib- und Schulbedarf - Büroartikel
Papeterie Milleville, Speestraße 28, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon: 0 21 02 / 89 36 00

Lintorfs Zauberwald am Dickelsbach

Friedrich Kroll, Ehrenmitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, war 28 Jahre lang von 1958 bis 1986 Wanderbaas unseres Vereins und damit ein exzellenter Kenner unserer heimatlichen Wälder. Sein Aufsatz „Lintorfs Zauberwald am Dickelsbach“ erschien erstmals in drei Folgen zur Jahreswende 1980/81 im „Ratinger Wochenblatt“.

Es gibt den Zauberwald am Hintersee bei Ramsau in den bayerischen Alpen nahe dem Hohen Göll, dem Watzmann und dem Hochkalter im schönen Berchtesgadener Land. Es gibt auch einen Zauberwald rund um Lintorf, der mit seinem Hülsenberg (82 m), Stinkenberg (92 m), Langenberg (112 m) und seinem Leversberg (112 m, an der früheren Gemeindegrenze mit Hösel östlich des Schnittpunktes der Autobahn und der S-Bahn Ratingen-Hösel gelegen) nicht so hoch liegt, aber immerhin groß, reizvoll und nah genug, um jeden Tag und jederzeit als Naherholungsgebiet für die umliegenden Ballungsgroßstädte Duisburg, Mülheim, Essen und Düsseldorf zu dienen. Hier liegen rund um Lintorf, das seit über tausend Jahren untrennbar mit seinem Wald und seinem Dickelsbach verbunden ist, stellenweise urwaldmäßige Gebiete, letzte Reste ursprünglicher Wildnis. Wir brauchen nicht nach Lappland, der letzten Wildnis Europas, zu reisen, wir haben die Wildnis vor der Tür, so wie sie uns 1148 bezeugt wird, als Abt Lambert von Werden den Hof Anger an der Anger für 40 Silber-Mark mit all seinem Zubehör an Hörigen, Hufen, Äckern, Wäldern, Wiesen, Wässern, Wasserläufen, erschlossenen und unerschlossenen Gebieten (Wildnis) kaufte.

Schon zu Zeiten Pippins, König der Franken und Vater Karls des Großen, der von 768 - 814 regierte, war der Wald Königs- oder Reichswald, d.h., er gehörte dem König oder Kaiser. Außer dem Reichsforst Aap gab es damals hier die zwölf Gemarken Lintorf, Saarn, Grind, Ungeshamm (Ungelsheim-Huckingen), Lohe, Überanger, Zeppenheim, Leuchtenberg, Stockum, Derendorf, Ratingen und Flingern. In einer Schenkung des Kaisers Heinrich VI. im

Jahr 1193 an das Stift Kaiserswerth sind all diese Gemarken einzeln genannt worden. Die größte und bedeutendste Mark der zwölf Marken, die im innersten Winkel zwischen Rhein und Ruhr bis zur Düssel lagen, war die Lintorfer Mark. Sie war 5000 Morgen groß und lag inmitten aller Marken und ist das Herz- und Mittelstück des Naherholungsgebietes zwischen Rhein und Ruhr. Auch heute kann man nicht nach Lintorf kommen, ohne den Wald zu durchqueren, der Lintorf ringsherum umgibt.

Nach dieser kurzen, waldgeschichtlichen Betrachtung wenden wir uns dem Dickelsbach zu. Er entspringt in Hösel auf der Heiligenhauser Straße an der Bushaltestelle Im Bruch sozusagen im Straßengraben, unterquert die Straße bergab nach rechts, fließt in allgemein westlicher Richtung durch einen kleinen Teich und durch Feld und Wald mit steilen Ufern unterhalb des Höseler Friedhofes, am Tennisplatz vorbei und



Friedrich Kroll
(1906 – 1992)

unter der Straße Am Adels hinweg, durch Privatbesitz mit schönem Teich, unter der Bahnhofstraße und dem Promenadenweg¹⁾ (ehemals Trasse der Kleinbahn Hösel-Heiligenhaus) zum Schlipperhaus (Schleiferhaus) mit seinem gleichfalls schönen Teich. Schon auf diesem kurzen Wege löst ein Waldidyll das andere ab. Nachdem schon von den Gärten der Straße Am Roland ein Zufluß er-

1) Heute: Wolf von Niebelschütz-Promenade





folgt war und noch einer von Am Adels her, erfolgt von der Kläranlage ein weiterer Zufluß aus dem schöngelegenen Park der Waldklinik Hösel²⁾, der seinen Ursprung fast an der katholischen Kirche an der Eggerscheidter Straße hat. Bei der Kläranlage ein weiterer Zufluß vom abgelegenen, stillen Allscheidt her. Und jetzt löst im freien Wald im Gebiet des Leversberges ein Stück „letzte Wildnis“ das andere ab. Anfangs ruhig durch Hochwald fließend, strebt dann der Dickelsbach in zahlreichen Windungen (Mäandern), durch dichtes Buschwerk kaum sichtbar, Am trockenen Stiefel vorbei dem Forsthaus Hültsdieken zu. Hier durchbricht er eine sandige Stelle mit steilen Wänden. Dahinter empfängt er von links einen fast gleichstarken Zufluß eines zweiten Dickelsbachquellgebietes, das hinter der Tankstelle Eggerscheidt an der Bushaltestelle Eggerscheidt und an der Autoraststätte Hösel seinen Ursprung hat. Beide Bächlein fließen durch ein feuchtes Gebiet in westlicher Richtung und vereinen sich vor der S-Bahn Ratingen-Hösel zu einem Bach. Dieser Dickelsbach fließt jetzt durch trockene Wälder, trocknet im Hochsommer manchmal aus und gibt so einen herrlichen sandigen Wanderweg ab – wie allgemein ausgetrocknete

Gräben „Grabenwanderungen“ mit herrlichen Einblicken in die Natur ermöglichen. Zwischen Trockenem Stiefel und Schwarzebruch unterquert er die Mülheimer Straße, fließt an einer schönen Ahornschonung und einem alten Kiefernbestand vorbei am Forsthaus Hültsdieken seinem Bruder in die Arme. In jetzt nördlicher Richtung durchbrechen beide vereint westlich der Kost nach einem weiteren Zufluß von rechts in der Nähe der Masten der Funkleitstelle für den Flughafen Lohausen brausend und rauschend sozusagen das Rheinisch-Westfälische

Schiefergebirge und lassen steile meterhohe Schieferwände zurück. Hinter dieser Stelle befindet sich eine Lichtung, mit der sich persönliche Erinnerungen verknüpfen. Vor oder nach dem Zweiten Weltkrieg ging es an heißen Sommertagen mit meiner Schulklasse in diese teils sonnigen, teils schattigen Gründe, um dort aus Stein und Geröll den klaren und kalten Dickelsbach zu stauen und darin zu baden. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg feierte Rektor Jacobs aus Ratingen mit seinen Wandervögeln hier auf der Pfingstwiese, auch Wandervogelwiese genannt, alljährlich das Pfingstfest.

Von jetzt an fließt der Dickelsbach geruhsam und langsam in zahlreichen Mäandern wieder in einem sanften Bogen nach Westen durch den Wald. Am Gasthaus Grenze – so genannt, weil es auf der Grenze zwischen Lintorf und Breitscheid liegt – empfängt er von rechts einen gleichfalls Dickelsbach genannten Zufluß, der östlich des Bahnhofs Hösel gegenüber Café Müller entspringt, unter den Geleisen kanalisiert weiterfließt, neben und hinter der Tankstelle, hier sogar aus dem anstehenden Schiefer heraus, neu entspringt, in einer zuerst steileren, dann flacheren Schlucht, die von zeltenden Wandervögeln gerne aufgesucht wurde, sich der bekannten Gaststätte Kruppenweg nähert und nach einem stockenden Lauf durch ein eigenartiges

2) Heute: Seniorenheim „Waldklinik Hösel“



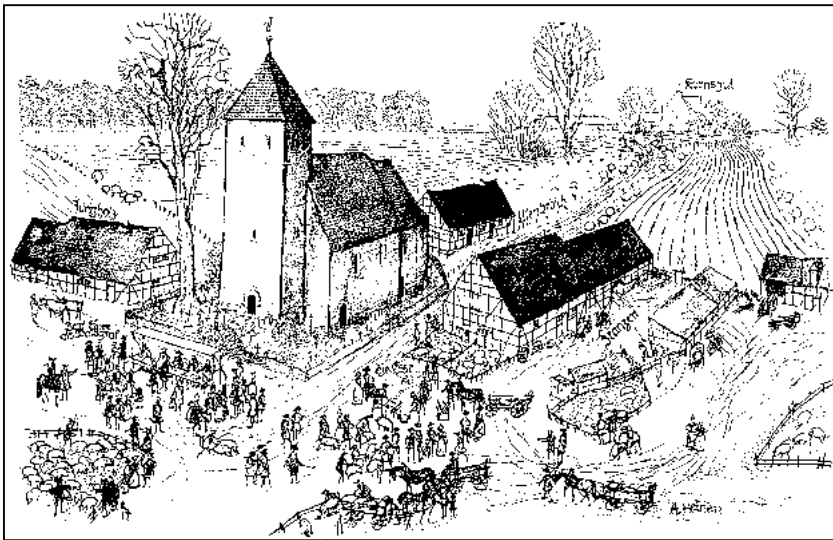
Sumpfbereich sich an der „Grenze“ mit den bereits vereinigten Dickelsbächen vereint. Wie schon von der „Kost“ und der „Grenze“ an kommen alle weiteren Zuflüsse nur noch von rechts, nämlich von der Breitscheider-Selbecker Wasserscheide zwischen Rhein und Ruhr mit dem Mintarder Berg und dem Auberg. Von hier fließen alle Bäche lang und flach das flache Dach der Wasserscheide herunter nach Westen und werden vom Dickelsbach abgefangen, der sie alle dem Rhein zuführt, während die wenigen übrigen Bächlein steil und kurz nach Osten das steile Dach zur Ruhr herabfließen. So fließt am Haus Höfgen, zwischen der Straße Rehhecke und dem Waldfriedhof Lintorf, ebenfalls von rechts, ein fast gleich langer und gleich starker Bach in den Dickelsbach, der Hummelsbach (Hummelsbeek). Er entspringt am Hof Am Hasenbruch in der Nähe von Schloß Landsberg und Esel. Dieser Bach zieht zwischen einsamen Feld- und Waldlandschaften zum schön gelegenen Linneper Waldfriedhof, auf dem u.a. Angehörige der Familie Henkel aus dem Wohnort Hösel ihre letzte Ruhe gefunden haben. Außer der aus dem Mittelalter stammenden Wasserburg Schloß Linneper der Grafen von Spee, einer Seitenlinie der Grafen von Spee auf Schloß Heltorf, inmitten des gestauten Hummelsbaches, erinnern an frühere Zeiten noch die letzten Reste einer Wassermühle und der frühere Name der ebenfalls nicht mehr vorhandenen Gaststätte „Zum Landsknecht“, an deren Stelle ein moderner Reitstall getreten ist. Weiter durch die Einsamkeit, nur unterbrochen vom Lärm der Autobahn, fließt der Hummelsbach an dem durch Ausbaggerung entstandenen Lintorfer Waldsee mit seiner einmaligen Vogelwelt vorbei in den Dickelsbach. Oberhalb des rings vom Wald umgebenen Lintorfer Waldsees erhält der Hummelsbach in der Nähe des Gehöftes Langentrat von rechts und links je einen Zufluß, die vom Kinderspielplatz Nähe Bahnhof Hösel und vom Gehöft Driegelt-rath in Breitscheid – Mintarderberg kommen. Diese Stelle des Zusammenflusses dreier Bächlein inmitten einer heilen Welt nannten die Anlieger des vorbeiführenden Pappelweges ihr „Paradies“; hier



wuchs noch vor einigen Jahren das fast letzte Heidekraut Lintorfs. Bevor jetzt der Dickelsbach die freie Acker- und Wohnflur Lintorfs erreicht, sehen wir am Ausgang des Waldes die allerletzten Reste der gegen 1900 stillgelegten Schnittmühle (Holzmühle) Kaiser. Es folgen der Reihe nach nach Westen die Ölmühle „Oberste Mühle“ (Tackenberg), Termühlen und in der Mitte Lintorfs die älteste Mühle, Gut Helpenstein (Fleermann), mit dem aus dem Mittelalter stammenden Taubenturm. Kurz dahinter folgt der Beeker Hof, der ebenfalls aus dem Mittelalter stammt und eh und je seinen Namen nach dem „Beek“ genannten Dickelsbach führte. Noch heute gibt es in Duisburg die alte Beekstraße, die einst zur Beek, eben dem Dickelsbach ging. Da die Duisburger in ihrem Bereich we-

gen Überschwemmungsgefahr den Bach mit Deichen versehen mußten, nannten sie wohl aus diesem Grunde die „Beek“ bald Dickelsbach.

Wie schon einmal gesagt, ist die Geschichte Lintorfs eng mit seinem Wald verbunden. Um die 800jährige alte romanische Kirche Lintorfs befand sich bis zu ihrem Abriß vor rund 100 (jetzt 120) Jahren der Friedhof und dicht dabei der Platz, Siel genannt, für die im September oder Oktober, je nach der Reifezeit der Eicheln, zusammengetriebenen Schweine, um sie, von vier Schweinehirten begleitet, Tag für Tag in die Mark bis in den Dezember hinein zu treiben und sie mit Eicheln, Bucheckern, Kräutern und Farnwurzeln zu mästen. Es waren Hunderte von Schweinen, denen im Siel mit einem Brandeisen ein Zeichen auf-



Schweineaufbrand in Lintorf im 18. Jh. Zeichnung: Anton Heinen

gebrannt wurde. Die Brandeisen bewahrte man von Jahr zu Jahr in verschlossenen Kisten in der Lintorfer Kirche auf. Auch wurden die Tage des Ein- und Austriebs wie auch des Holzgedinges von der Kanzel verkündet. Schon in der Zeit Pippins war die Mast in den Marken geregelt. Um sie aber in geordnetere Bahnen zu lenken und dem Ruin der Waldungen vorzubeugen, berieten die Waldberechtigten (Walderben) und die Adeligen im Jahr 1558 in Lintorf eine Waldordnung, die 1561 vom Landesherrn in Düsseldorf bestätigt wurde. Für die Lintorfer, Huckinger, Grinds- und Heltorfer Mark tritt vom 17. Jahrhundert an der neue Besitzer des Hauses Heltorf, Friedrich Christian von Spee, als Wald- oder Holzgraf auf. Von da an war das Waldgrafenamt in seiner Familie erblich bis zur Auflösung der Marken nach 1815. Die Waldgrafen führten auch den Vorsitz im Holzgedinge. Auch das Holzgedinge, eine Versammlung der vollberechtigten Markgenossen zur Regelung der Markangelegenheiten, fand in Lintorf auf dem Platz an der alten Kirche statt. Bei diesem Holzgedinge, auch Holzbank genannt, saßen der Holzgraf, die Behanderben (meist adelige Besitzer großer Höfe) und der Schreiber während der Verhandlungen an einer Holzbank, während die Förster und gemeinen Walderben den „Umstand“ bildeten. Nach dem Holzgedinge, wie nach dem Ein- und Austrieb der Schweine, wurde jedesmal ein üppiges Festmahl im Bürgershof beim Gastwirt Steingens gehalten, so wie es uns für das Jahr 1749 mit

dem Freiherrn von Bevern aus Düsseldorf, dem Holzgrafen von Spee bis zu den Pfarrern von Lintorf und Ratingen und dem Bürgermeister von Ratingen, am ersten Tisch sitzend, beschrieben wird. Am zweiten Tisch saßen die Diener, Jäger und Postillone der Edelherren, am dritten Tisch die Walderben, Förster und die übrigen Diener und Knechte. Es wurde dabei an allen Tischen gut getrunken.

Doch fahren wir in der Darstellung des Dickelsbaches fort. Von der Gastwirtschaft Steingen und dem Beeker Hof fließt der Dickelsbach in einem sanften Bogen nach Norden durch die westliche Acker- und Wiesenflur Lintorfs, bis er an der Kuckelter Brücke an der Straße zwischen Lintorf und Angermund (Nähe Villa Hoffmann) wieder in den Wald eintritt. In der Nähe des davor liegenden Eichförschens liegen die längst stillgelegten Schleusen I und II, in früheren Jahren ein beliebter Tummelplatz für die Jugend, hier zu baden. Hinter der Kuckelter Brücke durchfließt der Dickelsbach ein Sandauffangbecken, das auch ein willkommener Badeplatz für die Lintorfer Jugend war, als es noch keine Frei- und Hallenbäder gab. Weiter geht es durch das urwüchsige Gebiet der Rahmer Benden und der Heltorfer Mark, wo am einmündenden Breitscheider Bach vor dem Krefelder Zubringer, wie auch jenseits des Zubringers, im buschigen, feuchten Wald noch Wildschweine auszumachen sind, weiter durch die Grindsmark und Huckinger Mark

bis auf ein paar Meter an die rechts liegende Duisburger Seenplatte heran, die ihren etwa einen Meter höheren Wasserstand gegenüber dem Dickelsbach durch drei Überläufe am Böllertsee, in der Hattung (Haubach mündet hier in den Dickelsbach) und am Wambachsee absichert. Links liegt gegenüber das Buchholzer Unfallkrankenhaus.

Der Breitscheider Bach kommt, wie der Name sagt, von Breitscheid her, und zwar von den Abhängen des Mintarder Berges. Er heißt auch Hasthausbach. An ihm liegen der Hasthaushof und der Breitscheider Hof; nach hierher führen mehrere Quellbächlein, von denen das längste bei Alt-Södrath entspringt. Auf Lintorfer Gebiet nannten die „Büscher“ – „Busch“ heißt der nördliche Teil Lintorfs – den Breitscheider Bach der Krebsse wegen „Krebsbach“, sie vergaßen im Sommer nicht, hierin fleißig zu baden. Zur Freude der alten Lintorfer sei noch gesagt, daß es den Zechenbach gab, der einstmals von der Mitte Lintorfs her, heute zugedeckt und begraben, an der gleichfalls überbauten Bleizeche Katharina vorbei, die dem Bach den Namen gab und an die fast nur noch der Bleibergweg und die Katharinenstraße erinnern, ab E-Werk Lintorf am Breitscheider Weg wieder sichtbar, durch die Wildnis des Scheiderbruchs dem Unterlauf des Breitscheider Baches zufließt, wenn er Wasser hat. Dazumal pumppte die Bleizeche riesige Mengen Wasser in sein Bett. Jetzt ist er im Sommer im ausgetrockneten, sandigen Flußbett zu begehen und fast auch dann nur für „Pfadfinder“.

Der Haubach kommt aus dem Bruchgelände unterhalb der Blaspielerhöfe in Selbeck, nicht weit von Alt-Södrath, dem Quellgebiet des Breitscheider Baches am Mintarder Berg, entfernt, fließt durch die Acker- und Wiesenfluren Selbecks, ab Autobahn in Nähe der abgerissenen Autoraststätte durch das stille Waldgebiet des Heltorfer Forstes südlich des aus Bauschutt bestehenden Aussichtsberges „Monte Klamott“ in die Duisburger Seenplatte. Bei guter Sicht hat man einen hervorragenden Rundblick über das gesamte Waldgebiet zwischen Düsseldorf, Duisburg, Mülheim und Essen. Je nach

der Jahreszeit sieht man einen sommergrünen, herbstbunten, winterweißen oder frühlingssarten, aber immer einen bezaubernden Teppich von Baumwipfeln rund um sich. Man ahnte nicht, wie groß die grüne Lunge zwischen Rhein und Ruhr ist, und sieht jetzt einen großen und einzigartigen Naturpark vor sich. Er ist schon da mit seinem Kern- und Herzstück genau in der Mitte, dem Erholungsgebiet Angertal, und seinen Randgebieten bis Düsseldorf, Duisburg, Mülheim und Essen. Man müßte diesem Naturpark nur einen Namen geben, von Natur aus ist er da. Angesichts der, man könnte beinahe sagen großartigen Kulisse der Großindustrie von Mannesmann-Huckingen, Bayer-Uerdingen und Krupp-Rheinhausen³⁾ am Rhein entlang bis nach Oberhausen, die auch von hier oben zu sehen und nicht zu übersehen ist, wäre ein solcher Park notwendig.

Etwas nördlicher als der Breitscheider Bach entspringt der Wambach südlich des Aubergs und fließt über den Wambeckshof am Pavillon im Park des Hauses Rott vorbei in den Entenfang. Etwas südlicher vom Einfluß des Wambaches mündet der Rottbach gleichfalls in den Entenfang, der im nördlichen Teil Selbecks entspringt und in seinem Waldgebiet herrliche Wanderpfade bietet. Aus dem Entenfang führt nur ein Bach, der Wambach, der unter den zahlreichen Geleisen des Güterbahnhofs Wedau auf kurzem Wege dem Wambachsee der Duisburger Seenplatte zueilt und am anderen Ende im Wambachgrund in den Dickelsbach fließt. – Eine Wanderung rund um die Seenplatte ist sehr zu empfehlen. –

Ab Wambachgrund verläßt der Dickelsbach mit seinen Nebenbächen und weiteren kleinen und kleinsten Zuflüssen das Waldparadies, zu dem man oft nur auf kleinsten Pfaden Zugang findet. Nach Unterquerung zweier Straßen entläßt er vor der Jugendherberge und der neuen Städtischen Klinik Duisburg einen Abfluß zur Regattabahn des Bertasees, fließt durch die Rehwiesen, an einem schönen Schrebergarten und fast am Duisburger Stadion vorbei, zwischen jetzt zahlreicher werdenden Häusern der Düsseldorfer Straße zu. Hier verschwindet der Dickelsbach bei den Didier-Werken in den

Untergrund und taucht erst wieder im Kultushafen auf, wo er im Rhein gegenüber den Hochöfen von Krupp-Rheinhausen endet nach einem Lauf von ungefähr 30 km, in der Luftlinie 14 km.

Doch gehen wir noch einmal zurück nach der Kuckelter Brücke und wandern jetzt nicht unmittelbar am Dickelsbach entlang, sondern den mit dem Wanderzeichen Raute 1 (<> 1) bezeichneten Wanderweg, früher Langelter genannt, genau 4 km in fast gerader Richtung nach Norden. Der Reihe nach überqueren wir den Breitscheider Bach, die Autobahn nach Krefeld, am Ende des großen FKK-Geländes den Haubach und kommen 250 m dahinter zu einer unscheinbaren Wegekreuzung, genau über dem letzten „t“ der Kartenbezeichnung „Heltorfer Forst“. An dieser Stelle steht an der linken (westlichen) Seite ein etwas kleiner, schiefgestellter Stein, der Viererstein, ein Walddenkmal. Darauf steht nach SW ein G = Grindsmark, nach NW ein H = Huckinger Mark, nach NO ein S = Saarner Mark und nach SO ein L = Lintorfer Mark⁴⁾. Alle Marken sind auf der Wanderkarte verzeichnet, bloß eigentümlicherweise die Lintorfer Mark nicht. Die Lintorfer Mark reichte von hier parallel zum Dickelsbach östlich des beschriebenen Wanderweges Raute 1 (<> 1) nach Süden bis Lintorf und von hier in einem zweiten Schenkel den Dickelsbach bergan nach Osten. Zu erwähnen ist noch, daß nach den Feststellungen des Duisburger Heimatforschers Schellberg aus allen vier Richtungen sogenannte Läufersteine auf den Viererstein zuliefen und so die Grenzen der vier Gemarkungen festlegten; diese Läufersteine liegen

unter den inzwischen aufgeschütteten Wegen. Der Wanderweg führt in nördlicher Richtung nach ungefähr 100 m zu einem weiteren größeren Stein, dann über die Duisburger Seenplatte und den Bertasee zum Zoo am Kaiserberg Duisburg. Zum Abschluß der Beschreibung des Lintorfer Waldes ist noch zu erwähnen, daß sich, nicht von ungefähr, südlich von Lintorf im Hinkesforst eine der über 40 Naturwaldstellen von ganz NRW befindet.

Den Grafen von Spee in Heltorf und Linnep gebührt das Verdienst, uns einen intakten Wald bewahrt zu haben. Schon im Jahr 1934 erkannte der Reichsgraf Wilderich von Spee die Notwendigkeit, seine Wälder als „grüne Lunge“ zwischen den Industriestädten Duisburg, Mülheim, Essen und Düsseldorf zu erhalten.

In Nr. 13 der „Quecke“ vom Mai 1953 schreibt der Herausgeber und Heimatforscher Theo Volmert aus Lintorf: „Der Wald unserer großen Gemarkung hat früher in überreichem Maße die Geschichte unseres Dorfes bestimmt, und auch heute noch stellt der Wald ein bedeutsames, nicht fortzudenkendes Lebenselement unserer Heimat dar.“

In Nr. 43 der „Quecke“ vom Oktober 1973 sagt in einer siedlungsgeographischen Untersuchung Lintorfs Jürgen Görlich: „Als Erholungsgebiet für die Städter gewinnt der Wald immer größere

3) Das Werk wurde in den 1980er Jahren stillgelegt

4) Siehe auch: Herrmann Wenz „Der Viererstein. Ein Lintorfer Grenzstein im Duisburger Wald“ in „Quecke“ Nr. 64 vom Dezember 1984



Bedeutung. Jeder Baum liefert Sauerstoff für 4 - 6 Menschen. Der größte Teil des Sauerstoffes wird nicht auf natürlichem Wege verbraucht, sondern durch die Industrie, insbesondere durch Verbrennungsmaschinen. Beim Start eines Düsenflugzeuges wird so viel Sauerstoff vernichtet, wie ein Waldstück von 17 km Länge und 100 m Breite an einem Tag produzieren kann. Schon aus Gründen des Umweltschutzes ist es deshalb nötig, den Waldbestand in der Nähe des Ruhrgebietes und in unmittelbarer Nähe des Flughafens auf jeden Fall zu erhalten.“ – In diesem Zusammenhang ist auf die Tätigkeit des bekannten Lintorfer Diplomingenieurs Joachim Hans Beckers, Vorstandsmitglied der Bundesvereinigung gegen Fluglärm, hinzuweisen.

In derselben Nr. 43 der „Quecke“ vom Oktober 1973 führt Hans Joachim Bellin aus Hösel, 2. Vorsitzender des Bundes Natur- und Umweltschutz (BNV)⁵⁾ Kreisgruppe Mettmann-Nord eine Feststellung von Prof. Leyhausen, Leiter des Max-Planck-Instituts für Verhaltensforschung an: „Die Denaturierung muß zu den schwersten sozialen und sozialhygienischen Schäden führen,“ und fährt in bezug auf unsere Gegend fort: „Das Angerland ist das einzige größere Waldgebiet zwischen den Riesenstädten. Hier könnte die Rückführung des Städters zur Natur möglich werden.“ Er schlägt vor, daß wirkliche Beziehungen zwischen Mensch und Natur entstehen können, nicht nur physischer, sondern auch psychischer Art: die Natur erleben.

In Nr. 44 vom August 1974 sieht der unvergessene Walter H. Ulbrich, der unermüdliche Vorkämpfer für den Umweltschutz in seiner Waldgemeinde Hösel und ganz Angerland, eben dieses „Angerland, letzter grüner Fleck mit Wäldern, Wiesen, Feldern, Gärten und Landhäusern zwischen Düsseldorf, Duisburg, Mülheim und Essen“ schwer bedroht in seinem Erholungs- und Wohnwert wegen der Expansion der umliegenden Großstädte. Er kämpfte für die Erhaltung des Angerlandes, denn „das Angerland hat Erholungsfunktion für die Einwohner und für die rundherum wohnenden Großstädter.“

In Nr. 45 der „Quecke“ vom September 1975, kurz vor der im Landtag mit Wirkung vom 1.1.1975 beschlossenen Verwaltungsreform (Umgemeindung) sagt ein weiterer Vorkämpfer für den Bestand des Amtes Angerland, Wilhelm Droste sen., Mitglied des Landtages und letzter Amtsbürgermeister des Angerlandes: „Hauptziel der Verwaltungsreform in unserem Bereich müsse der Erhaltung und Stärkung unseres geschlossenen Raumes und seiner weit über seine Grenzen hinausgehenden Bedeutung für das Umland sein. Diese Bedeutung haben wir in erster Linie gesehen in der Funktion eines geschlossenen Grün- und Erholungsgürtels zwischen den Ballungsgebieten, der in seiner landschaftlichen Eigenart und spezifischen Siedlungsstruktur erhaltenswert ist.“

Im Jahr 1979 überreichte der 1. Vorsitzende des BNV, Jörg Haafke, der Entdecker des Waldsees Lintorf, in dessen Nähe er wohnte, der Stadt Ratingen eine Übersicht von 30 großen und 6 - 700 kleinen Biotopen (Lebensräumen von Pflanzen und Tieren) unseres Gebietes, die es verdienen, zu überleben und nicht unwiderruflich vernichtet zu werden. Die Stadt Ratingen – und diese nicht nur allein – hat mit dem Angerland seit dem 1.1.1975 ein Erbe angetreten, das verpflichtet, sowohl historisch wie landschaftlich, das in sich selbst lebensfähig war und seine Eigenart auch heute noch bezeugt, das über Ratingen hinaus die Großstädte Duisburg, Mül-

heim, Essen und Düsseldorf aufruft, all ihre Grüngelände zu vereinigen und zu stärken, um die grüne Lunge, ein wirkliches Naherholungsgebiet, vielleicht einen Naturpark zu schaffen. Dieser Naturpark könnte ein Gegenstück des von Minister a.D. Diether Deneke 1975 als „grüne Lunge des Ruhrgebiets“ geschaffenen Naturparks Hohe Mark sein. Die Hohe Mark ist als Naherholungsgebiet zu entfernen. Auch könnte das Ruhrgebiet unmittelbar südlich des Ruhrgebietes eine zweite grüne Lunge vertragen. An dieser Stelle fehlt geradezu ein grüner Fleck in der Übersichtskarte der Naturparke in NRW. Es gibt sie schon hier, die grüne Lunge, man muß sie nur erhalten, sie ist erhaltenswert, und muß sie uns schaffen, sie ist schaffenswert.

Zur Bearbeitung des Themas wurden benutzt:

- die Bücher des Heimatforschers Heinrich Schmitz, Lintorf;
- Die Zeitschrift „Die Quecke“, Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Nr. 1 - 50 von 1950 - 1980, herausgegeben vom Verein Lintorfer Heimatfreunde unter der Schriftleitung von Heimatforscher Theo Volmert, Lintorf;
- die topographische Wanderkarte Duisburg-Mülheimer Wald, 2. Auflage 1974, 1:25000, vom Vermessungsamt NRW mit eingezeichneten Wanderwegen;
- der Stadtplan Ratingen vom Städte-Verlag in Bezug auf die Straßennamen.

5) Heute: BUND

Feste lieben BLUMEN ENK

FLORISTIKPARTNER



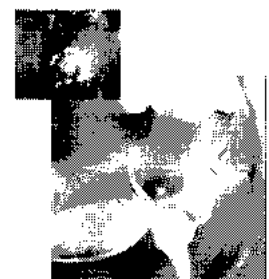
Speestraße 38
Ratingen-Lintorf

Am Gratenpoet (Friedhof)
Ratingen-Tiefenbroich

Lintorfer Waldfriedhof
Ratingen-Lintorf

Am Wehrhahn 54
Düsseldorf-Mitte

Inh. Thomas Dietz Tel. 0 21 02. 1 81 64 o. 02 11. 35 62 90



50 Jahre Hubertus-Kompanie Lintorf e. V.

Die Gründung der Hubertus-Kompanie war kein Zu- oder Einfall des Jahres 1950.

Der Wunsch, neben Stamm- und Tell-Kompanie in der Bruderschaft eine zusätzliche Kompanie zu gründen, stammt schon aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, und da wieder aus den zur damaligen Zeit noch besonders ausgeprägten Gegensätzen zwischen „Bosch“ und „Dörp“. Hauptinitiatoren waren zwei Schützenbrüder besonderer Prägung: August Breuer und Hubert Kröll.

August Breuer, 1911 Schützenkönig der Bruderschaft, war Schützenchef bis zu ihrer Auflösung bzw. dem Verbot durch die Nationalsozialisten. Hubert Kröll, Schützenkönig 1908, verstorben 1936, war der Vater unseres Ehrenvorsitzenden Fritz Kröll. Er entstammte einer alten Rätinger Schützenfamilie, die am „Pannoofe“ und am „Kiksberg“ (heute Bereich der Jugendherberge) beheimatet war. Die beiden Schützenbrüder wurden von den altgedienten „Böschern“ Wilhelm Frohnhoff, König 1924, Wilhelm Großhanten, Johann Großhanten, Hermann Zerres, Heinrich Kienen, Karl Küpper, König 1929, und Johann Lammerz unterstützt. August Breuer!



August Breuer, 1911 König der Bruderschaft, war Schützenchef, als sich die Bruderschaft wegen des drohenden Verbots durch die Nationalsozialisten selbst auflöste. Nach dem Krieg wurde er Ehrenvorsitzender. Von alten Lintorfern wurde er bisweilen der „Bürgermeister vom Bosch“ genannt

Bei diesem Namen muß man schon etwas ausschweifen, denn die Persönlichkeit August Breuers kann man nicht nur mit einem Satz streifen. August Breuer war ein Mann mit besonderem Tatendrang und eigenwilligen Entscheidungen, was sein privates, berufliches Leben und das Vereinsleben betraf.

Er war wie Hubert Kröll auch Mitglied des Kirchenvorstandes von St. Anna. Seine unkonventionellen und pragmatischen Entscheidungen sind heute noch alten Lintorfern bekannt.

Außerdem war August Breuer auch Gemeinderat von Lintorf. Seine Reden ließen an Deutlichkeit und Länge nichts zu wünschen übrig.

Auch das geschriebene Wort war gradlinig, nach seiner Art. Sein besonderes Zugehörigkeitsgefühl zum „Bosch“ und den „Böschern“ brachte ihm den Namen „Bürgermeister vom Bosch“ ein.

Mit seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein eckte er so manches Mal bei seinen Mitmenschen an.

Wenn August Breuer von ausgedehnten Versammlungen den Weg über mehrere, sogenannte „Stationen“ nicht so schnell nach Hause gefunden hatte und seiner Frau dafür eine Erklärung geben wollte, empfing sie ihn dann nur noch mit den Worten: „Do kömmt de Wichtigmäker.“

Aber auch sein soziales Engagement sollte hier nicht unerwähnt bleiben. Nach der Stillegung der Bleizeche und deren Folgen sowie bei der allgemeinen Arbeitslage dieser Zeit hat er so manchem Schützenbruder, der davon betroffen war, dank seiner Verbindungen bei den Hansche-Werken in Großenbaum eine Anstellung vermitteln können.

Wie groß sein Selbstbewußtsein war, geht aus einem Satz hervor, den er in den letzten Tagen seines 83-jährigen Lebens, schon ans Krankenbett gebunden, gesagt hat:

„Nu liech ech heh, ech, dor ieschte Mann ut demm Bosch, on kene kann mech hölpe!“ August Breuer starb am 19. Mai 1953.

Es war kein Wunder, daß August Breuer, Ehrenvorsitzender der wieder begründeten Bruderschaft, Mitinitiator der Neugründung der Hubertus-Kompanie am 15. Oktober 1950 war und auf dieser Versammlung den Antrag stellte, der Kompanie den Namen seines Freundes Hubert zu geben. Dem wurde selbstverständlich entsprochen. Seine erste Spende für die neue Kompanie war die Vereinstafel. Außerdem anwesend war Schützenchef Emil Harte.

(Außer den Sebastianus-Bruderschaften gibt es in verschiedenen Gegenden auch Hubertus-Bruderschaften).

Am Gründungstag wurde ein Arbeitsvorstand gewählt, dem folgende Schützenbrüder angehörten:

Josef Becker, Ferdinand Fitzen, Sebastian Jacobs und August Laufs.

Dieser Vorstand hatte die Aufgabe übernommen, weitere Vorbereitungen auszuarbeiten.

Bereits auf der ersten Versammlung am Sonntag, dem 28. Oktober 1950, wurde dann der neue Vorstand gewählt, dem folgende Schützenbrüder angehörten:

1. *Vorsitzender:*
Ferdinand Fitzen

2. *Vorsitzender:*
Fritz Büschken

1. *Schriftführer:*
Herbert von Wickern

2. *Schriftführer:*
Sebastian Jacobs

1. *Kassierer:*
August Laufs

2. *Kassierer:*
Andreas Gronau

Mit Ferdinand Fitzen, dem damaligen Bürgermeister der Gemeinde Lintorf, wurde eine ebenso markante wie volkstümliche Persönlichkeit Vorsitzender. Wohl nicht ohne Grund hatten die Schützen der Hubertus-Kompanie ihren



Ferdinand Fitzen (rechts), Gründungsvorsitzender der Hubertus-Kompanie, war auch Bürgermeister von Lintorf. Das Amt des Vorsitzenden der Kompanie übte er von der Gründungsversammlung am 28. Oktober 1950 bis zu seinem Tod am 10. Juli 1955 aus. Im September 1950 war er schon Gründungsmitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ gewesen. Damals wurde er zum Vertreter des Vorsitzenden Hermann Speckamp gewählt. Josef Frohnhoff (links) war lange Jahre 2. Vorsitzender und Kassierer der Kompanie, auch er gehörte gleichzeitig dem Vorstand der „Lintorfer Heimatfreunde“ an. Er starb am 12. Oktober 1984

Ferdinand gewählt, wohl wissend um seine Originalität, wodurch ihm zu dieser Zeit so manche Tür und manches Tor offenstanden.

Die Namen der Vorstandsmitglieder sind wohl vielen noch geläufig, bis auf Herbert von Wickern, Sohn des langjährigen Vorsitzenden des MGV Eintracht, Mattes von Wickern, der nämlich schon Anfang der 50er Jahre Lintorf aus beruflichen Gründen verließ.

Eine interessante Erinnerung aus dem Jahre 1950:

Bereits auf der Versammlung am 10. Dezember 1950 machte Schützenbruder Theo Kamp, seit 1921 Mitglied der Bruderschaft und jahrelang unser Oppositionsführer, in Anwesenheit von Schützenchef Emil Harte den Vorschlag, den Bruderschaftskönig von allen finanziellen Verpflichtungen zu entbinden und den Königsschuß nach der Uhr vorzunehmen. 16 Jahre später wurde dies so eingeführt.

An dieser Stelle muß auch festgehalten werden, daß fast zur gleichen Zeit und nicht ohne Grund der Bürgerschützenverein gegründet wurde, sogar im gleichen Vereinslokal. Deren 1. Vorsitzender Willy Schröder wurde, bezeichnenderweise, ein Schwiegersohn unseres Namensgebers Hubert Kröll.

Auch das muß klar festgestellt werden, diese Gründung war ein ganz klarer Gegenpol zur Hubertus-Kompanie bzw. Bruderschaft. (Aus den Bürgerschützen wurde das Bürger-Corps, heute Mitglied der Bruderschaft).

Zurück zur Hubertus-Kompanie.

Schon in der Versammlung am 3. Dezember 1950 konnte der Vorsitzende Ferdinand Fitzen der Versammlung mitteilen, daß zum Schützenfest 1951 die Hubertus-Kompanie mit einer eigenen Fahne mitmarschieren könne.

Am Ostermontag, dem 26. März 1951, fand dann in der St. Anna-Kirche bzw. danach im Saale Mentzen die Feier der Fahnenweihe statt. Hier das Programm der Fahnenweihe: (man achte auf die Uhrzeit!)

07.30 Uhr:

Antreten bei Doppstadt

08.00 Uhr:

Abmarsch zur Kirche

09.30 Uhr:

Nach der Kirche Abmarsch bis Willi Becker/Lindenhof (Stamm-Kompanie bis Mentzen), (Tell-Kompanie bis Plönes)

11.00 Uhr:

Abmarsch von Willi Becker bis Doppstadt

12.30 Uhr:

Schluß

16.00 Uhr:

Antreten bei Doppstadt

16.15 Uhr:

Abmarsch (Duisburger Straße bis Karrenberg, dann zurück über Breitscheider Weg bis Rosendahl, dann zurück über Löken, Speestraße bis Markt. Anschließend zum Saale Mentzen).

Die Fahnenweihe am Morgen in der St. Anna-Kirche und am Abend im Saale Mentzen war ein ganz besonderes Ereignis, wie der Niederschrift zur Fahnenweihe zu entnehmen ist.

Bezeichnend war wohl der Spruch des Hauptmannes Josef Becker, der dem Fahnenträger die Fahne mit den Worten übergab: „Haltet die Fahne hoch, wenn auch der



Fahnenweihe am 26. März 1951. Der Fahnenspruch lautet: „Für Ordnung und Bürgersinn/Glaube–Sitte–Heimat.“ Auf dem Bild sieht man von links nach rechts: Waltraut Klostermann, geb. Marks, Gustav Karrenberg, Fritz Kaufmann, Heinz Werminghaus und Renate Wieners, geb. Holtschneider

Träger fällt.“ Als Organisator fungierte Fritz Rosendahl, der spätere Vorsitzende.

Fahnenbeschriftung: „Für Ordnung und Bürgersinn und für Glaube, Sitte, Heimat.“

Aber wie konnte es in so kurzer Zeit, und das 1950/1951, zur Anschaffung der Fahne kommen?

Daß alle Mitglieder dazu Erhebliches beigetragen haben, ist wohl selbstverständlich. Aber, daß es so kurzfristig sein konnte, ist der besonderen Unterstützung von Ferdinand Fitzen, Andreas Gronau, Frau Anne Cordes-Büschken (Frau des damaligen 2. Vorsitzenden) und Josef Mentzen sen. (1950/51 Bruderschaftskönig und Mitglied des Bruderschaftsvorstandes) zu verdanken.

Ganz bezeichnend für unsere Fahne: Sie ist handgestickt!

Die Arbeit wurde von Frau Frieda Holtschneider und Tochter Renate (Frau Wieners), Frau und Tochter unseres verstorbenen Schützenbruders Fritz Holtschneider, übernommen.

So gut vorbereitet, konnte am Sonntag, dem 8. Juli 1951, das erste Kompanie-Königsschießen und -fest starten, in den Gartenanlagen unseres Vereinslokales A. Doppstadt „Zum Grunewald.“

Erster König wurde, wie konnte es anders sein, Fritz Kröll, Sohn des Namensgebers Hubert Kröll, der bereits schon in den Jahren 1920–1922 Bruderschaftskönig war.

Am Abend fand dann in den Gartenanlagen des Vereinslokales (man erinnere sich der wunderbaren Kastanienbäume), die Krönung des ersten Kompanie-Königs statt.

Was auch schon selbstverständlich war: Der König erhielt eine Königskette und die Königin ein Krönchen, die der Vorsitzende Ferdinand Fitzen wieder zusammengebetzelt hatte.

Auch in den folgenden Jahren wurde das Königsfest im Anschluß an das Schießen in den Anlagen des Vereinslokales gefeiert, unter musikalischer Mitwirkung eines Teiles der Musikkapelle Mentzen.

Zu dieser Zeit wurde, in Erinne-

rung an die Gründung der Kompanie, der Hubertusmarsch komponiert von Prof. Tittel, bekannt als Kirchenmusiker aus Wien und mit Lintorf familiär verbunden.

Umgeschrieben für Klavier wurde dieser Marsch von Herrn Fischer, einem Mitglied der Kapelle Mentzen.

Leider sind die Noten trotz intensiver Bemühungen weder in Wien noch in Lintorf zu finden.

Kommen wir zurück auf unsere Königsfeste.

Bei diesen Anlässen, wie nicht anders üblich, sprach auch der damalige Schützenchef Emil Harte in seiner unnachahmlichen Art, wortgewaltig und jedem verständlich.

Hier fühlte sich dann auch der Vorsitzende des Bürgerschützenvereins, Willy Schröder, veranlaßt, einige Grußworte zu sprechen.

Bei diesen beiden Rednern kam dann durch Gestik und Pathos schon so mancher Seitenhieb zustande, vor allen Dingen, wenn die Zeit fortgeschritten war und hochprozentige Schnäpse (Radauwasser) die Runde gemacht hatten.

Aus dieser Zeit stammt auch eine besonders freundschaftliche Verbindung zur Tell-Kompanie mit ihrem Chef Hermann Kockerscheidt und Vize Karl Ickelrath.

Bereits beim Schützenfest 1951 stellte die Hubertus-Kompanie mit Armin Schnitzer den Kronprinzen der Bruderschaft.

Beim Schützenfest des Jahres 1952 gab es dann schon einen besonderen Höhepunkt. Die Hubertus-Kompanie stellte mit Sebastian Jacobs den ersten Bruderschaftskönig.

Eine besondere Aufgabe für die Kompanie, die von ihrem Ehrenmitglied und späterem Ehrenvorsitzenden Hermann Thiele, zu dieser Zeit Amtsbürgermeister des Angerlandes, besonders unterstützt wurde.

Sebastian Jacobs war von 1961–1981 Schriftführer des Hauptvorstandes der Bruderschaft.

Wie immer liegen Freude und Leid sehr nahe zusammen. So war es im Jahre 1954, als am Schützenfest Lintorf vom Hochwasser heimgesucht wurde.

Der Vorsitzende Ferdinand Fitzen, ob seines Sitzfleischs bekannt, wollte den großen Regen abwarten.

Doch in den frühen Morgenstunden war das Hochwasser so gestiegen, daß der schwergewichtige Ferdinand mit dem Kahn nach Hause gerudert werden mußte.

Ein besonders trauriges Jahr wurde 1955.

Am 10. Juli 1955 verstarb, nach schwerer Krankheit, der 1. Vorsitzende Ferdinand Fitzen, im Alter von nur 57 Jahren.

Im Nachruf schrieb Schützenchef Emil Harte u. a.: „Anständig, korrekt, von eisernem Willen und un-



Sebastian und Maria Jacobs waren das Bruderschaftskönigspaar 1952/53. Sebastian Jacobs war Mitbegründer und 1. Schriftführer der Kompanie

bestechlichem Charakter, widmete sich der Verstorbene unseren Bestrebungen."

Sein Nachfolger, der nicht weniger bekannte Fritz Rosendahl, wurde auf der Generalversammlung am 14. Januar 1956 zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Beide Schützenbrüder, Ferdinand Fitzen und Fritz Rosendahl, verfügten über einen ungetrübten Humor, daher auch ihre Beliebtheit.

Das Schützenjahr 1957/1958 sollte etwas Besonderes für die Hubertus-Kompanie werden.



Fritz Rosendahl, Mitbegründer und Vorsitzender der Kompanie von 1956 bis zu seinem Tod am 7. Mai 1958, mit seiner Frau Liesel und seiner Tochter Rita

Im gleichen Jahr wurde Paul Fink Kronprinz der Bruderschaft.

Leider war es auch Fritz Rosendahl nicht vergönnt, der Hubertus-Kompanie lange vorzustehen. Er starb, auch erst 57jährig, am 7. Mai 1958.

Für die Hubertus-Kompanie ein schwerer Schlag, daß in so kurzer Zeit zwei so bekannte Persönlichkeiten zu Grabe getragen wurden.

In diesem Jahr stellte die Hubertus-Kompanie mit Hauptmann Peter Hermanns den Bruderschaftskönig und mit Heinz Fink den Kronprinzen.

Leider bestand in diesem Jahr keine Möglichkeit des gemeinsamen Feierns, da es keine Lokalität gab, in der die Bruderschaft eine gemeinsame Festivität veranstalten konnte.



Peter und Sophie Hermanns (links), das Bruderschaftskönigspaar 1957/58, sowie Brigitte Altenbeck (jetzt Frau Kronemann) und Heinz Fink, das Kronprinzenpaar 1957/58

Den Saal Mentzen („Zum Kothen“) gab es nicht mehr, und Haus Anna wurde erst im Dezember 1960 eingeweiht. 1959 und 1960 wurde auswärts in Rahm bzw. Angermund gefeiert.

Jede Formation feierte im Vereinslokal das Königsfest, eine sehr anstrengende Tour für das Königs- und Kronprinzenpaar 1958.

Für die Hubertus-Kompanie galt es im Jahre 1958, einen neuen Vorsitzenden zu wählen. Den dritten in nur acht Jahren seit der Gründung.

Eine fast unlösbare Aufgabe.

Daher ist es auch aus heutiger Sicht ein besonderes Ereignis, daß ein Neubürger Lintorfs das Amt des 1. Vorsitzenden der Hubertus-Kompanie übernahm.

Hauptmann Peter Hermanns wurde auf der Versammlung am 29. September 1958 zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Peter Hermanns zog 1946 nach Lintorf, wurde 1951 Mitglied der Kompanie und 1952 bereits Hauptmann.

Es war ein schweres Erbe für einen „Beutebösch“, die Nachfolge von Fritz Rosendahl anzutreten.

Bis 1959 wurden die Königsfeste der Kompanie in den Anlagen des Vereinslokales gefeiert. Das letzte Königspaar, das dort nach dem Königsschießen gekrönt wurde, war Josef und Luise Frohnhoff.

Das Hubertusfest 1959 wurde bereits auswärts im Hause Charge in Rahm gefeiert.

Im Jahre 1960 wurde das Vereinslokal A. Doppstadt renoviert, so daß keine Feste veranstaltet werden konnten und wir Bösch „in et Dörf“ ausweichen mußten.

Im Bürgershof wurde 1960 das Königsfest gefeiert und das Hubertusfest wieder in Rahm.

Viele Jahre sorgte das Tambour-Trio Hubert Wassenberg, Ludwig Pützer und Hans Christens auf den Festen für den nötigen Schwung und die Stimmung.

Im Jahre 1962 stellte die Hubertus-Kompanie zum vierten Male den Kronprinzen der Bruderschaft mit Peter Laufs, damals Adjutant von Oberst Heinz Fleermann.

Auf der Jahreshauptversammlung am 26. Januar 1963 wurde erstmalig über die Anschaffung von Trachten (Uniformen) diskutiert. Leider konnte keine Einigung darüber erzielt werden, die Trachten schon 1964, zum 500jährigen Bestehen der Bruderschaft zu beschaffen.

Im Schützenjahr 1964/1965 konnte die Hubertus-Kompanie mit Hans Hermann Jacobs erneut den Kronprinzen der Bruderschaft stellen.

Auf der Jahreshauptversammlung 1965/1966 wurde dann über die Anschaffung der Tracht entschieden, so daß sich im Schützenzug 1966 die Hubertus-Kompanie in neuer Tracht im Schützenzug präsentieren konnte.

Bei dieser Gelegenheit darf darauf hingewiesen werden, daß getreu unserem Gründervorbild sich auch drei Mitglieder der Hubertus-Kompanie bis 1975 im Rat der Gemeinde Lintorf engagierten und ebenfalls drei Mitglieder dem Kirchenvorstand der Pfarre St. Johannes angehörten.

Aber zum Vereinsleben gehört nun auch das Feste feiern. Und das wurde und wird auch heute noch groß geschrieben in der Kompanie.

Im Jahre 1971/1972 stellte die Kompanie zum dritten Male den Bruderschaftskönig mit Ewald Fink, der bekannt ob seiner Schießkunst dann auch noch Be-

zirtskönig des Bezirks Düsseldorf-Nord-Angerland wurde.

Zum Ausklang des Jahres 1978 wurde das Vereinslokal A. Doppstadt geschlossen.

Für die gastierenden Vereine und Vereinigungen ein schwerer Schlag, denn nicht nur die Hubertus-Kompanie und das Bürger-Corps, auch der seit der Eröffnung der Gaststätte im Jahre 1902 dort beheimatete MGV Eintracht mußten sich eine neue Heimat suchen.

Mit dieser Schließung wurde erst vielen Mitbürgern bewußt, welche Aufgabe ein Vereinslokal und Wirt in einem Ortsteil haben können.

Um so erleichtert war die Kompanie, daß wir schon nach einigen Wochen, dank guter Vorbereitung, im neuen Vereinslokal Lindenhof gastieren konnten.

Für seine Verdienste um die Sankt Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf, deren 2. Vorsitzender er auch mehrere Jahre war, wurde Peter Hermanns mit dem St. Sebastianus Ehrenkreuz des „Bundes der historischen deutschen Schützenbruderschaften“ ausgezeichnet.

Die Hubertus-Kompanie ernannte ihn zum Ehrenvorsitzenden.

Zum neuen Vorsitzenden wurde Hans Holtschneider als amtierender Vorsitzender gewählt.

Zu einem festen Bestand der Kompanie zählt vom Gründungsjahr an der Auf- und Abbau des Schießstandes, Erst auf dem Schulhof (Schule I), dann am Klosterweg (jetzt Haus Anna) und dann auf dem heutigen Konrad-Adenauer-Platz durch die Hubertusschützen und Gebrüder Fritz und Johann Kröll.



Peter und Sophie Hermanns im Juli 1986.

Peter Hermanns war Hauptmann von 1952 bis 1988, 1. Vorsitzender von 1958 bis 1983 sowie Ehrenvorsitzender von 1983 bis zu seinem Tod am 24. Februar 1995



Ewald und Anne Fink, Bruderschaftskönigspaar 1971/72. Ewald Fink wurde 1972/73 außerdem auch noch Bezirkskönig

Eine besondere Kontinuität von mehr als 20 Jahren bestimmte die Vereinsführung mit Peter Hermanns als 1. Vorsitzenden und Hauptmann Josef Frohnhoff als 2. Vorsitzenden und als Kassierer sowie Lorenz Herdt als 1. Schriftführer und Mitglied des Festausschusses der Bruderschaft.

Leider verstarb Josef Frohnhoff am 12. Oktober 1984.

Im Jahre 1983 erfolgte ein Generationswechsel in der Vereinsführung der Kompanie. Der 1. Vorsitzende Peter Hermanns legte nach 25 Jahren das Amt als Vorsitzender nieder.

Ihnen folgte das Nachbargespänn Josef Kienen und Hermann Korb.

Daß 1971 die jährlichen Provisorien des Schießstandaufbaues zu Ende gingen, war allen Helfern beim Auf- und Abbau eine Genugtuung.

Mit dem neuen Kirmesplatz konnte nun auch ein festinstallierter Schießstand errichtet werden, an dessen Auf- und Ausbau die Hubertus-Kompanie maßgeblich beteiligt war.

Nach 18 Jahren, zum 525jährigen Jubiläum, war es der Beitrag der Hubertus-Kompanie, den Schießstand zu überholen.

Durch die Initiative der Schießmeister Heinz Blumenrath und Walter Nollen wurde der Stand nicht nur auf die heutigen Sicherheitsvorschriften gebracht, sondern auch handhabungsmäßig so umgestaltet, daß heute sozusagen ein Knopfdruck genügt, um den Stand einzurichten.

Eine sehr positive Entwicklung in den letzten Jahren war die Mitgliedersituation in der Kompanie.

Sehr erfreulich, daß 15 Schüler- und Jungschützen in die Hubertus-Kompanie aufgenommen werden konnten, meist Söhne, deren Väter Mitglied der Bruderschaft sind.

In den folgenden Jahren wurden, dank der starken Jungschützen, Kronprinz der Bruderschaft:

Thomas Busch 1989/1990, auch Bezirksprinz des Bezirks Düsseldorf-Nord-Angerland; Volker Nollen, 1992/1993; Markus Busch, 1994/1995; Matthias Melchert, 1996/1997.

Des weiteren zeigten die Jungschützen ihre Bereitschaft innerhalb der Kompanie, Verantwortung zu übernehmen, denn schon Anfang der neunziger Jahre stellten sie die Fahnenträger. Heute setzt sich der Vorstand der Hubertus-Kompanie zur Hälfte aus einstigen Jungschützen zusammen.

Im Jahre 1997 stellten die Jungschützen auch das Hahneköppen-Königspaar der Kompanie.

Im Jahr 1979 wurde Matthias Melchert, nach Anschaffung einer Schwenkfahne, erster Fahnen-schwenker der Hubertus-Kompanie. Auch die Anschaffung eines kompanieeigenen Zeltes für Feiern der Hubertus-Kompanie wurde

nicht zuletzt auf Anregung der Jungschützen realisiert.

Daß die Kutsche im großen Schützenzug in den letzten Jahren ebenfalls Bestandteil des Zuges geworden ist, sollte hier auch erwähnt werden.

27 Jahre erster Schriftführer der Hubertus-Kompanie, diese Aufgabe hatte Schützenbruder Lorenz Herdt, neben seiner Tätigkeit im Festausschuß der Bruderschaft, ausgeübt. Auf der Jahres-Hauptversammlung 1989 legte er die Verantwortung in die Hände seines Nachfolgers, Klaus Spiertz. Im darauffolgenden Jahr wurde er zum 2. Vorsitzenden gewählt.

Erstmals seit Bestehen der Hubertus-Kompanie wurde anlässlich des Hubertusfestes 1991 eine Busreise zur Hubertusmesse in die Hubertuskirche Marsberg-Heddinghausen im Hochsauerland unternommen. Den Abschluß nach der Messe, die von den Jagdhornbläsern des dort ansässigen Hegerings gestaltet worden war, bildete das gemeinsame Beisammensein.

Drei Jahre danach wurde der Familientag genutzt, um per Bus in den Hunsrück zu reisen. Der Besichtigung der dort ansässigen Zinnhütte folgte eine Weinprobe an der Mosel, allen Teilnehmern sicherlich unvergessen.

In den letzten 20 Jahren konnte die Schießmannschaft der Kompanie durch die Initiative des Schießmeisters Heinz Blumenrath die ersten Plätze in den Pokalwettbewerben beim Luftgewehrschießen der Bruderschaft belegen.



Hans Holtschneider, Mitglied seit 1954, 1. Vorsitzender von 1984 bis 1997, Ehrenvorsitzender seit 1998

Ende 1997 legte der 1. Vorsitzende Hans Holtschneider nach 14 Jahren seinen Vorsitz nieder. Er hatte 1995 das Sebastianus-Ehrenkreuz erhalten und wurde 1999 zum Ehrenvorsitzenden der Hubertus-Kompanie ernannt. Zu seinem Nachfolger wurde Lorenz Herdt und zum 2. Vorsitzenden Hauptmann Walter Nollen gewählt.

Altersbedingt sind in den letzten Jahren viele langjährige Mitglieder verstorben. Unser letztes noch lebendes aktives Gründungsmitglied ist unser Schützenbruder Walter Backhaus. Als einziger Hubertusschütze wurde er dreimal Kompaniekönig (1961/1979/1990).

Lorenz Herdt, 1. Vorsitzender
Klaus Spiertz, 1. Schriftführer



Füsgen

Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/933 94, Telefax 021 02/933 95
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuemerie.de/fuesgen



40 Jahre „Prinz-Eugen-Korps“ Lintorf

*Im September des Jahres 1999 wurde das „Prinz-Eugen-Korps“ der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V. 40 Jahre alt. Bei der Matinee zur 40-Jahr-Feier im Vereinslokal „Bürgershof“ am 7. November 1999 hielt **Hans Lumer**, langjähriger Chef und heutiger Ehrenchef der Bruderschaft, die Festansprache, in der er Rückblick hielt über die Geschichte des Korps:*

Liebe Prinz-Eugen-Korps-Familie!

Als Josef Mentzen mich beim Titularfest fragte, ob ich bei der Feier zum 40jährigen Jubiläum des Korps die Festansprache halten könnte, habe ich ohne lange Überlegung und Zögern „ja“ gesagt – ohne daran zu denken, daß 40 Jahre Geschichte „Prinz-Eugen-Korps“ so schwer darzustellen sind, erst recht in einem Bericht, der nur 12 – 15 Minuten dauern soll. 40 Jahre allgemein sind nicht einfach zu komprimieren auf eine so kurze Zeit, beim „Prinz-Eugen-Korps“ erst recht nicht, da dem jugendlichen Naturell entsprechend die Berichterstattung in den ersten Jahren recht dürftig war nach dem Motto: Taten, Aktionen gehen vor Geschichtsschreibung!

Ich will auch darum nicht den Versuch unternehmen, die 40jährige Geschichte des „Prinz-Eugen-Korps“ hier lückenlos darzustellen, zumal unser rühriger Chef Karl Heinz Kipp dies in der letzten Schützenzeitung in einem ausführlichen Bericht getan hat, der zum großen Teil auf dem Rückblick in der Festschrift zum 25jährigen Jubiläum beruht, verfaßt von Adolf Fohrn und redigiert von Bärbel Laufs. Vielmehr will ich einige markante Punkte herausheben und ergänzen durch eigene Erinnerungen aus der Anfangszeit, was ältere Herren (die Ihr ja jetzt seid!) im allgemeinen gern hören – und auch gern davon erzählen, nach dem Motto: „Weißt Du noch, damals Anfang der 60er ...?“

Über die Gründungszeit des Korps unserer Bruderschaft und die Motivationen dazu habe ich vor einem Jahr bei der Matinee zum 50jährigen Bestehen der Bruderschaft nach dem Kriege ausführlich berichtet. Darum nur kurz zur Wiederholung und zum allgemeinen Verständnis folgendes: Die

Stammkompanie war in den 50er Jahren stark angewachsen auf fast 200 Mitglieder, bei denen zum Teil das Bedürfnis bestand, in kleineren Gemeinschaften je nach Interessenlage und Alter das gesellschaftliche Leben zu intensivieren. So entstanden 1952 das Tambourcorps, 1956 das Reitercorps, 1957 das Jägerkorps und 1958 das Marinekorps – später Andreas-Hofer-Korps genannt.

Nun kam auch bei einigen Jungschützen der Gedanke auf, ein neues Korps aus ihrer Altersgruppe zu gründen. Es waren zum größten Teil Söhne älterer, aktiver Schützen aus der Gründerzeit der Bruderschaft. Sie hatten schon als Kinder bei den Schützenfesten mitgewirkt, sei es als Pagen oder Ordenskissenträger in kleinen Schützenuniformen, die von Schneidermeister Josef Rosendahl eigens angefertigt waren, als Armbrustträger oder Radfahrer. Noch gut erinnere ich mich, wie

unser hochverehrter Chef Emil Harte in der Zeit vor dem Schützenfest vor Aktivität zur Vorbereitung und Ausschmückung des Festzuges übersprudelte und es verstand, die Jungen der Mittel- und Oberklasse zu begeistern und zu bewegen, beim Schützenfest mitzuwirken. Bei Papierwaren Hamacher (Schwager Fritz) hatte er vorher schon reichlich grünes und weißes Krepp-Papier bestellt, das die Jungen nur abzuholen brauchten. In den Tagen vor dem Schützenfest wurden die Fahrräder auf Hochglanz poliert und mit grün-weißem Krepp-Papier geschmückt, und auch die Armbrüste, die im Kabäuzchen neben der Oberklasse lagerten, wurden ebenso mit diesem Papier umwickelt und dazu Schärpen angefertigt.

Aber auch zu den eben aus der Schule entlassenen Jungen behielt Emil Harte Kontakt und lud sie ein, beim Schützenfest als Jungschützen mitzumachen. In weißem Hemd und schwarzer Hose marschierten sie bei der Stammkompanie mit und trugen keine Holzgewehre wie bei anderen Schützenvereinen, sondern mit bunten Blumen geschmückte Stöcke, die von Frau Haufs (Frau des Amtskuriers Gustav Haufs) angefertigt waren. Diese Jungschützengruppe war ein typisches Bild beim Lintorfer Schützenzug. Aus dieser und den vorgenannten Gruppen rekrutierten sich die Teilnehmer, die sich am 9. September 1959 hier im Bürgershof zu einer Versammlung trafen zu dem Zweck, ein „neues, uniformiertes“ Korps zu gründen, wie es in der Niederschrift heißt, die in klarer Handschrift gut verfaßt wurde von Helmut Jansen (Scharol!). – Initiiert wurde diese Versammlung von den aktiven Schützenfrauen und ehemaligen Königinnen Gertrud (Traudchen) Kaiser und Auguste



Geschafft!
Willi Haufs mit seinem geschmückten
Fahrrad am Schützenfest-Sonntag

Mentzen. Auch das ist wieder für Lintorf typisch: Die Bruderschaft ist zwar eine reine Männergemeinschaft, bei der aber zu allen Zeiten die Frauen der Schützen nicht nur zu Festen und Feiern mit dabei waren, sondern auch (meist im Hintergrund) wichtige Entscheidungen beeinflußt haben.

Hauptthemen dieser Gründungsversammlung waren: 1. Welchen Namen sollte das neue Korps tragen? und 2. wie sollte die Uniform aussehen? Während man zunächst – in Anlehnung an das neu gegründete „Marine-Korps“ – an „Fliegerkorps“ dachte, wurde dieser Gedanke bald verworfen, und auf Vorschlag von Herrn Steingen, dem Sohn der Wirtin Maria Steingen, einigte man sich bei der nächsten Versammlung auf den Namen „Prinz-Eugen-Korps“. Viel wußten die Jungen von ihrem neuen Patron damals noch nicht, höchstens, daß er „der edle Ritter“ und „Retter des Abendlandes“ genannt wurde.

„Die Uniform(jacke)“, so heißt es weiter in der Niederschrift, „soll grau sein und mit königsblau oder schwarz abgesetzt werden. Die Hosen sollen aus dem gleichen Stoff sein und mit Biesen besetzt werden, damit sie nicht zu anderen Anlässen (Tanz usw.) getragen werden.“ (Es wurde damals noch

viel getanz, und man kannte wohl die eigenen Schwächen!) – Schneidermeister Josef Rosendahl entwarf und schneiderte die Uniformen; dazu gehörte auch eine Schirmmütze. Josef Rosendahl gab auch den Anstoß und sorgte dafür, daß das „Prinz-Eugen-Korps“ keine reine „Dörfer“-Angelegenheit wurde, sondern daß auch einige „Büschler“ dazustießen. Sein Sohn Hans-Josef gehörte mit zu den Initiatoren, der dann seinen Vetter Alois Rosendahl und seine Freunde Ferdi und Manfred Frohnhoff und später Friedhelm Poschkamp überzeugen konnte, auch „Prinz-Eugener“ zu werden.

Zum Titularfest 1960 trat das neugegründete „Prinz-Eugen-Korps“ stolz zum ersten Mal mit seiner neuen Uniform an. Ein Foto aus dieser Zeit erinnert tatsächlich an eine Fliegertruppe.

Es wurden auch Satzungen aufgestellt, von denen aber nur bekannt ist, daß die Mitgliederzahl auf 19 beschränkt war und das Höchstalter 25 Jahre sein sollte. Das Durchschnittsalter betrug damals 19½ Jahre.

Die Festschrift zum 25jährigen Jubiläum spricht von 12 Gründungsmitgliedern, zählt aber nur 11 Namen auf: Werner Fink, Willi Hamacher, Hans-Georg Mentzen, Josef

Mentzen, Werner Uferkamp, Robert Schwarz, Hans Dieter Bauer, Hans Peter Fendel, Ferdi Frohnhoff, Horst Dietz und Hans-Josef Rosendahl. (Vielleicht ist Helmut Jansen noch als Gründer gemeint, der das 1. Protokoll schrieb, sich dann aber weiter nicht mehr beteiligte.)

Robert Schwarz, Hans Dieter Bauer, Hans Peter Fendel und Werner Fink schieden früher oder später wieder aus, so daß von den elf namentlich Genannten noch sieben übrigblieben. In einer späteren Meldung an den Hauptvorstand (1964 für die Jubiläumsfestschrift der Bruderschaft) wurden sechs weitere Mitglieder gemeldet, die noch 1959 eingetreten waren: Rolf Korb, Peter Helmut Laufs, Friedhelm Poschkamp, Karl Heinz Reinhardt, Alois Rosendahl und Manfred Frohnhoff, insgesamt also heute 13 Jubilare.

Durch Vermittlung von Traudchen Kaiser übernahm Willi Molitor, der erste Nachkriegskönig, das Protektorat des neuen Korps. Viele Jahre hindurch hat er die „Prinz-Eugener“ nicht nur mit gutem Rat, sondern auch tatkräftig unterstützt. Auch für die Stiftung einer Standarte machten sich Frau Kaiser und Frau Mentzen stark. Ja, wenn Ihr die Frauen und guten Mütter nicht gehabt hättet!



Das „Prinz-Eugen-Korps“ im Jahre 1961 mit der ursprünglichen Uniform



Vorder- und Rückseite der Standarte des Korps

Die Standarte trägt auf der einen Seite eine Abbildung des reitenden Prinz-Eugen, – auf der anderen Seite neben der Namensbezeichnung „Prinz-Eugen-Korps – St. Sebastianus Bruderschaft Lintorf 1464“ ein stilisiertes Wappen, das ein flammendes Schwert auf blauem Hintergrund unter einem Regenbogen zeigt. Dieses Wappen, das die „Prinz-Eugener“ auch auf ihren Trachtenjacken tragen, ist in etwas abgewandelter Form dem Truppenabzeichen einer damals in Berlin stationierten alliierten Truppe nachgebildet und wurde von Schneidermeister Rosen Dahl für die Uniform vorgeschlagen und dann auf die Standarte übertragen.

„Wie die Alten sangen, so zwitschern auch die Jungen“ ist eine Überschrift in der Festschrift zum 25jährigen Jubiläum. Das soll bedeuten, die „Prinz-Eugener“ feierten feste – ihre Feste – und beteiligten sich aktiv „von Anfang bis heute“ an den Veranstaltungen der Bruderschaft. Dazu aber setzten sie neue Ideen und Aktivitäten: Sie schossen ihren eigenen Korpskönig aus, am Anfang im Garten des „Bürgerhofes“, später auf Königstouren im Taunus, Sauerland oder Münsterland. Dazu kamen Pokalschießen, Fahrradtouren, Feste für die Kinder, Fußballwettkämpfe und, als herausragendes Ereignis, die Tenniswettkämpfe auf der eigenen Anlage am Beekerhof.

Von Bedeutung für die Bruderschaft war, daß das „Prinz-Eugen-Korps“ (neben dem „Andreas-Hofer-Korps“) schon früh die Tradition des nach dem Schützenfest stattfindenden „Hahneköppens“ wieder aufleben ließ, das die Bruderschaft als Ganzes in den ersten Jahren nach der Wiedergründung im Soestfeld bei Derichs, auf dem Beekerhof, in der Anlage bei Plönes oder im Bürgerhof gefeiert hatte. Der Höhepunkt aller Veranstaltungen und Feste aber war wohl im 25. Jubiläumsjahr die Fahrt mit den Frauen nach Wien, wo man hautnah an vielen Stätten an den Patron „Prinz Eugen, den edlen Ritter“, erinnert wurde.

Da das Schießen um die Königs- und Kronprinzenwürde in einer Schützenbruderschaft den Höhepunkt des Schützenjahres bildet, waren die „Prinz-Eugener“ immer bemüht, bei diesen Wettbewerben ihre Treffsicherheit zu zeigen. Zunächst kam für sie als Jungschützen ja nur die Kronprinzenwürde in Frage. Dieses Ziel haben sie verhältnismäßig oft erreicht. Schon vor der Gründung des Korps 1959 hatten drei der Mitbegründer als Mitglied des Stammkorps ihre Treffsicherheit bewiesen und die Kronprinzenplatte abgeschossen: 1954 Werner Fink, 1955 Robert Schwarz und 1958 Josef Mentzen. In den folgenden Jahren nach der Gründung des Korps folgten ihnen 1961 Werner

Uferkamp, 1963 Horst Dietz, 1965 Ferdi Frohnhoff, 1967 Friedhelm Poschkamp und 1973 Klaus Parnitzke.

Die höchste Würde in der Bruderschaft – nämlich König zu sein – erreichten fünf Mitglieder: 1972 Josef Mentzen, 1976 Werner Uferkamp, 1977 Hans-Georg Mentzen, 1980 Klaus Degen und nun, im 40. Jubiläumsjahr, Jürgen Uferkamp. Über die Grenzen Lintorfs hinaus bekannt wurden Josef und Hans-Georg Mentzen als Bezirkskönige des Bezirks Düsseldorf-Nord/Angerland.



Das Kronprinzenpaar 1958
Josef und Liesel Mentzen



Das Prinz-Eugen-Korps im Jahre 1989

Oben v.l.: Hans-Josef Rosendahl, Gerhard Hasenbein, Alois Rosendahl, Franz Jüntgen, Manfred Frohnhoff, Detlef Lausch, Werner Uferkamp, Klaus Degen, Theo Backhaus, Peter Helmut Laufs, Helmut Brücken, Hans van der Meer, Hans-Georg Mentzen, Rolf Korb – Mitte v.l.: Wolfgang Lausch, Willi Hamacher, Franz Schieveling, Josef Mentzen, Manfred Kleine-Benne, Adolf Fohrn, Ferdinand Frohnhoff – Unten v.l.: Mario Schiefer, Ulrich Giegling, Horst Dietz, Karl-Heinz Reinhardt, Friedhelm Poschkamp, Ulrich Schäfer

Nicht nur ihre eigenen Königsfeste, sondern auch die der Bruderschaft wurden immer gebührend gefeiert und keine Kosten und Mühen gescheut. Aber in ihrer Festesfreude hat das „Prinz-Eugen-Korps“ auch immer in den 40 Jahren seines Bestehens an die Menschen gedacht, die keine Mittel und keinen Grund zum Feiern hatten, die in Not und Elend lebten, hier in unserer Heimat und draußen irgendwo in der Welt. Sie haben ihre Hilfsaktionen nicht laut hinausposaunt und darüber in der Öffentlichkeit geschwiegen. Aber an einem Tag wie heute soll das auch einmal erwähnt werden, was die „Prinz-Eugener“ auf karitativem Gebiet getan haben: Neben sozialen und kirchlichen Hilfsaktionen in unserem engen Umfeld haben sie über viele Jahre hinweg regelmäßig wohltätige Organisationen unterstützt, als da sind „Aktion Sorgenkind“, „Österreichischer Bergrettungsdienst“, „Terre des Hommes“, „Kinderkrebshilfe“ und „Unicef“. Dafür gehört ihnen auch heute einmal Anerkennung und Dank ausgesprochen.

Nach so viel Rückblick müßten wir noch einen kurzen Ausblick in die Zukunft tun! Aus den Jungschützen

von damals mit einem Durchschnittsalter von 19 ½ Jahren sind heute gestandene Altschützen geworden mit einem Durchschnittsalter von fast 60 Jahren.

Wie geht's weiter in der Zukunft?

Vor 15 Jahren – im 25. Jubiläumsjahr – war ein hoffnungsvolles „Prinz-Eugen-Jungschützenkorps“ gegründet worden, hauptsächlich wieder – wie 1959 – bestehend aus Söhnen der älteren „Prinz-Eugen“-Schützen. Es war die 3. Schützengeneration nach dem Kriege! Leider aber hat sich diese, mit viel Enthusiasmus begonnene Verjüngung, schon nach einigen Jahren wieder verflüchtigt. Es hat sich damals gezeigt, daß es schwer ist, eine Gruppe Jugendlicher in eine bestehende ältere Gemeinschaft einzufügen. Es bedarf dazu besonderer kameradschaftlicher betreuerischer Maßnahmen. Weiter hat man damals schon gemerkt, was sich heute in noch stärkerem Maße zeigt: Es ist schwierig, besonders Jugendliche, aber auch Erwachsene für unsere Gemeinschaft zu gewinnen und zu erhalten. Bei der heutigen Vielfalt der Unterhaltungsangebote und dem Bestreben des einzel-

nen, sich nicht fest irgendwo zu binden, lassen sich nur wenige dazu bewegen, ideellen Zielen wie „Glaube, Sitte, Heimat“ nachzustreben oder gar verantwortungsvolle Aufgaben zu übernehmen.

Wie schwer es auch ist, wir dürfen nicht nachlassen in dem Bestreben, neue Mitglieder für uns zu gewinnen! Das gilt nicht nur für das „Prinz-Eugen-Korps“, sondern für die ganze Bruderschaft! Lintorf wächst zur Zeit in einem rasanten Tempo! Was können wir tun? Es gibt kein Patentrezept! Aber versuchen müssen wir alles, zunächst durch ein vorbildliches Auftreten in der Öffentlichkeit, das ist gleichsam eine Voraussetzung für weitere Maßnahmen! Dazu müßten persönliche Ansprachen bei den Neubürgern kommen. Neben Einladungen zu unseren Veranstaltungen ist wohl das persönliche Gespräch die wirksamste Werbemethode.

Wir müssen alles versuchen, jeder einzelne, jede Kompanie und jedes Korps, damit die Bruderschaft in Lintorf weiter besteht und den Stellenwert in der Gemeinde behält, den sie über 535 Jahre – trotz mancher Rückschläge – hatte und bis heute noch hat!

Von Lintorfer Tankstellen, Schmieden und den Butenbergs

Auf den ersten Blick ist es sicher schwer, hier einen Zusammenhang zu sehen. Und doch gibt es ihn.

Aber dafür muß ich weit ausholen.

Der Anlaß für diesen Artikel war die Schließung der ersten Lintorfer Nachkriegstankstelle am Hülzenbergweg, der ARAL-Tankstelle von Wolfgang Butenberg am 31.12.1999.

Doch angefangen hat alles viel früher:

1885 bauten Karl Benz und unabhängig von ihm Gottlieb Daimler ihre ersten Kutschen ohne Pferde. Und es war nur eine Frage der Zeit, bis diese Automobile ihren Siegeszug antraten.

Für die Lintorfer, die damals noch recht arm waren, dauerte es sicher etwas länger als für die Bewohner der Städte ringsum.

Da diese Autos auch Benzin brauchten, mußten Tankstellen geschaffen werden.

Die erste in unserem Raum war die BP-Station am Krummenweg. Und schon 1928 entstand die ESSO-Station von Gustav Flocken. Sie wird heute von seinem Sohn Günter geführt.

Wann genau die erste Lintorfer Zapfsäule eröffnet wurde, konnte ich nicht ermitteln. Jedenfalls



Die Postkarte von 1937 zeigt die Angermunder Straße. Man sieht ganz links das Hamacher-Haus, dann die Frisörstube von Jean Schröder, die Tankstelle und schließlich das Geschäft von Fritz Füsgen

befand sie sich da, wo heute die Vereinsbank am Konrad-Adenauer-Platz steht.

Sie wurde an der Stelle errichtet, auf der vorher die alte Dorfschmiede von Ludger Klötgen stand. Ludger hatte seine Schmiede, die auf dem Foto von 1907 schon recht brüchig aussieht, 1921 auf die gegenüberliegende Straßenseite zwischen Asyl und Hausmannsgut verlegt. Dort stand sie bis Kriegsende.

Auf dem freigewordenen Platz errichtete ein Mann namens Drechsler die erste Lintorfer Zapfsäule. Dieser Drechsler reparierte

in einem Gebäude, das etwas zurück von der Straße zwischen Fritz Füsgen und der Friseur-Stube von Jean Schröder lag, Fahrräder. Die Zapfsäule bestand aus einer Handpumpe mit zwei oben liegenden 5 l-Glasbehältern.

Als er sich zur Ruhe setzte, übernahm sein Nachbar, der Farbenhändler und Drogist Fritz Füsgen, die Station.

Auf der anderen Straßenseite baute auch Ludger Klötgen vor seiner Schmiede eine Tankstelle. So konnten die ersten Lintorfer Autobesitzer zwischen SHELL bei Füsgen und ESSO bei Klötgen wählen.

Und damit haben wir die erste Verbindung zwischen Schmiede und Tankstelle.

Wann die beiden Tankstellen geschlossen wurden, konnte ich nicht ermitteln. Mehrere Zeitzeugen berichteten, beide Tankstellen hätten bei Kriegsende noch gestanden. 1946, als die Familie Franz Jüntgen ihren Lebensmittelladen an der Stelle der Klötgen-Schmiede eröffnete, gab es die ESSO-Zapfsäulen nicht mehr.

Und auch die SHELL von Füsgen muß in dieser Zeit abgerissen worden sein.

Fritz Heidrich, der 1954 die SHELL-Station an der Ecke Spee-



Ludger Klötgen (1879-1952) vor seiner Schmiede an der Angermunder Straße (Konrad-Adenauer-Platz). Im Haus betrieb er eine Eisenwarenhandlung. 1921 übernahm Fritz Füsgen das Haus. Er hatte hier eine Farbenhandlung und später auch eine Drogerie



Die SHELL-Tankstelle von Fritz Füsgen

straße/Am Löken eröffnete, erzählte mir, daß beide Tankstellen im Dezember 1939, er war zu dieser Zeit als Soldat in Lintorf stationiert, nicht mehr betrieben wurden.

Im Krieg gab es in unserem Ort so gut wie keine PKW mehr. Sie waren stillgelegt oder von der Wehrmacht requiriert. Einige Lieferwagen oder Nutzfahrzeuge liefen aber noch. Für die mußten Benzin-Bezugscheine beantragt werden. Mit solch einem Bezugschein konnte man dann 5 l Treibstoff erstehen. Da durften die Lintorfer wählen zwischen ESSO bei Flocken bzw. BP am Krummenweg oder SHELL am „Nördlichen Zubringer“.

Als der Krieg 1945 vorbei war, tauchten auch die ersten Fahrzeuge wieder in Lintorf auf. Aber es dauerte noch bis Anfang 1954, bis sie wieder in Lintorf tanken konnten.

Die erste Nachkriegstankstelle war die ARAL-Station am Hülsenbergweg, der damals noch Rätiniger Straße hieß. Gebaut wurde sie von dem Dachdecker Karl Ritterskamp, der in der Porz wohnte und dem das Gelände gehörte.

Der erste Pächter war der Schlosser Wilhelm Frohnhoff. Er blieb aber nicht lange. Er hatte noch fünf oder sechs Nachfolger, bis sie 1957 von Fritz Butenberg übernommen wurde.

Und damit sind wir bei den Butenbergs.

Im Jahre 1901 pachtete der Vater von Fritz, Karl Butenberg, die Dorfschmiede neben der St. Anna-Kirche von der jungen Witwe Emma Unterbarnscheid.

Sie fanden Gefallen aneinander und heirateten 1905. In ihrem kleinen Häuschen zogen sie 10 Kinder groß.

Zwei von ihnen, Fritz und Josef, erlernten das Schmiedehandwerk.

Während Fritz Butenberg später bei Rheinmetall Arbeit fand, blieb Josef bei seinem Vater in der elterlichen Schmiede.

1948 übernahm er sie. Er baute die Schmiede um und errichtete im vorderen Teil einen Haushaltwarenladen. In dem alten Wohnhaus wurde ein Raum eingerichtet, in dem Öfen und Zubehör verkauft wurden. Er erzählte mir, daß er die Öfen damals noch hinter dem Fahrrad zu den Kunden transportierte. So lieferte er auch in die umliegenden Ortschaften aus.

Ich ging als Junge gerne in die Schmiede. Mein Vater schickte mich oft dorthin, um z.B. Pflugscharen, die stumpf und rund geworden waren, neu austreiben und schärfen zu lassen. Ich fand es faszinierend, wenn das Gebläse an der Esse eingeschaltet wurde, die Pflugscharen in die Glut gelegt und dann, wenn sie hellrot glühten, von Karl und Josef mit rhythmischen, hell klingenden Hammerschlägen neu in Form getrieben wurden. Am Schluß stand dann immer das Abschrecken im Wasserfaß. Es zischte und brodelte mächtig, wenn die heißen Werkstücke an langen Zangen in das Wasser tauchten.

Oft mußte ich auch mit unseren Pferden zur Schmiede, wenn sie neue Hufeisen brauchten. Während Lore, die Stute, die Prozedur geduldig über sich ergehen ließ, meinte Mecki, unser großer brauner Wallach immer, den Notstall – das war ein Gestell aus starken Balken mit Vorrichtungen, um den zu beschlagenden Huf fest zu fixieren – abreißen zu müssen. Auch die neuen Hufeisen wurden mit Feuer und Amboß dem Huf



Karl und Emma Butenberg (um 1910) vor ihrem Häuschen

genau angepaßt. Der Huf selber wurde nachgeschnitten. Das kostete damals 3,00 DM. Heute bezahlt man für die gleiche Arbeit (vier Hufe) 160,00 bis 180,00 DM.

Mit dem Rückgang der Arbeitspferde und dem Siegeszug der Fertigartikel fiel auch für die Schmiede immer weniger Arbeit an.

Der Haushaltswarenereich wurde weiter ausgebaut.

1971 mußte dann die Dorfschmiede der Ortskernsanierung weichen. Josef Butenberg baute sein Haushalt- und Eisenwarengeschäft am heutigen Standort neu auf. Sein Sohn Ewald übernahm den Bereich Sicherheitstechnik und Schlüsseldienst. Heute führen er und seine Frau Angelika den Betrieb.

Doch zurück zu Fritz Butenberg.

Fritz wurde als einer der letzten russischen Kriegsgefangenen 1950 in seine Heimat Lintorf entlassen. Es war die Zeit des Aufbaus, der Fahrräder und Mopeds.

Und da die auch mal kaputt gingen, beschloß er sie zu reparieren.

Er baute eine Baracke gegenüber der Schmiede in den Hamacher-Garten. Das war der Vorläufer der Fahrradhandlung Butenberg.

1957 bot sich dann die Gelegenheit, die ARAL-Tankstelle zu übernehmen. Er betrieb sie mit seinen Söhnen Siegfried und Wolfgang. Und es wurden weiter Fahrräder repariert und verkauft. Jetzt an der Tankstelle und in seiner Baracke.

1959 eröffnete er dann ein Fahrradgeschäft an der Duisburger Straße, dort, wo heute das Lokal „Kabäusken“ steht.

1966 übergab er die Tankstelle in die Hände seines Sohnes Wolfgang. Er ging ganz in seinen Laden, bis er sich 1970 zur Ruhe setzte.

Fast zur gleichen Zeit wie die ARAL-Tankstelle entstand an der Ecke Speestraße/Am Löken die SHELL-Tankstelle von Fritz Heidrich. Im Frühjahr 1953 hatte Kurt Ehrkamp das Eckgrundstück erworben. Er baute seinen Lebensmittelladen dort, wo sich heute



Die Butenberg-Schmiede (1932).
In der Bildmitte Josef und Karl Butenberg, rechts Fritz Butenberg

Party Baier und das Sonnenstudio befinden. Die Ecke nebenan verpachtete er im September des gleichen Jahres an Fritz Heidrich. Der konnte dann ca. sechs Monate später seine SHELL-Station eröffnen. Er erzählte mir, daß der Tagesumsatz damals bei 300 l Treibstoff lag.

Nach vielen kleineren Modernisierungen – so wurde u.a. die erste automatische Auto-Waschstation des ganzen Angerlandes errichtet – sollte 1979 auf Wunsch von SHELL die Tankstelle groß ausgebaut werden. Da Fritz Heidrich mittlerweile 64 Jahre alt war, wollte er den Umbau nicht mehr durchführen. Er setzte sich zur Ruhe. Sein Monatsumsatz an

Sprit war zu dieser Zeit auf stolze 140 000 – 160 000 l gestiegen. Kurt Ehrkamp verpachtete danach die Tankstelle direkt an SHELL.

Die dritte Station, die im Nachkriegs-Lintorf errichtet wurde, entstand im Februar 1955 an der Angermunder Straße, heute Konrad-Adenauer-Platz, bei der Bahnspedition Karrenberg. Karrenbergs Enkel Helmut Lange, der die Firma führte, baute sie als zweites Standbein. Hier konnte man Rheinpreussen tanken.

1970 wurde Rheinpreussen von Texaco und die später von der DEA aufgekauft.

Im November 1975 kündigte die DEA den Liefervertrag. Helmut



Das Fachgeschäft Butenberg heute

Lange führte seine Tankstelle bis Dezember 1979 als freie Tankstelle weiter.

Die Zapfsäulen sind noch heute auf seinem Hof zu sehen.

Im Jahre 1963 wurden zwei weitere Tankstellen eröffnet:

Im April die ESSO-Station von Karl-Heinz Reinhardt an der Duisburger Straße. Gegenüber der Herz-Apotheke kann man heute noch die Überbleibsel sehen.

Im Januar 1969 übergab er sie an einen Nachfolger. Doch schon drei Monate später wurde sie geschlossen.

Die Tankstelle an der Ecke Potekamp/Speestraße wurde 1963 von August Pabelick gebaut. Sie verkaufte nacheinander: FRISA, GULF und FANAL.

Der erste Pächter, Manfred Frohnhoff, betreute sie bis 1973. Dann folgte bis 1974 Alfred Skupin. Sein Nachfolger war bis zum 31. Mai 1986 Gerd Hasenbein. Am 1. Juni 1986 übernahm sie dann Dietmar Pfeif.

Am 30. Juni 1987 wurde der Benzinverkauf eingestellt. Bis zum 31. Mai 1989 blieb Dietmar Pfeif mit seiner Autoreparaturwerkstatt in den Gebäuden der ehemaligen Tankstelle. Dann zog er in seinen heutigen Firmensitz neben der Bimmelbahn (Industriegleis) am Zechenweg.

Seit 1980 hat Hans-Georg Mentzen auf dem Beeker Hof eine freie Diesel-Verkaufsstation. Fast alle seine Kunden nutzen die moderne Möglichkeit des Tankens mit Chipkarte.

So, das waren jetzt alle Lintorfer Vor- und Nachkriegstankstellen.

Kommen wir jetzt wieder zurück zur ARAL-Tankstelle des zweiten Lintorfer Schmiedes, der eine Tankstelle betrieb, zu Fritz Butenberg.

Ich hatte erzählt, daß er die ARAL-Tankstelle 1966 an seinen Sohn Wolfgang übergab. Dieser führte sie bis zum Jahresende 1999.

Als die meisten von uns sich anschickten, das neue Jahrtausend zu begrüßen, bediente er seine letzten Kunden.

Der Eigentümer der Tankstelle hatte den Pachtvertrag gekündigt. Es sollen Häuser gebaut werden.



Die alte ARAL-Tankstelle mit Wolfgang, Siegfried und Fritz Butenberg



Die Fahrradhandlung von Fritz Butenberg an der Duisburger Straße



Die Reste der Rheinpreussen-Tankstelle bei Karrenberg/Lange.
In der Einfahrt, vor dem Baum, stehen noch die Zapfsäulen



Die ESSO-Tankstelle von Karin und Karl-Heinz Reinhardt an der Duisburger Straße



Wolfgang Butenberg am letzten Tag an seiner Tankstelle

Viele Lintorfer und auswärtige Stammkunden bedauern den Wegfall der individuellen und umfassenden Betreuung rund ums Auto durch Wolfgang Butenberg und sein Team.

Hier konnten noch die Autofahrer/innen vorfahren, die nicht wußten, wie ihr Gefährt betankt wird. Hier wurden noch die Luft in den Reifen geprüft, der Ölstand kontrolliert und die Scheiben gesäubert.

Oft begegnete mir Wolfgang schon morgens um 7 Uhr in einem fremden Auto, das, wenn der Besitzer noch am Frühstückstisch saß, schon von Hand außen und innen gewaschen und gesaugt, blitzblank wieder vor seiner Haustüre stand.

Heute ist der Platz geräumt. Nur noch ein paar, von Unkraut überwucherte Schuttreste und ein Hinweisschild auf das neue Bauvorhaben erinnern an die erste Lintorfer Nachkriegs-Tankstelle von Fritz und Wolfgang Butenberg.

Mit ihr mußte wieder ein Stück liebenswertes Lintorf dem Fortschritt weichen.

Den Autofahrern sind noch die SHELL-Station, der Beeker Hof und wie früher die umliegenden Tankstellen geblieben.

Anmerkung:

Sollte jemand zu den Schließungen der Füsgen- und Klötgen-Tankstelle Angaben machen können, wären wir für eine Kontaktaufnahme dankbar. Vielleicht gibt es noch ein Foto von der Klötgen-Schmiede bzw. Tankstelle.

Jürgen Steingen

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 9. und 10. Dezember 2000 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 70 / Quecken Nr. 1–69 / Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1–5 / Jubiläums-Sonderheft

Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf“

Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte“ Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde“ / „Mehr Heiteres als Ernstes“

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland!

Lintorf vor 66 Jahren:

Lintorfer Zündwarenfabrik niedergebrannt

Etwa 100 Arbeitnehmer beschäftigungslos.

Bei der verheerenden Explosion einer Feuerwerksfabrik im niederländischen Enschede kamen im Frühsommer 21 Menschen ums Leben, knapp 700 wurden verletzt. Grenzübergreifend waren Rettungskräfte aus Deutschland den Niederländern zu Hilfe geeilt, um die Verletzten zu versorgen. Wer weiß aber noch, daß sich im Mai 1934 ein ähnliches Unglück in Lintorf ereignet hat, das jedoch weit glimpflicher verlief: es waren keine Menschenleben zu beklagen. In einer Duisburger Zeitung fand sich damals folgende Meldung:

1 Eisenbahnbeamte der Station Lintorf bemerkten, daß aus der nahegelegenen Zündwarenfabrik hohe Flammen aufstiegen. Sie benachrichtigten den Fabriksehrhaber, der sofort die Feuerwehren von Düsseldorf, Ratingen und Lintorf alarmierte. Zwischen 2 und 3 Uhr erfolgten dann zahlreiche Explosionen, von denen zwei mit gewaltigen Detonationen ganze Gebäudeteile in die Luft wirbelten. Durch den starken Luftdruck wurde ein nahe gelegener Lagerschuppen mit Explosivstoffen eingedrückt, ebenso die Häuser der nächstgelegenen Häuser. Das Feuer verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die ganzen Werksanlagen. Die Flammen entwickelten eine derart große Hitze, daß die Eisenkonstruktionsstücke sich wie Spritzenfedern aufstauten. Das Werk brannte bis auf einen Teil der äußeren Gebäudemauern vollständig nieder. Maschinen und Werkzeuge wurden teils durch das Feuer, teils durch die Explosionen völlig vernichtet. Der entstandene Schaden ist im Augenblick nicht zu überschauen. Durch die Katastrophe wurden etwa 100 Arbeitnehmer beschäftigungslos. Lediglich die nahegelegenen Wohngebäude sowie der erwähnte Lagerschuppen konnten dank den vereinten Anstrengungen der Feuerwehren vor der Vernichtung bewahrt bleiben. Menschenleben sind zum Glück nicht zu beklagen. Ueber die Entstehungsursache der Katastrophe herrscht noch völlige Unklarheit, jedoch liegt die Annahme nahe, daß Selbstentzündung vorliegt.



Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Der Kegelklub „Onger uns“ besteht 45 Jahre

Am 21. Juni 1955, vierzehn Tage nach der Lintorfer Kirmes, trafen wir uns zum ersten Mal in der Gaststätte „Am Kothen“ in Lintorf, um unseren Kegelklub zu gründen.

Wir waren alle echte Lintorfer Bürgerfrauen, einige noch aus dem vorigen Jahrhundert.

Der Vereinsname „Onger uns“ verrät, daß wir die alte Lintorfer Mundart noch beherrschten.

Die Gründerinnen waren:

Agnes Derichs, Elisabeth Doppstadt, Mariechen Harte, Traudchen Kowalewski, Mathilde Kockerscheidt, Mia Kuhles, Gertrud Mecklenbeck, Mariechen Mentzen, Maria Molitor und Lieschen Schwarz.

Wir verstanden uns alle prima, trotz des teilweise großen Altersunterschiedes.

Unser Klub ist hervorgegangen aus dem Kegelklub „Sorgenfrei“ unserer Männer. Sie kegelten in der „Grenze“, früher Gerlings. Auch dieser Klub besteht noch.

Nun kegelten wir alle 14 Tage „Am Kothen“, noch mit einem Kegeljugen. An unserem ersten Kegelabend kam Willi Molitor, um uns in die Technik des Kegels einzuleiten.

Wir hatten keine blasse Ahnung vom Kegeln. Als er uns zeigte, wie man den rechten oder linken Bauern holen sollte, war das vergebliche Liebesmüh, wir begriffen es nicht.

Aber eine hatten wir dabei, die konnte kegeln, das war Gertrud Mecklenbeck, die Wirtin von der „Grenze“. Sie hatte einen kräftigen Wurf und holte leicht den rechten und linken Bauern.

Für uns jüngere Frauen war der 14tägige Kegelabend Entspannung. Mann, Kinder, Geschäft, Haushalt, da freute man sich auf den Abend. Es war immer ein reger Gedankenaustausch, es wurde viel gelacht, das Kegeln nahmen wir nicht so ernst.

Gab es eine Runde, so stellte die Wirtin eine Flasche Steinhäger auf den Tisch und sagte: „So, nun bedient euch, ich kann ja sehen wieviel heraus ist.“

Essen und Trinken sowie der ganze Kegelabend waren damals ein billiges Vergnügen.

Die Kegelbahn kostete 4 DM, der Kegeljunge bekam 4 DM, die Bewirtung des Jungen 2 DM.

Am ersten Gründungstag, der immer gefeiert wurde, verzehrten wir 12 Schnittchen und 24 Piccolos, für zusammen 126 DM, natürlich aus der Kasse.

Lange Hosen zu tragen war zu der Zeit noch nicht üblich, so kegelten wir in den engen Röcken der 50er Jahre, hinten mit Dior-Falte. Nach einem flotten Kegelabend war die Falte eingerissen, und es mußte eine Spinne eingenäht werden.

Unsere Kegelreisen waren zu der Zeit noch bescheiden, es ging ins Bergische Land, in die Eifel, in den Taunus, an den Rhein, nach Norderney. Mit der Kegelei ging es aufwärts. Junge Frauen stießen zu uns, und der 14tägige Kegelabend war sportlich geprägt.

Nicht quatschen, aufpassen, kegeln, war die Devise, und das war gut. Als die Gaststätte „Am Kothen“ dem Gebäude der Sparkas-

se weichen mußte und mit ihr die Kegelbahn, wechselten wir zur „Post“ über. Dort kegeln wir noch heute und werden von Nico und seinem Team gut betreut.

Mittlerweile waren unsere Kinder größer und wir konnten eine Woche lang auf Kegelreise gehen. Unser Bedürfnis, die weite Welt zu sehen, war groß. Nun flogen wir in ferne Länder und haben viel von der Welt gesehen. Es waren alles interessante und fröhliche Reisen, die wir nicht missen möchten, ebenso die Feste, die wir feierten.

Eine Chronik zeigt uns alle Ereignisse, natürlich bebildert. Nach 45 Jahren liest sie sich wie eine spannende Geschichte. Unser Klub hat nach dieser langen Zeit noch zwei alte Lintorferinnen als Gründerinnen dabei: Elisabeth Doppstadt und Maria Molitor.

Unsere jetzigen Mitglieder sind:

Alice Beyer, Edeltraud Dohmke, Elisabeth Doppstadt, Ille Hilgers, Irmgard Hassel, Gunde Karrenberg, Katharina Kniep, Maria Molitor, Marlis Nieweg, Maria Schugens und Karola Schütte.

Möge sich unser Kegelklub „Onger uns“ weiterhin an Einigkeit und Fröhlichkeit erfreuen und auch im 21. Jahrhundert fortbestehen.

Maria Molitor



Der Damenkegelklub „Onger uns“ aus Lintorf im Jahre 2000

90 Jahre - ein volles Menschenleben

Erinnerungen an Schwester Annemarie Militz

Als Schwester Annemarie - wie sie allseits genannt wurde - in der Nacht zum 17. Oktober 1998 in ihrer Lintorfer Wohnung im Kreuzfeld 35 still verstarb, war ein reiches Leben zu Ende gegangen, voller Dienstbereitschaft gegenüber ihren Mitmenschen und mit tiefen geistlichen Erfahrungen.

Annemarie Militz wird am 16. Juni 1908 in Stettin an der Oder in der Provinz Pommern geboren, heute eine polnische Großstadt an der deutschen Ostgrenze. Nach dem

Zunächst arbeitet sie seit 1931 als „Fürsorgerin“ bei der Stadt Stettin, bis die Kriegswirren sie nach Westen verschlagen. Die Oberfürsorgerin in Stettin, mit der sie noch viele Jahre in Kontakt steht, bescheinigt ihr im März 1945, daß sie „infolge der Auflockerung“ ihren Dienstort Stettin verläßt und für die Dauer der Umquartierung dienstbefreit ist. Über Umwege kommt sie nach Neubuckow in Mecklenburg, wo sie noch im selben Jahr als Kreisfürsorgerin des Staatlichen Gesundheitsamtes Wismar

eine Anstellung findet. Der Bezirksbürgermeister von Neubuckow bescheinigt ihr, daß sich ihre Tätigkeit auf ca. 35 km im Umkreis erstreckt und sie berechtigt ist, „die Straße in der Zeit von abends 22 Uhr bis morgens 6 Uhr zu passieren“ - eine handschriftliche Übersetzung in russischer Sprache bekräftigt das Dokument.



Stettin vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg

Schulabschluß mit Mittlerer Reife besucht sie das städtische Kindergärtnerinnen-Seminar zu Stettin (1925 - 1927). Als Neunzehnjährige betreut sie zunächst zwei Jahre lang in einer Familie die beiden Kinder „mit unerschöpflicher Liebe und Geduld“ und erweist sich „von unbedingter Zuverlässigkeit“, wie eine „Frau Baurat K.“ ihr in einem Zeugnis 1929 bescheinigt. Anschließend besucht sie die Soziale Frauenschule Stettin und wird nach einem guten Abschluß (Oktober 1931) vom Regierungspräsidenten in Stettin 1933 als Wohlfahrtspflegerin staatlich anerkannt. Später darf sie sich im Wege der Nachgraduierung „Diplom-Sozialarbeiterin“ nennen.



Annemarie Militz im Alter von 20 Jahren



Im August 1946 erhält Schwester Annemarie ihren Arbeitspaß für den Bereich des Arbeitsamtes Düsseldorf

Auf Veranlassung eines Düsseldorfer Regierungsrates bewirbt sich Annemarie Militz im März 1946 beim Amtsarzt des Staatlichen Gesundheitsamtes des Landkreises Düsseldorf-Mettmann und schreibt dazu: „Der Grund meines Stellungswechsels ist, daß ich hier völlig fremd bin und die mir nächst stehenden Menschen in Düsseldorf leben.“ Es klappt zügig: am 1.7.1946 wird die 38jährige mit 14 Jahren Berufserfahrung vom Landkreis als „Fürsorgepraktikantin“ eingestellt und der Ortsstelle des Kreisgesundheitsamtes in Ratingen zugeteilt „unter der Voraussetzung, daß die Militär-Regierung hiergegen keinen Widerspruch erhebt“. Sie meldet sich am 13.7.1946 in Lintorf an, und ein englischer Major bestätigt ihr mit Fingerabdruck und Stempel, daß sie als Einwohner der Gemeinde Lintorf unter der

Adresse „Lintorf Melchiorsschule“ vorschriftsmäßig registriert ist. Wenig später erhält sie als „Ostflüchtling“ die Genehmigung, in der Kreisfürsorgestelle „Wohnung zu beziehen“.

Schwester Annemarie hat in der Quecke Nr. 63 (1993) - Sozialarbeit im alten Angerland - selbst beschrieben, wie sie damals im Souterrain der bombengeschädigten alten Schule mit ihren Rucksack-Habseligkeiten auf der Untersuchungsloge genächtigt hat. Und wie sie zusammen mit ihrer Kollegin, Schwester Monika Henning, 27 Jahre lang die sechs Angerland-Gemeinden von Wittlarer bis Eggerscheidt unter schwierigsten Bedingungen in der Gesundheits- und Familienfürsorge betreut hat, davon viele Jahre zu Fuß und mit dem Fahrrad bei Wind und Wetter, bis die erste Buslinie eingerichtet wurde.



Schwester Annemarie Anfang der 50er Jahre

Wegen ihres selbstlosen Einsatzes war Schwester Annemarie bei den Menschen beliebt - aber auch gefürchtet, wenn sie unangemeldet bei einer jungen Familie auftauchte, um sich gründlich zu vergewissern, daß das Neugeborene auch gut versorgt wurde. Es galt noch immer, was der Oberbürgermeister der Stadt Stettin schon 1945 ihr ins Zeugnis geschrieben hat: „In sehr pflichttreuer, verantwortungsbewußter Weise setzte sich Fräulein Militz für ihre Mitmenschen ein. Sie hatte sich in ihrem Bezirk ein schönes Vertrauensverhältnis mit der Bevölkerung geschaffen und half, wo Hilfe not tat. Sie tat ihre Arbeit aus innerer Verpflichtung.“



Schwester Annemarie im Jahre 1973.
Sie ist 65 und scheidet nach
42 Dienstjahren aus ihrem Beruf

Annemarie Militz wurde 1948 zur Kreisfürsorgerin und Beamtin auf Lebenszeit, 1965 zur Kreissozialoberinspektorin ernannt. Zum Jahresende 1973 schied sie 65-jährig nach 42 Dienstjahren aus ihrem geliebten Beruf. Es sollten ihr noch 25 erfüllte Lebensjahre in Lintorf beschieden sein.

Ich kenne Schwester Annemarie seit 1970, als ich meinen Dienst bei der Amtsverwaltung Angerland in Lintorf antrat. Aber persönlich näher gekommen sind wir uns erst auf einer Studienreise nach Israel mit Pastor Gruska im April 1997 (es war ihre vierte Israelreise), als bei ihr die körperlichen Kräfte schon zu schwinden begannen. Ich sehe die damals fast 89jährige mit ihrem zierlichen, fast zerbrechlichen Körper noch vor mir, wie sie selbst bei großer Hitze keine Besichtigungstour ausließ und sich auch auf einem Kamel fotografieren ließ. Nur wenn der Fußweg anstieg oder uneben wurde, faßte sie von hinten meine Hand und sagte: „Sie sind mein Eselchen“.

Im selben Jahr unternahm sie noch eine anstrengende Busreise nach Rügen, wo sie „ein sehr schweres Jahr 1945/46 erlebt“ hat und jetzt fasziniert war von der Schönheit des Landes und dem Wiederaufbau. Dagegen schrieb sie 1995: „Ich war auch in meiner Heimatstadt Stettin, diese einst so schöne vertraute Stadt ist keine Heimat mehr.“

Im Juli 1998 (sie hat es notiert) traf ich Schwester Annemarie am Arm

einer Bekannten am Adenauer-Platz, als sie nicht mehr zu Fuß nach Hause gehen konnte. Ich fuhr sie mit meinem Auto zurück, und sie drängte mich in ihre Wohnung. Nach einer kurzen Erholungspause - das Treppensteigen fiel ihr schon sehr schwer - fragte sie mich unvermittelt, ob ich ihr helfen könne und ihr Testamentsvollstrecker werden wolle. Völlig überrascht, wollte ich ihr diese Bitte nicht abschlagen. Ich konnte damals nicht ahnen, daß diese bescheiden lebende Frau über Jahrzehnte hinweg ein beträchtliches Vermögen angespart hatte, das nach ihrem Tode an viele Personen und Organisationen, die ihr am Herzen lagen, aufgeteilt werden sollte. Ich half ihr, wie sie ihre klaren Vorstellungen in einer letztwilligen Verfügung festlegen konnte. Aber das Schreiben des langen Testaments war für sie bereits eine Last. Ich habe ihre Stimme noch im Ohr, als sie mich anrief: „Ich habe es geschafft!“. In ihrem Kalender notierte sie erleichtert: „Testament geschrieben, Vermögen verteilt.“ Nach ihrem Ableben hatte ich eine Menge zu tun, um ihren letzten Willen zu erfüllen. Ich habe es gern getan.

Schwester Annemarie hatte eine bemerkenswerte Eigenart: sie schrieb über alles, was sie bewegte, und über jeden, der ihr begegnete. Ihre Reiseberichte und umfangreichen Korrespondenzen wie ihre Jahreskalender mit den kurzen täglichen Eintragungen geben



Konfirmationsbescheinigung der
Bughagen-Kirchengemeinde in Stettin



Burg Rothenfels am Main

einen Einblick in ihre Persönlichkeit. Ausgenommen ist ein Bündel Briefe, die sie nur verschnürt mit der Bitte übergab, sie ungelesen zu vernichten; so geschah es.

Annemarie Militz war ein tiefreligiöser Mensch. Im Alter schreibt sie rückblickend: „Ich kam aus einem christlichen evangelischen Elternhaus. Ich hatte mich schon sehr früh für Christus entschieden, war eifriges Mitglied christlicher Organisationen.“ Unter den neuen Eindrücken im Rheinland tritt sie am 2.7.1947 vor Dechant Veiders zur katholischen Kirche über. 50 Jahre später schreibt sie darüber in einem Brief: „Nach großen inneren Kämpfen entschloß ich mich zum Übertritt. Ich hatte nicht den Glauben gewechselt, sondern einen neuen Reichtum hinzugewonnen. Das Erlebnis und Geheimnis der Eucharistie nahm mich so gefangen, daß der Schritt des Übertritts vollzogen werden mußte. Ich habe es keinen Tag bereut, aber meinen Dank und die Wertschätzung der Evangelischen Kirche behalten. Es gibt nur einen Gott und Erlöser, die Grenzen setzen wir Menschen.“

Sie war mit ihrer Pfarre St. Johannes und Pater Aarts eng verbunden. Wiederholt finden sich in ihrem Kalender Anmerkungen wie „herrlicher Gottesdienst“ oder „sehr beeindruckende Prozession“, aber auch zum Pfarrkarneval (sehr laut, 2 Stunden genug) und zum Basar (nichts gekauft, Kartoffelsalat gegessen). Häufig nahm sie auch am Gemeindeleben der evangelischen Kirche in Lintorf teil, wo sie sich mit den Eheleuten

dem Lintorfer Heimatverein. Und sie war sehr korrekt: alle ihre zahlreichen Geschenke an viele Menschen hat sie bis zuletzt genau vermerkt. In ihrem Nachlaß fand sich noch ein Büchlein, in dem die Weihnachtsgeschenke an ihren großen Familien- und Freundeskreis aus den Jahren 1930–1952 aufgelistet sind.

Annemarie Militz nahm an dem Leben um sich herum immer regen Anteil, auch am öffentlichen Leben. Mit einer nach Israel ausgewanderten Freundin tauschte sie tiefgehende Gedanken über das christlich-jüdische Verhältnis aus – zu einer Zeit nach dem Kriege, als dieses Thema noch nicht allgemein war. Viele Jahre war sie ein aktives Mitglied in der Gesellschaft für Christliche-Jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf. In ihrer Partei, der CDU, wirkte sie bis zum Schluß als Schriftführerin der Senioren-Union Ratingen. Dem Sozialdienst Katholischer Frauen in Ratingen war sie ebenfalls verbunden.



Bürgermeister Wolfgang Diedrich gratuliert Schwester Annemarie zu ihrem 90. Geburtstag

Eine ganz besondere Beziehung hatte sie zur Burg Rothenfels, einem katholischen Bildungszentrum im Spessart, wo sie dem Freundeskreis über Jahrzehnte angehörte. An den dortigen Veranstaltungen in der Kar- und Osterwoche und an manchen anderen Tagungen (oft mit dem und über den Religionsphilosophen Romano Guardini) hat sie an 48 Jahren hintereinander teilgenommen und in hohem Alter beklagt, daß ihre nachlassenden Kräfte ein 50. Jahr nicht mehr zuließen: „Ist doch Rothenfels ein Stück meines Lebens“. Ein anderer geistlicher Stützpunkt war für sie das Kloster Himmelpforten in Würzburg. Sie hat 17 Jahre lang die Einladungen zu den Epiphanie-Tagungen verschickt, immer handschriftlich etwa 160 Briefe. Aber sie stellte in ihren letzten Jahren fest, daß ihre Generation auf manches Vertraute verzichten mußte: „Unsere Welt erfährt einen enormen Umbruch auf allen Gebieten, nicht zuletzt im religiösen Bereich... Eine neue Generation ist herangewachsen mit eigenen Erkenntnissen und Problemen... Es ist viel interessierte Jugend da, für uns Alte etwas anstrengend und befremdend.“

Sie lebte nach dem Sprichwort: Wer schreibt, der bleibt! Sie hat in ungezählten Briefen anderen Menschen mit einfühlsamen Worten gratuliert und kondoliert, sie getröstet, gestärkt und ermuntert, sich bedankt und entschuldigt. Die handschriftlichen Entwürfe ihrer Briefe aus den letzten drei Lebensjahren füllen allein eine Kladde. Gegenüber anderen Menschen war sie immer liebevoll und bestimmend zugleich; der lange Beruf hat sie geprägt.

Als Schwester Annemarie am Neujahrstag 1998 mit dem Rettungswagen auf die Intensivstation im Ratinger St. Marien-Krankenhaus gebracht werden mußte, begann ihre Leidenszeit, von der sie sich nicht mehr erholen sollte. Auch nach ihrer Rückkehr blieb sie kränklich und schwach und benötigte ständige Hilfe. Sie hat sich oft sehr elend gefühlt, wie ihre Notizen belegen, die zum Schluß immer unleserlicher wurden.

Noch einmal richtete sie sich auf, als am 16. Juni zu ihrem 90. Ge-



Schwester Monika Henning
im Jahre 1979

burtstag eine Schar geladener Gäste im Pfarrzentrum ihre Lebensleistung würdigte und als sie mit wohlgewählten Dankesworten ihre letzte Rede hielt. Bereits zwei Jahre zuvor war sie für ihr Engagement im Beruf und öffentlichen Leben mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt worden.

In ihrer letzten Lebenszeit wurde sie von ihren vielen Lintorfer Freunden liebevoll betreut und in ihren letzten schweren Wochen

von der Gemeindeschwester Inge-Marie Müller vom Förderkreis Diakonie und Caritas aufopfernd gepflegt. Sie wollte nicht in einem Krankenhaus sterben. Und sie hatte für ihr Ableben gut vorgesorgt - vom Grabpflegevertrag über den Entwurf einer Todesanzeige bis zum Ablauf der Trauerfeier. Alle haben sich daran gehalten.

Mehr als drei Jahrzehnte war Schwester Annemarie mit ihrer Kollegin, Schwester Monika Henning, in treuer Freundschaft und gegenseitiger Hilfe verbunden, auch noch weit über deren Tod hinaus. Sie schreibt schon in ihrem ersten Testament von 1980, daß sie neben Monika Henning („mein liebster Mensch“) auf dem Lintorfer Waldfriedhof bestattet werden möchte. In ihrem Kalender notiert sie am 7.3.1997: „Meine Monika 17 Jahre tot.“ Nun ruht sie zwischen Dechant Veiders und Schwester Monika auf dem Waldfriedhof.

Annemarie Miltz war eine ungewöhnliche Frau mit einem ungewöhnlichen Leben.

Dr. Horst Blechschmidt

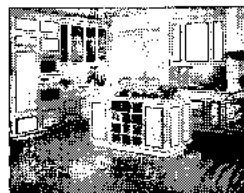
Große PORTAS-Ausstellung für Ihre Modernisierungs- Wünsche!



Türen



Haustüren



Küchen



Badmöbel

Erleben Sie die Perfektion und Vielfalt der PORTAS-Renovierungstechnik am Beispiel von original renovierten und modernisierten Türen, Haustüren, Küchen und Badmöbeln. Wir beraten und demonstrieren. Sie werden von der Qualität und Verarbeitung begeistert sein.

Besuchen Sie uns. Erleben Sie PORTAS.
Der weiteste Weg lohnt sich!

PORTAS®

Gutes
erhalten.
Neues
gestalten.

Konrad Mende GmbH
Breitscheid, An der Pönt 51, ☎ 02102/17730
zwischen „Blumen Schley“ und dem SB-Warenhaus „real“

PORTAS - Ihr Renovierer Nr. 1 - 500 x in Europa

Der Förderkreis Diakonie und Caritas e.V. in Lintorf

Fürsorge und Pflege in alter Zeit

Die christlichen Kirchen pflegten zu allen Zeiten Hilfe zu leisten für alte, kranke und gebrechliche Menschen. So gehörte früher die Krankenschwester mit ihrer Tracht in das Bild der Gemeinde. Natürlich oblag die Versorgung und Pflege in erster Linie den Angehörigen, und das war möglich, denn Großeltern, Eltern und Kinder gehörten zu einer Familie.

Im Laufe der Zeit bildeten sich so dann die Sozialverbände Caritas, Diakonisches Werk, Arbeiterwohlfahrt, Deutsches Rotes Kreuz u.a. für die fürsorgerischen und pflegerischen Tätigkeiten aus, die auch zugleich die Ausbildung von Fachkräften betrieben. In der Trägerschaft der Gemeinden und dieser Organisationen entstanden Krankenhäuser und Heime für Waisen und gefährdete Kinder.

Die Veränderung der gesellschaftlichen Struktur

Durch die Veränderung der Familienstruktur, Berufstätigkeit von Mann und Frau, berufliche Fluktuation und zu kleine Wohnungen, erfuhr das früher selbstverständliche Zusammenleben der Generationen eine Veränderung. Zudem wurden die Menschen immer älter, oft überlebte nur der eine Partner, so daß die Zahl der Alleinlebenden größer wurde, und auch die Zahl der Hilfebedürftigen nahm zu. Das führte zur Einrichtung von Sozialstationen in den siebziger Jahren. Im Kreis Mettmann wurden zunächst 15 Sozialstationen gegründet und in die Trägerschaft der Sozialverbände gegeben. Daß diese Zahl der Sozialstationen nicht ausreichen würde, war bald klar.

Der Förderkreis Diakonie wird gegründet

Im Diakonieausschuß der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf erkannte man die Notlage, konnte aber als Ausschuß daran nichts ändern. In einer Gemeindeversammlung kam die mangelnde Hilfe für kranke, alte und behinderte Menschen zur Sprache, und

Pastor Gruska forderte, diese Situation zu bessern. Dr. Michael Heber schlug die Gründung eines Vereins vor, der sich dieser Aufgaben annehmen sollte, der im übrigen auch ohne den schwierigen bürokratischen Ballast den Hilfebedürftigen beistehen sollte. Er erklärte sich zur Mitarbeit bereit und gewann auch Bernd Löhr und mich. Nach der Erarbeitung einer Satzung für den Verein wurde durch den Notar Dahlke der Verein dem Amtsgericht Ratingen gemeldet und unter dem 2. März 1983 in das Vereinsregister eingetragen. Wenig später wurde die Förderungswürdigkeit des Vereins durch das Finanzamt bestätigt.

Aus der Satzung des Förderkreises Diakonie und Caritas e.V.

Die Aufgaben und Zielsetzungen des Förderkreises lassen sich aus der Präambel zur Satzung deutlich erkennen. Sie ist nachfolgend aufgeführt:

*„Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht.“ (Matth. 25,36)
Diese, im Hinblick auf endzeitliches Geschehen gemachte Aussage unseres Herrn gilt allen, die seinen Namen tragen, als Aufforderung und Prüfstein ihres Lebens. Es sei auch das Leitmotiv des Förderkreises Diakonie und Caritas.*

Nachbarn und ehrenamtliche Kräfte sind oft und gern bereit und befähigt, wenn sie darauf angesprochen werden, ihren in Not befindlichen Mitmenschen zu helfen, denen durch öffentliche Einrichtungen nur mit großem organisatorischen Aufwand oder gar nicht geholfen werden kann.

Hier will der Förderkreis einspringen und die Arbeit der öffentlichen und kirchlichen Stellen unterstützen und ergänzen. Er versteht sich keinesfalls als Konkurrenzunternehmen zu diesen.

Da der Förderkreis sich der Hilfebedürftigen gleich welcher Konfession oder sonstiger Einstellung annehmen wollte, war er von Anfang an ökumenisch orientiert, wie es in Lintorf seit altersher üblich war. Das zeigte sich auch schon bald in der Zusammensetzung des Vorstandes, in dem selbstverständlich evangelische und katholische Christen sind und ihre Aufgabe wahrnehmen:

1. Vorsitzender: Horst Müller, Zeisigweg 18, 40885 Ratingen

2. Vorsitzender: Norbert Niemann, Ulenbroich 20, 40885 Ratingen

Schriftführer: Dr. Michael Heber, Rehhecke 61, 40885 Ratingen

Schatzmeister: Dieter Böhm, Am Diepebrock 3, 40885 Ratingen



Auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt ist der Förderkreis regelmäßig mit einem Stand vertreten

Ehrenvorsitzende: Ingemarie Müller, Am Diepbrock 3, 40885 Ratingen; Friedrich Wagner, Im kleinen Feld 8, 40885 Ratingen

Gemäß seiner Satzung betätigt sich der Förderkreis in der Jugendfürsorge, der Altenpflege, der Krankenpflege und der Behindertenpflege.

Im Laufe der Zeit bildeten sich aus der Satzung besondere Schwerpunkte und auch Ergänzungen heraus.

Die Zahl der Mitglieder wuchs auf 80 Personen, die durch ihre finanziellen Beiträge die Arbeit unterstützten. Dazu kamen die aktiven Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich den Aufgaben stellten.

Die pflegerische Arbeit nimmt ihren Anfang

Für die Betreuung der pflegebedürftigen, kranken Menschen stellte sich Frau Ingemarie Müller, eine geprüfte und erfahrene Krankenschwester, sofort zur Verfügung. Sah es zuerst so aus, als würden sich die Schwestern der Sozialstation und Frau Müller Konkurrenz machen, so wurde doch sehr bald klar, daß für alle mehr als genug Arbeit vorhanden war. Frau Müller tat ihre Arbeit allerdings ehrenamtlich, und so wurde auch bei den Patienten nicht nach einer Bezahlung gefragt, vielmehr wurden freiwillig Spenden gegeben, wenn dies möglich war. Erst sehr viel später wurde es möglich, Betreuungsfälle mit Krankenkassen abzurechnen.

Immer versuchte Frau Müller neben der fachlichen Betreuung den Kranken auch mit einem Wort des Trostes seelische Hilfe zu leisten, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Zeitweise hatte Frau Müller täglich bis zu 15 Fälle zu betreuen, manche mußten zwei- und dreimal am Tage besucht werden. In vielen Fällen wachte Frau Müller auch am Krankenbett, blieb auch bei Sterbenden und unterstützte auch die Angehörigen.

Die Belastungen wuchsen so, daß der Förderkreis die Schwestern Monika Frisch, Dorothea Meyer, Brigitte Giese und Petra Böhm zur Mitarbeit gewinnen mußte.



Vorsitzender Horst Müller und das Pflege-team des „Förderkreises Diakonie und Caritas e.V. Lintorf“

Kurse für pflegende Angehörige

Angehörige von Kranken bedürfen der Anleitung zur rechten Pflege. Aus diesem Grunde veranstaltete der Förderkreis Pflegekurse, bei denen Dr. Michael Heber die medizinische Unterweisung und eine Lehrkraft des Deutschen Roten Kreuzes oder der Johanniter-Unfallhilfe die krankenschwesterliche Tätigkeit behandelten. Die Übungen fanden mit den bereitgestellten Materialien und an den vorhandenen Krankenbetten statt. Die Kurse wurden gut angenommen. Der Förderkreis hatte sich von den Teilnehmern auch aktive Mitarbeit versprochen, was aber nicht erfolgte.

Die Arbeit war auch so sehr fruchtbar, denn die häusliche Krankenpflege wurde zu einem wichtigen Faktor in unserer Gesellschaft.

Von Mitgliedern des Förderkreises werden Pflegschaften übernommen

Wenn Pflegschaften nicht von den Angehörigen übernommen werden können, dann wenden sich die Gerichte an die Sozialverbände, bei denen dann oft 100 und mehr Pflegschaften von einem Pfleger übernommen werden, wobei eine persönliche Betreuung nicht mehr möglich ist. Daher bot der Förderkreis Diakonie den Gerichten auch Betreuer an, die über Jahre die Betreuung alter oder behinderter Menschen übernahmen

und eine auch persönliche Kontaktaufnahme besorgten.

Besuchsdienst im Fließner-Krankenhaus zu Lintorf

Es ist dies ein Krankenhaus für Psychischkranke, die auch heute noch häufig gemieden werden, weil es als ein Makel angesehen wird, psychisch krank zu sein. In den meisten Krankenhäusern gibt es Besuchsdienste, blaue oder grüne Engel, so etwas gab es im Fließner-Krankenhaus nicht. Auf Anregung des damaligen medizinischen Leiters des Krankenhauses organisierte ich einen Besuchsdienst, denn gerade diese Kranken bedürfen in besonderem Maße der Zuwendung. Zuerst hatten die Besucherinnen und Besucher eine gewisse Sorge: Können die Kranken auch nicht gefährlich werden? Aber auch das Pflegepersonal war zunächst skeptisch: Würden die Besucher mit den Patienten fertigwerden, würden sie auch das rechte Verständnis für die Arbeit des Pflegepersonals aufbringen? Doch die Befürchtungen trafen nicht zu. Durch die Zusammenarbeit mit den Pflegern kam es zu guten Kontakten mit den Patienten. Ich war 13 Jahre in meiner Station mit Gedächtnistraining tätig. Außerdem konnte ich als Patientenführer manche Anregungen geben.

Die Besuchsdienste im Fließner-Krankenhaus erhielten auch vom Landschaftsverband einen Betrag

von DM1500,- zur Veranstaltung von Fahrten und Feiern. So konnte mehrmals mit Patienten eine Hafenrundfahrt durch die Duisburg-Ruhrorter Häfen gemacht werden. Für die zur Entlassung anstehenden Patienten richtete der Förderkreis in der evangelischen Altentagesstätte im ehemaligen Rathaus jahrelang mittwochs einen Treffpunkt ein, bei dem es um Beratung zur Einrichtung von Wohnungen oder um Hilfen bei der Beschaffung von Arbeitsstellen ging. Annemarie Militz, Diakon Weskamp und ich nahmen regelmäßig an diesen Besprechungen teil.



Die Ehrenamtlichen von Kleider- und Möbelkammer

Essen auf Rädern

Es zeigte sich, daß viele alleinlebende alte Menschen, auch Behinderte, nicht regelmäßig ein warmes Essen erhielten, weil sie selbst nicht in der Lage waren, es zuzubereiten. Da organisierte der Förderkreis das Essen auf Rädern. Es wurde täglich außer samstags und sonntags warm geliefert. Die Menschen freuten sich nicht nur auf das Essen, sie konnten auch immer noch einige Worte mit den Essensbringern wechseln, was den meist einsam Lebenden besonders gut tat. Im ersten halben Jahr fuhr Frau Müller, im nächsten fuhr ich das Essen aus. Später übernahmen es die Frauen Imhoff und Kliesch, heute sind es Frau Kliesch und Frau Fischer, die die 25 – 30 Portionen täglich verteilen. Es ist eine Aufgabe, die mit Liebe getan werden muß.

Der Förderkreis plant eine Tagespflegeeinrichtung

1989 nahm sich der Förderkreis ein Problem vor, das sich aus der häuslichen Altenpflege ergab: die Tagespflege. In manchen Familien wurden alte Angehörige gepflegt. Oft befanden sich die pflegenden Angehörigen selbst in einem Arbeitsverhältnis, auf das sie aus finanziellen Gründen angewiesen waren. Andere waren zwar nicht berufstätig, hatten aber auch teilweise Verpflichtungen, mußten z.B. einkaufen oder Arzttermine wahrnehmen. Sie konnten aber nicht verantworten, die alte Mutter oder den Vater allein zu lassen. Andere alleinstehende alte Menschen wurden nach einem Krankenhausaufenthalt entlassen, konnten sich aber selbst noch

nicht helfen. Für alle diese Personen mußte es einen Ort geben, wo sie gut aufgehoben waren und wo man mit ihnen sinnvolle Rehabilitationsarbeiten machte.

Mit Unterstützung des Kreises Mettmann und des Landschaftsverbandes Rheinland plante der Förderkreis eine solche Einrichtung, für deren Unterbringung Erdgeschoßräume im alten Rathaus zu Lintorf wie geschaffen waren. Der Förderkreis setzte auch 70.000,00 DM für die Gestaltung ein. Doch der Sozialausschuß des Rates der Stadt hielt den Förderkreis für nicht geeignet als Träger dieser Einrichtung. Kurz entschlossen übernahm das Fließnerwerk 1992 die Trägerschaft.

Doch inzwischen wurde durch das neue Pflegekostengesetz die häusliche Krankenpflege neu geregelt. Durch den hohen Personalaufwand in der Tagespflege waren auch die Kosten hoch und überstiegen die Erstattungen, so daß nach der Eröffnung im Jahre 1994 statt der geplanten 14 Personen nur 6 bis 7 Personen an der Tagespflege teilnahmen. Nach zwei Jahren entschied das Fließnerwerk, die Einrichtung wieder zu schließen. So ging eine wichtige Institution zur Ergänzung der häuslichen Pflege verloren.

Der Förderkreis richtet eine Kleiderkammer ein

1995 wurde die längst geplante und für notwendig erachtete Kleiderkammer in den Kellerräumen des Gemeindezentrums am Blei-



Täglich außer samstags und sonntags liefert der „Essen auf Rädern“-Dienst warme Mahlzeiten an 25 bis 30 Personen



Horst Müller mit dem Allzweckfahrzeug des Förderkreises. Es wird zum Transport von Möbeln und Krankenhilfsmitteln benutzt, dient aber auch als Bus für Behinderte

bergweg in Lintorf eröffnet. Sie wurde zu einer segensreichen Einrichtung.

Hier werden Kleider, Wäsche, Kindersachen und alles, was der Mensch braucht, gesammelt, geordnet, gepflegt und an Interessenten wieder ausgegeben. Auch das Flieðner-Krankenhaus, die Bethel-Anstalten und Organisationen, die Kleider und Wäsche in notleidende Gebiete senden, profitieren von dieser Kleiderkammer. Zehn ehrenamtlich tätige Frauen arbeiten in der Kammer, die dienstags und freitags geöffnet ist und sehr stark besucht wird. Mit viel Liebe und guter Übersicht leitet der Vorsitzende des Förderkreises, Horst Müller, diese Arbeiten.

Der Förderkreis unterhält auch ein Lager für Möbel

Ähnlich wie die Kleiderkammer wurde auch eine Möbelkammer eingerichtet. Hier werden brauchbare Möbel, die z.B. bei Haushaltsauflösungen anfallen und oft auch von guter Qualität sind, gesammelt, und für die Neueinrichtung von Wohnungen bereitgehalten. Wieviele Spätaussiedler haben hier die erste Ausstattung für ihre Wohnungen erhalten! Mit dieser Einrichtung wird vermieden, daß wertvolle und gut brauchbare Möbelstücke dem Sperrmüll ausgeliefert werden.

Für den Transport der Möbel hat der Förderkreis ein geeignetes

Auto angeschafft. Selbstverständlich stehen auch ehrenamtliche Helfer für den Möbeltransport bereit.

Der Förderkreis unterhält auch ein Lager für Geräte, die in der Krankenpflege Verwendung finden, z.B. Rollstühle oder Krankenbetten. Diese Geräte werden bei Bedarf kostenlos ausgeliehen.

In unserer Gesellschaft ist eine Einrichtung wie der Förderkreis Diakonie und Caritas e.V., die sich der vielschichtigen sozialen Aufgaben annimmt, eine Notwendigkeit. Er befindet sich auch nicht in Konkurrenz zu anderen Sozialverbänden, sondern arbeitet mit ihnen zusammen, ergänzt sie. Wesentlich für seine Arbeiten sind die ehrenamtlichen Mitarbeiter, die im Pflegedienst, bei der Essensverteilung und in der Kleider- und Möbelkammer tätig sind. Ohne sie könnte die Arbeit nicht geleistet werden. Darum wirbt der Förderkreis auch immer wieder Mitglieder für seine Arbeiten, aber auch solche, die durch ihren Geldbeitrag helfen, denn die Fahrzeuge für den Möbeltransport und die Essensverteilung kosten Geld.

So füllt der Förderkreis eine bedeutende Stelle im Sozialgefüge unserer Gesellschaft aus. Er ist weder konfessionell noch politisch gebunden, er dient schlicht den Menschen, die ihn brauchen.

Friedrich Wagner

Horst Müller, Vorsitzender des „Förderkreises Diakonie und Caritas e.V.“ und Leiter der Kleider- und Möbelkammer, möchte ein wenig aus seiner Erinnerung berichten über die Entwicklung der Kleiderkammer zu einem Treffpunkt für Hilfesuchende:

„Als am 1. Dezember 1995 die seit längerer Zeit geplante Kleiderkammer in den Kellerräumen des Gemeindezentrums der Evangelischen Kirchengemeinde am Bleibergweg 78 eröffnet wurde, geschah das mit dem Vorsatz, Hilfe zu leisten ohne jegliches Ansehen der Person. Zu diesem Zeitpunkt bestand im Vorstand durchaus eine gewisse Unsicherheit über die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung, zumal es ja bereits zehn ähnliche Kammern im Stadtgebiet Ratingens gab. Doch der Andrang von Besuchern schon am Eröffnungstag und in den weiteren Monaten zerstreute alle Zweifel.

Zur Verfügung stehen Damen-, Herren- und Kinderoberbekleidung, Unterwäsche, Wäsche (Bett- und Küchenwäsche) und Schuhe. Entgegen genommen werden auch alte Brillen und Brillengestelle, die an andere Hilfsorganisationen weitergeleitet werden.

Betreut wird die Kleiderkammer von vierzehn ehrenamtlich tätigen Frauen, welche die gespendete Bekleidung sichten, ordnen, sortieren und an den Öffnungstagen Dienstag und Freitag an die Besucher ausgeben.

Der Besucherkreis setzt sich im wesentlichen aus Aussiedlern, Asylanten, Sinti und Roma, Patienten des Flieðner-Krankenhauses, Kontingentflüchtlingen und Hilfesuchenden zusammen, die verschiedene Organisationen wie Caritas, Sozialdienst katholischer Frauen (SKF) Ratingen oder das Sozialamt der Stadt Ratingen an uns verweisen. Unterstützt aus Mitteln der Kleiderkammer werden u.a. die Obdachlosenhilfe oder die Nikolausburg in Duisburg, eine Einrichtung des Diakonischen Werkes zur Resozialisierung von Alkoholikern. Das Einzugsgebiet der Kleiderkammer geht von Garath im Süden Düsseldorfs bis nach Duisburg im Norden sowie Velbert im Osten.

Des weiteren beteiligt sich der Förderkreis mit Beständen der Klei-



Die Arbeitsgemeinschaft Spina bifida und Hydrocephalus (ASbH) mit dem Bus des Förderkreises bei einer Kinderfreizeit an der Ostsee im Juli 1999

derkammer an Kleidertransporten nach Rußland, der Ukraine und Rumänien, hier speziell mit Bekleidung für Waisenhäuser und für Einrichtungen für obdachlose Kinder.

Ein Vierteljahr später, im Februar 1996, eröffnete der Förderkreis ebenfalls in den Kellerräumen des Gemeindezentrums eine Möbelkammer. Angeboten werden neben gebrauchten Möbeln, Federbetten, Kinderbetten und Kinderwagen, Herden, Kühlschränken, Waschmaschinen und Lampen auch Kochtöpfe, Pfannen, Porzellan und Besteck und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs.

Im Allgemeinen wird eine Schutzgebühr verlangt (in der Regel 1 bis 5 DM), die selbstverständlich für Zwecke des Förderkreises gebraucht werden.

Auch diese Einrichtung wird sehr gut angenommen.

Für den Transport der Möbel steht ein Transporter zur Verfügung, der im Bedarfsfall umgerüstet, Behindertengruppen für Ausflugs- und Ferienreisen zur Verfügung gestellt wird. Zum Transport der Möbel stehen fünf ehrenamtliche Helfer bereit oder diejenigen, die Möbel erworben haben, fassen beim Transport mit an.

Neben der Kleider- und Möbelkammer unterhält der Förderkreis auch ein Lager mit medizinischen Hilfsmitteln wie Roll- und Toilettenstühlen, modernen Krankbetten, Badewannenliften und Gehhilfen jeder Art. Diese Artikel stehen unserer ambulanten häuslichen Krankenpflege zur Verfügung oder werden ausgeliehen, wenn es bei der Lieferung dieser Artikel über die Pflegeversicherung zu Engpässen kommt.

Im Laufe des jetzt fast fünfjährigen Bestehens der Kleiderkammer hat sie sich zu einem Treffpunkt für Hilfesuchende entwickelt. So wird das Team oft um Hilfe bei der Arbeits- und Wohnungssuche gebeten. Probleme mit und Anliegen an Sozial-, Wohnungs- und Ausländeramt werden an uns herangetragen. Um Unterstützung bei der Formulierung von Anträgen an Bundesbehörden im Rahmen der Familienzusammenführung oder bei der Umsiedlung Angehöriger von Aussiedlern aus Rußland, der Ukraine oder Kasachstan wird gebeten. Unklarheiten bei der Lohn- und Gehaltsauszahlung und damit verbundene Fragen an den Arbeitgeber sind zu klären.

Dabei zeigt sich immer wieder, daß das Fehlen deutscher Sprachkenntnisse ein wesentlicher Hin-

derungsgrund bei der Lösung vieler Schwierigkeiten ist.

Auch in Angelegenheiten der Betreuung im Rahmen des Personensorgerechts, das insbesondere die Sorge für die Gesundheit, den Aufenthalt und die Lebensgestaltung umfaßt, und bei der Vermögenssorge werden wir um Rat und Hilfe gebeten.

Bei familiären Streitigkeiten konnten wir, nach der Bitte um Hilfe, vermittelnd und schlichtend eingreifen.

Auch direkte materielle Hilfen werden nach eingehender aber unbürokratischer Prüfung aus den Einnahmen der Kleider- und Möbelkammer schnell geleistet.

Die Liste der Hilfeleistungen ließe sich noch beliebig fortsetzen, Wichtig ist uns, daß wir ohne Ansehen der Person schnell und gezielt helfen können.

Auch an der Info-Veranstaltung „Leben, Wohnen, Begegnen“ im Foyer des Rathauses in Ratingen-Mitte hat der Förderkreis mit einem Informationsstand im Mai dieses Jahres teilgenommen. Dabei wurden die Aktivitäten des Förderkreises in Bild und Wort dargestellt.

Schülermodellfluggemeinschaft im Angerland

Wen fasziniert nicht das elegante Fliegen der Möwen oder der Mauersegler! Staunend verfolgt man das steigende Kurven eines Bussards in große Höhen! Da ist es kein Wunder, wenn Menschen es ihnen gleich tun wollten. Davon zeugt auch die altgriechische Sage vom kunstreichen Schmied Dädalos, dem König Minos die Achillessehne durchtrennen ließ, um seine Flucht zu verhindern. Er aber schuf für sich und seinen Sohn Ikaros Fluggeräte und beide flogen davon.

Von frühester Jugend an faszinierte auch mich das Fliegen. Als Fünfjähriger wagte ich mit ausgebreiteten Armen einen „Flug“ von einem hohen Strohschober; die Narbe über meinem rechten Auge zeugt noch heute von der Verletzung bei der „Bruchlandung“ meines ersten Flugversuchs.

Mit 14 Jahren baute ich nach einer Abbildung (ohne Bauplan) ein zwei Meter großes Flugzeug aus Weidenruten und Seidenpapier. Es flog zwar nur ein paar Meter, begeisterte mich aber.

Als ich 1932 in den Beruf kam, schloß ich mich sogleich der Segelfliegergruppe Meiderich an. Ich nahm aber auch an Kursen für Modellbau und Modellflug teil, um mit meinen Schülern diesen Sport sachkundig betreiben zu können.

1951 kam ich nach Lintorf. Beim Erweiterungsbau meiner Schule sorgte ich dafür, daß im Keller ein Werkraum entstand. Außer Drechsel- und Metallarbeiten bauten meine Schüler hier ihre Flugmodelle. Zum Glück gab es damals in Lintorf auch noch genügend Platz, wo diese ungefährdend fliegen konnten.

Als Segelflieger nahm ich Verbindung zum Sportflug Niederberg e.V. auf und gründete 1958 durch einen Vertrag zwischen der Hauptschule bzw. dem Amt Angerland und dem Sportflug Niederberg die Schülermodellfluggemeinschaft, die nach den Richtlinien der Regierung genehmigt wurde.

Das Amt stellte uns den Werkraum der Schule und etwas Werkzeug



Aus den Anfängen der Schülermodellfluggemeinschaft. Friedrich Wagner mit begeisterten Modellbauern im Werkraum der evangelischen Schule an der Duisburger Straße (heute Eduard-Dietrich-Schule)

zur Verfügung, von der Regierung erhielten wir einen geringen Zuschuß für das Baumaterial, und meine Übungsleitergebühren ergänzten die Mittel der Regierung. Auf dem Flugplatz des Luftsportvereins durften wir nach Absprachen Modellflug betreiben.

Eine solche Organisation war notwendig, denn auch Flugmodelle können Schaden verursachen. Eine Versicherung wird auch für den Modellflugsport erforderlich.

Die Zahl der jungen Modellflieger betrug etwa 15.

Flugmodellbau und Modellfliegen ist kein sinnloses Basteln oder Hantieren. Die jungen Menschen lernen den Gebrauch von Werkzeugen, sie werden vertraut mit Holz, Leim, Papier, Stoff, Lacken und Farben. Sie lernen die Gesetze der Statik, der Aerodynamik und müssen exakt und sorgfältig arbeiten. Die Motivation dafür ist die gewünschte Flugleistung des Flugmodells. Ein vermurkstes Modell fliegt nicht. So wird diese Tätigkeit zu einer wertvollen Ergänzung des Unterrichts.

Als Mitglied des Ausschusses Luftfahrt und Schule habe ich mit einer kleinen Gruppe von Lehrern aller Schulformen Richtlinien und Handreichungen für Modell- und Segelflug an Schulen für das Kultusministerium erarbeitet.

In jedem Jahr fanden Modellflugwettbewerbe zwischen Heiligenhaus, Ratingen und Lintorf statt.

Zweimal fanden auch die Landesjugendwettbewerbe hier statt, an denen 20 oder 25 Gruppen aus Nordrhein-Westfalen teilnahmen.

Einmal wurde auch ein Landeswettbewerb mit Saalflugmodellen in der Lintorfer Sporthalle durchgeführt und begeisterte den damaligen Bürgermeister Ernst Dietrich, der als Gast teilnahm.

Leider mußte die Schülerfluggemeinschaft den Werkraum der Schule räumen und erhielt im Jugendzentrum an der Jahnstraße einen kleineren Raum. Weil eine Anzahl Schüler aus Hösel kam, leitete ich für einige Jahre im dortigen Jugendheim einen Teil der Schülermodellfluggemeinschaft.



Beim Start einer ASK 13 auf dem Sportflugplatz Niederberg:
Friedrich Wagner mit einer Flugschülerin



Nach fast 30 Jahren übernahm
Theo Pichler die Leitung der Schülermodellfluggemeinschaft

Wer Modelle fliegen lässt, versteht ja auch schon eine Menge vom Fliegen, der möchte selber auch einmal fliegen. So nahm ich interessierte Jungen und Mädchen zu einem Segelflug mit nach Meiersberg. Wer sich dann für den Segelflugsport entschied, konnte mit 14 Jahren an der Fliegerausbildung teilnehmen. In der Schülermodellfluggemeinschaft hatten die angehenden Segelflieger viele Voraussetzungen dafür gelernt: sorgfältiges Arbeiten, Ordnung,

Kameradschaft und natürlich grundlegendes Wissen.

Wenn ich jetzt nach Meiersberg komme, treffe ich stets einige ehemalige Modellflieger, die nun Werkstattleiter oder Fluglehrer geworden sind, und die mich dann zum Fliegen einladen; denn Fliegen verlernt man nicht und ist nun einmal ein besonderes Erleben.

Nach fast 30 Jahren dieser Arbeit mit der Jugend übernahm Theo Pichler die Schülermodellfluge-

meinschaft. Er schloß sich mit der Gruppe dem Aeroclub Ratingen an und bekam auch eine Werkstatt in der Stadt.

Für eine Gesellschaft ist es von besonderem Wert, wenn noch immer fachlich geeignete Menschen bereit sind, ehrenamtlich mit der Jugend zu arbeiten. Und der Luftsport kann Jugend begeistern, er hat aber auch große bildende und erzieherische Werte.

Friedrich Wagner

A K G	NOKIA TELEFUNKEN ONKYO PANASONIC PIONEER SABA						S H A R P		
	Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher! ● Verkauf von Geräten aller Art ● Montage von Sat-Anlagen ● Reparaturen von Geräten aller Art ● Montage von Kabelanlagen ● D1 und D2 Telekommunikation 							S O N Y	
	SP VAN DER HEYDEN + PFÄHR Radio- und Fernsehtechnikermeisterbetrieb								L O E W E
	Speestraße 5 · Lintorf Telefon: Verkauf 02102/35287 – Fax: 02102/33933								
TECHNICS AKAI JVC BOSE CANTON VIVANCO									
M E T Z							T D K		

Die Geschichte der evangelischen Gemeindeschulen in Breitscheid und Hösel

(Fortsetzung)

3. Kapitel

Die Geschichte der evangelischen Schule in Breitscheid, der Linneper „untersten Schule“, von den Befreiungskriegen bis zur Neuordnung des Schulwesens in NRW

1813 - 1958

Unter preußischer Herrschaft

Als nach der Völkerschlacht bei Leipzig und der Flucht der Franzosen aus dem Bergischen Land im Jahre 1813 das Generalgouvernement in unserer Heimat ausgerufen wurde, machte man die von den französischen Okkupanten eingeleitete Schulentwicklung keineswegs rückgängig. Im Gegenteil, man entwickelte sie weiter: In den neuen Stadt- und Landkreisen wurden Schulräte eingesetzt. Die Konsistorien waren nicht mehr automatisch auch Schulvorstände. Stattdessen bildeten sich unabhängige Schulgremien, die ihrerseits Schulpfleger wählten. Der Staat hatte die Verwaltung der Schulen, und damit die Kontrolle, übernommen. Das aber verpflichtete ihn, sich auch an den laufenden Kosten zu beteiligen.

Die kurze Geschichtsperiode des Generalgouvernements fand 1816 ihr Ende. Das alte Herzogtum Berg wurde ein Teil der preußischen Rheinprovinz.

Seit den Tagen der Reformation bestand in Brandenburg/Preußen traditionell eine enge Verbindung zwischen dem Staat und der evangelischen Kirche. Man schätzte die Überwachung des Schulbetriebes durch die örtlichen kirchlichen Gremien und ernannte in der Regel einen Pfarrer zum Schulrat. Im übrigen liefen alle Fäden der Kirchen- wie auch der Schulverwaltung zusammen beim Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten, dem späteren Kultusministerium. Die Lehrerausbildung

wurde vereinheitlicht und zentral geregelt. Die Abgrenzung der Zuständigkeiten der Kirchen und des Staates im Schulwesen wurden rechtlich verankert, wobei die Unterhaltung und Finanzierung des Schulbetriebes der öffentlichen Hand zufiel, während die Lehrbesoldung bei den Trägern der jeweiligen Schule, also in Linneper bei der Kirchengemeinde, verblieb.

Nachdem infolge der kriegerischen Ereignisse zur Zeit der Französischen Revolution und der napoleonischen Raubfeldzüge jahrzehntelang nichts an der immerhin schon 120 Jahre alten „untersten Schule“ verbessert worden war, konnte 1817 endlich ein neues, größeres Schulzimmer an- und ausgebaut werden. Diese Maßnahme muß wohl schon von der Zivilgemeinde finanziert worden sein; denn im Budget der Linneper Kirchengemeinde findet sich kein diesbezüglicher Ausgabenposten.

Die finanzielle Entlastung ermöglichte es der Kirchengemeinde, einen lange gehegten Wunsch zu verwirklichen: Die Anschaffung einer Orgel für die Waldkirche.

Dadurch bedingt mußten die Dienstverträge der Schulmeister geändert werden, denn einerseits fiel das Vorsängeramt weg und andererseits mußte einer der beiden Lehrer nun verpflichtet werden, im Gottesdienst und bei anderen religiösen Anlässen die Orgel zu spielen. Die Wahl für das Organistenamt fiel auf den Schulmeister Neuburg. Das Problem war dessen Entlohnung. Um es zu lösen, lud das Konsistorium den Lehrer zu einem Gespräch ein. Der aber ließ sich nicht sehen. Auch die nächste Einladung ignorierte er, sehr zum Mißfallen der Konsistorialen. Erst als der Höseler Schulmeister Küppers sich bereit erklärte, kostenlos „die Orgel zu schlagen“, wenn sein Breitscheider Kollege krank oder verhindert, sei, bequeme sich Neuburg zu Verhandlungen ins Konsistorium. Am 5. Januar 1825 kam folgende Terminvereinbarung zustande:

1. Der Schulmeister Neuburg legt ab sofort den Küsterdienst nieder. Dagegen verpflichtet sich Neuburg, beim Gottesdienst die Orgel zu spielen.

2. Der Schulmeister Neuburg behält sein bisheriges Fixum von 26 Reichsthalern nur für die Organisten- und Schullehrerdienste.

3. Darüber hinaus verbleiben ihm die bisher üblichen Accidentien, nämlich für das Schreiben der Verkündigungsbriefe 15 Stüber, für jede Leiche 7 1/2 und für jede Kindtaufe 3 3/4 Stüber und, wo Gevattern sind, von denselben eine freiwillige Gabe.

4. Dagegen verzichtet der Schulmeister Neuburg auf die zwei Reichsthaler für das Glockenschmieren und das Kirchenkehren und auf den halben Schilling von den Kindtaufen in Hösel.

5. Als neuer Küster wird Wilhelm Mörger eingestellt. Er erhält zwei Reichsthaler für das Glockenschmieren und Kirchenkehren und von jeder Kindtaufe in Hösel 3 3/4 Stüber, sowie von den Gevattern eine freiwillige Gabe, ebenso einen Umgang durch die ganze Gemeinde zu Sankt Johannis.

5. Die Vereinbarung soll der Regierung vorgelegt werden.

6. Die Vereinbarung wurde von allen Beteiligten unterzeichnet.

Aber schon in der nächsten Sitzung am 3. April 1826 wurde diese Vereinbarung zum Nachteil des Organisten abgeändert. Unter Absatz 4 heißt es nun:

Das Konsistorium nebst den Delegierten hat sich gedungen gefühlt, an dem unter dem 5. Januar dieses Jahres gemachten Beschlusse die Änderung zu treffen, daß der Schullehrer Neuburg in Zukunft als Schullehrer und Organist das bisher bezogene Küstergehalt (excl. Vorsängergehalt von 20 Berl. Thln., sowie von Beerdigungen 7 1/2 Stüber und von Proclamations-Briefchen 15 Stüber erhalten soll; von den Kindtaufen

fen die Accidentien aber der Küster bekommen soll.

Grund: Die Veränderung ist der Wunsch fast sämtlicher Gemeindeglieder. Es erhielt sonst der Küster für seine Last und Mühe viel zu wenig. Und sollte heute oder morgen derselbe sein Amt für das unbedeutende Einkommen nicht mehr verwalten können oder wollen, wo könnte dann ein neues Küstergehalt herbeigeschafft werden? Um daher aller möglichst entstehenden Last und Verlegenheit vorzubeugen, hielten sämtliche Konsistorialen und Deputierten obige Abänderung für durchaus nötig. Es wurde daher dem Herrn Pastor aufgetragen, sich in vorkommenden Fällen danach zu richten.

Auch wurde beschlossen, daß das Leichentuch ebenfalls in Zukunft der Küster in Verwahrung haben und für Reinigung desselben bei jeder Leiche 3 $\frac{3}{4}$ Stüber haben soll.

Die feierliche Orgelweihe fand am 5. August 1827 statt.

Im Jahre 1835 erkrankte der Lehrer Carl August Neuburg so schwer, daß er seinen Dienst nicht mehr versehen konnte. An seine Stelle trat sein Sohn Friedrich Neuburg bis zum Jahre 1837.

Carl August Neuburg starb am 27. Dezember 1836. Er war der letzte nicht seminaristisch vorgebildete Lehrer an der „untersten Schule“.

Der „Schulsaal“ wird angebaut

Bei der Wiederbesetzung der erledigten Schulmeisterstelle an der „evangelischen Volksschule zu Linnep“, so wurde die „unterste Schule“ nun amtlich benannt, war zwar die Linnep Gemeinde, vertreten durch ihren Schulvorstand und durch den „Local-Schulinspektor“, den Gemeindepfarrer Johann Friedrich Wülfing maßgebend beteiligt, die Aufsicht und Kontrolle aber lag bei den übergeordneten Schulbehörden. Vor der Wahl mußte für jeden Kandidaten ein Dossier beim Kreis-Schulinspektor eingereicht werden, worin alle personenbezogenen Daten, der berufliche Werdegang, Zeugnisse, ein polizeiliches Führungszeugnis u.s.w. enthalten sein mußten. Erst wenn diese Unterlagen

das Plazet der Behörde fanden, konnte zur Wahl geschritten werden.

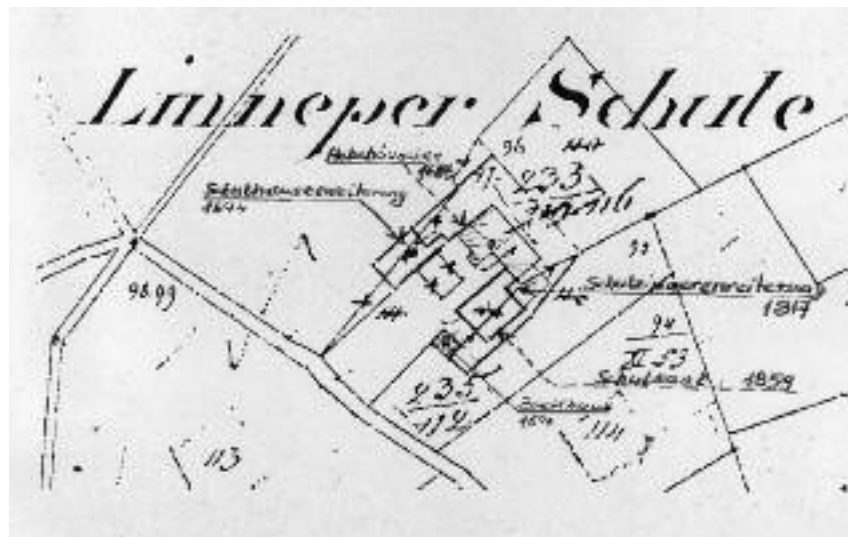
Mittels solcher Kontrollmechanismen suchte das königliche „Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten“ das Schulwesen in Preußen zu vereinheitlichen und den Ausbildungsstand der Jugend zu heben.

Zum Nachfolger des Schulmeisters Carl August Neuburg wählte man den 27 Jahre alten Junglehrer August Bronner (*24. Februar 1811 in Düsseldorf, Absolvent des Lehrerseminars in Moers unter Leitung Diesterwegs). Er trat sein Amt am 1. Juni 1837 an und blieb

der Gemeinde als Organist und als Lehrer 43 Jahre treu. In dieser Zeit wurde er für die Lehrtätigkeit durch feste Bezüge und für die Organistentätigkeit durch die Nutznießung an dem zur Schule gehörigen Acker- und Gartenland entlohnt. Zur Bewirtschaftung des Areals von insgesamt 7 Morgen, 28 Ruthen und 10 Fuß Größe (knapp 18 273 qm) stand ihm die alte Scheune kostenfrei zur Verfügung. Als diese am 19. April 1861 abbrannte, ließ die Gemeinde durch den Zimmermeister Behmenburg eilends eine neue Scheune errichten, damit der Lehrer seine Ernte noch im Herbst des gleichen Jahres einbringen konnte.



Die evangelische Volksschule Linnep
Im Vordergrund der Schulsaal von 1859, rechts davon das erweiterte Schulzimmer von 1817, dahinter der Giebel des alten Lehrerhauses von 1694



Die einzelnen Ausbaustufen und Erweiterungen der untersten Schule

Die herausragende Verbesserung jener Jahre an der Linneper „untersten Schule“ war der Anbau des Schulsaales an das im Jahre 1817 ausgebaute Schulzimmer. Das war unumgänglich; denn die Zahl der Schüler hatte sich bis zum Jahre 1859, dem Baujahr des Schulsaales, stetig vergrößert und es fehlte an Klassenraum. 1874 betrug die Schulbelegung 111 Kinder bei nur einer Lehrkraft, heute unvorstellbar. Aber auch damals bestand akuter Handlungsbedarf. Schon längst hätte man in Selbeck eine Schule bauen müssen, um die „unterste Schule“ zu entlasten. Die Kirchengemeinde Linnepe beschloß, als erste Entlastungsmaßnahme einen zusätzlichen Lehrer einzustellen, der in einer Selbecker Gastwirtschaft den Schulbetrieb für die dortigen evangelischen Kinder provisorisch aufnahm. Damit sollte Zeit gewonnen werden für den Grundstückserwerb, die Planung und den Bau eines Schulhauses. Die Schülerzahl in der „untersten Schule“ verminderte sich dadurch auf 62 Jungen und Mädchen, immer noch eine satte Belegungsstärke für eine einklassige Schule.

Die preußischen Tugenden: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe

In Preußen waren die Tugenden der Gottesfurcht und Vaterlandsliebe von jeher Erziehungsziele. Sie nahmen nach dem gewonnenen Kriege von 1870/71 geradezu kultische Formen an. Typisch dafür war die Verordnung der Königlichen Regierung, Abteilung des Inneren, in Düsseldorf vom 25. August 1874.

„Im Anschluß an unsere Verfügung vom 18. Juli (I V A 5345), die Feier des 2. September betreffend, verordnen wir, daß für jede Schule von dem betreffenden Lehrer über die Art und den Verlauf der Feier ein eingehender Bericht erstattet werde, aus welchem ersichtlich sein muß, daß und inwieweit dieselbe in der von uns angegebenen Weise stattgefunden hat. Die Herren Kreis-Schulinspektoren wollen diese Berichte durch Vermittelung der Herren Local-Schulinspektoren sich einreichen und bis zum 20. September direct an uns gelangen lassen.“

Auch machen wir darauf aufmerksam, daß die Feier in ihrem Anlaß und ihrem Verlauf einen recht geeigneten Stoff für den deutschen Aufsatz, namentlich für die Schüler der obersten Klasse zur Hebung in der freien Darstellung liefert. Es werden solche freien Arbeiten der Schüler am besten erkennen lassen, inwieweit es dem Lehrer gelungen ist, den Schülern die Bedeutung des in der Geschichte unseres Vaterlandes so denkwürdigen Tages zum Verständniß und zum Bewußtsein zu bringen und in ihren Herzen die Keime patriotischen Sinnes, sowie der Liebe und Hingebung für unseren erhabenen Kaiser und sein Haus zu wecken und zu fördern.

Wir veranlassen deshalb die Herren Kreis-Schulinspektoren sich von jeder Schule die als die beste bezeichnete Arbeit einreichen zu lassen und aus diesen die von ihnen als die vorzüglichsten anerkannten an uns einzusenden. Für die Herren Local-Schulinspektoren folgen die Abzüge dieser Verfügung bei.“

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges waren der Geburtstag des Kaisers und der 2. September, der Tag von Sedan, in allen Schulen des Deutschen Reiches hohe Feiertage, über deren Festgestaltung und Festverlauf in den obligatorisch zu führenden Schulchroniken detailliert berichtet werden mußte. Die Schulchronik der Linneper „untersten Schule“ glänzt durch viele solcher Berichte, in denen enthusiastisch von Festzeiten, Aufmärschen, Gottesdiensten, Festansprachen, Gesängen und der Deklamation von Gedichten die Rede ist. Dabei wurden an „Seine Majestät, unseren allergnädigsten Kaiser“, Huldigungs- und Ergebenheitsadressen gerichtet, die an Personenkult grenzten. In gleichem Maße wie der Einfluß der staatlichen Behörden auf die Schulen stetig wuchs, nahm der Einfluß der Kirchengemeinde ab. Letzterer manifestierte sich schließlich nur noch in der Person des Gemeindepfarrers, der als Lokal-Schulinspektor das Zwischenglied auf dem Dienstweg zwischen den staatlichen Schulbehörden und der Schule darstellte mit der Verpflichtung, eine periodische Kontrolle über die Schulen der Gemeinde auszuüben. Alle

Verordnungen und Initiativen, die die Schule betrafen, kamen jetzt nur noch aus Berlin bzw. aus Düsseldorf.

Am 1. Oktober 1880 schied der hochverdiente Lehrer August Bronner wegen Erreichung der Altersgrenze aus dem Schuldienst aus. Er lebt in der Erinnerung der Linneper fort als der Schulmeister, der in Filzpantoffeln und mit der langen Tabakspfeife bequem und überlegen Unterricht hielt. In Anerkennung seiner 46 Berufsjahre (davon 43 in der Gemeinde Linnepe) verlieh ihm der preußische König und Deutsche Kaiser den Adler des Hohenzollernschen Hausordens. Diese Auszeichnung hat bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges im Eingangsbereich der Linneper Waldkirche ausgehängen zur ehrenden Erinnerung an August Bronner. Er starb am 31. Mai 1887. Seine letzte Ruhestätte ist der Linneper Waldfriedhof. Auf seinem Grabstein ließ sein Sohn die Worte einmeißeln:

Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit

2. Kor. 3, Vers 17

*Im Glauben an die Menschheit
ich die Kleinen lehrte,
Dem Niedrigen und Gemeinen
mit allen Kräften wehrte.
Dem Fürst und Vaterland galt
stets mein Streben
In meinem langen Lehrerleben.*

Ihm folgte nach einstimmiger Wahl durch den Schulvorstand der Lehrer Heinrich Hanke, der schon am 22. September 1880 von dem Gemeindepfarrer und Lokal-Schulinspektor Otto Bleckmann feierlich in sein Amt eingeführt wurde. Er hatte eine besonders schwere, entbehrungsreiche Jugend hinter sich: 1864, als er 12 Jahre alt war, starben kurz nacheinander beide Eltern. Zur Erziehung kam er in die Familie von Wilhelm Stockmann in Eickel, wo er bis 1868 Unterkunft und Betreuung fand. 1868 zog er in das Haus seines Onkels in Borbeck und wurde Bergmann. Mit eisernem Willen verfolgte er sein Berufsziel, den Lehrerberuf. Es gelang ihm, 1872 als Erziehungsgehilfe und Präparand in die Rettungsanstalt Düsseldorf aufgenommen zu werden, von wo er 1874 eine Gehilfenstelle an der 1. evangelischen Volksschule in Styrum erhielt. Im

Frühjahr 1875 bestand er die Aufnahmeprüfung für das Lehrerseminar in Mettmann, und schon 1878 erhielt er eine Anstellung als Klassenlehrer in Styrum. Nachdem er 1880 seine zweite Lehrprüfung bestanden hatte, wurde er bald darauf einstimmig zum Lehrer an die Linneper „unterste Schule“ gewählt.

Am 19. Mai 1881 erhielt der Lehrerberuf durch ein Reichsgesichtsurteil eine neue Rechtsgrundlage. Jeder öffentliche Lehrer war ab sofort als Staatsdiener anzuerkennen, d.h. die Gemeinde in Zukunft nicht mehr befugt, dem Lehrer die Stellung jemals zu kündigen. Geht die Schule ein, bei der der Lehrer beschäftigt ist, so hat die Gemeinde dem bisherigen Lehrer das Gehalt fortzuzahlen, jedoch kann sie ihm eine andere Lehrtätigkeit von nicht geringerem Range und etatmäßigem Dienst-einkommen übertragen, wenn eine solche Vakanz in der Gemeinde vorhanden ist. Ist das nicht der Fall, so ist dem Lehrer sein Gehalt unverkürzt weiterzuzahlen, auch wenn er seine Lehrtätigkeit einstweilen anderweitig verwertet.

Unter den vielen Regulativen jener Jahre befindet sich u. a. eine Verfügung der Königlichen Regie-

rung vom 24. 10. 1882, das Züchtigungsrecht des Lehrers betreffend:

„In einer Heilung bedürftigen Verletzung des Körpers kann eine Überschreitung der für die Aufrechterhaltung der Schulzucht nötigen Grenze der Züchtigung gefunden werden. Das Züchtigungsrecht darf, weil es sich aus dem Erziehungsrechte ableitet, die Zwecke dieses nicht so weit außer Acht lassen, daß es im Widerspruch mit der Aufgabe der Erziehung, statt diese nötigenfalls durch Schmerzerregung zu fördern, die körperliche Integrität des Bestraften gefährdet oder verletzt.“

1883 wurde durch Erlaß des Herrn Ministers der Turnunterricht an den Elementarschulen eingeführt, natürlich getrennt für Knaben und Mädchen. Zwei Jahre später wurde der Handarbeitsunterricht zum Lehrfach für Mädchen erklärt mit der Maßgabe, daß er nur von weiblichen Lehrkräften gehalten werden dürfe.

Am 24. und 25. Juni 1883 beging die Linneper Gemeinde die Feier des 200jährigen Bestehens der „untersten Schule“. Dazu hatte der dichterisch begabte Gemeindepfarrer Otto Bleckmann ein

Jubiläumslied verfasst, das sich besonders einprägsam mit der Schule beschäftigt:

Der Staat übernimmt die Verwaltung der Schulen

Heinrich Hanke zog es 1891 zu neuen Aufgaben nach Homberg, wo ihm eine Schulleiterstelle an der dortigen Schule angeboten worden war. Seine Nachfolge trat Johann Heinrich Benninghoff an. (*9. Dezember 1859 in Bruckhausen bei Dinslaken, vormals Lehrer in Bislich). Der neue Lehrer wurde am 1. April 1891 mit einer Reitereskorte am Bahnhof Saarn abgeholt und vom Ortsschulinspektor und Gemeindepfarrer August Becker im Schulsaal der Linneper Schule feierlich in sein Amt eingeführt. Bei gleicher Gelegenheit verabschiedete die Gemeinde den Lehrer Hanke unter Glück- und Segenswünschen für seine Tätigkeit in der Nachbargemeinde.

Nachdem die Schulmeister im Jahre 1881 den Status von Staatsdienern erhalten hatten, ging man nun daran, die Besoldungsverhältnisse durch ein behördliches Statut festzulegen. Die in der Bürgermeisterei Mintard eingeführte Gehaltsskala sah damals folgendermaßen aus:

Provisorisch
angestellte Lehrer 1000 Mark

Definitiv
angestellte Lehrer
im 1.- 3. Jahr 1100 Mark
im 4.- 7. Jahr 1200 Mark
im 7.-11. Jahr 1300 Mark
im 12.-14. Jahr 1400 Mark
im 15.-17. Jahr 1500 Mark u.s.f

dazu 300 resp. 500 Mark Mietentschädigung (je nachdem, ob ledig oder verheiratet).

Am 15. September 1893 schloß die Kirchengemeinde Linneper mit der Zivilgemeinde Breitscheid einen für die Zukunft der „untersten Schule“ grundlegenden Vertrag (Auszugsweise Wiedergabe):

„Die in der Gemeinde Breitscheid gelegenen und in der Grundsteuer-Mutterrolle dieser Gemeinde unter Artikel 67, Flur III, Parzellen No. 234/209, 233/110 und 111, 235/112, 113, 114, 115 aufgeführten Grundstücke in der Gesamtgröße von 1 ha, 82 a, 71 qm sind, wie hiermit ausdrücklich anerkannt wird, Alleineigentum der evange-

*Nun danket alle Gott, daß wir den Lehrer haben.
Nehmt ihn aus Gottes Hand, den Geber aller Gaben.
Nehmt ihn, wie sich's gebührt, in Lieb' und Ehrfurcht auf,
Daß er mit Freuden tu, was ihm getragen auf.*

*Es ist ein heilig' Werk, das unsere Lehrer treiben,
Wer's tut um bloßen Lohn, der soll es lassen bleiben.
Doch wer von Herzen liebt des Kindes tief Gemüt
Und scharfe Blicke hat, das ist der Mann, der zieht.*

*Und wir sind hochofren, daß wir den Rechten fanden,
Treibt er sein Werk mit Gott, wird's nimmermehr zu Schanden.
Kein Silber und kein Gold ist für den Mann zuviel,
Der alle Tage bricht der Kinder Eigenwill.*

*Er bittet Euch nur eins, wollt es ihm nicht versagen,
Dann wirkt er froh und frisch, braucht nimmer zu verzagen.
Setzt ihn in Euer Herz, nicht bloß in Haus und Amt.
Das schmücket ihn weit mehr als Seide und als Sammt.*

*Und das gelobet Dir die ganze Schulgemeinde,
Die hier versammelt ist zu fröhlichem Vereine.
Macht uns der Herr nur treu und gibt uns frohen Mut,
Dann rufen wir uns zu: Wohl dir, du hast es gut.*



Lehrer Heinrich Benninghoff mit den Schulkindern (1893)

lischen Kirchengemeinde Linnep mit Einschluß der auf denselben stehenden Gebäude. Diese Gebäude sind mit Ausnahme des Schulsaaes von der gedachten Kirchengemeinde errichtet worden. Von der evangelischen Kirchengemeinde Linnep ist der Civil-gemeinde Breitscheid-Selbeck das Nutzungsrecht für evangelische Schulzwecke an den vorangegebenen Parzellen, sowie an dem erwähnten Schulsaal und der auf ersterer Parzelle stehenden Lehrerwohnung eingeräumt worden.“

Mit diesem Vertrag und mit der Erhebung der Lehrer zu Staatsdienern im Jahre 1881 sind die Verwaltung und der Betrieb der „untersten Schule“ de facto überge-

gangen in die Hand der Zivilbehörden, wobei allerdings die Rechte des Schulvorstandes und des Gemeindepfarrers als des Lokal-Schulinspektors noch uneingeschränkt und auch die Konfessionsbindung unangetastet blieben. Dennoch war damit die Dominanz der Kirche über die Schule endgültig aufgehoben. Der Staat hatte die Erziehung der Jugend im Deutschen Reich nunmehr zu seiner Sache gemacht. Waren bis dahin Vaterlandsliebe und Kaiser-treue schon seit langem erklärte Erziehungsziele, so sollte nun die Förderung der nationalen Gesinnung zum bevorzugten Anliegen der Schulpolitik werden, und zwar als Vorstufe zur „Schule der Nation“, dem Militärdienst. Bei einer solchen indoktrinativen Erzie-

hung war es nicht verwunderlich, daß beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 eine Welle vaterländischer Emotionen hochkochte, eine unglaubliche Hochstimmung und Siegeszuversicht, die durch die anfänglichen militärischen Erfolge an allen Fronten noch genährt und gesteigert wurde. Mit dem erzwungenen Übergang des deutschen Westtheeres zum Stellungskrieg und dem Beginn der verlustreichen Materialschlachten gewann jedoch die Ernüchterung die Oberhand, bis schließlich am bitteren Ende der nationale Frust siegte.

Der Krieg hinterließ tiefe Spuren im Schulbetrieb der Linnep Schulen. Schon in den ersten Kriegstagen wurde der Selbecker Lehrer Schawacht zum Kriegsdienst einberufen. Die Konsequenz: Da die Selbecker Schule nun ohne Lehrer war, mußte der Breitscheider Lehrer Benninghoff zeitweise den Lehrbetrieb an beiden Schulen aufrechterhalten. Das war nur möglich durch Einschränkung des Unterrichtes in den Nebenfächern Turnen, Zeichnen, Naturkunde und Erdkunde. Außerdem wurden die Schulkinder angehalten, bei ihren Eltern und Verwandten Geld für die Zeichnung von Kriegsanleihen zu sammeln. Ganze Schulklassen halfen bei der Ernte. Die Mädchen strickten Strümpfe und Pulswärmer für die Soldaten. Zu Weihnachten schrieben die Schulkinder Briefe an die im Felde stehenden Mitglieder der Kirchengemeinde. Im Hungerwinter 1916/17 wurden die Lebensmittel rationiert. Schulklassen sammelten in Feld und Wald Brennesseln und Bucheckern.



Lehrer Heinrich Benninghoff mit seinen Schülern, 1920

Schließlich das fatale Kriegsende mit dem Waffenstillstandsabkommen vom November 1918. Und dann das Friedensdiktat von Versailles. Man fand sich unversehens wieder in einer Republik, die durch Putschversuche und bürgerkriegsähnliche Kämpfe einen denkbar schlechten Start und einen katastrophalen Ruf hatte, und deren Gründer trotzdem versprachen, daß nun alles anders und besser werden würde. Und in der Tat, es wurde manches anders, auch im Verhältnis der Kirchengemeinden zu ihren Schulen: Ab dem 1. Februar 1920 verloren die von den Kirchengemeinden

eingesetzten Schulvorstände ihre bisherigen Kompetenzen. Stattdessen wählte man sogenannte Elternbeiräte, die allerdings keine Kontroll- oder Lehrerwahlfunktionen mehr innehatten, sondern bloße Beratergremien an der Seite der staatlichen Schulverwaltung waren. Auch die Gemeindepfarrer verloren das Amt des Orts- oder Lokalschulinspektors. Lediglich die konfessionelle Trennung der Grundschulen blieb vielerorts bis auf weiteres erhalten, so auch in Linnepe.

Im August 1921 erkrankte Lehrer Heinrich Benninghoff an einer Nierenbeckenentzündung. Die Krankheit zwang ihn, seine Versetzung in den vorzeitigen Ruhestand zu beantragen. Am 27. September 1922 bereitete ihm die Schulgemeinde eine schöne Abschiedsfeier, und am 30. September beendete er seine amtliche Tätigkeit in dem – wie er in der Abschiedsrede betonte – schönsten und wichtigsten Beruf.

Der von der Schulbehörde an seine Stelle versetzte Lehrer Heinrich Götzen (*8. Juni 1890 in Duisburg, bisher tätig in Duisburg-Meiderich) trat am 16. Oktober 1922 das Lehramt an der traditionsreichen Schule an. Seine Dienstzeit war überschattet von dem völkerrechtswidrigen, gewaltsamen Ruhreinbruch der französischen Armee und dem daraufhin einsetzenden passiven Widerstand der Bevölkerung an Rhein und Ruhr. Die Franzosen antworteten mit scharfen Gegenmaßnahmen. Es begann die Zeit der Ausweisungen, der Gefängnisstrafen und der Zeitungsverbote. Und es begann die Zeit der galoppierenden Inflation. Am 1. Dezember 1923 war der Dollarkurs auf 4,2 Billionen Mark gestiegen. Es war höchste Zeit für einen Währungsschnitt. Die Berliner Regierung setzte den Kurs für eine „Goldmark“ auf 1 Billion Papiermark fest.

Endlich, am 26. August 1925, räumten die Franzosen das Ruhrgebiet und anschließend auch die sogenannte Zone I des Rheinlandes. Schon am darauffolgenden 2. Oktober 1925 fanden die ersten Reichsjugendwettkämpfe statt, an denen sich auch die Linneper Schule mit Begeisterung beteiligte. Überhaupt faßte man allgemein neuen Mut: In der Linneper Ge-



Lehrer Heinrich Götzen und die Linneper Schuljugend

meinde wurden ein evangelischer Jugendverein und ein Posaunenchor gegründet.

Ein großes Problem war der schlechte Zustand der Schulwege, besonders im Winter. Es bedurfte intensiver Bemühungen des Elternbeirates, die Zivilgemeinde dazu zu bringen, den Breitscheider Weg (heute: Mintarder Weg) von der Schule bis zum Hof von der Heyden mit einem Ziegelsteinbelag zu versehen. Außerdem stellte die Bürgermeisterei der Schule sechs Paar Holzschuhe zum Auswechseln für nasses Schuhwerk zur Verfügung. Das war unvergleichlich preisgünstiger, als die ganze Straße mit einem festen Belag zu versehen. Schließlich mußte die Behörde in diesem Jahr wiederum erhebliche Mittel bereitstellen für eine gründliche Renovierung der Schule und des Lehrerhauses und – was besonders ins Gewicht fiel – für die

Versorgung mit elektrischem Strom.

Lehrer Götzen bestand am 8. November die Mittelschullehrerprüfung in Erdkunde und Mathematik nach nur einjähriger Vorbereitung und qualifizierte sich damit für eine gehobene Aufgabe im Schuldienst. Zum 1. Februar 1928 nahm er die Hauptlehrerstelle an der evangelischen Volksschule in Essen-Haarzopf an.

Als Nachfolger bestimmte die Schulbehörde den Lehrer Ewald Pleines (*3. April 1896 in Pfalzdorf bei Kleve, vorher tätig an der evangelischen Ernst-Moritz-Arndt-Schule in Neukirchen, Kr. Moers). Er trat am 17. April 1928 sein Amt an der Linneper Schule an. Ein vielseitig interessierter, energischer Mann, der es verstand, sich schon nach kurzer Zeit das Vertrauen der Gemeinde zu erwerben. Zuerst sorgte er dafür, daß das ur-



Lehrer Ewald Pleines und seine Zuhörer

alte Mobiliar des Schulsaaes erneuert wurde. Mit einem regierungsseitigen Zuschuß von 500 Mark erwarb man 18 zweiseitige Mittelholmbänke, ein Lehrerpult, sowie einen Kartenständer und eine Schreibtafel.

In Selbeck gründete er einen evangelischen gemischten Chor, zu dem sich spontan 35 Mitglieder meldeten.

Als Weltkriegs-Reserveoffizier brachte er beste Voraussetzungen mit für den Vorsitz im Breitscheid-Selbecker Kriegsteilnehmer-Verein. Und politisch setzte er sich alsbald auch ein. Bei der im Herbst 1929 stattgefundenen Gemeinderatswahl kandidierte er für die Bürgerliche Vereinigung, eine evangelische Gruppierung, und wurde prompt gewählt. Nun saß er dort, wo über den Einsatz der Finanzmittel der Gemeinde Breitscheid-Selbeck entschieden wurde. Das machte es ihm leichter, für die Belange der Linneper Schule einzutreten. Kurzum: Die Breitscheider konnten mit ihrem neuen Lehrer zufrieden sein. Noch heute erinnern sich seine ehemaligen Schüler gerne an ihn.

In jener Zeit (1928) glaubte man, die schlimmsten Notjahre überwunden zu haben und langsam, aber sicher einer besseren Zukunft entgegenzugehen. Das sollte sich als ein bitterer Irrtum erweisen: Mit dem New Yorker Bankenkrach 1929 zerstoben die Blümenträume. Die kaum wieder in Gang gekommene Industrie brach ein. Arbeitslose überall. Das soziale Netz völlig unzureichend. Not und Hunger machten sich breit. Durch Notverordnungen wurden die Gehälter der Beamten und der Angestellten der öffentlichen Hände mehrfach hintereinander erheblich gekürzt. In Breitscheid-Selbeck gründete man unter dem Vorsitz der Gemeindepfarrer beider Konfessionen eine Notgemeinschaft, die es sich zur Aufgabe machte, Kleider und Lebensmittel zu sammeln für die Kinder erwerbsloser Väter und für in Not geratene Familien.

Im Jahre 1930 fand eine kommunale Neugliederung statt, durch welche Breitscheid nicht unwesentlich größer wurde. Außerdem faßte man die Kommunen Breitscheid, Hösel, Eggerscheidt, Lintorf, Angermund und Wittlaer-

Breitscheid

Die erste Schule Niederbergs

Breitscheid. Der hiesigen evangel. Linneper Schule wurde von der Schulaufsichtsbehörde das Recht zuerkannt, die H.J.-Fahne zu hissen. Die Linneper Schule war die erste Schule im Kreise Niederberg, deren Schüler und Schülerinnen bereits kurz nach der Machtübernahme zu 100 Prozent in der Hitlerjugend bzw. in dem Bund deutscher Mädel waren.

Zeitungsnotiz über die Verleihung der HJ-Fahne an die Linneper „unterste Schule“

Kalkum zusammen zum Amt Ratingen-Land. Das machte sowohl eine Neuwahl in den Gemeinden wie auch im Amt notwendig. Der Lehrer Pleines kandidierte für die Wirtschaftliche Vereinigung Breitscheid und Mintard und wurde sowohl in die Gemeinde- als auch in die Amtsvertretung gewählt.

Die Weltwirtschaftskrise (1929-1933)

Das Dritte Reich (1933-1945)

Gegen Ende 1932 wurde die wirtschaftliche und politische Situation im Reich unhaltbar. Die regierenden gemäßigten demokratischen Parteien hatten sich unfähig gezeigt, mit der drückenden Not fertigzuwerden. Das Wählervolk wandte sich enttäuscht von ihnen ab und den extremistischen Parteien zu. Am politischen Horizont tauchte die Alternative auf: Soll man eine linkskommunistische Diktatur des Proletariats nach dem Muster der Sowjetunion wählen oder eine rechtsnationalistische? Immerhin waren die Kommunisten in den Industriestädten an der Ruhr die stärkste politische Kraft, während die Nationalsozialisten in den ländlichen Gebieten mächtig aufgeholt hatten. Der Ausgang der Geschichte ist bekannt.

Lehrer Pleines stellte sich 1933 erneut zur Wahl und zwar für die Kampffront Schwarz-Weiß-Rot. Er wurde wiederum gewählt. Mit dem Einzug der Nationalsozialisten in die Reichsregierung und der Billigung des Ermächtigungsgesetzes

durch den Reichstag herrschten überall in Deutschland Gleichschritt und Gleichschaltung:

1934 Einführung des Staatsjugendtages: d.h. der Samstag wird durch Gesetz schulfrei. Er steht ausschließlich der Hitler-Jugend und dem BDM (Bund Deutscher Mädel) zur Verfügung zur politischen Schulung.

1935 Der Breitscheider Schule wird als erster Schule im Kreis Niederberg das Recht zuerkannt, die HJ-Fahne hissen zu dürfen. Grund: Alle Schülerinnen und Schüler gehören den NS-Jugendorganisationen an.

1935 Der Amtsbürgermeister des Amtes Ratingen-Land lädt ein zu einer Besprechung, in der geprüft werden soll, ob die katholische und die evangelische Schule vereinigt werden sollen oder ob eine neue katholische Schule gebaut werden soll, nachdem die alte katholische Schule zu einem HJ-Heim umfunktioniert worden war. Ergebnis: Weiterhin Trennung in Konfessionsschulen. Neubau der katholischen Grundschule.

1935 Erstmals eine gemeinsame Weihnachtsfeier der evangelischen und katholischen Schulen in Breitscheid-Selbeck.



Bei Lehrer Pleines war Turnen ein „Hauptfach“

1936 Der 1. Lehrer an der katholischen Schule Wilhelm Poching wurde aus Gesinungsgründen nach Heiligenhaus strafversetzt und ersetzt durch den NS-Parteigenossen Heribert Mohr.

1936 Der evangelische gemischte Chor wurde öffentlicher Gemeindechor.

1937 Zur „körperlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend“ wurden fünf Turnstunden pro Woche als Mindeststundenzahl angeordnet.

Am 1. März 1937 nahm Lehrer Pleines Urlaub vom Schuldienst, um eine Wehrmachtsübung abzuleisten. Daran anschließend wurde er zum Rektor an einer Velberter Schule ernannt. Die evangelischen Breitscheider Schulkinder mußten derweil bis zur Neubesetzung der Lehrerstelle zur katholischen Schule gehen.

Auf Veranlassung des Presbyteriums richtete der evangelische Gemeindepfarrer Schwörer am 22. März 1937 die dringende schriftliche Bitte an den Kreisleiter der NSDAP und an den zuständigen Regierungsdirektor in Düsseldorf, baldmöglichst einen Lehrer an die Breitscheider Schule zu versetzen, der auch das Organistenamt und die Leitung des Kirchenchors an der Linneper Waldkirche übernehmen konnte. Obwohl Schwörer selbst „Alter Kämpfer“ der NSDAP war, fand seine Bitte kein Gehör.

Der neue Lehrer hieß Werner von den Eichen (*1. Juni 1905 in Flandersbach, vorher tätig in Mettmann). Mit seinem Dienstantritt am 1. Oktober 1937 endete die lehrerlose Zeit an der „untersten Schule“. Er war der erste Schulmeister in der mehr als 240jährigen Schulgeschichte, der nicht das Vorsänger- bzw. Organistenamt in der evangelischen Gemeinde bekleidete.

Mit Beginn des Schuljahres 1939/40 trat das Reichsgesetz über die Einrichtung der „Deutschen Schule“ in Kraft. Das war das vorläufige Ende vieler Konfessionsschulen, welche - soweit sie sich in der Trägerschaft der öffentlichen Hand befanden - ab sofort in Gemeinschaftsschulen umgewandelt wurden. Man diskutierte die Zusammenfassung der Breitscheider evangelischen

und katholischen Grundschulen zu einer „Deutschen Schule.“ Dazu kam es jedoch nicht. Wegen der großen Ausdehnung des Gemeindegebietes beließ man es bei zwei „Deutschen Schulen“. In die ehemalige evangelische Schule wurden sechs Schulanfänger neu aufgenommen, drei evangelische und drei katholische.

Die bequeme Schulversorgung in Breitscheid währte nicht lange. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde Lehrer von den Eichen bereits am 26. August 1939 zur Wehrmacht eingezogen. Die Schule mußte geschlossen werden, und die Kinder wurden an die andere „Deutsche Schule“, die ehemalige katholische Schule, verwiesen, wo der treffliche Lehrer Körfer und die Lehrerin Thomas unterrichteten.

Was geschah nun mit der geschlossenen evangelischen Schule? Im Lehrerhaus wohnte die Familie von den Eichen, aber was war mit dem Schulsaal? - Nach der Einberufung des Lehrers und der Schließung der Schule rückten unerwartet Arbeitskolonnen an, die den Auftrag hatten, in der Nähe der Schule mehrere Flak-Stellungen (Flugabwehr-Kanonen-Stellungen) zu bauen. In die Lehrerwohnung wurden Luftwaffen-Offiziere einquartiert, und der Schulsaal diente im Wechsel als Schlafräum, Küche und Kantine, je nach Bedarf der Batterien oder der Arbeitseinheiten. Als dann im Jahre 1940 der Kotten „In den Dellen“ abbrannte, fand die obdachlos gewordene Familie im



Lehrer Werner von den Eichen mit der Linneper Schuljugend von 1937



Die Breitscheider Katholische Schule
Sie war während des Krieges und noch bis 1947 die einzige Breitscheider Schule

Schulsaal eine Notunterkunft. Später, im Mai 1943, zog die in Duisburg ausgebombte Familie Bütelführ dort ein, und schließlich im Juni 1943 wies man den Schulsaal einer ausgebombten Düsseldorfer Firma zu als Warenlager.

Die Stunde Null, ein schwieriger Neuanfang

Als Lehrer von den Eichen am 9. Juli 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, fand er den leeren Schulsaal in wüstem Zustand vor. Alles, was die Schule an Lehrmitteln und an Einrichtungsgegenständen einmal besessen hatte, war verschwunden. Von den Eichen ließ sich nicht entmutigen. Zusammen mit dem Linneper Gemeindepfarrer Konrad Klein betrieb er die Wiedereröffnung der Schule. Schon am 9. August kam die Nachricht, daß die Besatzungsmächte gegen seine Wiederverwendung als Lehrer keine Einwendungen erhoben. Man beschloß die Wiedereröffnung als Gemeinschaftsschule zunächst mit nur 30 Kindern des 1. bis 4. Schuljahres. Die Einschulung der oberen Jahrgänge sollte erst später folgen. Währenddessen betrieben die katholischen höheren kirchlichen Instanzen die Wiederherstellung der Konfessionsschulen. Und schon machten sich die gleichen Bestrebungen auch bei den Eltern der Linneper evangelischen Schüler bemerkbar. Man wollte seine alte evangelische Schule wiederhaben. In

diese Diskussion hinein platzte die Versetzung des Lehrers von den Eichen als kommissarischer Schulleiter an die Schule in Hösel zum 1. Oktober 1945. Damit war klar: Da die Linneper Schule nun keinen Lehrer mehr hatte, war an ihre Wiedereröffnung fürs erste nicht zu denken. Es blieb dabei: Alle Breitscheider Kinder, ob evangelisch oder katholisch, gingen auch weiterhin zur Gemeinschaftsschule, der ehemaligen katholischen Grundschule an der Kölner Straße. Dennoch, das Ziel blieb: Man wollte die Konfessionsschulen wieder einrichten. Darüber sollte noch einige Zeit vergehen; denn, wenn man die evangelische Schule im alten Stil wieder eröffnen wollte, mußte zunächst ein Lehrer her. Und dann brauchte man eine neue Einrichtung für den Schulsaal und vor allem Lehrmittel.

Endlich, am 1. Februar 1947, wurde die Lehrerstelle offiziell wieder eingerichtet und dem Lehrer Heinrich Binzer (*6. März 1902 in Haina Kloster, Kr. Frankenberg/Eder, zuletzt tätig an der Lauerhaas-Schule in Obrighoven, Kr. Wesel) übertragen. Und endlich, am 15. April 1947, konnte die evangelische Traditionsschule wieder eröffnet werden. An der Feier auf dem Schulhof nahmen alle Breitscheider Schulkinder teil mit dem Lehrer Körfer und der Lehrerin Thomas, ebenso der Bürgermeister Neuvians, der Linneper Pfarrer Klein, das Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde und viele Eltern.

Von den Anfängen des Schulbetriebes berichtet der Lehrer Binzer in der Linneper Schulchronik:

„Die Kinderzahl betrug zu Beginn und während des Schuljahres 52. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Kinder, die bisher in drei Klassen unterrichtet worden waren, sich auf den ungewohnten ein-klassigen Betrieb eingespielt hatten. 27% der Kinder, also ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz, sind ein- bis dreimal sitzengeblieben. Es fehlte allenthalben an Kleidung, vor allem an Schuhwerk, so daß viele Eltern bei kaltem und regnerischen Wetter ihre Kinder gar nicht zur Schule schickten. Alle Normalverbraucher Kinder erhielten gegen Zahlung von 1,- Mark pro Woche täglich 1/2 Liter Suppe, hin und wieder auch Kakao mit Brötchen, Nudeln mit Fleisch, Schokolade oder Fruchtnährstangen.

Die Speisen wurden von Frau Bruckhaus, der Wirtin zum „Neuen Haus“ in Breitscheid, zubereitet und jeden Tag zur Schule gebracht. An der Linneper Schule konnte nicht gekocht werden, da das Amt Ratingen-Land nicht imstande war, einen Kochkessel bzw. einen Kochtopf zu besorgen.

Viele Jahre sind an den Schulgebäuden keine Reparaturen ausgeführt worden. So war der Zustand des Schulraumes, der Lehrerwohnräume und der Nebenräume (Klosett, Scheune) der denkbar schlechteste. Im Klassenzimmer bröckelte die Westwand ab, die Fußleisten und Dielen waren teilweise durchgefault und die Fenster und Blenden so reparaturbedürftig, daß sie nur mit aller Vorsicht geöffnet werden konnten. In der Lehrerwohnung schlossen kaum eine Tür oder ein Fenster. Die alten Tapeten hingen teilweise von den Wänden herunter. Die beiden Haustüren, die wohl über hundert Jahre alt waren, konnten nur bei Anwendung besonderer Kniffe geöffnet und geschlossen werden. In der Küche war eine Wand losgebrochen, so daß Mäuse und Ameisen ungehinderter Zutritt hatten. Zwischen Schlafzimmer und Klosett befand sich ein großes Loch in der Wand. Anscheinend hatte man vergessen, hier eine Tür einzubauen, oder man war der Meinung, daß

diese beiden Räume nicht voneinander getrennt sein dürften. Im Keller ist ein Fenster irgendwann zusammengebrochen. Um den Schaden zu beheben, hat man die Fensteröffnung mit Sand und Steinen angeschüttet! Alles in allem: In ganz Breitscheid schien es keine Wohnung gegeben zu haben, die dermaßen verwahrlost war wie diese Lehrerwohnung. Ein besonderer Mißstand sei noch erwähnt: Die Küchenabfälle und der Klosettinhalt waren nicht abgeleitet, sondern liefen - wie im Mittelalter - in unmittelbarer Nähe der Lehrerwohnung auf die Weide.

Herr Ortsbürgermeister Neuvians setzte durch, daß die Schule einen tadellosen neuen Ofen (Allesbrenner) erhielt, daß das lange Ofenrohr ordnungsgemäß durch 5 Schellen befestigt wurde, und daß die Gemeindekasse die

von dem Lehrer vorgelegten Kosten für den Anschluß der Badewanne und des Badeofens zurückerstattete. Die Gesamtkosten beliefen sich auf DM 300,-. Der Herr Amtsdirektor stellte weitere 200,- DM für dringende Reparaturen an den Schulgebäuden zur Verfügung. Es konnten folgende Arbeiten ausgeführt werden: Neueinfassung der Jauhegrube und des Brunnens, Verputzen der nach Westen gelegenen Schulwand, Befestigen von Treppenstufen vor der Lehrerwohnung, Außenwandputz. Zwischen Schlafzimmer und Badezimmer wurde eine Tür angebracht. Die abgefallene Bretterwand unter dem Fenster des Lehrerwohnzimmers wurde in etwa 2 m Breite erneuert. Der neue Ortsbürgermeister Rüttges hat sich persönlich um die Beschaffung des Materials und

die ordentliche Ausführung gekümmert.“

So sah es 1947 in der Linneper Schule aus. Die Beschaffung von Baumaterial war damals ein Kunststück ganz besonderer Art. Für Geld und gute Worte war nichts zu bekommen. Kompensation war das Zauberwort. Im Winter 1948/49 fügte Lehrer Binzer seinem Bericht die hoffnungsfrohen Worte hinzu:

„Zu meiner großen Freude kann ich berichten, daß auf meinen Antrag hin ein namhafter Betrag für die Instandsetzung der Schulgebäude bewilligt wurde.“

Nach der Währungsreform (1948) ging plötzlich wieder alles seinen normalen Gang. Die notwendigen Reparaturen wurden durchgeführt. Neue Schulbänke wurden gekauft (1950). Eine neue dreiteilige Schultafel wurde angeschafft (1952). Eine Grube für die Abwässer wurde angelegt und der Flur in der Lehrerwohnung unter großem Kostenaufwand instandgesetzt.

Im Jahr 1953 entwickelte sich im Raum Breitscheid-Selbeck-Mintard eine rege Neubautätigkeit. Das Amt Angerland und die Gemeinde Breitscheid sahen sich gezwungen, über die Erweiterung der Linneper Schule nachzudenken. Dabei machte die Amtsverwaltung klar, daß öffentliche Mittel nur dann bewilligt werden könnten, wenn die Eigentümerin der Schulgebäude und des Schulgrundstückes, die evangelische Kirchengemeinde Linneper, bestätigte, daß die erweiterte Schule eine Gemeinschaftsschule würde, falls zu irgendeiner Zeit diese Schularart gesetzlich werden sollte. Andererseits sah sich die Kirchengemeinde außerstande, die Erweiterung aus eigenen oder landeskirchlichen Mitteln zu bestreiten. Man hatte ohnehin erhebliche finanzielle Sorgen mit den Renovierungsarbeiten an der Waldkirche, die sehr viel Geld verschlangen und deren Finanzierung durch eine Fehldisposition des Gemeindepfarrers nicht gesichert war, sehr zum Ärger des Presbyteriums. In dieser Lage erklärte sich Reichsgraf Karl von Spee bereit, ein Grundstück, welches direkt an das alte Schulgelände angrenzte, für den Neubau einer Schule abzugeben. Die Amtsverwaltung und der Breit-



Lehrer Heinrich Binzer mit der Breitscheider Schuljugend



Die neue evangelische Matthias-Claudius-Volksschule

scheider Gemeinderat griffen zu und veranlaßten die komplette Neuplanung einer dreiklassigen Grundschule. Damit hatte man den Gedanken der Erweiterung der uralten Linneper „untersten Schule“ aufgegeben, eine Entscheidung, die grundvernünftig war angesichts der horrenden Kosten, die die Wiederherstellung, Modernisierung und Unterhaltung des Uralt-Baubestandes verschlungen hätten.

Da die Schülerzahl im Jahre 1955 auf 54 angewachsen war, wurde der Neubau dringlich. Zum Leidwesen der Breitscheider waren die Zuschußmittel der Düsseldorfer Regierung für das Rechnungsjahr 1955 durch einen Schulneubau in Angermund blockiert. Die Verwaltung half sich damit, daß sie fünf Kinder, die in der Umgebung des Krummenweges wohnten, an die Waldschule im Flüchtlingslager am Sondert einwies, und somit die Schülerzahl an der Linneper evangelischen Schule unter 50 drückte. Erst 1956 konnte in den Nachtragshaushalt der Gemeinde Breitscheid ein Kostentitel für den Schulneubau in Höhe von DM 246.000 eingebracht werden. Mit der feierlichen Grundsteinlegung am 19. Juli 1957 nahm das Projekt konkrete Formen an, und zwar in angemessener Eile. Am 17. Oktober 1957 feierte man das Richtfest, und schon knapp ein Jahr später, ab dem 7. September 1958, wurde in der neuen Schule zum ersten Mal unterrichtet. Bei ihrer offiziellen Einweihung am 15. September 1958 war sie noch eine evangelische Schule. Inso-

fern hatte sie die Tradition der alten Linneper Schule übernommen. Und es gab in Breitscheid auch noch die katholische Volksschule an der Kölner Straße.

Mit der Inbetriebnahme der neuen evangelischen Schule, die den Namen „Matthias-Claudius-Schule“ erhielt, war indessen das Schicksal der alten Linneper „untersten Schule“ endgültig besiegelt. Nach

275 Jahren hatte sie ausgedient. Sie wurde ein Opfer der Spitzhacke und der Abrißbirne.

Durch die Schulreform vom 5. März 1968 wurden viele Volksschulen in Nordrhein-Westfalen abgeschafft und an ihrer Stelle Grund- und Hauptschulen eingerichtet, so auch die Matthias-Claudius-Schule. Sie wurde um einen mehrräumigen Klassentrakt

Die Breitscheider Laienschulmeister

(Einwohner, die „ohne Kirspels Leuthen Approbation“ Schule hielten)

Wilhelm auf dem Hanten	vor 1624
Theill auf dem Ihmesberg	vor 1631
Gerhard auf dem kleinen Kalversberg	vor 1672

Die Schulmeister an der Breitscheider (der „untersten“) Schule

	Lehrer von - bis
Wilhelm Sonnenschein	1683 - 1694
Dirick Rombeck	1695 - 1697
Jan Anger	1697 - 1708
Agritius Anger	1708 - 1725
Johann Heinrich Cronenburger	1725 - 1767
Johannes Wolfs	1767 - 1769
Peter Conrad Otterbeck	1769 - 1798
Carl August Neuburg	1798 - 1835
Friedrich Neuburg	1835 - 1837
August Bronner	1837 - 1880
Heinrich Hanke	1880 - 1890
Johann Heinrich Benninghoff	1891 - 1922
Heinrich Götzen	1922 - 1928
Ewald Pleines	1928 - 1937
Werner von den Eichen	1937 - 1939
Heinrich Binzer	1947 - 1958 *)

*) Einstellung des Lehrbetriebes an der alten „untersten Schule“



In memoriam: Die Linneper „unterste Schule“

und eine Turnhalle erweitert und mit der katholischen Breitscheider Schule und der Waldschule am Sondert vereinigt zu einer Gemeinschaftsschule. Dabei blieb der Traditionsname „Matthias-Claudius-Schule“ erhalten.

Seitdem gibt es in Breitscheid keine Konfessionsschulen mehr. Die 275-jährige Entwicklung von der streng konfessionellen Schule der reformierten Gemeinde Linneper hin zur konfessionsunabhängigen städtischen Grund- und Hauptschule hatte ihren Abschluß gefunden.

Otto Wilms

Ein Leben gezeichnet und gemalt

Hans Jungbecker hatte das Zeug zum Künstler

Der Malerbetrieb Jungbecker am Mintarder Weg 10 in Breitscheid ist vielen Ratingern vor allem in den nördlichen Stadtteilen ein Begriff. Seit 30 Jahren wendet man sich an den Handwerksmeister, wenn man Haus oder Wohnung innen oder außen mit frischen Farben zu neuem Glanz verhelfen möchte. Früher zog Hans los, heute Sohn Ludger. Und was tut der alte Herr in seinem wohlverdienten Ruhestand? Er zeichnet und malt, dass es eine Lust ist. An dem Maler ist eben doch ein Maler verloren gegangen.

Mit Hans Jungbecker ist man nach wenigen Sätzen in vertrautem Gespräch. Der beim Erscheinen dieses Heftes hoffentlich soeben vergnügt 86 gewordene Meister ist ein höchst lebendiger und verschmitzter Erzähler, der alle Daten und Fakten aus acht Jahrzehnten parat hat, als ob es gestern geschehen wäre. Und erlebt hat er wahrlich genug.

Geboren am 24. November 1914 als Sohn eines Dürener Schreinermeisters, begann er nach der Volksschule 1929 eine Lehre als Teppichzeichner bei Gebr. Schöl-

gen renoviert, sondern auch feinste Schleiflackarbeiten gefertigt und vor allem Kirchen und andere historische Gebäude ausgemalt. Hier lernte Hans Jungbecker, wie man Fresken malt und andere Techniken. „In der Werkstatt mischten wir die Farben dafür nach alter Technik an. Dazu gehörten Kalkmilch, Quark und ein Schuss Heringlake. Diese Farbe geht nicht mehr kaputt“, schwärmt er noch heute von den Rezepturen.

Wenn auch die Aufträge gefielen, so war doch Peter Schotten mit seinen Leuten nicht eben großzügig. Das bekamen zum einen die Söhne zu spüren, die heiraten wollten, vom Vater aber nur ein Taschengeld erhielten, so dass sie abhauen mussten, und das führte auch zum Bruch mit Hans Jungbecker, der sich um ein gegebenes Urlaubsversprechen geprellt sah und noch vor das Arbeitsgericht ziehen musste. Seine Gesellenprüfung legte er schließlich im Betrieb von Sohn Otto Schotten ab.

Inzwischen war jedoch mit Hitlers Machtübernahme über Deutschland eine neue Zeit hereingebrochen, eine ungute, wie sich für den jungen Malergesellen bald zeigen sollte. Engagiert in der katholischen Jugendbewegung, die bereits 1934 aufgelöst wurde, wollten die Jugendlichen die Annektierung ihres Heimes durch die Hitlerjugend nicht sang- und klanglos hinnehmen. Man traf mit Fäusten aufeinander. Am nächsten Tag erhielt er aber den Rat, schnellstens zu verschwinden, er und seine Kameraden würden gesucht. Unterschlupf fand er dann über Freunde auf einem Bauernhof in Nöthen bei Müstereifel. Hier konnte er nun auch noch die Landwirtschaft von der Pike auf lernen und hat die zwei Jahre in so guter Erinnerung, dass noch heute Kontakte zu diesem Dorf bestehen.

Er lernte viele Menschen kennen, und da er hier wieder Zeit zum Zeichnen und Malen fand, auch solche, die auf sein Talent aufmerksam wurden. Der Versuch, an



Hans und Maria Jungbecker sind noch heute ein glückliches Paar

Sein ganzes Leben lang hat Hans Jungbecker nichts lieber getan, als seine Umgebung mit Stift und Pinsel festzuhalten. Das kleine verklunkerte Haus am Rand des Anwesens, das er 1999 mit der Familie seines Sohnes gegen die Wohnung im Haupthaus tauschte, hängt voller Gemälde und Skizzen, und jede Menge Bilder stehen gestapelt in Ecken oder verbergen sich in wohlgefüllten Zeichenblöcken. Sein Leben ließe sich weiträumig damit illustrieren. Warum er die Kunst nicht zum Beruf machte? Das verwehrten dem überzeugt katholischen jungen Mann 1934 die Nationalsozialisten. Studienplätze „für solche wie ihn“ gab es nicht.

ler in Düren. Er fiel durch sein hervorragendes Farbempfinden auf und musste für die Musterung immer die Farben anmischen, aber im Grunde war das Vorgeben der Dessins auf kleinem Karopapier eine recht öde Beschäftigung. Da beeindruckte ihn auch nicht, dass die Firma den Auftrag erhalten hatte, die neuen Ozeanriesen Bremen und Europa mit Teppichen auszustatten. So suchte sich der 17-jährige nach der Abschlussprüfung eine neue Lehrstelle in Düren als Maler und Lackierer.

Er kam zu Peter Schotten und seinen drei Söhnen, die wahrlich interessantere Arbeit zu bieten hatten. Es wurden nicht nur Wohnun-



Selbstportrait aus dem Jahre 1944,
in amerikanischer Gefangenschaft gemalt



Selbstportrait 1973



Der 85jährige Hans Jungbecker

der Kunstschule in Aachen für die Klasse Glasmalerei eingeschrieben zu werden, scheiterte aber, wie eingangs erwähnt, an seiner für das Regime falschen Gesinnung. Seine Karriere als Karikaturist für eine KAB-Zeitung endete ebenfalls sehr bald, weil sein kritischer Zeichenstift dem Herausgeber bei der zweiten Einsendung einen gehörigen Schrecken einjagte. Man hielt sich in diesen Jahren mit anderer Meinung besser zurück.

1936 erfolgte die Einberufung zur Wehrmacht, und es war für sein Privatleben schicksalhaft, dass er in Hameln entlassen wurde. Hier waren zwar die Arbeitsbedingungen zweifelhaft, aber hier lernte er

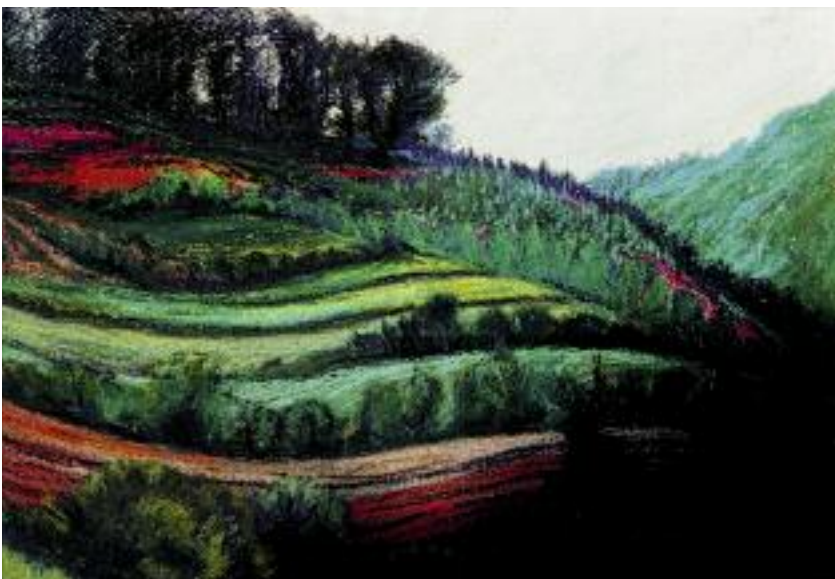
seine spätere Frau Maria kennen, die aus dem Ostsudetenland in ein Weserdorf bei Hameln zu betuchten Leuten in den Haushalt gekommen war. Man entdeckte sich buchstäblich durch die Gardine. Sie gefiel ihm, und er gefiel ihr, und das Paar ist heute, kurz vor der diamantenen Hochzeit, immer noch stolz aufeinander.

An eine berufliche Episode aus jener Zeit erinnert sich Hans Jungbecker noch heute: Da sollte in Hameln eine Turnhalle neu ausgemalt werden. Hoch unter der Decke war ein Fries mit Eichenlaub und Sprüchen. Das Gerüst für die Arbeiten war jedoch so ungünstig angebracht worden, dass man den Fries nur in kniender Haltung

malen konnte. Da sagte sein Meister zu ihm: „Das mach’ Du mal, du bist katholisch, da ist man Knien gewöhnt.“

Viel zu schnell begann dann jedoch der Weltkrieg, und Jungbecker kam als Feldwebel nach Holland, Belgien, Frankreich und dann nach Russland. Am 7. März 1942 durfte er, wenn auch vorerst nur per Ferntrauung, endlich seine Maria heiraten. Kurz zuvor hatte er eine Bewerbung für die Versetzung nach Afrika eingereicht, die zu seiner großen Überraschung Erfolg hatte. Er kehrte noch im gleichen Monat nach Deutschland zurück und trat mit seiner Frau am 27. März leibhaftig in der Kirche vor den Traualtar. Einige Male konnte sich das Paar am jungen Glück freuen, und der Erntehilfe-Einsatz beim Bauern in Nöthen war wie eine Hochzeitsreise. Ende 1942 aber folgte der aufregendste Kriegsabschnitt.

Hans Jungbecker wurde mit seiner neuen Einheit per Schiff nach Kreta gebracht, und von hier aus sollten die Soldaten mit JU-52-Flugzeugen nach Afrika geflogen werden. „Es war grauenhaft“, erinnert sich der Feldwebel, „englische Spitfire schossen aus unserem Pulk eine Maschine nach der anderen ab. Ich sah nur, wie vor mir die Einzelteile ins Meer stürzten. Möglichkeit sich zu wehren gab es kaum. Oben auf der Maschine war ein MG, aber da wollte keiner dran, weil man zur Bedie-



Eifellandschaft, Pastell

nung halb draussen in der Kälte hing. Ich sehnte mich aber nach frischer Luft, die Kälte war mir egal, und ich packte das Gewehr und schoss wütend auf die feindlichen Flugzeuge. Ob ich einen Treffer landete, weiß ich nicht, aber unsere JU war eine der wenigen Maschinen, die nach Kreta zurückkamen.“

Zunächst ging es zurück in ein Lager in Piräus. 14 Tage später ein neuer Start mit Schiffen nach Tunis. Dort flogen noch im Hafen die Amerikaner einen Angriff, konnten aber keinen der vier Kreuzer treffen. Auch bei dem ersten Einsatz von soeben auf einen Hügel gewuchteten Panzerabwehrgeschützen gegen amerikanische Panzer waren die Deutschen glücklicher dran: „Wir erbeuteten von den unerfahrenen Amerikanern wundervolle Verpflegungsrationen für die Weihnachtstage“.

Der Krieg endete für Hans Jungbecker bereits Anfang April 1943. Er wurde gefangen genommen, von Engländern an Franzosen und schließlich an die Amerikaner übergeben, und kam in Casablanca auf ein Schnellschiff. Die rasende Überfahrt in viereinhalb Tagen bis Halifax in Kanada wird er sein Lebtag nicht vergessen. Mit einem Zug kam er zunächst nach Breckinridge in Kentucky ins Kriegsgefangenenlager, von dort zum Arbeitseinsatz mit 17 Kameraden auf eine Farm, die Vieh- und Molkereiwirtschaft betrieb. Als Feldwebel war er Gruppenführer

und musste nur die Arbeiter überwachen. „Es ging uns gut dort. Der Farmer war ein feiner Mann, der viele Ländereien besaß und immer mit dem eigenen Flugzeug ankam. Er hatte Vorfahren in Württemberg und hieß Taube wie ein Junge in meiner Gruppe – die waren sogar miteinander verwandt, wie sich bei einem Gespräch mit Dolmetscher herausstellte.“ Hier begann Hans Jungbecker auch wieder zu malen, und es entstand unter anderem ein Selbstportrait, das heute noch in seinem Besitz ist. Wie ein Wunder mutet es auch an, dass selbst eine postkartengroße Skizze vom Tunesischen Vorgebirge über die Gefangennahme hin gerettet werden konnte. „Die Amerikaner haben uns gründlich gefilzt.“

Später wurde die Gruppe nach Oklahoma verlegt und plötzlich auf Hungerration gesetzt. Warum? Deutschland hatte kapituliert, und die Nachrichten von den Gräueln in den Konzentrations- und Vernichtungslagern verbreiteten sich auch in USA bis in jeden Winkel. Erst in Louisiana fand sich nach einiger Suche ein Texaner, der bereit war, die kleine Truppe auch wieder angemessen zu verpflegen. „Ich weiß noch die erste Mahlzeit dort für uns 13 Männer. Es gab Huhn mit Reis und Süßkartoffeln, die uns anfangs grässlich schmeckten. Aber das war nur gewöhnungsbedürftig.“

Im Juni 1946 ging es von Virginia aus endlich wieder auf ein Schiff Richtung Europa. Eine große Hürde musste allerdings gleich bei der



Prof. Dr. Reisetbauer, Bleistiftskizze aus dem amerikanischen Gefangenenlager, 1944



Lebensgeschichte in Bildern: Oben das Gefangenenlager in Kentucky, der Zeichner deutet auf den Farmer in Louisiana

Landung in Le Havre überwunden werden. Es hatte sich herumgesprochen, dass sich die Franzosen die kräftigsten Gefangenen herausuchen und in Bergwerke schicken würden. Ein amerikanischer Captain gab uns aber den Tip, Wasser zu trinken, in dem über Nacht Zigarettenkippen gelegen hätten, das würde Herzklopfen und Schweißausbrüche verursachen. „Mir war von der Nikotinbrühe sterbenselend“, weiß Jungbecker noch, „aber wir wurden durchgewunken und kamen nicht ins Bergwerk.“

In Rosenheim setzte er endlich wieder den Fuß auf deutschen Boden und wurde schließlich in Munsterlager aus der Gefangenschaft entlassen.

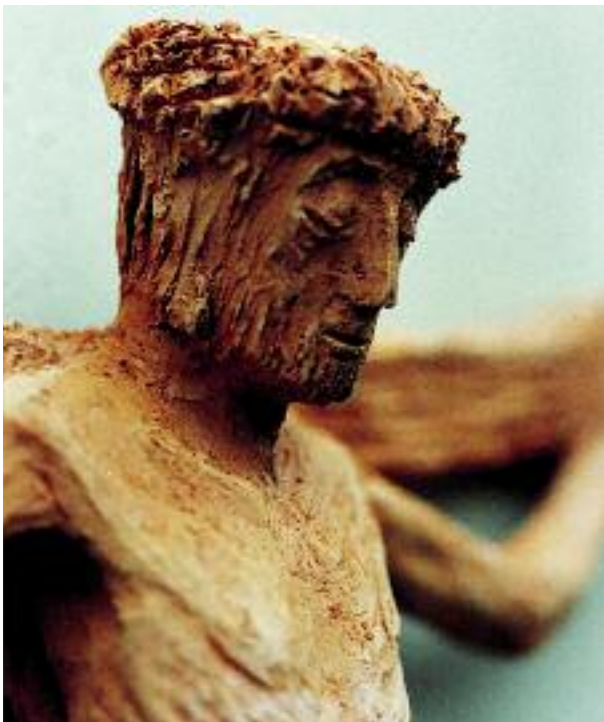
Die Engländer suchten jemanden, der grafische Übersichten machen konnte, und so fand er für sich und einen Freund, auf dessen Mithilfe er bestand, ein Unterkommen. Als einer der Besatzungsoffiziere einmal Zeichnungen von ihm sah, fragte er ihn, ob er nicht zwei Speisesäle ausmalen könne. Nichts lieber als das. Jetzt hatte er also sogar eine Anstellung als Kunstmaler und konnte seine Frau zu sich holen. In einer Baracke fanden sie Wohnraum, und dem Küchenbullen machte er klar, dass er Essen für zwei Personen brauchte. 1947 wurde dem Paar das erste Kind geboren, dem bis 1959 fünf weitere folgen sollten.

Breitscheid am Mintarder Weg ein großes Grundstück, wo man sich einmieten konnte. Erworben wurde ein Teil mit den beiden bescheidenen Häusern schließlich 1987. Damals legte Hans Jungbecker endgültig die Verantwortung für den Malerbetrieb in die Hände des jüngsten Sohnes, nachdem er in den letzten Berufsjahren im wesentlichen die Büroarbeiten gemacht hatte.

Nun nimmt die Kunst die meiste Zeit seines Tages ein – und auch eine Menge Raum, denn in vielen Regalen reiht sich Bildband an Bildband. Seine Lieblingskünstler? Da wird er mit dem Aufzählen

stand zur Geburt des ersten Kindes: Ein Dahlienstrauß in Öl. Auf eine Technik mag er sich nicht festlegen. Öl, Aquarell, Pastell, Tinte und Bleistift sind ihm gleich lieb. Er bemalte auch Teller und machte wunderbare Tonplastiken als Entwürfe für sakrale Figuren, die jedoch keine Umsetzung fanden. Ein Neuerer in der Kunst ist Hans Jungbecker nicht, aber er und seine Frau beobachten mit Vergnügen, wie sich seine Begabung, die Kinder überspringend, nun bei dem einen oder anderen der acht Enkel wiederfindet.

Gisela Schöttler



Christus am Kreuz, Ton, 1994



Keramikteller, handbemalt

Kurz vor der Währungsreform siedelte die junge Familie von Munsterlager nach Mülheim-Selbeck über. Die erste Station war die keramische Werkstatt von Karrenberg-Dresler, der Jungbeckers zumindest wohnungsmäßig bis 1970 verbunden blieben, da sie 1952 in einer Halle eine Wohnung einbauen durften. Die Geschirrproduktion lief dann jedoch nicht wie erwartet, so dass sich Hans Jungbecker doch wieder seinem erlernten Handwerk zuwandte und beim Wasserwerk Mülheim eine Anstellung fand. 1957 legte er die Meisterprüfung ab und machte sich schließlich selbständig.

Als die Halle in Selbeck abgerissen werden sollte, fand sich in

gar nicht so schnell fertig. Bekannte Namen wie Kokoschka und van Gogh sind dabei, aber auch weniger bekannte wie Horst Janssen und Jean Siméon Chardin. Jungbecker besuchte noch Malschulen, stellte einmal mit den Ratinger Freizeitmalern, ein anderemal im heimatlichen Düren aus. Dorthin fährt er auch noch mit dem eigenen Auto.

Ein Blick auf die Motive seiner künstlerischen Tätigkeit weist ihn als absolut naturnahen Maler mit eigenem Duktus aus. Gleichgewichtig nebeneinander stehen Landschafts- und Blumengemälde, Portraits und Still-Leben. Eins der schönsten Blumenbilder ent-



So skizzierte Hans Jungbecker sein erstes Kind

Rainer Maria Rilke

* Prag 4. Dezember 1875 – † Val-Mont 29. Dezember 1926



Rilke in seinem Haus in Westerwede, 1902

Herbsttag

Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren laß die Winde los.

Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gieb ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

Paris, 21. September 1902

Aus den Aufzeichnungen des Höselers Lehrers Peter Vogel

Fortsetzung und Ende des dritten Lernausflugs



Die 2. Klasse der Evangelischen Volksschule Hösel im Jahre 1919.
Links Lehrer Peter Vogel, rechts Lehrer Schröer

Wir kehren zur Eggerscheidter Straße zurück und setzen unsere Besichtigungsreise bis zum „Wiedenkamp“ (Weidenkamp) fort.¹⁾

Das war früher eine sehr sumpfige Ecke, die mit Korbweiden bepflanzt war, daher der Name das Weidenfeld. Es gehört zum Steinkoth²⁾ (Vogelbusch). Jetzt steht darauf ein einstöckiges Haus, aus Bergsteinen erbaut. Es wohnt darin zur Pacht die Familie Paßmann. Von hier zweigt eine Straße rechts ab, sie geht bis zur Stolsheide, und den Namen hat auch der Weg erhalten. Auf der linken Seite des

Weges lag das Schiefhaus, was zum Stolshaus³⁾ der früheren Familie K. Riegels gehörte. Das Schiefhaus hat aber einem Neubau Platz gemacht, an dem zwei Hausnummern angebracht sind, und zwar von der Stolsheide aus gerechnet Nr. 16 und 18⁴⁾. Es gehört jetzt einer Familie Lorenzen. und junior. Zur Miete wohnt dort noch der Schneider Paßmann mit seiner Frau. Die Stolsheide hat⁵⁾ Dr. Gatzki, der ein Sanatorium in Wuppertal-Elberfeld unterhält, besonders für seine Frau, die 2 taubstumme Kinder weibl. Ge-

schlechts hat, die in Kaiserswerth den Gartenbau erlernt haben, gekauft.

Mit diesen bearbeitet sie die 6 ha große Gesamtfläche und 3,75 ha Nutzfläche. Und die beiden Taubstummen fühlen sich wohl dabei. Frau Dr. Gatzki führt die schriftlichen Arbeiten und unterhält die Ein- und Verkäufe. Diese tätige Frau, schon mit grauen Haaren, sieht man so flink wie ein Reh dahineilen zur Post, Bahn und zu den Geschäften, daß man sich wundern muß.

Dieser ganze Landstreifen, worauf die eben genannten Häuser stehen und bis über die Stolsheide hinaus, ist 1811 an das Gut Stols⁶⁾ gefallen. Von dort ist auch damals das Stolshaus Nr. 45⁷⁾ gebaut worden. Jetzt wohnt darin die Familie Kopp. Die Frau des alten Kopp ist eine geborene Henriette Riegels. Ihren Eltern Karl Riegels und Frau Riegels, geborene Kuhs, hat das Stolshaus und das Schiefhaus gehört. Die Besitzer des Stolshofes, im Sonderstal gelegen, haben schon früh diesen Landstreifen abgestoßen, da er weit von dem Hofe entfernt lag und wenig einbrachte.



Die Eggerscheidter Straße im Jahre 1959. Im Hintergrund sieht man Häuser an der Straße Am Wetzelschhaus, davor den Kotten Wiedenkamp. Auf dem freien Grundstück daneben wurde 1960 das Café Droste errichtet

- 1) Das Haus „Wiedenkamp“ stand an der Einmündung der Straße Stolsheide in die Eggerscheidter Straße und wurde 1968 abgerissen. Heute steht hier ein neues Wohngebäude mit einem Frisörgeschäft und der Hausnummer 62
- 2) Der kleine Steinkoth²⁾ liegt in Hösel an der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 100
- 3) Das Stolshaus steht an der Eggerscheidter Straße Nr. 83
- 4) Das Doppelhaus trägt heute die Hausnummern 11 und 13
- 5) Der frühere Koth⁵⁾ Stolsheide ist schon in Juschrieners Plan von 1834 eingezeichnet. Im damaligen Nummerierungsplan von Hösel hatte er die Nummer 63. Heute Stolsheide Nr. 34
- 6) Der Stolshof liegt in Hösel, In den Höfen Nr. 18. Besitzer ist die Familie Unterhansberg
- 7) Das Stolshaus wurde unter Denkmalschutz gestellt. Die dazugehörige Scheune und Stall wurden abgerissen und dahinter ein neues Wohnhaus errichtet. Siehe auch Anmerkung Nr. 3



Die Eggerscheidter Straße um 1965. Im Vordergrund das Stolshaus mit Fachwerkschuppen und Scheune aus Bruchsteinen. Die Scheune wurde für einen Neubau abgerissen

Das Land, worauf die Häuser Nr. 41⁸⁾ und 43⁹⁾ stehen, in denen die Familien Sandweg und Schriever wohnen, und in Nr. 43¹⁰⁾, in dem die Familien De Jong, Hermann Hollenberg und August Pohlmann wohnen, hat wahrscheinlich auch noch zu dem Streifen des Markenwaldes gehört. Der daran angrenzende Markenwaldstreifen fiel 1811 an das Wetzelsgut¹¹⁾. Davon hat auch das Haus, was darauf gebaut wurde, den Namen Wetzelshaus¹²⁾ erhalten. Zuletzt gehörte es der Familie Meisenkothen. Jetzt gehört es der Familie Kelzenberg, die auch auf der rechten Seite die weite Himbeerkultur unterhält. Von dem früheren Besitzer Fr. Meisenkothen kaufte auch Fritz Buchmühlen, der den Gützenhof¹³⁾

besaß und denselben verkaufte, als ihm kein Erbe beschieden war, den Teil des Landstreifens, worauf er sich das schöne Landhaus¹⁴⁾ erbaute und einen großen Obstbaumhof dahinter anlegte. Nun ist er schon 4 Jahre tot, und seine kränkliche Frau, eine geborene Aldehof, unterhält das ganze Gebiet mit einer Ukrainerin. An diesen Wetzelsstreifen reihte sich der Gützenbruch links von der Straße und der Gützenwald¹⁵⁾. Das Gebiet kauften 1907 die Vereinigten Krankenkassen Düsseldorfs und legten darauf den prächtigen Bau des Genesungsheims an¹⁶⁾. Im Ersten Weltkrieg wurde es in ein Lazarett verwandelt.

Unter Dr. Loges habe ich mit den Schulkindern der 1. Klasse den



Das „Genesungsheim“, die spätere Waldklinik (heute Seniorenheim), diente im Ersten Weltkrieg als Lazarett

- 8) Heute Eggerscheidter Straße Nr. 79
- 9) Dieses Haus ist schon seit längerer Zeit nicht mehr bewohnt. Heute Eggerscheidter Straße 81
- 10) Siehe Anmerkung 9
- 11) Das Wetzelsgut stand in Hösel im Sondersbachtal, In den Höfen Nr. 9. Der letzte Besitzer war Peter Stinshoff. Er verkaufte den Hof an die Familie Cloppenburg. 1968 wurden alle Hofgebäude abgerissen. Heute steht hier ein neues Wohnhaus
- 12) Das Wetzelshaus stand an der Eggerscheidter Straße Nr. 87 und 87a. Vor dem Zweiten Weltkrieg befand sich auf dem Gelände eine Gärtnerei der Familie Kelzenberg-Wedler. Nach dem Krieg wurden die Gebäude mehrfach umgebaut. Auf dem Grundstück an der Eggerscheidter Straße / Ecke Fuchsweg, das auch der Familie Kelzenberg gehörte, wurden eine Tankstelle und eine Autowerkstatt gebaut, die von Hans Haas betrieben wurden. Sie wurden vor einigen Jahren abgerissen. Heute stehen hier zwei neue Doppelhäuser: Eggerscheidter Straße Nr. 89 und 91 und Fuchsweg Nr. 1 und 1a
- 13) Der Gützenhof liegt in Hösel im Sondersbachtal, In den Höfen Nr. 32. Siehe auch Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 53
- 14) Das schöne „Landhaus“ steht an der Eggerscheidter Straße Nr. 72 / Ecke Wetzelshaus. Nach dem Tod von Fritz Buchmühlen wurden das Haus und das große Grundstück testamentarisch an die Gemeinde Hösel übertragen. Frau Buchmühlen bekam Wohnrecht auf Lebenszeit. 1958 wurde das Haus an den Sandgrubenbesitzer Jean Liethen verkauft und 1998 weiter verkauft. Das große Grundstück wurde von der Gemeinde Hösel durch eine neue Straße Am Wetzelshaus erschlossen. Hier wurden dann schöne Landhäuser erbaut
- 15) Der Gützenbruch und der Gützenwald fielen bei der Gemarkenwaldaufteilung 1811 an den Gützenhof. Siehe auch Anmerkung Nr. 13
- 16) Auf einem 75.000 m² großen Gelände, das von der Eggerscheidter Straße bis zum Dickelsbachtal reichte, wurde in den Jahren 1907/1908 das Genesungsheim der Vereinigten Krankenkassen Düsseldorfs errichtet. Am 22. August 1908 wurde das nach den Plänen des Architekten Otto Engler erbaute Genesungsheim feierlich eröffnet. 150 Patienten konnten hier betreut werden. Die Gesamtbaukosten einschließlich Grundstück und aller Einrichtungen, z.B. eines Elektro-Personenwagens, Dampfmaschinen und eines Dynamos zur Stromerzeugung, der Zimmer- und Kücheneinrichtung, der Badeanstalt bis zur Anschaffung eines Wachhundes, betrugen 834999,22 Goldmark. Wie Lehrer Vogel nachfolgend beschreibt, war das Genesungsheim im Ersten Weltkrieg bis 1918 Lazarett. Danach bis 1924 Lungenheilstätte.

Dann war es bis Anfang des Zweiten Weltkrieges wieder Genesungsheim. Im Krieg wurde das Genesungsheim zu einem Krankenhaus umgebaut. Nach dem Einmarsch der alliierten Truppen im April 1945 in Hösel wurde das Gebäude beschlagnahmt und als Lazarett für verwundete Besatzungssoldaten

verwundeten Kriegern manche Vorführungen veranstaltet, auch eine Weihnachtsfeier und auch einen St. Martinszug mit dem rechten Zweck, daß die Kinder die Geber und nicht die Empfänger wären. Das Genesungsheim hat manchen Wechsel in der Leitung erlebt. Nach dem Ersten Weltkrieg gehörte es der Allgemeinen Ortskrankenkasse Düsseldorf. Um die Ernährung und Unterhaltung der Insassen sicherer zu stellen, kaufte sie die Hasper¹⁷⁾ von den 3 Erben des 1917 verstorbenen Carl Decker. Ernst Thüs, dessen Ehefrau Bertha Decker ist, blieb Verwalter auf dem Kotten von 1919 bis 1925. Dann folgten von 1925 bis 1928 August Possberg, verheiratet mit Paula Meisenkothen, und zuletzt Heinrich Keienburg, verheiratet mit Gertrud Thüs. Während dieser Zeit hatte der Vorstand des Genesungsheims durch weitere Ankäufe seinen erworbenen Landbesitz zu erweitern gesucht. Er kaufte das anschließende Gut am Dickhaus¹⁸⁾, 3,22 ha groß, den Anker¹⁹⁾ mit dem dazugehörigen Land und das Steinfeld²⁰⁾ mit dem Holzhaus, 1,09 ha. Das waren zusammen mit der Hasper stark 12 ha. An der Hasper wurden in dieser Zeit noch manche kostspielige Verbesserungen und Umänderungen getroffen, besonders an den Stallungen und an der Düngergrube.

Mit der Machtergreifung Hitlers sah sich der Vorstand genötigt, den Besitz langsam abzustoßen. 1933 pachtete Heinrich Keienburg den eben aufgezählten Besitz, und 1938 kaufte er die Hasper. Nur den Anker, das Café Romberg²¹⁾, behielt das Heim.

Keienburg bot sich aber die Gelegenheit, das Land, das zu dem Anker gehörte, teuer zu verkaufen an Wilhelm Ströter aus Mülheim-Ruhr. Die Schuldsumme, die auf der Hasper ruhte, konnte dadurch so verringert werden, daß der Besitzer der Hasper, Heinrich Keienburg, in der Lage war, den Antrag auf Erhaltung der Erbbauernschaft einzureichen. In diesem, dem Zweiten Weltkrieg, ist das Genesungsheim in ein Krankenhaus verwandelt worden. Am Eingangstor zu den Waldungen des Krankenhauses ist zu lesen: „Krankenhaus, Sonderanlage der Aktion Brandt, Anlage Hösel.“

Das kleine schöne Pförtnerhaus trägt die Nr. 52²²⁾ der Eggerscheidter Straße. Zuerst wurden nur die in den Terrorüberfällen auf die umliegenden Städte Verunglückten zur Verbindung und Heilung aufgenommen. Die Zahl der Unglücklichen war aber so groß, daß noch eine Reihe Baracken in den umliegenden Waldungen errichtet werden mußten. Der Umbau des Inneren zu einem Krankenhaus ist jetzt vollendet, so daß auch Kranke aus Hösel und Umgebung aufgenommen werden. Das ist für uns sehr vorteilhaft und wird viel benutzt. Nach dem wir uns auch den prächtigen Bau des Krankenhauses der Aktion Brandt besehen haben, kehren wir auf demselben Weg zurück und setzen unsere Anschauungsreise auf der Eggerscheidter Straße bis zum Bellscheider Weg fort. Den Bellscheider Weg mit den daranliegenden Wohnstätten müssen wir auch noch kennenlernen, ehe wir unsere Rundreise um den Westteil Hösels fortsetzen.

Wie kommt es wohl, daß dieser Weg diesen Namen trägt und der Hof Bellscheid doch nicht in unserer Gemeinde liegt?

Die Höfe Bellscheid und Knevels²³⁾ sind 1811 bei der Aufteilung des Markenwaldes mit bedacht worden. An diesen Hof ist damals dieser Streifen vom Walde bis zu dem Wege gekommen²⁴⁾.



Der Wiesenstreifen zwischen Waldrand und Bellscheider Weg vor der Bebauung im Jahre 1954.
Links auf der Wiese Direktor Brand von der Tapetenfabrik Hösel, der später dort gebaut hat

Er gehört heute noch mit dem Bellscheider Haus, in dem Fritz Decker mit seiner Frau, einer geborenen Schinnenburg, und ihrer Schwester wohnt, dem Hofbesitzer August Bellscheid.

Wir besehen uns gleich das alte windschiefe Fachwandhaus und merken uns auch die Hausnummer 14²⁵⁾. Hier ist auch noch ein Ziehbrunnen. Viele von euch Kindern haben sicher noch nie einen Ziehbrunnen gesehen. Wir kommen zuerst links am Bellscheider Wege an eine Häusergruppe, die den Namen Maultsack (Malzsack) führt. Sie besteht aus drei getrennt liegenden Häusern.

benötigt. Nach einigen Monaten reichte die Bettenzahl nicht mehr aus. Die Engländer nahmen das viel größere Bethesda-Krankenhaus in Wuppertal in Beschlag. Das Höseler Genesungsheim war bis zum Jahre 1954 in dessen Besitz. Dann wurde hier eine Diabetes-Klinik eingerichtet. Zunächst unter der Leitung von Dr. Banse bis 1964. Danach unter der Leitung von Dr. Bernt Sachsse und seiner Frau Dr. Ruth Sachsse. Bemerkenswert ist, daß nach der Schließung der Diabetes-Klinik 1988 für den Umbau und die Renovierung des Gebäudes zur Senioren-Residenz mehr als 10 Millionen DM aufgewendet wurden

- 17) Der Hasper Hof liegt in Hösel an der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 34
- 18) Der frühere kleine Kotten Dickhaus stand an der Stelle, wo die heutigen Straßen „Windfochweg – Am Dickhaus“ in die Straße „An der Hasper“ einmünden. Er war damals im Besitz der Familie Keienburg vom Hasperhof und wurde um 1965 abgerissen
- 19) Siehe Quecke Nr. 69, Seite 167, Anmerkung 21
- 20) Das Steinfeld ist eine Flurbezeichnung und bezieht sich auf das Gebiet am Ende des heutigen Bellscheider Weges
- 21) Siehe Anmerkung Nr. 19
- 22) Das frühere Pförtnerhaus an der Eggerscheidter Straße hat heute die Hausnummer 82. Die Zufahrt zur jetzigen Seniorenresidenz erfolgt über den Bellscheider Weg. Die alte Zufahrt ist für den Autoverkehr geschlossen worden. Fußgänger und Radfahrer können aber den alten Weg benutzen
- 23) Die Höfe Bellscheid und Knevels liegen auf dem Gebiet Hombergs, des heutigen Stadtteils von Ratingen, am Breckhauser Weg
- 24) Auf diesem Wiesenstreifen, der rechts von der Eggerscheidter Straße bis zum Bellscheider Haus ging, wurden ab 1954 insgesamt 15 Häuser errichtet
- 25) Das Bellscheider Haus trägt heute die Hausnummer 26. Das Fachwerk wurde bei einem Umbau zum größten Teil erhalten. Der Ziehbrunnen ist noch vorhanden. Die alte Scheune wurde 1976 abgerissen, hier wurde ein neues Haus gebaut. Altbau und Neubau sind im Besitz der Familie Krause



Das Bellscheider Haus um 1912. Am Tisch die Familie Schinnenburg

In der Nr. 1²⁶⁾ wohnt der alte Brückmann, über 80 Jahre alt, mit seiner Frau. In der Nr. 3²⁷⁾ wohnt der Gärtner Eigenbrod, der eine geborene Printz zur Frau hat. In Nr. 5²⁸⁾ wohnt die Familie Zimes.

Die 3 Häuser gehören dem Gärtner Eigenbrod. Er erbte sie durch seine Frau Johanne Printz. Ganz versteckt im Walde liegt das Landhaus des Spezialarztes für Nasen- und Ohrenleiden, Dr. Zum Bruch, Nr. 9²⁹⁾, und sein Chauffeurhaus Nr. 12³⁰⁾ am Bellscheider Weg.

Der Chauffeur ist schon 4 Jahre im Krieg und heißt Beumer.

Am Ende des Bellscheider Weges kommen wir wieder an eine Häusergruppe von 3 allein liegenden Wohnstätten. Sie trägt noch den alten Namen am Steinfeld. Durch die neue Bezeichnung Bellscheider Weg wird diese alte richtige Bezeichnung langsam verdrängt sowie auch der Name Maultsack, Malzsack: Auf den größeren Gütern brauten die Bauern zu ihrem Selbstbedarf ihr Malzbier selbst.

Vielleicht hat man diese Ecke zum Anbau von Hopfen und Malz genutzt, die dann für den Selbstbedarf einen Sack voll Malz einbrachte, daher Malzsack. In Nr. 15³¹⁾ wohnen 2 Familien. Erstens die Lehrerfamilie Kruse aus Essen. Sie ist ausgebombt, der Mann ist im Kriege und die Frau mit ihrem kleinen Jungen hat hier ein Unterkommen gefunden. Ihre Urgroßeltern Wilhelm Schinnenburg, Holzschuhmacher, mit seiner Frau Henriette, geborene Funke, haben lange Jahre im Bellscheider Haus gewohnt. Die 2. Familie ist der Bahnangestellte Macfald mit seiner Frau Johanne, geborene Poppelreuther. In dem großen Haus Nr. 16³²⁾ wohnen mehrere Familien. Das Holzhaus, worin der Bademeister Weh vom Genesungsheim mit seiner Familie lange Zeit wohnte, gehört dem Bauern von der Hasper, Heinrich Keienburg. Darin wohnen jetzt die Familien Pöpinghaus und Hobach³³⁾.

Wir gehen auf dem Bellscheider Weg wieder zurück bis zur Egger-

scheider Straße. In dem Straßenwinkel liegt ein großes zweistöckiges Haus, worin Fritz Printz mit seiner Schwester Wilhelmine Printz wohnt. Ihre Tochter ist mit Neulen verheiratet. Er ist Soldat und augenblicklich abwesend. Sie haben 3 Kinder, 1 davon ist kürzlich verstorben. Sie unterhalten ein Kohlen- und Kolonialwaren-Geschäft. Das Haus trägt die Nummer 58³⁴⁾.

Schräg gegenüber liegt die Bäckerei von Wilhelm Printz, dem älteren Bruder des Fritz Printz. An dem Haus ist die Nr. 59³⁵⁾ angebracht. Ehe wir weitergehen, besuchen wir noch die kurze Straße Heimsang.

An der rechten Seite liegt das schöne Doppelwohnhaus Heim-

26) Das kleine Fachwerkhaus genannt „Am Maultsack“ ist eines der wenigen noch vorhandenen denkmalgeschützten, alten Häuser von Hösel. Es wurde liebevoll von den Besitzern, der Familie Klaus Neulen, restauriert und ist ein Schmuckstück in Hösel. Es steht am Bellscheider Weg Nr. 19

27) Dieses Haus trägt heute die Hausnummer 21. Es ist auch im Besitz der Familie K. Neulen und wird zur Zeit renoviert. Die frühere Gärtnerei wurde 1964 aufgegeben

28) Das schöne alte Fachwerkhaus wurde 1965 für den Neubau abgerissen. Die neue Hausnummer ist die 23

29) Das Haus des damaligen Hals-Nasen- und Ohrenarztes Dr. Zum Bruch liegt heute an der neuen Straße Am Grünewald 21

30) Das frühere Chauffeurhaus liegt heute an der neuen Straße Am Teckenberg Nr. 32

31) Dieses alte Gebäude hat früher „Am Steinfeld“ geheißen und wurde kürzlich von der Familie Macfald verkauft. Die Hausnummer ist heute Nr. 33

32) Gemeint ist hier das Haus mit der Nr. 36

33) Das Holzhaus hat heute die Nr. 39

34) Das Lebensmittelgeschäft ist 1963 aufgegeben worden und die Kohlenhandlung wurde 1965 geschlossen. Auf dem früheren Kohlenlagerplatz wurden neue Häuser gebaut. Das große alte Haus, das 1919 erbaut wurde, ist umgebaut und restauriert worden und ist noch im Besitz der Familie Neulen. Heute Eggerscheider Straße 100

35) Die frühere Bäckerei von Wilhelm Printz ist 1948 von seinem Bäckergehilfen Heinrich Vogelpoth übernommen worden. Die Bäckerei wurde noch durch ein Lebensmittelgeschäft erweitert. Nach dem Tod von Heinrich Vogelpoth 1980 übernahm Sohn Werner das elterliche Geschäft bis 1998. Heute ist in den Räumlichkeiten ein Fahrradgeschäft untergebracht. Die Hausnummern sind heute 119/121



Im Vordergrund links der Kotten Maultsack, dahinter das Haus des Gärtners Eigenbrod. Die Gebäude rechts wurden abgerissen

sang Nr. 4 und Nr. 6³⁶⁾ der Gebrüder Fritz und Wilhelm Thüs. Beides waren gesuchte und viel beschäftigte Mühlenbauer. Ihr Vater August Thüs stammt von der Blombergshöhe, die in der Nähe des Thüsenhofes lag³⁷⁾. Diese Wohnstätte gehörte damals zu Mintard. Die Familie August Thüs wohnte längere Zeit an der Schmitz-Boltenburg³⁸⁾.

Er kaufte den Heimsang³⁹⁾. Sein jüngster Sohn August sollte den Heimsang erben. Er fiel aber im 1. Weltkrieg. Da verkaufte er das Gut, das nachher noch durch viele Hände ging und zuletzt von dem Fabrikanten Helm gekauft wurde. Der ließ durch Hermann Severitt⁴⁰⁾, nachdem er noch 10 Morgen vom Hof Bruchhausen dazu gekauft hatte, eine Obstplantage anlegen. Das Obstgut trägt die Nr. 16⁴¹⁾.

Wir kommen nun zum letzten Hause der Eggerscheidter Straße, Nr. 68⁴²⁾. Hier wohnt der Viehhändler August Theus. Seine Frau ist eine geborene Schriever. Sie hatten 2 Kinder, Fritz und Meta.

Fritz wurde zu den Gebirgsjägern nach Kufstein eingezogen. Er



Der Hof Teckenberg im Jahre 1938

Hinter dem Besitztum des August Theus lag noch eine Wohnstätte mit dem Namen am Teckenberg. Der Teckenberg brannte in einer kalten Winternacht ab und wurde nicht wieder aufgebaut⁴⁴⁾.

Jetzt nennt man die Wohnung des August Theus am Teckenberg.

Wir gehen weiter bis zur Brücke über die Reichsautobahn, wo die Ernst-Stinshoff-Straße beginnt. Die früheren Wohnsitze am Kämpchen und am Kamp haben der Neuanlage weichen müssen⁴⁵⁾.



Die Obstplantage Heimsang um 1935. Im Hintergrund das Wohnhaus des Gutes

machte unter Dietl den Polenfeldzug durch die Karpathen mit und als Fallschirmjäger den Feldzug im hohen Norden, landete als Erster auf Tromsö und fand den Soldatentod als Dritter von Hösel. Der ältere Bruder Johannes Theus wohnte zuletzt an der Windfoch⁴³⁾, Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 1. Er hatte auch nur einen Sohn gleichen Namens. Er absolvierte die Oberrealschule in Mülheim-Ruhr, trat dann als Freiwilliger ins Heer ein und fiel im Ersten Weltkrieg.

36) Heute Heimsang Nr. 8 und 10. Im Haus Nr. 8 war bis 1945 die Postnebenstelle „Heimsang“ untergebracht.

37) Der Thüsenhof liegt im nördlichen Zipfel von Hösel an der Hugo-Henkel-Straße 93/95

38) Die Schmitz-Boltenburg lag im Winkel der heutigen Straßen Boltenburgsweg – Peddenkamp – Schlagbaum. Sie wurde 1975 abgerissen. Siehe auch Quecke Nr. 69, Seite 165

39) Der frühere Kothlen und das Obstgut Heimsang liegen an der Straße Heimsang Nr. 26. Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anm. 37

40) Hermann Severitt war lange Jahre 1. Vorsitzender des 1933 gegründeten Höseler Obst- und Gartenbauvereins. Der Verein wurde nach 50 Jahren 1983 aufgelöst. Hermann Severitt starb 1973

41) 1932 wurde das Obstgut Heimsang von dem damaligen Besitzer Helm gegründet. Auf einem 80.000 m² großen Gelände wurden über 10.000 Obstbäume und Sträucher angepflanzt. Nach dem Tod des Fabrikanten Helm kaufte Dr. Gnoth das Obstgut. Unter der umsichtigen Leitung des tüchtigen Hermann Severitt wurde die Obstplantage weit über die Grenzen von Hösel bekannt. Im Jahre 1969/70 wurden alle Obstbäume und Sträucher für eine große Wohnbebauung eingeebnet, die durch die neuen Straßen an der Hasper, Fuchsweg, Dachsring und Heimsang erschlossen wurde. Siehe auch Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 37, und Quecke Nr. 62, Seite 74, Bild: Obstgut Heimsang 1935

42) Der sogenannte Kothlen Teckenberg wurde 1978 abgerissen. Hier wurde ein großes Wohnhaus gebaut. Heute Eggerscheidter Straße 112

43) Der Kothlen Windfoch wurde um 1970 abgerissen

44) Der abgebrannte Kothlen Teckenberg stand zwischen den mehrstöckigen Wohnhäusern am Teckenberg Nr. 41 und 61. Auf den früher landwirtschaftlich genutzten Flächen wurde eine neue Wohnsiedlung gebaut

45) Der direkt an der Kalkstraße gelegene Hof Kämpchen hatte in der Blütezeit der Bruchhauser Kalkbrennerei, von ca. 1750 bis 1899, an der Eule und am Steinkothlen eine wichtige Funktion. Hier standen die Vorspannpferde des Kämpchenbauern im Stall. Sie wurden zusätzlich gebraucht, um die schweren Fuhrwerke, die mit Kalksteinen oder mit Kalk beladen waren, über den Lintorfer Hülsenberg zu ziehen. Von dort ging es ohne Vorspann über Lintorf, Angermund bis zum Kalkblech in Wittlaer am Rhein.

Da die Fuhrleute immer viel Durst hatten, wurde am Kämpchen auch noch eine Gastwirtschaft eingerichtet. Der Ausschank beschränkte sich auf den in Hösel gebrannten Schnaps und auf das Bier aus den Ratinger Brauereien.

Im Kämpchenhof war im 18. Jahrhundert auch eine Töpferei untergebracht. 1936 wurde der Hof für den Bau der Reichsautobahn abgerissen. Siehe auch Quecke Nr. 67, Seite 116, „Von der Reichsautobahn zur A3.“ Bild: Seite 121 unten, und Seite 123, Bild oben

Das erste Haus rechts von der Ernst-Stinshoff-Straße Nr. 2⁴⁶⁾ gehörte dem Bahnangestellten Benjamin Schinnenburg, der die Kriege 1864-66 gegen Dänemark und Österreich und 1870/71 gegen Frankreich mitmachte. Von seinen Nachkommen ist nur noch Johanna Schinnenburg unverheiratet übriggeblieben. Wer noch mehr wohnt in diesem, so nahe an der Reichsautobahn gelegenen Haus?



Der Hasper-Hof um 1955

Wer bewohnt heute die Windfoch?⁴⁷⁾ Die Familie Püttmann. Wir kommen nun durch die frühere sogenannte Steinkothens Hecke nach der Hähskaul (vielleicht Hasenkuhle) oder wie der Volksmund den Kotten kurz benennt Hasper, Nr. 6⁴⁸⁾ an der Ernst-Stinshoff-Straße. Nach dem Kaufakt vom 26. 3. 1743 hat die Hasper zu Landsberg⁴⁹⁾ gehört, also dem Freiherrn von Beveren. Die Pächter der Hasper, die mit dem Namen des Gutes angeredet wurden, also mit Hasper oder Haisper, wie sie in den Linnep Kirchenbüchern genannt werden, haben sich vom Entstehen der reformierten Gemeinde Linnep an zu derselben gehalten. Das erste Ehepaar von der Hasper, das sein Kind zur reformierten Taufe brachte, war Peter und Trin an der Haisper. Die Zeugen sind Peter zu Brockhausen (jetzt Bruchhausen, die Besitzer dieses Gutes vor der Familie Stinshoff), Wilm, des Vaters Bruder und Stin am kleinen Alscheid.”

Das erste Ehepaar, das in Linnep reformiert getraut wurde, ist Jan an der Haisper und Christin am kleinen Steinkothens.

Die Eintragung im Copulationsbuch lautet: „Anno 1699 den 1. November ist Jan an der Haisper, Heinrichen und Stinen an der Haisper ehelicher Sohn, mit Christinen im kleinen Steinkothens, Hermen und Stinen im kleinen

Steinkothens ehelichen Tochter, zum ersten Mal abgekündigt. Diese seyend nach dreymaliger Abkündigung den 19. November copulirt.“ Das Ehepaar, mit dem auch die erbliche Reihenfolge der Hasper beginnt, ist Dohm an der Haisper und Jenne von der Theusen, kopuliert am 4. November 1725. Ihr 2. Sohn, Heinrich, folgte nach dem Tode seines Vaters als Pächter auf der Hasper. Während der Pachtzeit der Eltern des Hendrich trat der Besitzerwechsel der Hasper ein.

Am 26. 3. 1743 verkaufte der Freiherr von Beveren zu Landsberg seinem ehrsamem Dohm im Hofstall und dessen Ehefrau Gertruden von der kleinen Meusen in Homberg die Hähskaul.

Der neue Besitzer hat aber die Hasper nicht bewohnt.

Die Pächter desselben Namens, die schon 1689 zum erstenmal in dem Taufregister genannt werden, sind in ihren Nachkommen auch noch lange Pächter unter dem 2. Besitzer geblieben.

Vom 26. 3. 1743 an hat Dohm an der Haisper nicht mehr dem Frei-

herren von Beveren, sondern dem ehrsamem Dohm im Hofstall die Pacht des Kottens zu entrichten, und nach seinem Ableben sein Sohn Heinrich an der Hasper. Er verheiratete sich aber erst nach dem Tode seines Vaters mit Anna Katharina Nottberg am 27. 4. 1763. Während seiner Pachtzeit ist dann von ihm selbst die Hasper käuflich erworben worden. Der Kaufakt ist nicht mehr vorhanden. Daß Hindrich Hasper der Käufer des Kottens gewesen ist, ist wohl aus folgendem mit Sicherheit zu schließen: Im Jahre 1784, wie diese Jahreszahl, eingeschnitzt in einen Längsbalken, es bekundet, wurde an die hintere Giebelseite ein Anbau aufgeführt, der den alten einstöckigen Bau wesentlich überragt.

Man kann wohl nicht annehmen, daß dieser Anbau dem Pächter zuliebe von dem früheren Besitzer errichtet wurde, sondern daß der Pächter Hendrich Hasper, nach dem er Eigentümer geworden war, selbst diese notwendige Vergrößerung seines kleinen Anwesens vorgenommen hat. Merkwürdig erscheint es, daß er den stattlichen Neubau nicht an dem vorderen, sondern an dem hinteren Giebel ausführen ließ. Aber auch diese Erklärung ist bald gegeben. Die Kalkstraße⁵⁰⁾ führte damals durch die Senke hinter der Hasper her und ging geradezu an dem alten Kämpchen⁵¹⁾ vorbei, was durch den Bau der Reichsautobahn ganz verdrängt wurde, durch den Wald.

Die vermeintliche Hinterseite war damals die Vorderseite des Hau-

46) Dieses Haus wurde für den Ausbau der Autobahn A3 auf sechs Spuren 1985 abgerissen

47) Siehe Anmerkung 43

48) Der Hasperhof hat heute die Hausnummer 34

49) Die alte Burg (später Schloß) Landsberg wurde zum ersten Mal im Jahre 1291 urkundlich erwähnt. Sie liegt auf den westlichen Ruhrhöhen im Ratinger Stadtteil Breitscheid. Nach einer wechselvollen Geschichte wurde die baufällige Anlage 1903 von dem Industriellen August Thyssen aufgekauft, umgebaut und restauriert. Heute befindet sich in der Schloßanlage ein Ausbildungszentrum der Firma Thyssen-Krupp

50) Die viel befahrene Kalkstraße hatte ihren Anfang in Hösel am großen Steinkothens im Angertal. Siehe auch Anmerkung 45 und Quecke Nr. 68, Seite 74. Bild: Der Hof Groß-Steinkothens

51) Siehe Anmerkung 45



Das Anwesen Am Kämpchen um 1930

ses. Erst als später die jetzige Eggerscheidter Straße an der Windfoch⁵²⁾ vorbei angelegt wurde, die nahe an der Hausnummer 2 vorbeiging, da sahen sich die Kalkofenbesitzer genötigt, des besseren Anschlusses wegen, die Kalkstraße durch die sogenannte Steinkothenshecke zu verlegen. Die frühere Vordergiebelseite wurde dadurch zur hinteren Giebelseite. Die Kalkstraße trägt jetzt den Namen Ernst-Stinshoff-Straße. Zu Ehren des langjährigen Vorstehers Ernst Stinshoff zu Bruchhausen, dessen Vorfahren Eigentumsrecht an der Kalkstraße besaßen, ist auf Beschluß des Gemeinderates von Hösel diese Straße so benannt worden.

Daß die Hasper auch von kirchlicher Seite jetzt als Eigentum der Familie Hasper betrachtet wurde, geht daraus hervor, daß der Sohn und Nachfolger des Hindrich an der Hasper, Wilhelmus (er wurde am 21. 9. 1769 getauft), bei seiner Copulation⁵³⁾ am 2. 5. 1812 als Bauer bezeichnet wurde, das wohl soviel sagen sollte, als Besitzer und Eigentümer. Von ihren 5 Kindern blieben nur die älteste Tochter Anna Katharina und der jüngste Sohn am Leben. Dieser mit Namen Wilhelm wurde am 15. 1. 1821 geboren.

Er war demnach der einzige Erbe von der Hasper. Er trat erst mit 55 Jahren in den Ehestand und verheiratete sich mit Wilhelmine Printz, reformiert, 18 Jahre alt, Tochter von Friedrich Printz und Anna Katharina Gantenberg aus Heiligenhaus am 7. 2. 1876. Sie verkauften am 19. 3. 1882 die Hasper an Carl Decker und zogen fort.

Carl Decker ist demnach der 4. Besitzer. Er ist aus Lintorf und ist der Sohn von Fritz Decker und Christine Crombusch. Er verheiratete sich, 34 Jahre alt, mit Wilhelmine Greiß, 31 Jahre alt, Tochter von dem Schneider Conrad Greiß und Gertrud Kessel am 30. 9. 1876. Sie wohnten anfangs am Allscheid⁵⁴⁾. Hier wurden ihnen 2 Töchter geboren, Karoline am 16. 8. 1877, und Bertha am 2. November 1879. Im Jahre 1882 am 1. Mai siedelte die Familie Carl Decker nach der erworbenen Hasper hin. Hier wurden ihnen noch 2 Kinder geboren, Friedrich-Wilhelm am 21. 4. 1883 und Martha am 4. 4. 1885. 2 Monate später, am 2. Juli 1885 wurde die Mutter, erst 40 Jahre alt, den 4 unmündigen Kindern und dem armen Ehemann durch den Tod entrissen.

Carl Decker überlebte seine Ehefrau noch 30 Jahre und starb am 3. 2. 1915. Das jüngste Kind Martha wurde nur 2 Jahre alt.

Friedrich Wilhelm Decker war beim Tode seines Vaters schon 32 Jahre alt und hätte als einziger männlicher Erbe von Rechts wegen 1915 die Hasper übernehmen müssen; aber wegen eines körperlichen Gebrechens hatte er von vorneherein auf die Übernahme des Hofes verzichtet und das Schreinerhandwerk bei seinem Onkel in Lintorf erlernt. Sein Schwager Ernst Thüs, dessen Frau eine Bertha Decker ist, setzte nunmehr im Auftrage seiner Geschwister die Arbeit auf der Hasper fort. 2 Jahre später, 1917, bot sich den Geschwistern Decker die Gelegenheit, ihr Eigentum günstig zu verkaufen. Die Allgemeine Orts-

krankenkasse zu Düsseldorf suchte ein landwirtschaftliches Gut zu erwerben und bot 60.000 Mark für die Hasper. Die Geschwister Decker gingen darauf ein, und da die Mark schon entwertet war, wurden ihnen 45.000 Mark ausbezahlt. So erhielt jedes Kind 15.000 Mark und Ernst Thüs wurde Verwalter auf dem Kotten.

Nach 8 Jahren pachtete er ein kleines Gut bei Velbert und siedelte mit seiner Familie dorthin über. Nach ihm wurde August Possberg Verwalter. Seine Frau ist Paula Meisenkoth. Er hielt aber nur 3 Jahre aus von 1925-1928. Dann übernahm Heinrich Keienburg, der mit Gertrud Thüs, Tochter von Wilhelm Thüs, verheiratet ist, den Verwalterposten.

Wir kehren wieder zurück und schreiten zur Besichtigung den Allscheiderweg ab.

In Nr. 1⁵⁵⁾ wohnen Hortz sen. und jun. Sie verloren durch den Bau der Reichsautobahn ihr altes Kämpchen und bekamen dafür den schönen Neubau mit 1,6 ha großer Gesamtfläche. Im Haus Nr. 2 wohnt die Familie Grabow⁵⁶⁾. Der Kotten Allscheid Nr. 3⁵⁷⁾ gehört dem Grafen von Spee zu Heltorf. Das Land hat der Bauer Esser von Gräfenstein in Eggerscheid gepachtet. Im alten Wohnhause wohnen jetzt die Familien Possberg, Tinschus und Lörken.

52) Siehe Anmerkung 43

53) Copuliert: Verheiratung, kirchliche Trauung

54) Es gab damals drei Allscheidtskotten: Groß-Allscheid, Klein-Allscheid und Neu-Allscheid. Groß-Allscheid wurde abgerissen und neu aufgebaut. Klein-Allscheid wurde umgebaut und Neu-Allscheid wurde für den Bau der Reichsautobahn von 1935/37 abgerissen

55) Das Haus trägt heute die Hausnummer 6

56) Die Familie Grabow hatte damals große Grundbesitzungen am Allscheid, die heute alle bebaut sind. Ein Teil des Grundstücks wurde durch die neue Straße „Am kleinen Allscheid“ erschlossen. Das früher reetgedeckte Haus brannte ab und wurde wieder neu aufgebaut. Heute Allscheid Nr. 26. Der Kotten Klein-Allscheid war damals auch im Besitz der Familie Grabow. Er wurde von Harald Escher gekauft, der das Haus umgebaut und restauriert hat

57) Heute Am Allscheid Nr. 15. Der abgerissene Kotten wurde schon 1553 urkundlich erwähnt. Siehe auch Quecke Nr. 68, Seite 75, Bild oben und Quecke Nr. 69, Seite 169, Anmerkung 42

Im Allscheid 5⁵⁸⁾ wohnen die Familien Dimmendaal und Escher.

In Nr. 7⁵⁹⁾ am Heidchen wohnt Wilhelm Kleindiek, Naturheilkundiger, mit seinem verheirateten Sohn Wilhelm Kleindiek, zur Zeit Soldat.

Wilhelm Kleindiek hat diesen Koten – sein Erbteil – schon oft preiswert verkaufen können. Aber er wehrt alle Käufer mit dem Dichterwort ab: „Was du ererbt hast von den Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“ Der Fahrweg Allscheid hat beim Heidchen sein Ende erreicht. Auf einem schmalen Fußweg setzen wir unsere Anschauungstour durch den westlichen Teil von Hösel fort bis zum Dickelsbach. Die Ernst-Stinshoff-Straße, ein Teil der alten Kalkstraße, die Reichsautobahn, die Allscheidstraße gehen alle oder benutzen die Senke, die das Angertal mit dem Dickelsbach verbindet. Der Dickelsbach nimmt vor seinem Durchfluß durch den künstlich angelegten Teich⁶⁰⁾ beim Genesungsheim den Spindeckerbach, auch Otterbach genannt, auf und schlängelt sich weiter durch den Hochwald, bis er vor dem Durchlaß unter der Eisenbahnstrecke Hösel-Ratingen her seinen Serpentinelauf weiter fortsetzt. Hätten wir auf der alten Kalkstraße unseren Weg fortgesetzt, der durch den eben erwähnten Durchlaß geht, dann hätten wir die Wohnstätten am Allscheiderweg nicht kennengelernt. Darum suchen wir auf einem Waldweg aus dem Dickelsbachtal die Kohlstraße zu erreichen und gehen auf ihr durch den weiten Durchlaß unter der Reichsautobahn her auf einem einsamen Waldweg zwischen dem Lauf des Dickelsbachs und rechts einem schönen Tannenwald bis zum Eisenbahndurchlaß. Kurz vorher überschreiten wir den Dickelsbach, der zuerst den Eisenbahndamm und dann die alte Kalkstraße in je einem besonderen Durchlaß durchquert.

Und dann marschieren wir wieder auf der Kohlstraße durch Hochwald zurück bis links zur Waldstraße. Diese jetzt schön ausgebaute Straße war vor einigen Jahren noch ein wenig benutzter schlechter Waldfahrweg an dem eingezäunten Besitztum der Familie Lessing vorbei⁶¹⁾. An diesem einsamen Waldweg wurde am 29.7.1928 die Stenotypistin Fräulein

Maria Lappe das Opfer eines gemeinen Verbrechens. Sie hatte den Gottesdienst in der Waldkirche von Linnepe besucht, fand das Postamt an der Badenstraße noch verschlossen und machte bis zur Öffnung desselben einen Spaziergang die Landstraße aufwärts bis zur Kohlstraße, benutzte diese und wandte sich auf der jetzigen Waldstraße wieder bergab dem Postamt zu. Ihr entgegen kam der gut gekleidete Aloys Tripp aus Essen. Nichts ahnend ging sie an ihm vorbei. Dann sprang dieser, als der die Straße frei von Wanderern sah, blitzschnell zurück, umschlang mit dem rechten Arm den Hals der Maria Lappe, schleppte sie in den nahen Tannenwald und vergewaltigte sie hier. Damit sie keinen Laut



Notiz in der „Ratinger Zeitung“ vom 7. August 1928

von sich geben konnte, verstopfte er ihr den Mund und band ihr den eigenen Strumpf fest um den Hals, wodurch sie ersticken mußte. Auf dem kurzen Weg von der Waldstraße bis zum Tatort hatte sie ihr Handtäschchen und einen Halbschuh verloren, trotzdem fand man sie erst 8 Tage später, mit Tannenzweigen dicht bedeckt. Da Maria Lappe nach ihrer Erholungszeit im Hösel Genesungsheim am Tage darauf wieder entlassen wurde, nahm man an, daß sie entführt worden sei, daher auch das sosehr verspätete Auffinden der Leiche. Die Gerichtsverhandlung

war vor dem Düsseldorfer Schwurgericht⁶²⁾. Zu Anfang der Waldstraße und am Schluß derselben ist je ein schönes Landhaus errichtet worden. Nr. 2 bewohnt die Familie des Schriftstellers Werner Oellers⁶³⁾.



Das Haus Nr. 22⁶⁴⁾ am Ende der Waldstraße ließ sich der Tapetenfabrikbesitzer Arnold Iven erbauen. Auf der linken Seite steht ihr 2 ebenfalls neu erbaute schöne moderne Landhäuser.

58) Heute am Allscheid Nr. 23. Siehe auch Quecke Nr. 69, Seite 169, Anmerkung 42

59) Heute am Allscheid Nr. 29/31. Das Haus ist heute noch im Familienbesitz Kleindiek

60) Der künstlich angelegte Teich wurde nach dem Zweiten Weltkrieg trockengelegt, jetzt ist er mit Bäumen zugewachsen

61) Die um 1900 erbaute „Villa Lessing“ mit ihrem großen Grundbesitz, der zwischen der heutigen Kohlstraße und der Sachsenstraße lag und westlich bis zur heutigen Waldstraße reichte, wurde 1973 abgerissen. Hier wurde eine moderne Wohnsiedlung erbaut, die durch eine neue Straße mit der Bezeichnung „Forsthaus“ erschlossen wurde

62) Als ich 5 Jahre alt war, bin ich mit meinen beiden älteren Geschwistern und meinen größeren Vettern an der Stelle gewesen, wo Maria Lappe ermordet worden ist. Hier stand zum Andenken im dichten Tannenwald an der heutigen Waldstraße ein verwittertes Holzkreuz mit ihrem Namen, an dem ein vertrockneter Trauerkranz hing

63) Das Haus des Schriftstellers Werner Oellers wurde 1936 erbaut und in den 80er Jahren für einen Neubau abgerissen

64) Heute Haus Nr. 18, erbaut 1935. Ein Teil des Grundstücks wurde verkauft. Das neue Haus erhielt die Hausnummer 20

Welche Nummern tragen sie? 3 und 5⁶⁵⁾ und warum? Wer bewohnt sie? Am Schlusse der Waldstraße sind bereits schon zwei Häuser errichtet worden mit den Hausnummern 25 und 27⁶⁶⁾ und wer bewohnt sie?

Wir kehren zurück bis zur Kohlstraße⁶⁷⁾. Der Waldstraße gegenüber steht ihr ein Tor in einer Waldumzäunung. Wohin führt der Weg? Zur Stolsheide⁶⁸⁾. Die Kohlstraße verläßt bald nach wenigen Schritten die beiderseitigen Waldungen. Links liegt etwas von der Kohlstraße entfernt der prächtige Bau der Villa Lessing⁶⁹⁾. Die alte Frau Lessing hat lange Zeit hin-

gehört? Zum Hof Schlippen im Sondersbachtal. Daher auch der Name Schlipperhaus.

Wie heißt der Wirt vom Schlipperhaus? Herr Hinfefent. Wieviel Häuser sind an dem Wege zum Schlipperhaus schon gebaut worden? Welche Nummern tragen sie? Erkläre das!

Wie heißen die Bewohner?⁷¹⁾

Dem Schlipperhaus gegenüber liegt ein kleines Fachwandhaus an der Redlichkeit Nr. 5⁷²⁾. Hier wohnte früher der Schneider Ferger und später sein Sohn, der Holzschuhmacher Ferger. Jetzt wohnt hier die Familie Brückmann jun.

Körbe geladen, die dann von Maul eseln transportiert wurden. Als die Eisenbahnlinie von Düsseldorf über Ratingen/Ost – Hösel – Kettwig und weiter ins obere Ruhrthal 1872 fertiggestellt war, wurden die Kohlentransporte von der Eisenbahn übernommen

68) Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde von dem damaligen Besitzer der Stolsheide der Teil des Grundstückes, der vom Dickelsbach bis zur Kohlstraße reichte, an mehrere Interessenten verkauft. Hierauf wurden schöne Landhäuser errichtet. Für die Erschließung des Geländes wurden die heutigen Straßen „Am Dickelsbach“ und „Lau pendahlweg“ von der Gemeinde Hösel neu gebaut.

69) Die letzten Besitzer der „Villa Lessing“, die Familie Schuh, verkauften schon Anfang der 50er Jahre mehrere Grundstücke an der Waldstraße. Einer der Hausbesitzer war der damalige Henschel-Manager Fritz-Aurel Goergen



Die Villa Lessing im Jahre 1955

durch mit ihren verheirateten Söhnen diese Villa bewohnt. Walter Lessing liebte den Sport und hat den Kindern unserer Oberstufe am Samstagnachmittag, dem 3. August 1912, ein Sportfest veranstaltet. Wer bewohnt jetzt diese Villa? Zu dem St. Martinszug zum Hösel-Genesungsheim am 10.11.1914 stellte Herr Lessing seinen Esel zur Verfügung und spendete 200 Fackeln.

An der schmalen Waldparzelle vorbei führt ein Weg herab zur Gaststätte Schlipperhaus, Nr. 8⁷⁰⁾.

Wie heißt der Weg? Schlipperhaus. Wohin hat der Landstreifen zwischen dem Weg Schlipperhaus und dem Wald an der entgegengesetzten Seite des Landstreifens

Es gehörte mit dem Feld, Garten, Wald, Wiese und dem verschwundenen Hoppenhäuschen⁷³⁾, worin die Familie Poppelreuther lange gewohnt hat, zu dem Hofe Nofen⁷⁴⁾.

65) Die beiden Häuser wurden 1935/36 erbaut und haben heute noch die gleichen Hausnummern 3 und 5

66) Diese beiden Häuser wurden auch 1935/36 erbaut und tragen heute noch die Hausnummern 25 und 27. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind auf der linken Seite der Waldstraße noch sieben Häuser gebaut worden

67) Die Straßenbezeichnung „Kohlstraße“ erhielt ihren Namen vom Transport von Kohlen, die vom Ruhrübergang Kettwig zu den Kalköfen in Hösel und Cromford („Blauer See“) in Ratingen benötigt wurden, von ca. 1750 bis 1872. Da diese „Kohlenstraße“ nicht immer mit Pferdefuhrwerken befahren werden konnte, hat man die Kohlen in

70) Die frühere Gaststätte Schlipperhaus wurde 1976 abgerissen. Die heutige Straßenbezeichnung heißt Am Dickelsbach. Hier stehen jetzt drei Häuser mit Eigentumswohnungen, Nr. 6,8,10,12

71) Nur ein Haus ist hier 1935 gebaut worden. Es war die Pension „Haus Sonn- eck“, Besitzer war die Familie Spekenbach. 1973 wurde das Gebäude abgerissen und dafür ein Neubau errichtet. Heute Schlipperhaus Nr. 71 und 71a. Die Schlipperhaus-Straße ist jetzt von der Kohlstraße bis zur Straße Am Dickelsbach auf beiden Seiten bebaut

72) Siehe Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 49

73) Das Hoppenhäuschen stand auf dem Grundstück an der heutigen Straße „Am Dickelsbach“ Nr. 24 und wurde um 1920 abgerissen

74) Der Nofenhof liegt in Hösel im Sondersbachtal, In den Höfen Nr. 45. Siehe auch Quecke Nr. 62, Seite 62/64: „Einiges über den alten und neuen Holenweg in Hösel und die Familie Nofen“. Siehe auch Quecke Nr. 66, Seite 86, Anmerkung 5



Die Gaststätte „Schlipperhaus“ um 1930. Das Gebäude wurde 1976 abgerissen

Den Streifen mit den kleinen netten Landhäusern an der Neuhausstraße und dem Neuenhaus hatte bereits Temmernofen von dem Eigentümer des Hofes schon weit früher käuflich erworben und von ihm der Vater des jetzigen Besitzers.

Nachdem der Bauer Aldenhoff den Nofenhof in Besitz genommen, verkaufte er das ebenbezeichnete Gebiet an Walter Lessing. Nunmehr ist das ganze Gebiet mit der Villa Lessing an den jetzigen Eigentümer übergegangen.

Die Kohlstraße führt uns weiter wieder durch einen Waldstreifen. Nachdem wir ihn durchschritten haben, erblicken wir rechts und links zwei Wohnstätten. In Nr. 5 wohnt die Familie des verstorbenen Fritz Wermeister⁷⁵⁾. Diesem Haus gegenüber liegt das Landhaus, nach englischem Vorbild gebaut, von Lack-Schmidt sen.⁷⁶⁾.

Jetzt bewohnt es Schmidt jun. mit seiner vielköpfigen Familie. Vor dem 1. Weltkriege besaß Schmidt sen. auch eine Lackfabrik in England. Daher die Vorliebe für die englische Bauart.

Heute würde er wohl die deutsche Bauart vorziehen, denn die Engländer haben seinen reichen Besitz dort mit Beschlag belegt und dazu jetzt noch seine Düsseldorfer Fabrik bombardiert.

Die Kohlstraße kreuzt nun den Rodenwald. Über diesen Kreuzungspunkt fuhr auch noch dazu die Bergische Kleinbahn, die einem modernen Promenadenweg Platz machen mußte⁷⁷⁾. Bis zur Einmündung in die Adolf-Hitler-Allee⁷⁸⁾ ist nur noch eine kurze Strecke, aber daran liegen noch 5 Wohnstätten. An welcher Seite liegen die Häuser Nr. 2, 4 und 6⁷⁹⁾, und an welcher Seite Nr. 1 und 3⁸⁰⁾. Und wer wohnt dort? Wir wandern nun über den Rodenwald und über die Bismarckstraße wieder zur Schule zurück.

Der Anfang der Rodenwaldstraße ist noch im Bau begriffen.

Heute Kohlstraße Nr. 18/20 und Rodenwald Nr. 4, 6, 8, 10, 12 und 14

77) Von 1899 bis 1923 war hier die Haltestelle „Schlipperhaus“ der Bergischen Kleinbahn, die vom Bahnhof Hösel bis nach Heiligenhaus führte. Die heutige Wolf-von-Niebelschütz-Promenade von der Kohlstraße bis zur Bismarckstraße ist noch die Original-Bahnstrecke des Puffers von 1899. Siehe auch Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 59

78) Heute Bahnhofstraße

79) Diese Häuser liegen auf der rechten Seite der Kohlstraße. Das Haus Nr. 6, später 6 und 8, war im Besitz der Kunstmalerin Alwine Tauber. Sie verkaufte Anfang der 50er Jahre die rechte Hälfte des Hauses an den damals einzigen Arzt in Hösel, Dr. Walter Raabe, der hier eine Arztpraxis unterhielt bis zu seinem Tod 1970. Nachfolgerin war Frau Dr. Strehse bis 1999. Das Grundstück reichte früher bis zur Rodenwaldstraße. Direkt hinter den Häusern 2-8 verliefen die Gleise der Kleinbahn, auch „Puffer“ genannt. (Siehe Anmerkung 80). Frau Tauber kaufte einen Teil der Bahnstrecke und vergrößerte so ihr Grundstück. Sie verkaufte dann die linke Seite Nr. 8 auf Rentenbasis und wohnte hier bis zu ihrem Tod 1964. Hinter den Häusern 2-8 und links daneben wurden zwei Einzelhäuser und zwei Doppelhäuser erbaut. Heute Kohlstraße Nr. 10, 10a, 10b, 10d, 12 und 14

80) Das frühere Haus Nr. 1 wurde 1967 abgerissen. Danach hat man hier ein Mehrfamilienhaus errichtet. Heute Kohlstraße Nr. 7. Das frühere Gebäude Nr. 3 wurde umgebaut, heute Kohlstraße Nr. 9. Zu Anfang der Kohlstraße wurden noch zwei große Häuser neu erbaut: Nr. 1, Nr. 3 und 5

75) Das Haus der Familie Wermeister wurde im Jahre 1900 erbaut und 1973 abgerissen. Hinter dem abgerissenen Anwesen wurde ein Neubau errichtet. Heute Kohlstraße Nr. 17 und 17a. Auf dem Grundstück Nr. 21 war bis Anfang des Zweiten Weltkrieges eine Sandverladestelle der Sandgrube im Dickelsbachtal zwischen der Neuhausstraße und der Schlipperhausstraße

76) Die Villa der Familie Lack-Schmidt wurde 1904 erbaut und 1980 abgerissen. Bis 1904 stand hier eine Fabrik, die Schuppen (Schaufeln) und Riegel herstellte und die für den Lack-Schmidt-Neubau im englischen Landhausstil abgerissen wurde. In dem früheren großen Park, der im Winkel der Kohlstraße/Rodenwald lag, wurden mehrere Einzelhäuser und ein großes Gebäude mit Eigentumswohnungen errichtet.

Daran liegen: links Nr. 5⁸¹⁾, ein Behelfsheim. In Nr. 7⁸²⁾ wohnt die Familie Ulhaas, und in Nr. 9⁸³⁾ die Familie Groll mit ihren 2 Töchtern. Und jenseits der Kohlstraße in Nr. 1⁸⁴⁾ Fräulein Knauth, und rechts in Nr. 2⁸⁵⁾ die Familie Händel. In Nr. 6⁸⁶⁾ Familie Kleinpoppen mit ihren 3 Kindern. In Nr. 8⁸⁷⁾ Familie Voss. In dem Haus Nr. 10⁸⁸⁾ wohnen die Familien Graafmann und Vaerst, und in Nr. 12 befindet sich die Gärtnerei Höllmann⁸⁹⁾. Am Ende des Rotdorn-, Weißdorn-, Laubenwegs die Doppelwohnung Nr. 22⁹⁰⁾, in der die Familien Nofen und Wewlinghofen wohnen. Dem Haus Nr. 22 gegenüber wohnt ganz versteckt die Familie des Rechtsanwalts Glose⁹¹⁾. Durch das verschlossene Blechtor führte der alte Kirchen- und Leichenweg, der aber jetzt durch die Anlagen des Rechtsanwalts geht. Die Fortsetzung ist jetzt die Bismarckstraße. Rechts in Nr. 4⁹²⁾ wohnen die Familie des Anstreichers Wassenberg und die Witwe Stockhausen mit ihren beiden Kindern. Die Gaststätte „Haus Waldeck“ der Familie Schmuck hat die Haus-Nr. 8⁹³⁾. Im Hause Nr. 20 und 22⁹⁴⁾, das neue Böschken (Boltebüschen), wohnen die Familie des Elektrikers Pieper und Familie Zimmermann.

Auf der anderen Seite der Bismarckstraße folgt zuerst das Ge-

meindehaus⁹⁵⁾ für die kinderreichen Familien. Hier wohnen die Familien Ferger, Nottberg, Macfalda und Pohl.

Und dann die Schule mit der Lehrerwohnung Nr. 15⁹⁶⁾, in der der Rektor Dr. Kleyheg und der Hausmeister Jäger wohnen.

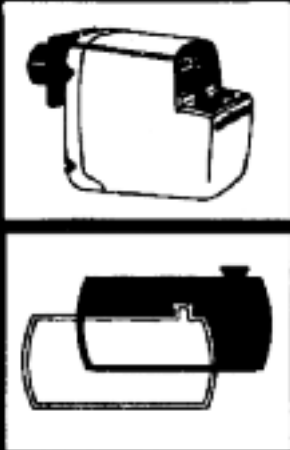
Bearbeitung und Anmerkungen
von Helmut Kuwertz

- 81) Das Behelfsheim wurde abgerissen und durch einen Neubau ersetzt, heute Rodenwald Nr. 7 und 7a
- 82) Heute Rodenwald Nr. 9
- 83) Heute Rodenwald Nr. 11
- 84) Das frühere Haus am Rodenwald Nr. 13 stand auf einem großen Grundstück, das im Winkel der Kohlstraße / Rodenwald lag. Nach dem Abriß 1975 wurden hier sechs Häuser erbaut. Heute Kohlstraße Nr. 11, 13, 15 und 15a und Rodenwald Nr. 13 und 13a
- 85) Heute Rodenwald Nr. 16
- 86) Heute Rodenwald Nr. 18
- 87) Heute Rodenwald Nr. 20
- 88) Heute Rodenwald Nr. 22
- 89) Die Gärtnerei der Familie Höllmann bestand in Hösel schon seit vielen Jahren. Nach dem Tod des Gärtners Höllmann im Jahre 1950 wurde die Gärtnerei an die Familie Hoffmann verpachtet. Heute Rodenwald Nr. 24. Später wurde das Anwesen verkauft und die Treibhäuser, die hinter dem Wohnhaus lagen, für den Neubau von Häusern an der heutigen Straße Im Sandforst abgerissen. Heute Im Sandforst Nr. 2/4. Siehe auch Quecke Nr.

62, Seite 77, Bild: Wildenhaus 1913. Das Haus links ist die frühere Gärtnerei Höllmann an der Rodenwaldstraße

- 90) Die frühere Doppelwohnung Rodenwald Nr. 22 wurde 1969 abgerissen, und auf dem dazugehörigen Obsthof wurde eine Wohnsiedlung errichtet, die durch eine neue Straße „Im Sandforst“ erschlossen wurde. Siehe auch Quecke Nr. 68, Seite 96, Anmerkung 25
- 91) Durch den Bau der Wohnsiedlung „Im Sandforst“ und im Dickelsbachtal am Ende der Rodenwaldstraße hat sich hier alles verändert. Das Haus des Rechtsanwalts Glose ist abgerissen worden. Zusätzlich wurden von der Einmündung der Wildenhausstraße bis zum Ende der Rodenwaldstraße mehrere Häuser gebaut. Der von Lehrer Vogel beschriebene wunderschöne Weiß- und Rotdornlaubenweg ist für die Baumaßnahmen vernichtet worden
- 92) Heute Bismarckstraße Nr. 61
- 93) Die frühere Gaststätte „Haus Waldeck“ wurde 1996 abgerissen. Hier entstand ein großes Haus mit Eigentumswohnungen. Heute Bismarckstraße Nr. 39-41
- 94) Diese beiden Häuser, auch Boltenbüschen genannt, wurden 1992 für zwei Neubauten mit Eigentumswohnungen abgerissen. Heute Bismarckstraße Nr. 11/13 und 15/17
- 95) Das damalige Gemeindewohnhaus wurde für die Erweiterung der Höseler Schule abgerissen
- 96) Der Teil der damaligen Gemeinschaftsschule, in dem die Lehrerwohnung, Hausmeisterwohnung mit Badeanstalt und die Mütterberatung untergebracht waren, wurde 1968 abgerissen. Hier wurde ein Neubau errichtet für vier Schulklassen, Lehrerzimmer, Büro und der Haumeisterwohnung. Heute Bismarckstraße Nr. 16

Sanitär- und
Heizungsbau
Gas-, Öl- und
Tankschutz-Anlagen



Siegfried Melzig GmbH

Am Gierath 22
40885 Ratingen (Breitscheid)
Telefon (0 21 02) 99 18 90

Jugendzeit in Hösel

Der Mensch ist ein Produkt seiner sozialen Herkunft und seiner geographischen Eingebundenheit, so laufen bei gleichen Bedingungen die Entwicklungen ungefähr auch gleich ab. Diese These wird heute durch die große Mobilität und schnellere und leichtere soziale Veränderung etwas abgeschwächt, ist aber nach wie vor noch gültig. Man ist in seinem Verhalten in der Jugendzeit schon etwas festgelegt.

Als Beispiel fällt mir eine während einer Ägyptenreise gemachte Beobachtung ein. In einem Dorf in Oberägypten, das Anfang der sechziger Jahre noch weitgehend von der Bewässerung durch den Nil und seine Schöpfteinrichtungen und Wasserkanäle geprägt war, spielten die Kinder (vier bis sechs Jahre) folgerichtig Kanalbau und Bewässerung, ein herrlicher Spaß mit Wasser und Matsche. Wahrscheinlich wäre ich in diesem Alter nie auf diese Idee gekommen.

Mein Vater hatte einen Elektroinstallationsbetrieb mit einem Ladengeschäft, der mich nachhaltig geprägt hat und recht bestimmend für meine Jugendzeit war. Der Ort Hösel hatte 1948 2.800 Einwohner, ca. 1.000 Einwohner mehr als bei meiner Geburt 1942, die dort mit in dem vorhanden gewesenen Wohnungsbestand lebten.

Hösel ist von großen Wäldern und an der Südseite von landwirtschaftlich genutzten Feldern umgeben.

Die Wälder begannen 50 m vor unserer Wohnung und waren dadurch recht einladend in meiner Jugendzeit. Die Bebauung war weiträumig mit Ein- oder Zweifamilienhäusern, die in großen Gärten lagen. Hösel ist eine Wohn- und Schlafstadt für den Mittelstand, mit wenig Gewerbemöglichkeit am Ort. Die erwerbsfähige Bevölkerung pendelt in die umliegenden Großstädte.

Die Leute und speziell die Kinder kannten sich alle untereinander, und wir spielten viel miteinander. Bevor ich 1948 in die Höseler Volksschule kam, die ungefähr 2 km entfernt von unserer Woh-

nung lag, spielten wir im Umkreis von 500 m um unsere Wohnung. Unsere Spiele als Vorschulkinder waren Fußball, Fangen, Verstecken, Murmelspiel und andere Kinderspiele, im Winter im Haus Gesellschaftsspiele (Domino, Mensch ärgere dich nicht) oder Basteln, meistens unter der Aufsicht von Erwachsenen oder älteren Kindern.

Diese Lage änderte sich mit dem Beginn der Schulzeit eigentlich schlagartig. Man lernte Kinder aus anderen Ortsteilen kennen. Auf dem gemeinsamen Schulweg wurden Freundschaften geschlossen und Pläne für die Nachschulzeit gemacht.

Unsere Schule war 1948 ein vierklassiger Bau, der natürlich durch die große Einwohnerzahlerhöhung von ca. 75% viel zu klein war. Auf alten Schulfotos zähle ich 39 bis 51 Kinder pro Klasse. Ich kann mich erinnern, daß wir schichtweise Unterricht hatten. Von 8.00 bis 11.00 Uhr oder von 11.00 bis 14.00 Uhr waren die Schulzeiten geregelt. Natürlich brachte die große Wohnungsnot auch Streit. Ich hatte mich mit einem Mitschüler angefreundet, der mit seiner Familie (5 bis 6 Personen) und noch einer anderen Flüchtlingsfamilie der gleichen Personenstärke bei einem älteren Ehepaar in ein Einfamilienhaus eingewiesen worden

war. Bei Regenwetter spielten wir in den beiden Zimmern, die der Familie zur Verfügung standen, wahrscheinlich recht schwungvoll, denn die Vermieterin beklagte sich über den Lärm.

Als ich abends nach Hause kam, war die Vermieterin bei meiner Mutter gewesen und hatte sich dahingehend beschwert, daß ich als Einheimischer mit irgendwelchen Flüchtlingskindern spielen würde. Meine Mutter meinte zwar, daß ich spielen könnte, mit wem ich wollte, aber wir sollten lieber bei uns zu Hause sein, wenn die Spiele im Haus notwendig wären.

Wir hatten, von den ersten fünf Monaten abgesehen, immer nur einen Lehrer. Er war ein Duzfreund meines Vaters und mir eigentlich recht zugetan. Rückblickend würde ich ihn als fähigen, gewissenhaften Menschen sehen, der sich große Mühe gab, was bei den großen Klassen und der damaligen Notsituation auch nicht so einfach war. Natürlich herrschte noch der Rohrstock und wurde auch kräftig angewandt. Ein- oder zweimal mußte ich auch dran glauben. Mir fiel aber schon damals auf, daß unser Lehrer auch nicht über der Sache stand, sondern mitunter wirklich parteiisch, bei manchen sehr streng und speziell bei kleinen Mädchen mitunter sehr großzügig, handelte.



Das 2. Schuljahr der Volksschule Hösel bei einem Ausflug zum Wuppertaler Zoo im Jahre 1948. Während Klassenlehrer Rudi Vogel das Foto macht, gesellt sich seine Frau als Begleiterin zu den Kindern

Der Lehrer war ein großer Naturfreund. Dadurch und durch die räumlichen Umstände sind wir sehr viel gewandert. So habe ich meine nähere Heimat mit ihren Besonderheiten erst richtig kennengelernt. In diesen vier Jahren habe ich eigentlich mehr über Land und Leute in der unmittelbaren Umgebung gelernt, als zu jeder anderen Zeit.

Die ersten Jahre hatten wir noch von amerikanischen Quäkern gestiftete Schulspeisung. Jedes Kind hatte einen Becher am Tornister hängen und konnte sich zu den Essenszeiten eine Eintopfmahlzeit mit Brötchen oder Brot holen. Freitags gab es immer eine kleine Tafel Schokolade, zu den hohen Festen Ostern oder Weihnachten immer etwas Besonderes.

In meinem Leben bin ich wesentlich nie einem Quäker begegnet, aber ich habe immer eine große Dankbarkeit und Hochachtung für diese Religionsgruppe empfunden, und ich weiß auch, daß für manche Kinder dieses Essen die einzig vernünftige Mahlzeit des Tages war.

Mit der Währungsreform im Mai 1948, an die ich mich noch recht gut erinnern kann, konnte man, wenn man das nötige Geld hatte, auch alles wieder kaufen. Der Geldumtausch fand in der Gaststätte Boltenburg statt und beeindruckte mich durch die riesigen Mengen alter Geldscheine, die in Waschkörben in einer Ecke standen. Meine kindgerechte Frage beantwortete mein Vater, als er mir einige Tage später den ersten Hundertmarkschein zeigte, woher denn einer 100 Mark habe, da doch jeder nur 40 Mark erhalten habe, damit, daß sicher einige Leute zusammengelegt hätten.

Die Spiele bis zu 8 Jahren unterschieden sich eigentlich nicht wesentlich von den vorherigen Spielen, außer mit anderen Kindern. Als ich ca. 8 Jahre war, wurde ich von zwei älteren Jungen gefragt, ob ich in ihre Bande eintreten wollte. Ich wollte natürlich und erlebte damit eine kameradschaftliche und unterhaltende Jugend. Der Vater des einen Jungen war bei der Eisenbahn beschäftigt und bewohnte ein Bahnwärterhaus, das mitten im Wald an den Bahnschienen lag. Dadurch donnerte jede



Das Haus der Familie des Bahnwärters Poppelreuter mitten im Wald. Im Hintergrund der „Stall“. Herbert Poppelreuter spielt mit unserem gemeinsamen Freund Rex

halbe Stunde ein Zug vorbei, daß das Geschirr im Schrank erbebt.

Unsere Bude war in einem separaten Haus, das Stall genannt wurde, obwohl es keiner war. Es stammte wohl noch aus der Zeit, als der öffentliche Dienst sich mit Ziegen (Beamtenkühen) mehr schlecht als recht ernährte. Die Einrichtung auf dem Dachboden wurde von uns mit viel Phantasie und organisierten Sachen bewerkstelligt. Als Lichtquelle diente eine Petroleumlampe, deren Brennstoff wir von den damals noch mit Petroleumlampen erleuchteten Signalen organisierten. Der Streckenwärter wird sich im Winter sicher über den großen Verbrauch gewundert haben. Wir gründeten einen Indianerstamm und vergaben an die 6 bis 8 Mitglieder erst einmal die Posten Häuptling, Unterhäuptling, Medizinmann, Pfeifenbewahrer oder so ähnlich. Einfache Krieger hatten wir nicht. Es gab natürlich ungeheuer viel zu tun mit Buden bauen, auf den Kriegspfad gehen usw., und die Zeit verging wie im Fluge.

Da meine Eltern ziemlich stark beschäftigt waren, war ich eigentlich nur zu den Essens- und Schlafzeiten zu Hause.

Bis zu meinem 8. Lebensjahr mußte mir meine Mutter immer vorlesen, aber eines Tages war es mir zu langweilig, immer warten zu müssen, und ich begann selbst zu lesen. Somit kam ich auf Karl May, und wir hatten jede Menge Anregung mehr. Ich wurde eine richtige Leserratte und las alles, was mir in die Hände kam.

Die öffentlichen Büchereien in Hösel und Ratingen, damals gab es auch viele private Büchereien in dieser Gegend, gaben mir Anregung genug. Sehr gerne las ich auch Schmöcker, kleine, etwa 40 Seiten starke Hefte (Pete, Tom Prox, Bill Jenkins), die ich aber nur in unserer Bude oder versteckt zu Hause lesen durfte.

Ab 1950 kamen dann Comics auf den Markt (Micky Mouse, Sigurn, Prinz Eisenherz und wie sie alle hießen). Natürlich waren diese Dinge gute Sammel- und Tauschobjekte. Jedes Kind sammelte eigentlich irgendwelche Bilder oder Sachen, die es als Beigabe zu Margarine, Zahnpasta, Nudeln, Zigaretten, Schwarzbrot usw. gab, und meine Mutter bekam immer genaue Anweisung, welche Sachen sie kaufen durfte. In der Schule oder auf dem Nachhauseweg fanden immer große Tauschaktionen statt.

Die üblichen Dumme-Jungen-Streiche fielen natürlich auch an, wie Äpfel klauen, mit Knallkörpern Leute erschrecken, Schellemännchen. Sankt Martin mit Gripschen wurde immer ausgiebig ausgenutzt. Irgendeine Idee hatte immer jemand.

Bei gutem Wetter spielten wir viel im Wald, bei Regen in unserer Bude, und wir waren eigentlich eine richtig gemeinsam handelnde Gemeinschaft. Die Schule lief nebenbei und machte uns nicht viel Schwierigkeiten. In meiner subjektiven Erinnerung sind die Winter immer kalt und schneereich gewesen, was wir zu intensiven Schlittenfahrten nutzten, und wir nahmen Wege von 6 bis 8 km in Kauf, um zu guten Abfahrten zu kommen. Im Sommer nutzten wir die Schwimmbäder der Umgebung. In Kettwig an der Ruhr, wo mit langen Balken ein Badeplatz in der Ruhr abgetrennt war, oder das Angerbad in Ratingen. Etwas Besonderes war das private Schwimmbad der Gaststätte „Am Krummenweg“.

In bester Erinnerung habe ich unsere Ausflüge zum „Entenfang“, einem Baggerloch in Duisburg-Großenbaum, und wenn ich es bedenke, daß wir diese Ausflüge als Acht- bis Zehnjährige alle mit dem Fahrrad machten, finde ich das recht beachtlich.



Das Schwimmbad des Hotels „Krummenweg“. Postkarte aus den 50er Jahren

Am Entenfang brachte ich mir mit einem alten Autoreifen auch das Schwimmen bei, und das Glücksgefühl, nun schwimmen zu können, ist mir heute noch gegenwärtig.

Wir waren eigentlich alle gute Sportler. Einige spielten in den Jugendmannschaften Fußball oder waren, wie ich, im Turnverein, der seine Übungen im Saal der Gaststätte Boltenburg abhielt, wo auch mittwochs und freitags Kinovorstellungen stattfanden, die wir recht gerne besuchten. Kinos gab es damals auch noch zu Hauf, und wir gingen, wenn wir Geld hatten, gerne in amerikanische Western oder Abenteuerfilme.

Um an Geld zu kommen, hatten wir alle unsere Schwierigkeiten, und wir nutzten jede Möglichkeit, wie zum Beispiel bei einem Bäcker 20 Zentner Brikett in den Keller bringen, beim Bauern Runkeln verziehen (eine schreckliche Ar-

beit), im Sommer Obst pflücken, Asche auf den Gartenwegen streuen oder Kartoffeln auflesen. Taschengeld bekam keiner von uns, und ich mußte immer höchst ungern meinen Vater bitten, zu dem mich meine Mutter immer schickte. Mein Vater hatte die für mich damals unangenehme Eigenschaft, eine Gegenleistung zu verlangen, und daran war ich nicht sonderlich interessiert. Die Gegenleistung bestand in der Regel in der Mitarbeit in seinem Betrieb, wie Handreichungen machen oder irgendwelche Sachen holen, und er griff für so etwas gerne auf mich zurück.

So habe ich als Kind schon vielerlei Einblicke in das Erwerbsleben erhalten, wobei ich z.B. eigentlich ganz gerne mit zu der Dachziege-

lei van Eyk in Breitscheid fuhr. Das Gelände bestand aus zwei Baggerlöchern und dem ca. 300 m entfernt liegenden Werk mit zwei großen Ringöfen, dem Pressenhaus, einer Trockenanlage und noch einer Schlosser- und Elektrowerkstatt. Besonderes Vergnügen bereitete es mir, mit der kleinen Feldbahn vom Baggerloch zum Mahlwerk zu fahren. Es war ein riesiges Gelände mit einem stillgelegten Ringofen und den Produktionshallen, wo es immer etwas zu sehen oder zu erforschen gab.

Einmal rief die Schwester des Inhabers bei uns an und teilte meiner Mutter lakonisch mit, daß das Werk brennen würde. Ich setzte mich sofort auf mein Fahrrad und fuhr die 5 km den riesigen Rauchschwaden entgegen. Es war ein auch mir heute noch bildlich vor Augen stehender, riesiger Brand. Die Flammen schlugen 30 m hoch aus einem Ringofen, einem Gebäude ca. 30 m x 70 m im Rechteck. Bevor das Werk eine neue Trockenanlage erhielt, wurden die Dachpfannen mit der Abwärme des Ringofens getrocknet. Über dem Ofen waren ca. 8 m hohe Holzstellagen, in die Frauen Dachpfannen auf Holzrahmen zum Trocknen schoben, bevor sie zum Brennen in den Ofen kamen. Aus bis heute nicht geklärten Gründen fing die riesige, pulvertrockene Holzkonstruktion Feuer und brannte total ab. Gerade Feuer ängstigten Kinder sehr, und ich hatte lange Zeit Angst vor offenem Feuer. Wenn die Feuerwehrsire-



Badespaß am „Entenfang“ in Dusiburg-Wedau



Die Werksfeuerwehr der Firma Henkel, Düsseldorf, im Jahre 1927. Als Geschenk des Firmeninhabers diente der alte Wagen bis zum Beginn der Opel-Blitz-Ära der Höseler Feuerwehr als Löschfahrzeug

nen gingen, waren wir immer sehr gespannt, wo es etwas zu sehen gab. Die Freiwillige Feuerwehr Hösel, in der mein Vater auch Mitglied war, fuhr mit einem alten, offenen Wagen, auf dem oben die Leitern lagen und hinten die Schlauchtrommeln hingen, mit reichhaltigem Lärm zur Brandstelle. Der Wagen war ein ausgemustertes Modell des Persilfabrikanten Henkel.

Dr. Hugo Henkel wohnte in Hösel und hat viel für die Gemeinde getan. Da auch einige Male Brandstiftung vorlag, wurde unsere kindliche Phantasie besonders stark angeregt, und wir stellten die wildesten Vermutungen an.

Manche Kindheitserinnerungen bewegen einen das ganze Leben. Eine weitere grausige Geschichte ist mir auch heute noch in guter Erinnerung. Zwei Mitschüler stammten aus einem Professorenhaushalt und wohnten mit 10 Geschwistern in einem riesigen Haus auf einem etwa 3 ha großen Park mit Schwimmbad, diversen Pavillons und Teichen, einem idealen Spielgelände. Bei einem Spiel kroch ich an einen Teich heran und wollte mich verstecken. Plötzlich packte ich an ein Krokodil, das dort lag. In diesem Augenblick bin ich vor Angst fast gestorben.

Auf mein Geschrei kamen die anderen Kinder herbei, und wir sahen, das es sich um ein fast 2 m langes ausgestopftes Tier handelte. Der Schreck sitzt aber heute noch, durch Abenteuergeschichten und Phantasie angeregt, in meiner Erinnerung fest. Natürlich haben wir auch viel gerauft und manche Schramme und Blessur davongetragen. Aber da Kinder bekanntlich Schutzengel haben, ist nichts Gravierendes passiert.

Eine weitere Leidenschaft waren die Kungelei oder Tauschgeschäfte, sicherlich aus der damaligen Notsituation geboren. Es wurde alles getauscht, und einen Liebhaber fand jedes Teil.

Eine Geschichte ist mir noch in guter Erinnerung. Ich war damals schon auf dem Gymnasium in Kettwig, ca. 12 Jahre alt, und hatte von dem älteren Bruder eines Freundes einen Schreck-

schuß-Trommelrevolver gekungelt. Natürlich war ich schrecklich stolz und zeigte das Ding überall herum.

Erwachsene durften den Revolver nicht sehen, und es wurde immer unter dem Siegel der Geheimhaltung gehandelt. Einmal hatte ich die Pistole mit in die Schule genommen und gab damit mächtig an. Während der Schulstunden hatte ich die Pistole in meiner Jackentasche auf dem Schulflur. Nach Schulende griff ich in die Tasche und bekam einen riesigen Schreck. Die Pistole war weg und tauchte auch nicht wieder auf. Das Schlimme war, ich konnte keine Nachforschungen anstellen und mußte die Sache für mich behalten. Aber die Lehre aus dieser Geschichte saß tief: Ich habe nie mehr als nötig anderen mitgeteilt.

Ein Höhepunkt einen jeden Jahres war die Ferienreise zu meinen Verwandten in einem kleinen Dorf im Hunsrück. Zuerst in den vierziger Jahren mit der Eisenbahn über Boppard und dann mit der Zahnradbahn die wunderschöne Strecke auf den Hunsrück, über Viadukte und durch Tunnel, die in meiner Erinnerung mir viel gewaltiger erscheinen als sie in Wirklichkeit waren. Die Fahrt, die wir später mit dem PKW in 2 1/2 Stunden machten, dauerte damals einen ganzen Tag, mit Umsteigen und dem Bimmelbähnchen auf dem Hunsrück, aber die Leute hatten mehr Zeit und waren froh, daß sie überhaupt reisen konnten.

Der Ort Hasselbach bei Kastellaun, später bekannt durch seine amerikanischen Raketenstellungen, war damals ein kleines Dörfchen von ca. 300 Einwohnern, die fast alle in der Landwirtschaft tätig waren.

Was mir damals auffiel, war die relative Armut der Bevölkerung. Auf kleinen Parzellen wurde mit Kuhgespannen eine, wie mir scheint, kümmerliche Landwirtschaft betrieben. Meine Tante, die Schwester meiner Mutter, hatte ihren Cousin geheiratet. Jedesmal, wenn das Gespräch darauf kam, sagte meine Mutter, für mich damals unverständlich: „Gott sei Dank haben sie keine Kinder“.

Mein Onkel war Bergmann in einer Erzgrube bei St. Goar gewesen. Durch eine Staublung war er frühzeitig Rentner geworden. Durch diesen Umstand hatten sie ihren Wohnsitz am Rhein aufgegeben und waren in sein Elternhaus zurückgekehrt. Die erste Zeit war er noch in der Lage, bei Arbeiten zu helfen, aber später war er nur noch ein Häufchen Elend und ist dann auch 1956 gestorben. Noch mit in dem Haus lebten seine Eltern, wovon die Mutter die Schwester des von mir nicht mehr erlebten eigenen Großvaters war. Das Haus war ein altes Fachwerkhaus mit Scheune und Viehställen, von Elektrizität und der in den dreißiger Jahren verlegten Wasserleitung abgesehen, in demselben Zustand wie um 1800, dem Jahr seiner Entstehung. Das Haus hatte, wie ich



Hunsrücker Bauernpaar mit Glaner Rindern bei der Kartoffelernte um 1950. Diese Rinderrasse war früher in den armen Gebieten der Rheinprovinz (Eifel, Hunsrück, Westerwald) weit verbreitet. Sie ist heute fast ausgestorben

meine, eine Seele und lebte mit seinen zwischen den Balkendecken laufenden Mäusen nicht nur akustisch.

Für mich waren als Kind die große Scheune und die Ställe sehr unterhaltend. Auch das Haus mit seinem aus Bruchsteinen gemauerten Gewölbekeller bis zum Speicher, auf dem in Holzsilos das Getreide lagerte. Das alles faszinierte mich schon damals. Die Lebensart war ganz anders als bei uns zu Hause. Alles geschah in einem festen Rhythmus, der durch die Jahreszeit und das Vieh vorgegeben war. Meistens war ich zur Getreideernte dort und mußte dann fleißig mithelfen. Vor der Zusammenlegung der Grundstücke und durch die erbrechtliche Realteilung bedingt, waren die Grundstücke (Äcker) über die ganze Gemarkung verstreut. Wir benötigten manchmal eine Anfahrt von einer Stunde, mit dem langsam gehenden Kuhgespann sehr zeitaufwendig.

Aber Zeit hatten die Leute noch genug. Alles geschah dort noch in Handarbeit, nur das Mähen wurde von einer von zwei Kühen gezogenen Mähmaschine ausgeführt, worauf zwei Personen saßen, der Gespannführer, und der Ableger, der das Getreide im Gatter fing und dann, wenn eine Gabel voll war, ablegte. Die Garben wurden mit Strohseilen von dahinter gehenden Personen gebunden und dann zu Husten zusammengestellt. Auf dem Feld waren immer sehr viele Wildtiere, vor allen Dingen Kaninchen, Mäuse und auch Rehe. Einmal wurde einem Rehkitz ein Bein abgemäht, was mich natürlich sehr betrübte. Der mitlaufende Hund war immer sehr beschäftigt, uns alle aufgeschreckten Tiere zu fangen.

Das schönste waren immer die Pausen, wenn alle Leute auf zusammengelegten Garben saßen und das mitgebrachte Brot aßen und auch Muckefuck (Malzkaffee) tranken. Ich hatte schon als Kind das Gefühl, etwas geschafft zu haben, wenn das Getreide gemäht war und später mit dem hoch aufgetürmten Erntewagen, auf dem ich so gerne saß, in die Scheune kam. Samstags wurde noch in einem Dorfbackhaus (Backes) in

einem ca. 2,5 m tiefen und breiten Ofen das Brot gebacken.

Die großen, 25 bis 30 cm runden, schwarzen Brote waren einfach phantastisch, und bei Ferienende nahmen wir immer zwei Brote mit nach Hause. Die Butter wurde zuerst auch noch selber gemacht und die gelblichen Kugeln in nassen Tüchern im Keller verwahrt. Die ganze Ernährung wurde quasi als Selbstversorger hergestellt. Garten, Hühner und ein geschlachtetes Schwein lieferten alles, was man benötigte. Der Kramladen, der in einem Bauernhaus gleich der erste Raum hinter der Haustüre war, hatte auch nur die nicht selbst herzustellenden Sachen.

Ich hatte immer einen sehr großen Hunger, und das Essen schmeckte mir immer sehr gut. Eigentlich gefielen mir nur zwei Sachen nicht, einmal die samstags stattfindende Badeprozedur und der sonntägliche, ca. 8 km weite Fußmarsch in die Kirche. Beim Baden wurden abends auf dem Herd in der Küche große Wasserkessel erhitzt und dann in der aus der Scheune hereingeholten Zinkbadewanne ein Bad zubereitet. Zuerst mußte ich mit 8 Jahren meiner Tante klarmachen, daß ich nicht mehr gebadet werden wollte und auch nicht in das von anderen benutzte Wasser steigen wollte. Nachdem ich mich als Gast durchgesetzt hatte, durfte ich als Kind, gegen die Regel, als erster baden. Dieses und der Abtritt über der Jauchegrube ließen doch mitunter etwas Heimweh aufkommen. Aber meistens lenkten mich meine Freunde und die ganzen Umstände wieder ab. Einmal wurde ich in der Nacht geweckt und mußte mich anziehen und regenfeste Kleidung tragen. Meine Tante hatte eine Tasche mit allen Wertgegenständen bei sich, und wir mußten das schwere Gewitter abwarten. Die Tiere waren sehr unruhig, und ich war froh, als das Toben der Elemente vorbei war.

Neben dem Haus war der Gemeindestall, in dem ein großer Deckstier, der von meinem Onkel versorgt wurde, untergebracht war. Dieses massige Tier, mit einem Ring durch die Nase, flößte mir immer Angst ein, und ich ging immer sehr auf Distanz, um ihm

nicht zu nahe zu kommen. Einmal hatte mein Onkel wohl seinen pädagogischen Tag, und er fragte mich, ob ich einmal sehen wollte, wie der Stier eine Kuh deckt. Ich konnte mir zwar nichts darunter vorstellen, sagte aber zu. Ein Bauer brachte eine verängstigte Kuh und mein Onkel den Stier aus dem Stall. Der Stier schnüffelte an der Kuh herum, sein etwa 30 cm langer Penis erigierte und er sprang plötzlich auf die Kuh und ich mit einem Satz über die Mauer. Ich weiß nicht, wer mehr Angst hatte, die Kuh oder ich.

Es war immer etwas los bei meinen Verwandten. Es kamen Hausierer oder Bettler oder sonst irgend jemand.

Nachbarn erschienen zum Schwatzen, Maien, wie sie es nannten.

Es war ein Haus der offenen Tür. Abgeschlossen wurde die Haustür eigentlich nur, wenn alle auf dem Feld waren. Und dann wurde der Schlüssel unter den Blumenkübel gelegt. Wohl mehr ein Zeichen, daß keiner im Haus war. Mir gefiel die Zeit dort immer sehr gut, so daß ich später einen Ferienfreund aus Hösel mitnahm.

Das Dorfleben war noch recht einfach, mit einem Ausrufer, der mit einer Schelle alle Neuigkeiten ausrief. In den Häusern lebte noch die Großfamilie, irgendeine Tante, Onkel oder Cousine waren fast in jedem Haus. In der Großfamilie wurde auch viel Heimarbeit oder Gelegenheitsarbeit betrieben. Eine unverheiratete Cousine war Schneiderin und ging in die verschiedenen Häuser flicken und nähen. Zu besonderen Anlässen wurde auch schon einmal ein Kleidungsstück gefertigt. Der Onkel einer meiner Freunde war Schuster und hatte in seinem Zimmer eine Schusternähmaschine und einen Schustertisch stehen. Im Sommer halfen sie mit in der Landwirtschaft und bei weniger Arbeit versuchten sie etwas Geld zu verdienen.

Im Nachbarhaus war mir, besonders nachts, immer eine schreiende Männerstimme aufgefallen. Meine Tante erzählte mir dann, daß ein Sohn des Hauses geisteskrank sei und seine Mutter ihn in

einem geschlossenen Raum gefangenhielt.

Außer einer Süßmosterei gab es auch kein Gewerbe im Ort. Ein Bauer hatte zwei Pferde und fuhr damit Holz für die staatliche Forstverwaltung.

Meine letzte Erinnerung an meine verstorbenen Verwandten erhielt ich 1988, als ein Notar aus Kastellaun meiner verstorbenen Mutter als Erbin ihrer Schwester ein Angebot über den Kauf eines Mühlenanteils machte. Die neunzehnköpfige Mühlengenossenschaft, zu der auch meine Verwandten zählten, besaß immer noch ein 5000 m² großes Grundstück mit einer museumsreifen Mühle. So enden meine Jugenderinnerungen um den Hunsrück als notarieller Akt.

Als Resümee möchte ich den Vergleich meiner Kindheit mit der meiner eigenen Kinder anstellen. Die heutige Generation ist viel freier, offener und selbstbewußter als wir es je waren. In materieller Hinsicht ist kein Vergleich möglich, da meine eigene Kindheit in eine extreme Not- und Mangelzeit fiel, die aber den Vorteil hatte, daß man leichter die Grenzen des Machbaren erkannte.

Die Umwelt hat sich gewaltig verändert. Hösel ist jetzt ein Stadtteil von Ratingen, ca. 8.000 Einwohner, die im Lärm des Verkehrs fast ertrinken. Ruhige, naturnahe Plätze sind fast nicht mehr vorhanden. Die Freizeit hat sich sehr auf Grüppchen verlegt. Die elektronischen Medien beherrschen fast immer Spiel und Freizeit. Trotz-

dem ist die Naturverbundenheit gesteigert. Was ich noch als Selbstverständlichkeit antraf, wird heute bewundernd erlebt. Die Mobilität ist ungeheuerlich.

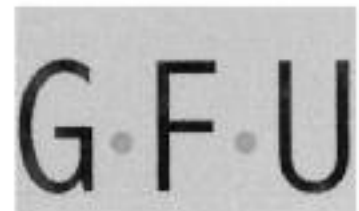
13- bis 14-jährige Kinder, die die halbe Welt kennen, sind fast die Regel. Aber ich meine, daß dadurch ein Abstumpfungsprozeß entsteht, der die Vorteile des Weltoffenseins wieder zunichte macht, und leicht in Überheblichkeit ausartet.

Trotzdem meine ich, daß das Leben der heutigen Jugend leichter und überschaubarer ist, und das erfüllt mich mit Zuversicht.

Rolf Großerlinden

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

Gessler • Frisch • Ulrich



Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige**, offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluß.

Als regional spezialisierte Makler besitzen wir interne Marktkenntnisse, die unser Team zu Ihrem Vorteil nutzt.

Konrad-Adenauer-Platz 20-22 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02/36 000 · Telefax 0 21 02/73 33 11

Was mein Poesiealbum mir auf meinem Lebensweg mitgegeben hat

„Dieser lange Strich erinnert dich an mich“

(Überschrift eines Artikels über „Poesiealben zum Wiederentdecken“)

Ich besitze Poesiealben von vier Generationen:

1. Mein eigenes aus den Jahren 1929/30,
2. das meiner Schwiegertochter Inge von 1950/51
3. das meiner Enkelin Barbara aus den Jahren 1975/76
4. und das meiner Urenkelin Vanessa („Meine Freunde“) von 1998.

Den Generationsunterschied merkt man bei jedem Buch. Die frühere Tendenz war: innig, zärtlich, liebevoll und treu. In dem neuen Buch von 1998 sind die Sprüche sehr locker und frei, der heutigen Jugend angepaßt.

Ein Poesiealbum bekam man meist zum 10. Geburtstag, weil man dann eine andere Schule besuchte und neue Freundinnen dazukamen. Früher wurden die Alben auch alle sehr sauber beschrieben. Später wurden auch Blümchen gemalt und Glanzbilder hineingeklebt.



Schon unsere Urgroßmütter hatten ein Poesiealbum. Es war in Leder gebunden, und sie waren sehr stolz darauf. Damals spielte die Kalligraphie, also die Schönschreibekunst, eine wichtige Rolle. Im Zeitalter des Computers hat sich da einiges geändert.

Auch Jungen haben heute ein Poesiealbum, und die Sprache ist einerseits nüchterner, andererseits lockerer geworden.

Mein eigenes Poesiealbum

Es wurde mir vor 70 Jahren geschenkt. Zu dieser Zeit war ich im Internat bei den Schwestern Unserer Lieben Frau in Geldern. Dort wurden die Alben rege ausgetauscht und von den Mitschülerinnen beschriftet.

Wenn ich heute in mein Album schaue, dann sehe ich die einzelnen Mädchen wieder vor mir. Ich frage mich dann, ob sie noch leben. Wie mögen sie heute aussehen? Die Verse, die sie schrieben, paßten auch meist zu ihrer Person. Wir hatten sehr ernste Mädchen, sehr bedächtige, sehr lustige und sehr fleißige. Sie kamen aus allen Gegenden: aus dem Rheinland, aus Westfalen, dem Münsterland, dem Emsland und aus Oldenburg. Kürzlich kamen mir bei einer Fahrt vom Norden her über die Autobahn viele Herkunftsorte meiner alten Freundinnen wieder in den Sinn.

Ins Poesiealbum schrieben uns zuerst die Mutter, der Vater, die beste Freundin, der Nachbar, der Rektor und die Lehrerin. Ihre Verse haben mich auf meinem Lebensweg oft begleitet und ermuntert. Meine Mutter schrieb mir auf die letzte Seite:

„Wer Dich lieber hat als ich,
der schreibe sich noch hinter
mich.“

Später schrieb mein Mann noch dahinter:

„Das soll auch gleich geschehn,
hier seht ihr ihn schon stehn.“



Sprüche aus meinem Poesiealbum von 1929/30

Zur Erinnerung

Blüh wie die Rose,
wachse und gedeih
und in deinem Herzen
sei es ewig Mai.
Treue Mutterhände
haben dich gepflegt
und den Keim zum Guten
in dein Herz gelegt.
Achte immer derer
und vergiß es nicht,
achte deine Mutter,
das ist Kindespflicht.
Vergiß das nicht.

Zum Geleit

Blüh wie das Veilchen im Moose,
sittsam, bescheiden und rein,
nicht wie die stolze Rose,
die stets bewundert will sein.
Es dauert ja nur ein Weilchen,
da wird sie vom Sturme geknickt,
doch das bescheidene Veilchen
wird vom Engel der Demut
gepfückt.

Das erste unter uns sei:

Der Sinn füreinander

Das zweite und höchste:

Der Glaube aneinander

Gibt dir das Leben einen Puff,
so weine keine Träne.
Lach dir' nen Ast
und setz dich druff
und baumle mit de Beene.

Nur zwei Tugenden gibts,
o, wären sie immer vereint.
**Immer die Güte auch groß,
immer die Größe auch gut.**

Bewahr in Freud'
wie auch im Schmerz,
den Schatz Deiner Jugend,
ein kindliches Herz.

Freudig räumtest du ein
Plätzchen
Mir in deinem Album ein.
Mög' auch Gott in deinem
Herzen
Niemals ganz vergessen sein.

Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut.

Scheint der Mond in heller Nacht
einmal in dein Zimmer.
O, so denk an mich einmal,
ich verlang's nicht immer.

Begrüße stets den Morgen,
der Müh und Arbeit gibt.
Es ist so schön zu sorgen
für Menschen, die man liebt.

Die Welt ist groß,
die Welt ist schön,
wer weiß,
wann wir uns wiedersehn.

Schön wie die Rose
sei dein Leben,
Dein Glück
so hell wie Sonnenglanz.
Die Freuden mögen Blumen
weben
In deiner Tage Blütenkranz.
O, winde auch hinein für mich
Ein allerliebste „Vergißmeinnicht“.

Suchest du des Glückes Spur,
eile nicht so weit.
In der heil'gen Gottesnatur
liegt es längst bereit.



Poesiesprüche aus dem Album meiner Schwiegertochter Inge von 1950/51

Ehre das Elternherz, solange es noch schlägt,
wenn es zerbrochen ist, ist es zu spät.

Vergesse nie die Heimat, wo deine Wiege stand,
du findest in der Ferne kein zweites Heimatland.

Das Bächlein ist so klar und rein,
man sieht wohl jeden Kieselstein im tiefen Grund.
So muß auch deine Seele sein, so klar und rein,
so wahr muß sein dein Mund.

Wär dein Beruf auch noch so klein,
strebe immer ein Meister zu sein.

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee
und ohne Steuer nicht zur See.
Geh ohne Gebet und Gotteswort
niemals von deinem Hause fort.

Dein Glück sei größer als Berge,
dein Unglück kleiner als Zwerge,
dein zukünftiger Mann Millionär,
liebe Inge, was willst du noch mehr.

Scheint der Himmel trübe,
saust und braust der Wind,
denk an Jesu Liebe,
denn du bist sein Kind.

Wenn einst die Sterne dich verlassen
und Glück und Menschen spotten dein,
auf zwei kannst du dich verlassen,
auf Gott und auf dein Mütterlein.

Hüte dich vor Übeltaten,
Feld und Wald kann dich verraten.
Hoch auf Bergen, tief im Tal,
Gottes Aug ist überall.

Sprüche aus dem Poesiealbum meiner Enkelin Barbara aus den Jahren 1975/76

Wer in dieses Album schreibt,
bitte ich um Sauberkeit,
und reißt mir keine Blätter raus,
sonst ist's mit unserer Freundschaft aus.

Jeden Tag zur Schule gehen,
finde ich manchmal gar nicht schön.
Nur, daß wir uns wiedersehn,
läßt mich täglich trotzdem gehen.

Wo Hunde sind, sind Flöhe,
wo Brot ist, sind Mäuse
und wo viele Frauen sind,
ist der Teufel.

Ein reines Herz, ein edler Sinn,
macht eine Magd zur Königin.

Übermut tut selten gut.

Sei ein Sonnenkind dein ganzes Leben,
denn wer Sonne hat, kann Sonne geben.

Deinem Mitmenschen darfst du vieles verzeihen,
dir selber aber nichts.

Sei brav wie ein Engel, dann hat man dich lieb,
und denk an den Bengel, der dir dieses schrieb.

Wenn ich dereinst ganz alt und schwach,
und s'ist mal ein warmer Sommertag,
so hink ich wohl aus dem kleinen Haus
bis unter den Lindenbaum hinaus.
Da setz ich mich dann im Sonnenschein
einsam und still auf die Bank aus Stein.

Denk an vergangene Zeiten zurück
und schreib mit meiner alten Krück
und mit der alten zitternden Hand
„Barbara“ so vor mir in den Sand.

W. Busch

Ich hab mich hinten angewurzelt,
daß niemand aus dem Album purzelt.

Wenn die Flüsse aufwärts fließen
und die Hasen Jäger schießen
und die Mäuse Katzen fressen,
dann erst will ich dich vergessen.



**Das Poesiealbum meiner
Urenkelin Vanessa von 1998
„Meine Freunde“**

Die Kinder haben zur Zeit eine andere Art, ihre Freundschaft zu zeigen. Als erstes kommt ein Foto ins Album. Dann kommen der Name, die Anschrift, die Telefonnummer (sehr wichtig!) Größe, Gewicht, Sternzeichen, Lieblingslehrer, Lieblingsbücher. Sie schreiben ihre Berufswünsche auf: Lehrerin, Tierärztin, Ärztin, Krankenschwester, die Jungen wollen Polizist, Feuerwehrmann, Kapitän und Dampflokfahrer werden.

Wünsche:

Bleibe immer froh und heiter,
wie der Frosch auf seiner Leiter.

Dein Leben sei fröhlich und heiter,
kein Leid betrübe Dein Herz.
Das Glück sei stets Dein Begleiter,
nie treffe Dich Kummer und Schmerz.

Wär ich eine Dichterin,
dicht' ich Dir ein Reimchen.
Wär ich eine Gärtnerin,
pflanz' ich Dir ein Bäumchen.
Doch weil ich keins von beiden bin,
schreib ich nur meinen Namen hin.

Luise Germes



Tierische Ansichten, Feuer und Hexentänze

Die Ratinger Künstlerin Roswitha Riebe-Beicht

Im Atelier von Roswitha Riebe-Beicht bietet sich ein vielfältiges Bild. Zuerst sah ich Arbeiten von ihr auf Schokolade-Verpackungen bei einer Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen und danach in einem größeren Umfang im Imhoff-Stollwerk-Museum in Köln, bezeichnenderweise als „Schokoladen-Museum“ bekannt. Deshalb möchte ich mich zunächst diesen Bildern zuwenden.

Hals und Flügel weisen ein Kolorit von gelb-blau-roten Tönen auf.

Zwei Wölfe setzen sich vor blauem Hintergrund ab, schöne Tiere, wer weiß, vielleicht können sie auch zubeißen.

Ein Esel mit einem Schwein daneben bilden ein beschauliches, trautes Paar.

Drei Hühner mit Angst erregenden, spitzen Schnäbeln halten

gute Nachbarschaft. Im unteren Bildteil liegt ein großes, weißes Ei im gelben Stroh, wahrlich ein Kulminationspunkt, um den sich im Hühnerleben alles dreht. Das Ei als Ursprung des Lebens, wie schön sich auf diesem Bild doch alles miteinander verbindet.

Bei dieser „Viecherei“ mit Kuh- und Pferdeköpfen, Kleintieren, Vögel sitzend oder im Blau des Himmels fliegend, was diese Künstlerin auch malt: Man möchte ihre Tiere streicheln.

Was mich bei diesen Bildern in Erstaunen versetzte, war die Monumentalität der Darstellungen auf dem kleinen Format von 22 x 26,5 cm in Acryl auf Pappe, eben den Schokolade-Verpackungen, die auseinander geklappt als Malfläche dienten. Erstaunlich, welche ungeheure Kraft auf diesen kleinen Bildern versammelt ist, die über das kleine Format hinaus wirkt.

Neugierig machte mich schon, wie sie zu diesem Thema auf Schokolade-Verpackungen kam. Sie fand den Einstieg, als sie im Chiemgau war und gerade zu dieser Zeit das Kruzifix-Urteil des Bundesverfassungsgerichts in Bayern für



Vernissage zur Ausstellung „Tierische Ansichten“ im Stollwerk-Imhoff-Museum, Köln, im Oktober 1998. Links Roswitha Riebe-Beicht mit ihrem Schwiegervater, rechts das Ehepaar Imhoff. Hans Imhoff war gerade vom ebenfalls anwesenden Ratinger Bürgermeister Wolfgang Diedrich zum „Dumeklemmer ehrenhalber“ ernannt worden

Wenn die Künstlerin sagt: „Der Mensch ist nicht die Krone der Schöpfung, sondern ein gleichberechtigter Teil, jedes Geschöpf hat seinen Platz. Etwas auszurotten bedeutet, die Harmonie der Welt zu stören“, so hat das seine tiefe Bedeutung.

Aus diesem Zitat wird deutlich, daß sich Roswitha Riebe-Beicht zur Humanitas bekennt, in der auch Tiere ihren Platz und ihre Berechtigung als Geschöpfe Gottes haben.

Und wie sie denkt, stellt sie die Tiere dar: Ein Schwein nicht als Schlachtvieh, sondern zartrosig mit Zitzen, um als Muttersau für ihre Ferkel zu sorgen.

Ein Rabe streckt die Flügel aus, aber es ist kein unheilbringendes, kohlrabenschwarzes Tier. Bauch,



„Tanz der Geburtshelferkröte“, Acryl auf Karton, 22 x 26,5 cm

großen Wirbel sorgte. Die Kreuzform beim Auseinanderklappen der Schokolade-Verpackung ergab sich ohne Bezug zum Kreuz im Christentum. Wichtig war nur das Symbol. Die Plains-Indianer haben ein gleichschenkeliges Kreuz, das Symbol ist für Wege, die sich kreuzen, und das Leben schlechthin. So wurde mit einer Serie von Tierbildern auf Schokolade-Verpackungen in Kreuzform ein neuer Weg beschritten.

Roswitha Riebe-Beicht wurde 1950 in Straubing geboren. Schon während der Schulzeit am Gymnasium malte und zeichnete sie gern, und das Lob eines Zeichenlehrers beflügelte ihren Wunsch, Kunst zu studieren und Malerin zu werden. Die Berufsberatung riet ab, die Lehrer rieten jedoch zu und so fuhr sie frohen Mutes nach München, um sich um einen Studienplatz zu bewerben. Sie wurde angenommen und studierte von 1970 bis 1976 Malerei und Graphik an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Prof. Rudi Tröger.

Gegen Ende des Studiums, als Vorbereitung auf das erste Staats-

examen, besuchte sie oft den Zoo, um afrikanische Tiere (Dromedare und Nashörner) zu beobachten und zu malen. Sie erzählt: „Mein eritreischer Freund, der aus politischen Gründen nicht in seine Heimat zurück konnte, hatte mir erzählt, daß sie vor den Schulferien Dromedar-Rennen an der Schule veranstaltet hatten. Es gab keine Briefe, Bilder usw. von zu Hause. So habe ich mich auf diese für ihn heimatlichen Tiere beschränkt, zugleich kamen sie meiner Zeichenweise entgegen, da sie immer wieder in die gleiche Position zurückkamen und ich so mehrere Bewegungsstudien zugleich machen konnte.“ Das waren die Anfänge zu einer späteren Auseinandersetzung mit der Tierwelt unter dem Thema „Tierische Ansichten“, den Acryl-Malereien auf Schokolade-Verpackungen. Der künstlerische Weg begann aber zunächst mit abstrakten Bildern, braven Aktstudien, Radierungen, Siebdrucken, Porträts und Landschaftsstudien in Öl.

1975 legte Roswitha Riebe-Beicht das 1. Staatsexamen für das künstlerische Lehramt an Gymnasien ab. 1976 bis 1978 folgten

das Referendariat und das 2. Staatsexamen, daran schloß sich eine Lehrtätigkeit als Kunsterzieherin an. Das Malen und Zeichnen sollte auch nach Eheschließung und der Geburt von drei Kindern 1981, 1984 und 1988 nicht zu kurz kommen. Mit jedem Kind kam eine innere Lockerung, die von den bisherigen Zeichnungen dann mehr zu Acryl-Bildern führte, und ab 1990 dominierte fast ausschließlich nur noch die Malerei.

1990 gründete sie mit anderen Künstlern die Arbeitsgemein-

schaft Ratinger Künstler. Erste Aktion war „Ratinger Künstler auf Wahlplakatwänden“, nach vollzogener Wahl, über die Wahlwerbung hinweg.

Ab 1991 malte die Künstlerin mehrere Jahre lang fast ausschließlich Bilder von Schweinen. Die Bilderwelt wurde ergänzt durch Installationen von Knochen und sonstigen Bestandteilen dieser bevorzugten Tiergattung. Die „Schweineerei“ fand viele Anregungen in Beelitz/Brandenburg, der Partnerstadt von Ratingen, wo in einer alten Feldscheune von Roswitha Riebe-Beicht und anderen Künstlern Aktionen veranstaltet wurden, die ihre Fortsetzung fanden in der Schwanenburg in Kleve.

Nach dieser Ausstellungsreihe entstanden neue Bilder unter dem Thema „Eine Fremde bleiben“, zur Stellung der Frau in ihrer Gesellschaft. In einem Interview 1997 sagte Roswitha Riebe-Beicht: „Als es 1993 in der Ratinger Künstler-AG Knatsch gab, ist daraus zusammen mit Renate Hoffmann-Korth, Erika Maria Riemer-Sartory und Heinke Keller ein Kontext von Hexen und schwierigen Frauen entstanden.“

Nomen est omen? Wirklich nicht, denn ich kenne alle vier Künstlerinnen und kann ihnen bescheinigen, daß sie weder schwierige Frauen noch Hexen sind, sondern echte, gestandene Persönlichkeiten, die ihre Kunst sehr ernst nehmen. Sie sind frei von Eitelkeit und Geltungsbedürfnis, aber sie wissen von ihrem Wert und dem Stellenwert ihrer Bilder.

Es folgte eine Ausstellung im Stadtmuseum Schongau über Hexen, und da konnte sich die Künstlerin voll auslassen, denn da war sie in ihrem Element. Schon während ihres Studiums hatte sie mit großer Begeisterung Märchen gelesen, die ihre Phantasie beflügelten und sich in ihren Bildern niederschlugen. Von allen Elementen war es das Feuer vor allem, das die Hexen und ihre Tänze begleiteten. Roter Feuerschein in stockfinsterner Nacht hing mit Hexen und Hexerei zusammen, von diesen Bösen leiteten ihre Bilder hin zu den Frauen unserer Zeit.

Mit der großen Zahl der Ausstellungen blieb bei Roswitha Riebe-Beicht der Erfolg nicht aus. Ihre



Roswitha Riebe-Beicht in ihrem Atelier



„Opferstier“,
Acryl auf Baumwolltragetasche, 42 x 44 cm, 1999



„Maikäfer flieg“, mehrlagiges, handgeschöpftes Recyclingpapier,
mit Feuer bearbeitet, Durchmesser: 28 cm, 1999

Bilder wurden von öffentlichen Sammlungen erworben, darunter das Museum der Stadt Ratingen, die Sammlung Friedbert Ficker in den Städtischen Museen Zwickau, die Sammlung der Museen der Stadt Kemi in Finnland und die Stadtwerke Ratingen.

Um den Blick über Ratingen und Düsseldorf im Hintergrund zu weiten reiste die Künstlerin erstmals 1978 und 1991 wieder nach Süd-Dakota in der Mitte Nordamerikas. Zum einen, um mit Frau Dr. Ursula Mildner, der Leiterin des Museums der Stadt Ratingen, die geplante Lakota-Indianerausstellung anlässlich des Columbusjahres 1992 in Ratingen vorzubereiten. Zum anderen diente die Reise auch dem Zweck, einen Künstler-Austausch einzuleiten, der zu guten Kontakten mit amerikanischen Künstlern durch das College of Fine Arts in Vermillion führte. Im Herbst 1998 hatte Roswitha Riebe-Beicht eine Einladung angenommen, eine Ausstellung in der Universität von Süd-Dakota zu machen und dort Vorlesungen über die aktuelle Kunstszenen in Düsseldorf und Ratingen zu halten, sowie über die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Künstlern in Deutschland zu informieren. Gezeigt wurden die anfangs beschriebenen "Tierischen Ansichten", die großen Anklang bei amerikanischen Kunstfreunden fanden.

Nicht nur die Kunst ist einzig und allein das Metier der Künstlerin. Eigene Veröffentlichungen entstanden 1992 mit einem Textbeitrag in „Indianer, Mythos und Wirklichkeit der Lakota“, 1993 folgte „Kunst-Störung“.

Seit 1999 entstanden Tierporträts auf Stoffbeuteln, in denen Ideen reflektiert sind. Feuer, Hexen und Knochen umgeben die Tiere, die nicht lieblich, sondern schaurig schön sind in dem Nebeneinander und Verwobensein. Beim Experimentieren mit verschiedenen Materialien bemalte sie Jutesäcke, und abgerissene Stoffteile. „Da denke ich“, sagt die Künstlerin, „kamen meine ostafrikanischen Erfahrungen wieder zum Vorschein, nichts wegzuschmeißen, alles wiederzuverwenden; 1976 war ich in Äthiopien und Eritrea, d. h. ich konnte nur noch nach Asmara hinein, weil das übrige Eritrea schon in den Händen der Befreiungsfront war.“ Schließlich entstanden Papierobjekte aus selbstgeschöpftem Papier mit eingeflochtenen Fundstücken aus dem Wald neben dem lichtdurchfluteten Atelier mit Ruß- und Brandspuren. Ein bißchen Hexerei ist da wohl doch dabei.

Im Kontrast zu den glutvollen, meist in starken Rottönen gemalten Tierbildern auf Tragetaschen stehen kreisrunde Segmente aus Papier mit einem Durchmesser

von etwa 30 cm. Diese Bilder haben es in sich, handelt es sich doch nicht um gekauftes Material, sondern um handgeschöpftes Recyclingpapier, das Roswitha Riebe-Beicht selbst herstellte. Tausende von kleinen Papierschnipseln wurden von ihr eingeweicht, die flüssige Papiermasse teilweise mit Leim als Bindemittel versetzt und in der richtigen Konsistenz mit einem Sieb handgeschöpft, so wie Papier seit vielen Jahrhunderten hergestellt wurde.

Das Ergebnis dieser handwerklichen Tätigkeit setzt in Erstaunen. Das Papier ist nicht glatt wie bei maschinengefertigten Papieren, nein, es ist lebendig mit Poren, Schrunden und Furchen wie bei einem alten Menschen, in dessen Gesicht sich die lange Lebenszeit unerbittlich eingegraben hat. Mit den Fingern über diese Bilder zu streichen vermittelt ein schönes, haptisches Gefühl.

Mit der ihr eigenen Sensibilität hat die Künstlerin ihre handgeschöpften Papiere bearbeitet, und die Bilder sind am schönsten, die nicht mit lauten Tönen befrachtet sind von Rand zu Rand, sondern leise und behutsam aus der Stille des grauen Papierkreises heraus eine Erzählung beginnen, die den Kreis verläßt und sich im Raum fortsetzt.

Relikte hier und dort, Tierspuren, Feuer- und Rauchmale, ein Herz,

voll oder ausgeglüht, Wachstropfen einzeln verteilt oder flächig, was da war, ist nur zu ahnen, aber es hat Spuren hinterlassen. Die Reduktion in Farbe und Form tut diesen Bildern gut. Nachdem ich mich auf sie eingelassen habe, merke ich, daß sie mich anrühren und festhalten.

Mit diesen Bildern aus handgeschöpftem Papier geht Roswitha Riebe-Beicht einen guten Weg.

Ich bin neugierig auf weitere Bilder.

So ist ein weiter Bogen gespannt vom bayerischen Straubing, wo Roswitha Riebe-Beicht zur Welt kam und ihre Kindheit verlebte bis zum Studium in München und dann weiter über Süd-Dakota und andere Stationen ihres Lebens bis nach Ratingen, das ihr und ihrer Familie Heimat geworden ist. Ihr

künstlerisches Werk hat hier seine Bestätigung gefunden, doch ist sie mit wachen Sinnen nie bereit zu verharren, sondern der Wandlung anhängend. Fazit: Von dieser Künstlerin geht stetiger Wandel aus und es ist in der Zukunft noch viel zu erwarten, was uns als ihren Wegbegleitern Freude macht.

Hermann Walther

Melchiors Michel einmal anders

10 Jahre „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde e.V.“

Als die „Kinderland“-Sammlung Saddeler Ende 1988 im Museum der Stadt Ratingen eröffnet wurde, war ihr nur für kurze Zeit Öffentlichkeit beschieden. 1989 wurden die Szenen mit Plastikfolie verhüllt, um sie vor Staub zu schützen, und dann wurden die Wände durchbrochen - das Museum wurde umgebaut. Der Vertrag mit der Leihgeberin war damals auf zunächst fünf Jahre befristet. Von dieser Zeit würde - die Konzept-, Auspack- und Aufbauphase mit eingerechnet - mehr als die Hälfte verstreichen, ohne daß jemand außer den Mitarbeitern des Museums die Puppen zu sehen bekam. Zu schade! Zu schade für die ausgestellten Puppen, die Zeit und das Geld, das die Stadt Ratingen für die Ausstellung zur Verfügung gestellt hatte, und zu schade für die viele Arbeit, die die Mitarbeiter - fest angestellte und ehrenamtliche - aufgebracht hatten, um die Exponate ansprechend und angemessen zu präsentieren. Erst 1990 sollte das Haus wieder eröffnet werden. Würden die Besucher dann die Ausstellung noch einmal so begeistert aufnehmen wie zwei Jahre zuvor? Und was wäre, wenn der Leihgabenvertrag dann nicht mehr verlängert würde? Das waren die am häufigsten geäußerten Befürchtungen der vielen Puppensammler und Puppenmacher, die sich so auf die Sammlung Saddeler gefreut hatten.

„Ihr braucht,“ sagte Museumsleiterin Dr. Ursula Mildner damals zu



Johann Peter Melchior: „Knabe mit Vogelnest im Arm“, um 1775, Höchstler Porzellan, Museum der Stadt Ratingen. Der „Knabe“ ist die Leitfigur des Kinderbuches „Melchiors Michel und seine Reise in die heutige Zeit“ von Karin Schrey

mir, „eine Lobby!“ Eine Lobby! Hm! Wie bekommt man sowas? Erwachsene Menschen, die sich mit Puppen und Spielzeug als Hobby beschäftigen, wurden damals immer noch von vielen belächelt oder verspottet; daß sich aus Nicht-Sammlern eine Lobby rekrutieren ließe, war ziemlich unwahrscheinlich. Das mußten wir also schon selber tun. „Ich habe“, sagte Ursula Mildner wieder, „auch noch keinen Museumsverein!“

Tatsächlich? „Na,“ sagte ich, „dann gründe ich unsere Lobby eben als Museumsverein!“ Und so geschah es. Im Januar 1990 waren alle rechtlichen Formalitäten erfüllt, so daß die „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde e.V.“ sich als erster Museumsverein Ratingens konstituieren konnten. Als gemeinnützig anerkannt zu werden war überhaupt kein Problem, da laut Statuten unser Verein kein eigenes Vermögen bildet; alles, was wir aus Beiträgen, Spenden usw. erwirtschaften, geht - als Sachspende veredelt - direkt in den Besitz des Museums sprich: der Stadt Ratingen über. Damit unterscheiden wir uns wohl von allen anderen Vereinen.

Sechs Jahre war ich 1. Vorsitzende des Puppenvereins, dann löste mich Ulrike Ketteniß ab. Mit dem Lintorfer Heimatverein, und hier ganz besonders mit dem Ehepaar Buer, verbinden uns gemeinsame Interessen, die im Jahr 2000 einen besonderen Ausdruck fanden.

Michel als Puppe

Am 23. Januar 2000 feierten die dem Lintorfer Heimatverein freundschaftlich verbundenen „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde“ ihr zehnjähriges Bestehen im Museum der Stadt. Eingeladen waren außer den Mitgliedern, ihren Familien - und hier insbesondere den Kindern - Bürgermeister Diedrich, als Herrin des Hauses und unser „geborenes Mitglied“ Dr. Ursula Mildner, die Vertreter der Vereine und alle, die die Arbeit der „Puppenfreunde“ schätzen und sie unterstützen.

Die Tische im Foyer waren samt und sonders mit Spielzeug geschmückt - die Teddybären und

Puppen verfolgten mit blanken Knopfaugen das Geschehen um sie herum. Und das war wirklich sehenswert! Begeistert waren alle Besucher, als das Kinderballett Grabensee zwei Tänze in Kostümen aufführte, die zu dem besonderen Anlaß hervorragend paßten: ein vorzüglich dargebotener „Tanz mit dem Steckenpferd“ und ein Bauerntanz, bei dem die kleinen Tänzer aussahen, als seien sie direkt aus den Werkstätten von Käthe Kruse oder der Hummel-Figuren entlaufen. Dabei trifft das doch viel eher auf Melchior's „Michel“ zu. Der hatte sich zur Freude aller Anwesenden tatsächlich als

Käthe Kruse-Däumlinchen „entpuppt!“ Dem Museum hatte der Puppenverein zu seinem zehnjährigen Bestehen die außergewöhnliche und umfangreiche Sammlung von Erzeugnissen der Firma Hertwig & Co. geschenkt (Siehe „Quecke“ von 1999). Nun wollte man auch etwas „Eigenes“. Aber was?

Von meiner Zusammenarbeit mit den Käthe Kruse-Werkstätten (ich bin verantwortliche Redakteurin für „Puppe Eins“, die Clubzeitschrift der Firma Käthe Kruse) wußte ich, daß von Zeit zu Zeit verschiedene Kaufhäuser, Spielwa-



Der „Puppenfreunde-Michel“ von Käthe Kruse

rengeschäfte, Firmen und Museen zu besonderen Anlässen bei der Firma Käthe Kruse eine Puppe exklusiv für sich anfertigen lassen. Diese in keinem Verkaufsprogramm der Käthe Kruse-Werkstätten auftauchenden Puppen sind zudem meist streng limitiert. Es gibt Sammler, die ausschließlich solche Puppen sammeln. Also lag der Gedanke nahe, einmal eine eigene Vereins-Puppe in Auftrag zu geben. Das wäre das richtige „Geschenk“, das der Verein sich selbst machen würde! Nach und nach wurden verschiedene Ideen eingebracht, von „Ratinger Kindern“ war die Rede, aber niemand wußte so recht, wie die aussehen sollten. Doch dann trat Melchior „Michel“ auf den Plan, und allen war klar, das sollte unsere Käthe Kruse-Puppe sein!

Das Buch „Melchior Michel und seine Reise in die heutige Zeit“, das ich als Kunst-Werkbuch für Kinder anlässlich der Ausstellung im Museum der Stadt Ratingen zum 250. Geburtstag des großen Künstlers aus Lintorf gemacht hatte, wurde flugs als Arbeitsvorlage nach Donauwörth geschickt. Verschiedene Puppenmodelle wurden begutachtet, doch das „Däumlinchen“, ein von Käthe Kruses Tochter Hanne 1957 entworfenes Modell, entsprach mit seinen Gesichtszügen am ehesten dem „Jungen mit Vogelneest“ von Johann Peter Melchior, der inzwischen als „Michel“ tatsächlich in die Literatur Eingang gefunden hat. Zudem hatte diese Puppe den Vorteil, die preiswerteste zu sein.

Zur Feier des 10jährigen Bestehens wurde der „Puppenfreunde-Michel“ öffentlich vorgestellt und begeistert beklatscht. Er ist aber auch ein sehr exklusives Bürschen! Nur 80 Exemplare gibt es von ihm - und die waren binnen kurzem ausverkauft! Ganze drei besitzt das Museum noch. (Dies als Hinweis für alle, die ihn gerne hätten!) Und das, obwohl bereits in der Entstehungsphase von „Michel“, nach Besichtigung des ersten Handmusters, die Mitglieder des Puppenvereins einstimmig beschlossen, es nicht bei „Michel“ allein bleiben zu lassen. Schließlich sind es drei Freunde in dem Buch. „Michel“ bleibt also nicht einsam, er zieht die anderen hinter

sich her. Ende 2000 erscheint „Lotte“ auf der Bildfläche, und sie hat natürlich, wie ihr Vorbild, ein Wickelpüppchen im Arm. Im darauf folgenden Jahr wird „Lorenz“ auf seinem Vollblut-Steckenpferd heran galoppieren - mit dem „Gestüt“, das seinen „Zossen“ herstellt, wurde bereits Kontakt aufgenommen. Überhaupt: Das ist der Beitrag, den der Puppenverein in Eigenarbeit an den Puppen leistet: „Michels“ Vogelneest wurde in mühseliger Handarbeit hergestellt, ebenso „Lottes“ Wickelkind. Alle Puppen sind - auch farblich - so gekleidet, daß sie ihren jeweiligen

Vorbildern im Museum der Stadt Ratingen entsprechen. Alle haben außer dem Käthe Kruse-Emblem und der Expertise mit der Limitierung einen kleinen Anhänger in Form des verkleinerten „Michel“-Buches und sind von mir signiert.

Wir glauben, daß wir mit diesen drei Puppen etwas ganz Besonderes haben. Die Drei werden zukünftig zusammen mit ihren zerbrechlichen Vorbildern in der Kindervitrine des Melchior-Kabinetts des Museums zu Hause sein und den kindlichen Besuchern in Zukunft den Zugang zu den Figuren



Die fünfjährige Lea mit ihrem selbstgebastelten „Michel“ aus Knete und dem bemalten und geklebten „Gestörten Schlummer“

von Johann Peter Melchior noch ein wenig leichter machen.

Melchiors Michel in Hanau

Das erkannte auch Martin Hoppe, der Leiter des „Hessischen Puppenmuseums“ in Hanau-Wilhelmsbad bei einem Besuch in Ratingen. Spontan hatte er die Idee - zumal Hanau räumlich nahe bei Höchst liegt - eine Johann Peter Melchior-Ausstellung in Hanau zu machen. Durch die Ausstellung führen sollte das Buch „Melchiors Michel und seine Reise in die heutige Zeit“. Der Buchtitel war gleichzeitig auch Titel der Ausstellung.

Vom 4. Juni bis 30. Juli 2000 wurden dort neben den Ratinger Ausleihen (Michel, Lotte, Lorenz und ein „Apfeldieb“) auch Exponate aus anderen Museen und von der Höchster Porzellan-Manufaktur gezeigt. Frau Dr. Stefanie-Felicitas Ohlig, die auch in Ratingen einen Vortrag über Johann Peter Melchior in Höchst gehalten hatte, führte die Besucher in die Ausstellung ein.

Die Figuren wurden sehr reizvoll in geschmackvollen Dreiecksvitrinen präsentiert. Die Entstehungszeit der Höchster Melchior-Modelle fällt zeitlich mit der Erbauung des Schlosses Wilhelmsbad zusammen; sie fügten sich demnach äußerst harmonisch in ihre Umgebung ein.

Es gab mehrere Workshops, die alle zur Zeit der größten Hitze stattfanden. Trotzdem blieben die Kinder die ganze Zeit bei der Stange. Mit Begeisterung bastelten sie „Michel“-Figuren aus Knete und erzählten dabei die Geschichten um die drei Freunde weiter fort. Beim Bemalen des Ausschneidebogens „Der gestörte Schlummer“ waren sogar ganz kleine Kinder begeistert dabei.

Die Presse berichtete ausführlich über die Ausstellung und die verschiedenen Aktionen. Sogar die FAZ brachte zweimal kleine Artikel in ihrem Feuilleton. Schade, daß man hier in Ratingen so wenig Notiz davon genommen hat!

Melchior in Rödental

Als weiteres „Schmankerl“ hatte sich der Puppenverein eine Reise



Über diese nette Grußkarte konnte sich der Lintorfer Heimatverein freuen

einfallen lassen. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht, und schließlich war die Wahl getroffen. Nach Neustadt bei Coburg sollte die Fahrt gehen; von dort aus sind viele attraktive Spielzeug-Ziele problemlos und schnell zu erreichen. Ulrike Ketteniß, die 1. Vorsitzende des Vereins, holte Angebote ein, und am 4. April 2000 war es soweit: Fröhlich um 6 trafen sich die Reisewilligen des Puppenvereins am Düsseldorfer Hauptbahnhof, um miteinander drei unvergeßliche Tage zu verbringen. Die Reise war bestens vorbereitet und gut organisiert, und es klappte alles wie am Schnürchen. Schon lange vorher war der Verlauf der Reise genau

geplant. Die „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde“ zogen an drei Tagen ein volles Programm durch: Zuerst ging es ins Neustädter Museum der Deutschen Spielzeugindustrie. Hier hatten es den Damen besonders die im Souterrain untergebrachte „Werkstatt des Weihnachtsmannes“ und die zauberhaften Märchen- und Wilhelm Busch-Szenen angetan.

Am Abend saßen alle erschöpft aber glücklich „Beim Thomas“ und ließen sich vorzügliches Essen und geistvolle Getränke wie Gespräche schmecken. Der zweite Bürgermeister von Neustadt war zufällig ebenfalls dort anwesend und zeigte sich sehr spendabel.

Der hochprozentige Schlummertrunk sorgte denn auch dafür, daß bald alle todmüde ins Bett fielen.

Ein Besuch im Deutschen Spielzeugmuseum in Sonneberg hat für Spielzeugsammler Kultcharakter, vergleichbar mit einer Reise nach Mekka für Muslime. Jahrzehntelang hatte man nur davon lesen können; inzwischen waren die meisten schon mehr als einmal hier. Dennoch ist es immer wieder eine Reise wert.

Zufrieden zeigten sich die Rätlinger, daß ihr „hauseigenes“ Museum zumindest in einem Punkt mit dem berühmten Sonneberger Haus mithalten konnte. „Hertwig & Co. haben wir mehr!“

Einig waren sich alle in der Gruppe jedoch, daß das Puppenmuseum Coburg das schönste von allen ist. Das Ehepaar Lossnitzer hat in dem denkmalgeschützten Wohnhaus des Dichters Friedrich Rückert nicht nur eine exquisite Sammlung untergebracht; es präsentiert die Puppen auch in einer spielerischen Weise, in mit viel Liebe zum Detail ausgestatteten Szenarien. Herr Dr. Lossnitzer, der es sich nicht nehmen ließ, die Besucherinnen persönlich zu führen, wußte darüber hinaus mit vielen interessanten Informationen und „Dönekes“ aufzuwarten, so daß die Zeit viel zu schnell verging. Eigentlich war noch ein Coburger Bratwurstessen vorgesehen, aber die Gruppe beschloß einhellig zu fasten und dafür lieber noch ein paar Minuten länger in dem faszinierenden Museum zu verbringen.

An diesem Abend wurden wir im Seminarraum unseres Hotels ausführlich über die wirtschaftliche und historische Entwicklung Sonnebergs informiert. Den staunenden Zuhörerinnen wurde klar, wie beschwerlich das Leben in der Spielzeugstadt war und mit wie vielen Schwierigkeiten die Hersteller zu kämpfen hatten - inklusive der Vermarktung ihrer Produkte während der Zeit der Kleinstaatelei, als Dutzende von Zollstationen und unterschiedliche Währungen den Handel selbst innerhalb Deutschlands erschwerten.

Der Morgen des Abreisetages sah die Gruppe beim Besuch der Por-

zellanmanufaktur Goebel. Der Film über die Nonne Innozenzia Hummel gefiel allen so gut, daß man beschloß, ihn für den Verein zu kaufen und den Zu-Hause-Geblienen vorzuführen. Überhaupt kaufen: Die Koffer platzten schon aus allen Nähten, und doch fand man immer noch etwas, was unbedingt mit mußte. Kaum jemand verließ den Fabrikverkauf von Goebel ohne eine weiße Plastikta-sche mit dem Firmenlogo. Besonders die Schneebabies kamen gut

an - erinnerten sie doch an die antiken Snowbabies von Hertwig & Co., die der Verein gerade erst für das Museum der Stadt Ratingen erworben hatte.

Und hier, im firmeneigenen Museum der Firma Goebel, entdeckten wir zu unserer Freude auch wieder einige bekannte Figuren von Johann Peter Melchior. „Michel“ war leider nicht dabei. Schade!

Karin Schrey



Johann Peter Melchior: „Lauschender Putto“, um 1775, Höchster Porzellan, Privatumuseum der Firma Goebel

Original-Bronzebüste des „Kaiserbabys“ im Museum der Stadt Ratingen

Nicht nur Puppensammlern ist die Serien-Nr. 100, das sogenannte „Kaiserbaby“ von der Puppenfirma Kämmer & Reinhardt bekannt. Bei seiner Entstehung im Jahr 1909 bildete es den Auftakt zu einer Reihe von Puppenkreationen, die später als „Charakterpuppen“ bekannt werden sollten – Puppen, die erstmals nicht nach dem Goldenen Schnitt gefertigt wurden, sondern die menschliche Wesen darstellten, mit Gefühlen wie Freude, Trauer und Schmerz. Damals war ihnen, nach einem kurzen Boom am Anfang, vermutlich aufgrund ihres sensationell neuen Aussehens kein großer Erfolg beschieden. Heute erzielen diese Puppen auf Auktionen geradezu schwindelerregende Verkaufssummen.

Viele Jahre wurde gerätselt, wer die Vorlage zu diesen Puppen geschaffen hatte. Kämmer & Reinhardt beschäftigten auch einen hauseigenen Modelleur, Karl Krauß. Von ihm stammt nachgewiesenermaßen die „114“, die ein Porträt eines Kindes der Familie Reinhardt darstellt. Als „Luise“ ist sie – reproduziert – die Leitpuppe des Museums der Stadt Ratingen. Doch wer war der Schöpfer der „100“ und der darauf folgenden Serien-Nummern?



Das sogenannte „Kaiserbaby“, die Puppe mit der Seriennummer 100 der Firma Kämmer und Reinhardt, Museum der Stadt Ratingen

Der Name des Künstlers war Arthur Lewin-Funcke. Er stammte aus der Niederlausitz und lernte zunächst von 1880 bis 1884 in Dresden die Elfenbeinschnitzerei. Später besuchte er in Berlin die Handwerkerschule und absolvierte zwischen 1890 und 1895 an der Hochschule der bildenden Künste ein Bildhauerstudium. Nach Rückkehr von einem Studienjahr in Paris gründete er 1901 in Berlin die „Studienateliers für Malerei und Plastik“, die bald als Übungsschule der Berliner Sezession galten. Dort unterrichteten in der Malklasse Lovis Corinth, als Bildhauer neben Lewin-Funcke August Kraus sowie Max Kruse, der spätere Ehemann der Puppenmacherin Käthe Kruse.

Lewin-Funckes wichtigste Werke entstanden in der zweiten Hälfte des ersten Jahrzehnts. 1913 wurde er zum Professor ernannt. Er gehört zu den bedeutendsten Bildhauern der Berliner Schule, die der modernen Plastik zum Durchbruch verholfen haben. Einen wesentlichen Schwerpunkt seines Werkes bildeten die Plastiken von Kindern. Sein großes Einfühlungsvermögen in Psyche und Verhaltensweisen von Kindern führten zu überaus lebendigen und darüber hinaus plastisch überzeugenden Darstellungen.



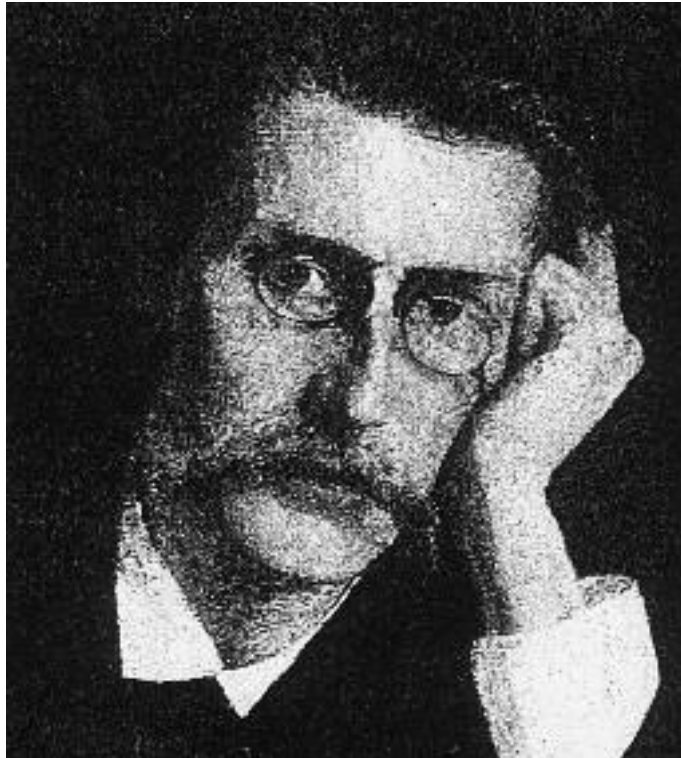
Arthur Lewin-Funcke,
„Lachender Knabe“, Bronze, 1908

Die Bronzebüste „Lachender Knabe“ („lachendes Baby“) ist dafür ein charakteristisches Beispiel. Die auf einem graubraunen Granitsockel von 9 x 9,5 x 9,5 cm montierte dunkelbraun patinierte Büste ist 20 cm hoch, in der Schulter 17 cm breit und trägt auf der Rückseite die Signatur des Künstlers. Dargestellt ist in ihr vermutlich Lewin-Funckes Tochter Karin im Alter von sechs Wochen. Auch späteren Arbeiten des Bildhauers liegen nach neueren Erkenntnissen Bildnisse der Kinder der Familie zugrunde. So ist es verständlich, daß der Künstler in der Büste nie eine Auftragsarbeit für eine Puppenfirma sah, obwohl Puppenfabrikbesitzer Franz Reinhardt eine Original-Büste erwarb, um nach ihr das „Kaiserbaby“ aus Porzellan fertigen zu lassen. Dessen ungeachtet präsentierte Lewin-Funcke die Büste 1908 und 1909 auf der „Großen Berliner Kunstausstellung“ als selbständiges Kunstwerk. Eine Serien-Fertigung der Bronze-Büste „Lachender Knabe“ hat es nicht gegeben. Es sind nur diese beiden, vermutlich für die Berliner Ausstellung gegossenen Exemplare bekannt, von denen nun eine vom Museum der Stadt Ratingen erworben wurde. Sie soll im Lauf des kommenden Jahres in einer eigenen Vitrine ausgestellt werden.

Karin Schrey

Hans Christian Andersen

* Odense 2. April 1805 – † Kopenhagen 4. August 1875



Die Prinzessin auf der Erbse

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzessin zur Frau nehmen, aber es sollte eine wirkliche Prinzessin sein. Da reiste er in der ganzen Welt herum, um eine solche zu finden, aber überall stimmte etwas nicht recht. Prinzessinnen gab es ja genug. Aber er konnte niemals ganz dahinter kommen, ob es auch wirkliche Prinzessinnen waren, denn immer gab es etwas, was nicht so recht in Ordnung war. So kam er denn wieder nach Hause und war sehr betrübt, denn er hätte so gerne eine wirkliche Prinzessin gehabt.

Eines Abends zog ein furchtbares Unwetter herauf; es blitzte und donnerte, der Regen strömte hernieder; es war ganz schrecklich! Da klopfte es an das Stadttor, und der alte König ging hin, um aufzuschließen.

Es war eine Prinzessin, die draußen stand. Aber, lieber Gott! wie hatten der Regen und das böse Wetter sie zugerichtet! Das Wasser lief ihr von den Haaren und den Kleidern herunter, zu den Schuhspitzen hinein und an den Hacken wieder heraus, und doch sagte sie, daß sie eine wirkliche Prinzessin sei.

„Ja, das wollen wir schon herausbringen!“ dachte

die alte Königin, aber sie sagte nichts, ging in die Schlafkammer, nahm alle Betten ab und legte eine Erbse unten ins Bett. Darauf nahm sie zwanzig Matratzen, legte sie über die Erbse, und dann noch zwanzig Eiderdaunen-Betten über die Matratzen.

Da sollte nun die Prinzessin in der Nacht liegen.

Am Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen habe.

„O, furchtbar schlecht!“ sagte die Prinzessin, „ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugetan! Gott weiß, was da im Bette gewesen sein mag! Ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin! Es war ganz schrecklich!“

Nun erkannten sie wohl, daß es eine wirkliche Prinzessin war, da sie durch 20 Matratzen und 20 Eiderdaunenbetten hindurch die Erbse gespürt hatte; so empfindlich konnte doch niemand sein, der nicht eine wirkliche Prinzessin war.

Da nahm sie der Prinz zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin bekam, und die Erbse kam in die Kammer, wo sie heute noch zu sehen ist, wenn sie niemand weggenommen hat.

Seht, das war eine richtige Geschichte!

Der Wahrheit verpflichtet: Kaspar Ulenberg - Pfarrer und Lehrer

In den Kaiserswerther Burganlagen findet der Besucher fünf berühmte *Kaiserswerther*. Eine Büste, von Kurt Zimmermann geschaffen, zeigt einen Menschen, der tief über Fragen des Lebens, über Tod und Ewigkeit nachzudenken scheint. Die hohe Stirn des Denkers, der geschlossene Mund, der keine unnützen Worte hervorbringt, die Augen, die durch das Vordergründige hindurch das Eigentliche sehen, das sind Kennzeichen dieses Bildes und Hinweise auf den, den es darstellt: Kaspar Ulenberg, von 1576 bis 1583 Pfarrer an der Stiftskirche in Kaiserswerth.



Kaspar Ulenberg (1548–1617).
Bronzebüste des Düsseldorfer Bildhauers
Kurt Zimmermann im Burggarten
von Kaiserswerth

Psalmenübertragung

*Nun lobet Gott im hohen Thron,
ihr Völker aller Nation;
hoch preiset ihn mit
Freudenschalle,
ihr Völker auf der Erden alle*

*(nach dem Psalm 117,
1. Strophe)*

Im *Gotteslob*, dem katholischen Gebet- und Gesangbuch, gibt es häufiger den Hinweis auf Kaspar Ulenberg als Verfasser sowie Komponisten von Liedtexten und Melodien. *Nun lobet Gott im ho-*

hen Thron oder *Mein Hirt ist Gott der Herr* sind nur zwei Beispiele, die von ihm getextet und komponiert wurden und die nach über 400 Jahren immer noch regelmäßig im Gottesdienst gesungen werden. Damals, am Ende des 16. Jahrhunderts, erklangen sie zum ersten Mal in der Stiftskirche von Kaiserswerth. Von hier fanden sie schnell eine große Verbreitung. Denn 1582 gab Kaspar Ulenberg *Die Psalmen Davids in allerley deutsche Gesangsreimen bracht durch Casparum Ulenbergium, Pastorn zu Kaiserswerd und Canonichen daselbst* heraus. Der Kaiserswerther Pfarrer und Kanonikus des dortigen Stiftes hatte den biblischen Psalter in die deutsche Sprache übertragen und zu den einzelnen Psalmen Melodien geschaffen. Das entsprach seinem Anliegen als Seelsorger. Damit erwies er sich auch im heutigen Sinn als sehr modern, nämlich die Gemeinde durch Lied und Gebet im Gottesdienst zu aktivieren. Gleichzeitig war das gemeinsame Lied ein Ausdruck der Gemeinschaft vor Gott. Orientierung und Anregung hatte er hierbei in den Gemeinden der Reformation gefunden, für einen katholischen Pfarrer im 16. / 17. Jahrhundert nichts Selbstverständliches.

Ausbildung

*Schick deine Treue
und dein Licht,
damit sie mich geleiten,
laß froh und voller Zuversicht
in dein Gezelt mich schreiten.
Auf heiligem Berge am Altar
bring ich dir dann mein Opfer dar,
Gott meiner Seligkeiten*
(nach Psalm 46, 2. Strophe)

Gehen wir ein wenig den Lebensweg Kaspar Ulenbergs nach. Denn hier lassen sich Gründe für seine Lebensentscheidungen und für sein Schaffen finden *.

Am 24. Dezember 1548 wurde Kaspar Ulenberg in Lippstadt als Sohn lutherischer Eltern geboren. Die streng gläubigen Eltern hatten ihren Sohn für den geistlichen

Stand bestimmt. So erhielt er zunächst in Lippstadt, dann in Soest eine umfassende Ausbildung. In Lippstadt lernte er Latein, Griechisch und Hebräisch. In Soest lag der Schwerpunkt der Ausbildung in der Dicht- und Redekunst. Im Jahre 1567 folgte er seinem Lehrer Bernhard Orestes für zwei Jahre nach Braunschweig, der hier Rektor des Gymnasiums wurde. Hier bekam der musikliebende Ulenberg wahrscheinlich viele Anregungen, denn die Braunschweiger Kirchenordnung des Reformators Johannes Bugenhagen vermittelte einen guten Einblick in das religiöse und musikalische Leben der damaligen Zeit. Eine Reihe von Sammlungen an lateinischen und deutschen Kirchengesängen für die verschiedensten Gottesdienste waren hier im Gebrauch und zeigten die Vielfalt von Musik und Gesang im kirchlichen Raum. Mit 20 Jahren wechselte Ulenberg seinen Studienort und wurde Student der Philosophie und Theologie an der Universität in Wittenberg, wo er *hautnah* die theologischen Streitigkeiten zwischen Luthertum und Calvinismus erlebte. Damit nutzte er die Gelegenheit, sich intensiv mit der reformatorischen Theologie und ihrer seelsorglichen Praxis auseinanderzusetzen. Er machte vor allem die Erfahrung, für die Verkündigung des Wortes Gottes, für das Lesen der Hl. Schrift und für die Feier des Gottesdienstes die deutsche Sprache zu benutzen.

Der vielseitig begabte junge Mann lernte in den bewegten Zeiten der Gegenreformation auch die katholische Kirche kennen. Äußerer Anlass war, dass ein Vetter von ihm in

*) Die erste Biographie Kaspar Ulenbergs schrieb sein Schüler Arnold Meshov im Jahre 1638 in lateinischer Sprache. Es ist die wichtigste Quelle für Ulenbergs Lebensbeschreibung. A. Meshov war wie sein Lehrer und väterlicher Freund gebürtiger Lippstädter (geb. 1591). Er studierte in Köln, war Doktor der Theologie, Pfarrer an St. Peter, Kanonikus an St. Cäcilia und ab 1654 Rektor der Universität. Er starb 1667 in Köln.



Lippstadt, Große Marienkirche

Köln studierte und zur katholischen Kirche übergetreten war. Ulenberg sollte, so der Wunsch der Familie, ihn für das Luthertum zurückgewinnen. Aber es kam anders: Während seiner Studienzeit in Köln konvertierte er und wurde im Jahre 1572 in die katholische Kirche aufgenommen. 1576 empfing er die Priesterweihe und wurde für sieben Jahre Pfarrer in Kaiserswerth.

1572 erschien auch sein Name unter den Studierenden der Universität Köln. 1573 wurde er Baccalaureus und kaum ein Jahr später (1574) *Licentiatus bonarum artium*. Am 11. März 1574 wurde er zum *Magister artium* promoviert und beschloss somit sein Studium, um ein Jahr später als *Professor publicus* am *Laurentianum* einen Lehrauftrag zu übernehmen.

Seelsorger und Reformier

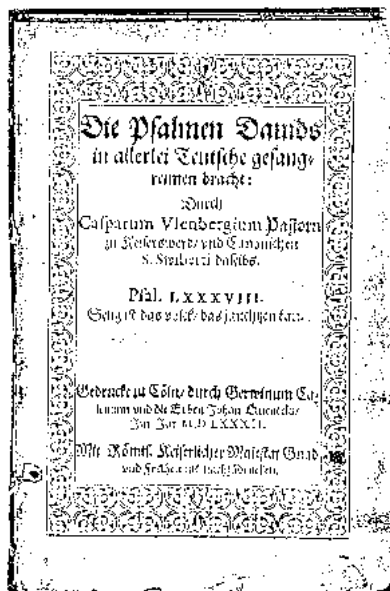
Ich glaube mit dem Herzen und bekenne mit dem Munde, daß ein einiger, wahrhaftiger, ewiger und allmächtiger Gott sei.

(aus: Trostbuch für Kranke und Sterbende)

Die Religionsstreitigkeiten seiner Zeit haben Kaspar Ulenberg zweifellos geprägt. Sie gingen auch nicht an ihm vorüber, als er Pfarrer in Kaiserswerth wurde. Aufgrund seiner Ausbildung scheint er auf diesem Posten der richtige Mann gewesen zu sein, der offen für die Fragen der Zeit war, aber auch zu der einmal gewonnenen Überzeugung stand, und der mit dem Ge-

spür eines guten Seelsorgers seine Gemeinde zusammenhielt.

Sein von der Seelsorge her bestimmtes Wirken zeigt sich an vielen Stellen. Die *Psalmen Davids*, die als *Ulenberg-Psalter* schnell eine große Verbreitung fanden und ihre Aktualität bis in unsere Zeit nicht verloren haben, sind dafür nur ein Beispiel. In dem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass er dem Psalterium einen kurzen deutschen Katechismus beigab, der wichtige Fragen des Glaubens knapp und einleuchtend darlegt. Sein seelsorgliches Bemühen spricht auch aus dem *Trostbuch für die Kranken und Sterbenden* aus dem Jahre 1590, das bis ins vorige Jahrhundert immer wieder neue Auflagen erlebt hat und gerne gelesen wurde.



1583 erfolgte der Umzug von Kaiserswerth nach Köln. Jetzt begann seine eigentliche umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit, indem er z.B. eine Reihe von Schriften im Sinne der katholischen Reform verfasste. Ein wichtiges Buch von ihm - über 700 Seiten stark - erschien im Jahre 1589 und hat den der Zeit entsprechenden umfangreichen Titel: *22 erhebliche und wichtige Ursachen, warum die altgleubige Catholische Christen bey dem alten waren Christenthumb bis in ihren tod bestendiglich verharren. Warumb auch alle die so sich bey diesen zeiten unterm namen des Evangelij haben verführen lassen / von der new-erung abste- hen / und sich wider-umb zum selbigen alten Christenthumb wenden sollen. Allen denen / welche bey diesen unerhörten grawsamen Religionstrennungen liebe zu der warheit / und sorge für ihre Seligkeit tragen / sie seyen Catholisch oder Uncatholisch / zum bericht zusammen gezogen / Durch Casparum Ulenbergium Lippiensem, Pastorn der Pfarr zu S. Cuniberts in Cöln / und Canonichen des Stifts daselbst.*

Der Autor schrieb in diesem Buch in 22 Kapiteln sehr anschaulich und volkstümlich über Glaubensfragen. Obwohl der Autor sich der katholischen Reform verpflichtet wusste, war sein ausgesprochenes Ziel *die Liebe zur Wahrheit*. Das Buch wandte sich ausdrücklich am Ende an die Christen innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche und schlug damit einen versöhnlichen Ton an, auch wenn er sich die Einheit der Christen nur in der alten Kirche vorstellen konnte. Er wünschte sich: *... daß wir in gemeinschaft der alten Kirche bleyben / und daß die genannten Evangelischen weislich thäten / wen sie sich bey guter zeit von solchen unrührigen leuten absonderten / vnd der lieben / einigen / algemeinen Kirche wider-umb zu haus giengen.* Das Anliegen Ulenbergs ist so klar und die Sprache für die Menschen seiner Zeit so verständlich, dass das Buch bis ins vorige Jahrhundert hinein immer wieder Aktualisierungen im Sprachgebrauch und Übersetzungen in andere Sprachen erlebte.

Nach dem Wegzug von Kaiserswerth war Kaspar Ulenberg

zunächst Pfarrer an St. Kunibert in Köln geworden, wie im Titel des oben zitierten Buches nachzulesen ist. Ab 1592 leitete er die Laurentianer Burse, ein Gymnasium in Köln mit angeschlossenem Internat. Über diese Tätigkeit entstand auch der Kontakt zur Universität, wo er an der theologischen Fakultät Vorlesungen hielt.

1610 wurde er für zwei Jahre Rektor der Universität und bis zu seinem Tod Pfarrer an St. Columban. In beiden Ämtern nahm er großen Einfluss auf die Geschichte der Stadt, vor allem auf einen möglichen Konfessionswechsel. Seinem Einsatz und seiner Tätigkeit und vor allem seinen Schriften ist es zuzurechnen, dass das Erzstift Köln katholisch blieb. Am 16. Februar 1617 starb Kaspar Ulenberg. Begraben wurde er in der Kirche des Agnelliner – Nonnenklosters an der Burgmauer in Köln.

Die Bibelübersetzung

*Ihr aber lebt nicht in der Nacht,
daß euch jener Tag wie ein Dieb
überfallen könnte; denn ihr seid
allzumal Kinder des Lichtes,
Kinder des Tages.*

*(aus: Trostbuch für Kranke
und Sterbende)*

Auf Wunsch des Kölner Erzbischofs Ferdinand begann Ulenberg 1614 mit der Übersetzung der Bibel ins Deutsche. Dreizehn Jahre nach seinem Tod wurde sein wohl wichtigstes Werk veröffentlicht: *Biblia, das ist die gantze h. schrift alten und neuen testaments, nach der letzten römischen Sixtiner edition*. Die Ulenberg-Bibel ist eine Übersetzung der Septuaginta, der maßgeblichen Ausgabe für die Bibelauslegung im katholischen Raum. Mit seiner Übersetzung ins Deutsche zeigte Ulenberg nochmals die Notwendigkeit, das Wort Gottes in angemessener und verständlicher Weise den Menschen in ihrer jeweiligen Zeit und Sprache nahe zu bringen. Er realisierte damit als katholischer Pfarrer ein zentrales Anliegen der Reformation und insbesondere Martin Luthers. Über 200 Jahre lang hat diese Bibelübersetzung unter dem Namen *Katholische Mainzer Bibel* eine große Verbreitung gefunden.



Originalausgabe der Ulenberg-Bibel
von 1630

Ein weiteres Vorhaben konnte er nicht fertigstellen, nämlich seine *Historia über Leben, Sitten, Taten, Studien und Tod lutherischer Prediger*. Ein erstaunlicher Titel für das Buch eines katholischen Pfarrers. In Wirklichkeit ist es eine *Kampfschrift*, die sich aber auf wissenschaftliche Weise mit dem Protestantismus auseinandersetzt: 656 Seiten beschäftigen sich mit Martin Luther, 371 Seiten mit Philipp Melanchthon und fast 200 Seiten mit weiteren protestantischen Theologen. 1622 wurde das unvollständige Werk Ulenbergs in Köln verlegt.

Weitergehende Wirkung

Die zeitlichen Güter sind nicht unser, sondern Gottes Eigentum, der sie den Menschen als Verwaltern eine Zeit lang anvertraut hat.

Gütiger Vater! Du weißt, was in mir ist und kennst mein Vermögen. Ach, lege mir nicht mehr auf, als ich tragen kann.

(aus: Trostbuch für Kranke und Sterbende)

Neben dem Denkmal von Kaspar Ulenberg in den Kaiserswerther Burganlagen steht die Büste von Friedrich Spee, 1591 in Kaiserswerth geboren und 1635 in Trier gestorben. Die Nachbarschaft der beiden *Kaiserswerther* ist kein Zufall. Als Friedrich Spee geboren wurde, war Kaspar Ulenberg zwar schon Pfarrer in Köln. Trotzdem darf man annehmen, daß Spee in seiner Kindheit die Psalmenlieder

Ulenbergs – des früheren Pfarrers seiner Heimatgemeinde – kennengelernt und auch gern gesungen hat. Später, als Spee nach Köln zog, um hier zur Schule zu gehen und zu studieren, hat es wahrscheinlich weitere gute Kontakte zwischen beiden gegeben. Die Beziehungen zwischen Köln und dem kleinen Rheinstädtchen waren eng, gehörte Kaiserswerth doch zu der Zeit zum weltlichen Herrschaftsgebiet des Erzbischofs. Es ist denkbar und lässt sich auch nachweisen, dass sich der ehemalige Pfarrer von Kaiserswerth um sein *junges Pfarrkind* gekümmert hat, nachdem es in der großen Stadt angekommen war.



Kaspar Ulenberg im Ornat des Rector
Magnificus der Städtischen Hohen
Universität zu Köln. Zeitgenössisches
Gemälde aus dem 17. Jh.

Wenn man der Frage nachgeht, wie Ulenberg nachgewirkt hat, dann mit Sicherheit auch im Werk von Friedrich Spee. Spee hat Psalmenparaphrasen geschrieben wie Ulenberg. Beide wollten so den biblischen Stoff für den Gottesdienst und das Gebet aktualisieren. Wenn Spee in seinen Texten oft eine anschauliche und kräftige Sprache benutzt, dann folgt er hier seinem Vorbild, dessen Nähe zur Sprache Luthers und seiner Zeit offenkundig ist. Der Schüler Spee geht aber weiter als sein Lehrer Ulenberg. Spees dichterische Fähigkeiten und Kenntnisse schlagen sich in seinem Werk insofern nieder, als er gegenüber seinem Vorbild neue inhaltliche und for-

male Konzeptionen findet und damit zu eigenen und eigenwertigen Schöpfungen umgestaltet. Der *Schreibanlass* war für Spee, was sich an einigen Beispielen nachweisen läßt, auch die eine oder andere Dichtung Kaspar Ulenbergs.

Die Bedeutung der Bibelübersetzung Ulenbergs wurde hier kurz angedeutet. Ebenso sind die übrigen Schriften in mehreren Ausgaben nachfolgender Jahrzehnte bekannt. Die Psalmenlieder lassen sich nach ihrem ersten Erscheinen in zahlreichen Gesangbüchern nachweisen. 1962 wurde der *Liedpsalter nach Kaspar Ulenberg* von Johannes Overath und Joseph Solzbacher erneut herausgegeben. Und 1963 erschienen 33 *Psalmenlieder des Kaspar Ulenberg in Originalweisen mit Textneufassungen*. Herausgeber dieses Liedheftes war Adolf Lohmann, selbst Verfasser zahlreicher Lieder für den gottesdienstlichen Gebrauch. Beide Ausgaben fanden eine weite Verbreitung in den Pfarrgemeinden und vor allem in der katholischen Jugendbewegung. Absicht von Johannes Overath und Joseph Solzbacher war es, *das kostbare Gedankengut der biblischen Lieder den Gemeinden zugänglich und einem liturgischen Volksgesang dienstbar zu machen*. Adolf Lohmann erinnert in seinem Nachwort daran, *daß auch zu Zeiten Ulenbergs die Kantoren und "Schuldiener" ihre Last mit dem "gemeinen Volk" hatten*. Die Begründung für diese nicht ganz freundliche Aussage findet er in der sogenannten Hagius-Ausgabe des Ulenberg-Psalters von 1606. Hier kann man nämlich nachlesen: *...Damit nun nicht ein faule / schläfferige / Bäuwerische grobe Arth / mit mercklichem Nachherziehen / vngleichförmiger Mensur / vnd langsamen Außhalten / eingeführet und gebraucht werde / so soll man diß fleißig in acht nehmen / daß solches mit einem gleichförmigen Tact / vnd rechtmäßiger Mensur geschehe /....* Für den Kirchenmusiker Adolf Lohmann bedeutet das, den Mut nicht sinken zu lassen: *Die Notwendigkeit einer beharrlichen Erziehungsarbeit bestand zu allen Zeiten ! Bei den Psalmenliedern Kaspar Ulenbergs lohnt sich die Mühe ganz besonders, erhalten, pflegen und verbreiten wir doch hier ein Liedgut, das nach Inhalt und Form geeignet*

wäre, mancherlei Brücken zu schlagen...

*Nun singet lob mit hohen ehren
Dem gütigen und trewen Herren /
Und dancket ihm mit freiem muth /
Spielt unserm Gott auf
harppffen gut.
(nach Psalm 146)*

Auf die Beziehung zwischen Ulenberg und Spee wurde bereits hingewiesen. Und wie ist es mit den drei übrigen Kaiserswerthern, deren Büsten sich ebenfalls in den Burganlagen befinden? Kaspar Ulenberg, Theodor Fliedner und Florence Nightingale treffen sich in ihrer Sorge um den Kranken und Sterbenden. Der eine schreibt vier Bücher, um auf das letzte Stündchen vorzubereiten. Die beiden anderen bemühen sich konkret um Kranke, indem sie eine sachgemäße Krankenpflege ausüben und beispielhaft für die ganze Welt einführen. Ein direkter Einfluss Ulenbergs auf das Werk Fliedners und die praktizierte Nächstenliebe einer Florence Nightingale ist nicht nachweisbar. Möglicherweise haben die beiden von dem katholischen Pfarrer aus ihrer Nachbarschaft gehört. Motiv für alle drei ist aber die Sorge um den Menschen aus christlicher Verantwortung und aus dem biblischen Liebesgebot heraus.

Auch mit dem fünften Kaiserswerther – mit Herbert Eulenberg – gibt es einen Berührungspunkt. Ein Bild Ulenbergs hängt heute noch direkt neben der Eingangstür von Haus Freiheit, dem Wohnhaus von Herbert Eulenberg und seiner Familie. Und das nicht ohne Grund. Denn auch die Eulenberg stammen wie Kaspar Ulenberg aus Lippstadt. Es ist demnach eine Verbindung zwischen den beiden über die Herkunft. Darüber treffen sich beide, bei aller Verschiedenheit der konkreten Ergebnisse, im geschriebenen Wort des Dichters.

*Es zeigt die Uhr, wann's Zeit ist
Die Arznei zu nehmen;
Der Zeiger geht und rastet nicht.
Das will uns fast beschämen.
So denk mit jedem
Glockenschlag
An Ihn, an Ihn, an Ihn,
Zu dem wir aus der Zeitverlauf*

In's ew'ge Leben zieh'n.

*(Aus: Kaspar Ulenberg
"Die Krankenuhr")*

Hans Müskens

Benutzte Literatur:

Die Psalmen Davids in allerlei Teutsche gesangreimen bracht: durch **Casparum Ulenbergium Pastorn zu Keiserswerd / und Canonichen S. Swiberti daselbs.** Köln 1582

Psalterium Davidis, das ist Der Psalter Davids durch **H. Casparen Ulenberg** treulich verteutsch..., Köln 1701

Trostbuch für Kranke und Sterbende. Verfaßt von **K. Ulenberg**. Nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch vollständig herausgegeben von M. Kaufmann, Luzern 1835

Caspar Ulenberg's *Zweiundzwanzig Beweggründe....* Ein Buch für Katholische und Evangelische, Mainz 1840

Zwaawigtige en Billijke Redenen... voor **Caspar Ulenberg**, Leeuwarden 1840

Adolf Lohmann (Hrsg.) 33 Psalmenlieder des Kaspar Ulenberg. Originalweisen mit Textneufassungen, Freiburg 1963

Karl Jürgen Miesen: Friedrich Spee – Priester, Dichter, Hexenanwalt, Düsseldorf 1987 (mit einem ausführlichen Artikel zu Kaspar Ulenberg)

Hans Müskens: Glaube-Hoffnung-Liebe. Der Liederbestand des Gülden Tugendbuches von Friedrich Spee. Ratingen 1970 (Typoskript) (mit einem Exkurs über "Die Psalmenübersetzung Kaspar Ulenbergs als Vorlage")

Hans Müskens: Kaspar Ulenberg – Pfarrer und Lehrer, in: Die Quecke – Ratinger und Angerländer Heimatblätter. Hrsg vom Verein Lintorfer Heimatfreunde. Nr. 59 Ratingen (Lintorf) 1989

Johannes Overath: Untersuchungen über die Melodien des Liedpsalters von Kaspar Ulenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Köln 1960

Johannes Overath und Joseph Solzbacher (Hrsg): Liedpsalter nach Kaspar Ulenberg, Düsseldorf 1962

Joseph Solzbacher: Kaspar Ulenberg. Eine Priestergestalt aus der Zeit der Gegenreformation in Köln, Münster 1948

Anna Sticker: Kaiserswerther Schattenbilder. Die Büsten von Kaspar Ulenberg, Friedrich von Spee, Theodor Fliedner, Florence Nightingale und Herbert Eulenberg im Burggarten der Kaiserpfalz, in: Heimatkundliches in und um Kaiserswerth (Schriftenreihe des Heimat- und Bürgervereins Kaiserswerth e.V., Ausgabe Nr. 10, Düsseldorf-Kaiserswerth 1978)

Anna Sticker: Kaspar Ulenberg – Reformator der katholischen Kirche, in: Kaiserswerth – 1300 Jahre Heilige, Kaiser, Reformator, hrsg. von Christa Maria Zimmermann und Hans Stöcker. Düsseldorf 1981

Anna Sticker: Kaspar Ulenberg – Reformator der Katholischen Kirche, in: Festschrift – 1300 Jahre Kaiserswerth. Düsseldorf 1998

Schüleraustausche:

Ein Beitrag zur Völkerverständigung

Eine Besonderheit des Kopernikus-Gymnasiums in Ratingen-Lintorf ist eine rege Schüleraustauschtätigkeit. Neben einem Austausch mit White Bear Lake (Minnesota-USA) und Meaux (Frankreich) besteht seit nunmehr zehn Jahren ein Schüleraustausch mit einer Schule in Moskau.

Steht beim Austausch mit den USA die englische Sprache, beim Austausch mit Frankreich die französische Sprache am Anfang, so mag man sich wundern, dass hier auf der Lintorfer Seite Russisch nicht im Lehrplan steht, und dennoch ist eine lebhafte Austauschmöglichkeit möglich. Dies hat seinen Grund darin, dass die Schule 1221, so heißt die Partnerschule in Moskau, eine Schule mit erweitertem Deutschunterricht ist, das bedeutet, dass die Schüler schon mit sechs Jahren Deutschunterricht haben. Wenn sie dann mit ca. 15 Jahren an einem Austausch mit deutschen Partnern teilnehmen, beherrschen die russischen Schüler unsere Sprache im allgemeinen so gut, dass keine Verständigungsprobleme auftreten.

Zur Vorbereitung der Moskaureise besuchen unsere Schüler eine Arbeitsgemeinschaft, in der sie die kyrillischen Buchstaben lernen und in die Lage versetzt werden, Straßennamen u. ä. in Moskau lesen zu können. Zusätzlich werden die deutschen Schüler auf die russische Kultur und Zivilisation vorbereitet. Grundsätzlich ähneln sich die Programme eines jeden Austauschs, aber dennoch gibt es in jedem Jahr auch besondere Ereignisse. Beispielsweise begann der Austausch oft am Bahnhof Düsseldorf mit dem Einstieg in den Zug, der 38 Stunden brauchte, bis er die russische Hauptstadt erreichte. Die Reise führte über Berlin, Frankfurt/Oder (nächtliche Passkontrolle), Warschau, Brest (Spurweitenänderung in Russland bedingt Fahrgestellwechsel) bis Moskau (Belorussischer Bahnhof). Im Jahre 2000 begann die Austauschreise bereits in den Osterferien.

Leider war bei diesem Austausch die Hinreise mit der Bahn aus terminlichen Gründen nicht möglich, so dass die Gruppe dieses Mal für beide Strecken das Flugzeug benutzen musste. Der unmittelbare Eindruck der landschaftlichen Weite konnte vom Flieger aus nicht vermittelt werden.

Aber egal, welches Verkehrsmittel benutzt wird, auf der Reise steigt die Spannung. Wie wird meine Gastgeberfamilie sein, in der ich die nächsten zehn Tage verbringe, wie komme ich mit meinem mir nur dem Namen nach aus einem Fragebogen bekannten Austauschpartner zurecht? Genau wie früher war auch die diesjährige Gruppe von der russischen Gastfreundschaft begeistert. Vielfach wünschten sich die Schüler im Laufe des Austauschs, dass das Ende weiter hinausgeschoben werden könnte.

Alle waren von der Herzlichkeit der Austauschfamilien und der freundlichen Aufnahme begeistert; die Umstellung in beengtere Wohnverhältnisse oder die Gewöhnung an ein anderes Essen brachten keine nennenswerten Probleme. Gab es doch sehr viel Neues und anderes, Fremdes zu entdecken z.B. bei einer ausgedehnten Stadtrundfahrt am 2. Tag.

Ein Höhepunkt war der Halt am Roten Platz.

Die riesigen Anlagen der Kremlmauer, der Türme, die Basiliuskathedrale faszinierten die Besucher, der Reichtum an Gold, Diamanten und kostbaren Gewändern der Zarenzeit, die in der Schatzkammer zu sehen waren, war überwältigend.

Leider konnten die Kathedralen des Kreml und einige Metrostationen nicht von innen besichtigt werden, sie waren wegen des Feiertags am 1. Mai 2000 geschlossen. Dafür entschädigt wurden die Besucher durch eine Fahrt zu einem der berühmtesten Klöster der russisch-orthodoxen Kirche, dem Kloster Sergiew Possad (früher Sagorsk). Hier erlebten sie einen Ostergottesdienst, da Ostern in der östlichen Kirche eine Woche nach dem bei uns gebräuchlichen Termin gefeiert wird. Auffällig die tiefe Religiosität der russischen Menschen und die Ehrfurcht, mit der man sich in diesen Kirchen bewegt. Für die Schüler aus dem Westen völlig ungewohnt, dass man eine Kirche nur betritt, wenn man als weiblicher Besucher ein Kopftuch trägt.

Da ich schon mehrfach als begleitende Lehrerin einen Austausch mitmachte, fiel mir hier ein Erlebnis aus einem Austausch vor sechs Jahren ein. Nach dem Klosterbesuch hieß es plötzlich: Wir fahren zu Freunden auf die Datscha. Ich wunderte mich, wie man mit fünf



Die Gruppe am Roten Platz in Moskau



In der Klosteranlage Sagorsk

fremden Leuten unangemeldet zum Mittagessen kommen könne. Man kann! Nach einem herzlichen Empfang wurde das improvisierte Mittagessen in einem winzigen Raum eingenommen. Mir als dem Gast schob man die besten Bissen zu. Ich konnte mich nicht da-

Außer den Besichtigungen wurden auch Besuche im Theater und Ballett organisiert. Don-Kichot wurde im Stanislawki Theater aufgeführt, ein Konzert des berühmten Ensembles Moiseew war ein weiterer Höhepunkt. Daneben rundeten ein Zirkusbesuch und ein Besuch in



gegen wehren. Nach einem Verdauungsspaziergang am Seeufer rauchte ein Samowar im Garten, so entstand ein vorzüglich schmeckender Tee. Es war eine andere Welt.

Doch jetzt wieder zurück zum jüngsten Austausch.

einem Delphinarium das Kulturprogramm ab.

Beim Besuch der Partnerschule waren einige auffällige Unterschiede erkennbar: Die russischen Deutschklassen waren sehr klein, nur acht bis zehn Schüler in den Deutschkursen war normal. Trotz

Die Pracht der Erlöserkathedrale hat die Schüler begeistert. Diese Kathedrale sollte einem Monument für Lenin weichen, deshalb wurde sie gesprengt. Der Grund aber war so sumpfig, dass er dieses Monument nicht tragen konnte. So wurde an diesem Platz ersatzweise ein Schwimmbad gebaut. Nach der Wende aber war der Wunsch, die alte Kathedrale wieder erstehen zu lassen, bei den Moskauern so mächtig, dass sie in kürzester Zeit wieder am alten Platz die neue (alte) Kathedrale aufgebaut haben.

dieser kleinen Gruppen ging es im Unterricht sehr diszipliniert zu; die deutschen Schüler nahmen erstaunt zur Kenntnis, dass ihre russischen Freunde aufstanden, wenn sie eine Frage des Lehrers beantworteten. Das Wissen der Russen über Deutschland ist beachtlich groß.

In die Zeit des Austausches fielen besondere Ereignisse: Die Vereidigung von Putin als neuem Präsidenten, die allerdings nur im Fernsehen verfolgt werden konnte, die 55. Wiederkehr des Jahrestages der Beendigung des Zweiten Weltkrieges warf schon lange ihre Schatten voraus; so wurden auf dem Roten Platz Podeste aufgebaut, viele rote Transparente priesen Moskau als „Heldenstadt“ an, die Straßen schmückten unzählige russische Flaggen. Der Höhepunkt war ein riesiges Feuerwerk, das von vielen Stellen in Moskau erlebt werden konnte. Die Mehrzahl der Schüler erlebte es mit ihren Gastgebern vom Roten Platz aus. Die beste Sicht darauf aber war wohl vom Poklonnaja Gora, einem Berg, auf dem sich riesige Menschenmassen versammelt hatten, dort war auch der beliebte Sänger Joseph Kobson zu hören. Jeder Böllerschuss wurde mit Begeisterungsrufen begleitet. Für die Besucher aus dem Westen war auffällig, welche Disziplin die Besucher sowohl beim Ereignis als auch schon vorher bei der Parkplatzsuche zeigten.

Außerhalb des offiziellen Programms trafen sich die Teilnehmer in privaten Gruppen. Sie waren sicherlich für die Bildung von Freundschaften enorm wichtig. Das zeigte sich am nächsten Tag bei der Abreise, als einige Tränen kullerten. Alle Teilnehmer freuen sich auf das Wiedersehen im Herbst 2000 in Ratingen.

Es konnte auch dieses Mal wieder erfahren werden:

Schüleraustausche sind wichtige Maßnahmen zum Verständnis fremder Kulturen, wenn man so will, auch ein wichtiger Beitrag zur Friedensarbeit.

Erika Zipf

Viele Leute sind so gern versöhnlich.
Und sie werden fett vor Zuversicht.
Viele Leute finden es gewöhnlich,

wenn man heute noch von gestern spricht.
Doch zu ihnen zähle ich persönlich nicht.
Erich Kästner

Meine Erinnerungen an Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene während des Zweiten Weltkrieges in Ratingen

Die langwierigen Verhandlungen über die Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkrieges und der Bericht in der „Rheinischen Post“ am 25. 2. 2000, der sich auf die Veröffentlichung „Ausländische Arbeiter während des Weltkrieges 1939 - 1945 in Ratingen“ von Heinrich Büter aus dem Jahre 1955 gründet, veranlassen mich, meine Erinnerungen niederzuschreiben. Dabei habe ich nicht nachgeforscht, sondern nur aufgeschrieben, was ich als Kind hörte und sah.

Die „Rheinische Post“ schreibt, dass bei den Dürrwerken 30 - 35 Franzosen und 18 Niederländer zur Arbeit verpflichtet waren. Die russischen Arbeiter sind nicht aufgeführt. Heinrich Büter jedoch erwähnt in seinem Werk die Russen von Dürr als Ostarbeiter, die ab 1942 zunächst mit 30 und später mit 75 Personen dort eingesetzt waren. Mir kommt es nicht darauf an festzustellen, dass die „Rheinische Post“ unvollständig berichtete, sondern vielmehr darauf, dass diese Menschen nicht vergessen werden.

Ich kannte die Frau, die für die Russen bei Dürr kochte. Die Frau galt in unserer Nachbarschaft als aufrichtig, hilfsbereit und furchtlos. So wie sie mit uns Kindern oft schimpfte, wird sie auch gewiss grob mit den Russen verfahren sein, das war ihre Art. Aber sie fuhr auch häufig in ihrer Freizeit mit dem Handwagen zu abgeernteten Gemüsefeldern und holte dort Gemüseblätter, die sonst untergepflügt worden wären. Diese nahm sie mit nach Dürr, um daraus Suppe für die Russen zu kochen. Einmal überlegte sie, ob sie auch Runkelrübenblätter holen sollte, diesen Gedanken verwarf sie aber

wieder. Ich gehe davon aus, dass sie alles unternahm, um die Russen besser zu versorgen.

Mein Vater arbeitete zu dieser Zeit als Fräser bei den Dürrwerken. Ihm war ein russischer Lehrer als Hilfskraft zugeteilt. Die beiden müssen sich gut verstanden haben. Obwohl wir uns auch nicht jeden Tag satt essen konnten, nahm mein Vater jeden Arbeitstag ein Butterbrot mehr mit zur Arbeit. Er legte das Butterbrot in ein Versteck, damit der Russe es sich dort nehmen konnte. Das wurde leider beobachtet. Ein linientreuer Arbeitskollege verpiffte meinen Vater beim Betriebsobmann, der ein strammer Nazi war. Doch dieser reagierte menschlich und beließ es bei einer Verwarnung. Wenn sich das wiederhole, könne er ihn aber nicht mehr schützen. Das war eine gutgemeinte Warnung. Mein Vater musste noch vorsichtiger sein.

Sehr viele Menschen und besonders die Kinder dieser Region waren zu dieser Zeit unterernährt, jedoch die Nahrungssituation der Russen bei Dürr muss katastrophal gewesen sein. Mein Vater erzählte: Wenn ein deutscher Arbeiter das Kerngehäuse eines Apfels (Apfelkitsche) in den Staub warf, stürzten sich gleich zwei Russen hinterher. Der Russe, der meinem Vater helfen musste, sagte hinter vorgehaltener Hand, dass seine Kameraden bei Veränderung der Verhältnisse die Köchin selbst in die Suppe stecken wollten. Doch der Köchin wurde beim Zusammenbruch kein Haar gekrümmt. Mein Vater schwärmte bis zu seinem Lebensende von der gütigen russischen Seele.

Mir war nicht bewusst, dass es in Ratingen so viele Zwangsarbeiter gab. Das lag wohl daran, dass die



Ukrainische Zwangsarbeiterinnen beim Lintorfer Dachziegelwerk von Eyk während des Zweiten Weltkrieges. Peter van Eyk, der Firmenchef, ließ sich mit den Mädchen fotografieren. Das Foto wurde vor kurzem von einer der abgebildeten Arbeiterinnen aus der Ukraine an das Stadtarchiv Ratingen geschickt, um eventuelle Ansprüche auf die geplante Entschädigung für Zwangsarbeiter während der NS-Zeit bestätigen zu lassen

meisten Zwangsarbeiter in Barackenlagern auf den Firmengeländen wohnten. Kriegsgefangene, die ihre Soldatenuniform verschlissen hatten, waren von Zwangsarbeitern nicht zu unterscheiden. Ich weiß auch nicht, ob sie unterschiedlich gepflegt und behandelt wurden. Bekannt war, dass Polen und Russen unter schlechteren Bedingungen lebten als Franzosen und Niederländer.

Ich erinnere mich an eine russische Zwangsarbeiterin, die täglich ohne Bewachung mit einer Karre durch die Stadt fuhr. Die Karre war mit Suppenkesseln beladen. Offensichtlich brachte sie Essen von einer zentralen Küche zu einer Fabrik oder zu einem Lager.

Zu dieser Zeit war es üblich, dass Arbeiter das Mittagessen von der Familie gebracht bekamen. Kantinen gab es in den meisten Betrieben nicht. So bekam auch mein Vater das Mittagessen nach Dürr gebracht. Oft war wegen Lehrermangel oder wegen Fliegeralarm die Schule früher beendet. Dann brachte ich meinem Vater das Essen. Um den Weg abzukürzen, fand die Essensübergabe nicht beim Pförtner, sondern am Zaun des Eisenlagers statt. Am Zaun war auch das Plumpsklo für die Zwangsarbeiter. Ich konnte die Russen bei der Arbeit im Eisenlager und beim Gang zum Klo sehen. Manche Russen waren so abgemagert, dass sie nur noch aus Haut und Knochen bestanden, andere wirkten aus der Ferne wie das blühende Leben. Mein Vater sagte, dass die dicken Russen kränker gewesen seien als die mageren. Wasser hätte sie so stark aufgedunsen. Die Bevölkerung beruhigte ihr Gewissen mit der Behauptung, dass Russen einen 8 Meter längeren Darm als Westeuropäer hätten und sie sich deshalb mit jedem Dreck ernähren könnten. Diese Behauptung war zwar falsch, sie half jedoch einfachen Gemütern, die Ernährung der Russen als vertretbar zu empfinden. Das Tor zum Werk stand für den Durchlass der Waggonen meistens offen. Eine Flucht hatte für die Gefangenen keinen Sinn. Dann wären sie ganz ohne Nahrung gewesen, und der fanatisierte Teil der Bevölkerung hätte sie sowieso bald verraten.

An die in Heinrich Büters Werk aufgelisteten Ostarbeiter bei der Eisengießerei Pulch kann ich mich gut erinnern. Sie waren in einem Haus einer ehemaligen Geflügel-farm an der Kalkstraße (heute Formerstraße) in der Nähe der ehemaligen Schützenburg untergebracht. Die meisten Ostarbeiter, die nach meiner Erinnerung Russen waren, sahen wir nur, wenn sie auf dem Weg zur Fabrik waren oder zurückkamen. Einige von ihnen bauten eine Feldbahn, die die Fabrik mit einem Nebenteich des Marmorbruchs (früher Schwarzes Loch) verband. Nachdem der Schienenweg fertiggestellt war, schafften zwei von ihnen mit einer Lore Industrieschlacke vom Werk in den Teich. Bergaufwärts wurde die leere Lore geschoben, bergab fuhren die Arbeiter auf der Lore mit, die sie mit einem Holzbalken bremsen konnten. Manchmal durften wir Kinder mitfahren. Wenn es dabei zu einem Unfall gekommen wäre, hätte es, so glaube ich, für die Russen schlecht ausgesehen. Gottlob ging alles gut. Aus meiner Sicht waren die Russen bei Pulch, die die Feldbahn bedienten, besser ernährt und fröhlicher als die bei Dürr.

Als Junge arbeitete ich außerhalb der Schule auf einem Bauernhof in Schwarzbach. Da der Bauer verstorben war, leitete die Bäuerin mit einem Verwalter den Hof. Die Bäuerin war eine herzensgute Frau. Man behandelte mich wie ein eigenes Kind. Mein Lohn waren das Essen und in der Erntezeit oft eine Tasche mit Fallobst. Meine Eltern waren froh, wenn ich zu den Bauersleuten ging, dort arbeitete und gutes Essen bekam. Meine Nahrungsration kam dann unserer Familie zugute.

Nach dem Frankreichfeldzug wurde dem Hof ein französischer Kriegsgefangener zugewiesen. Er wurde „Jean“ genannt. Ob er wirklich so hieß, weiß ich nicht. Er war ein vornehmer Mann. In seiner französischen Soldatenuniform, in der er auch arbeitete, sah er immer gepflegt aus. Für die Bauersleute war es keine Frage, dass Jean mit am großen Tisch saß. Er hatte ja auch sehr gute Manieren.

Es dauerte nicht lange, da bekam Jean Gesellschaft. Ein französisches Beutepferd kam auf den

Bauernhof. Es war eine starke Apfelschimmelstute, die mit Tarnfarbe angestrichen war. In mühsamer Arbeit wurde das Pferd mit warmem Wasser gereinigt. Es verstand in der ersten Zeit keine deutschen Befehle. Da war man froh, dass man einen Franzosen hatte.

Die gute Zeit für Jean hatte ein Ende, als der Ortsbauernführer das gute Verhältnis der Bauersleute zum Franzosen bemerkte. Jean wurde ins Lager beim Restaurant Schwarzbachtal verlegt. Wenn Jean sonntags zu Besuch kam, freute man sich riesig und brachte Kuchen auf den Tisch. Als das bekannt wurde, durfte Jean nicht mehr kommen.

Das französische Pferd war lieb, jedoch sehr schreckhaft und nervös. Das war offensichtlich eine Folge des Krieges. Wenn es ein Motorengeräusch hörte, scheute es und lief weg. Es war deshalb fürs Militär unbrauchbar.

Eines Tages kam ich mit dem Pferd und einer leeren Jauchekarre vom Feld. Auf dem Feldweg hinter uns knatterte der Ortsbauernführer mit seinem Tempo-Dreirad. Als das Pferd das hörte, rannnte es mit der Jauchekarre zum Hof. Ich hing am Kopfstück des Pferdes. Nur manchmal hatte ich noch Bodenberührung. Ich war 10 oder 11 Jahre alt. Auf dem Hof wurde das Gespann vom Verwalter abgefangen. Das Pferd hätte bestimmt versucht, mit der Jauchekarre durch die viel zu enge Stalltür zu kommen. Mit dem Gedanken, versagt zu haben, schlich ich davon. Der Ortsbauernführer kümmerte sich nicht weiter um die Sache und fuhr weiter.

Auf fast jedem Bauernhof arbeiteten Franzosen und Polen, aber mehr noch Russen. Viele Höfe wurden von Bäuerinnen geleitet, weil die Bauern Soldat sein mussten. Auch auf unserem Hof war der junge Bauer zum Militär eingezogen.

Für den Franzosen erhielt der Hof zwei Russen als Ersatz. Einen davon nannte man Dutnik. Er war so ernst, dass er unsympathisch wirkte. Aufgrund der Erfahrungen mit dem Ortsbauernführer bei Jean mussten die Russen an einem getrennten Tisch essen, der jedoch im selben Raum stand. Sie bekamen das gleiche Essen wie

die Bauersleute. Mit Nahrung waren sie besser versorgt als die Bewohner in der Stadt, die nur mit den Zuteilungen auf den Lebensmittelkarten auskommen mussten. Sie hatten jedoch nicht die Privilegien, die der Franzose hatte. Die Russen, die nach meiner Kenntnis keine Soldaten waren, arbeiteten fleißig. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie je ein böses Wort von den Bauersleuten zu hören bekommen haben. Schon auf dem Nachbarhof war das anders. Das Krakeelen des Bauern mit den Gefangenen konnte man weithin hören.

Immer mehr Verwandte der Bauernfamilie aus der Stadt erinnerten sich nun ihrer bäuerlichen Tante und machten sich auf dem Hof und am Tisch breit. Für mich war beim Essen oft nur noch bei den Russen Platz. Das war mir auch ganz angenehm. Ich fühlte mich dort freier als zwischen den überwiegend hochnäsigen Verwandten. Im Sinne der braunen Machthaber war diese Tischordnung bestimmt nicht.

Dann kam noch ein junger Russe dazu. Er war älter als ich. Ich schätze ihn auf 15 Jahre. Als er eintraf, war er verlaust, verdreckt, und seine Kleider waren zerlumpt. Iwan nannte man ihn. In der Waschküche hat man ihn mit warmem Wasser gewaschen, und er bekam frische Kleidung. Iwan schrie und jammerte fürchterlich. Dabei tat man ihm nur Gutes. Vielleicht hatte er an anderer Stelle bereits schlechte Erfahrungen gemacht. Das Geschrei war am größten, als man seine zerlumpte Kleidung wegschaffte.

Iwan war ein fröhlicher Junge, der sich schnell anpasste. Als im Frühling die Schwalben zurückkamen und ihre Nester im Kuhstall beziehen wollten, ging Iwan mit dem Besen gegen sie vor. Er wusste nicht, dass Schwalben im Kuhstall sehr willkommen sind. Die Bauersfrau nahm ihm einfach den Besen ab. Damit war alles geklärt. Iwan fühlte sich offensichtlich so wohl, dass er Späße machte. Einmal wartete er beim Holzhacken im Holzschuppen bis ich kam. Dann schrie er laut und schlug mit der Hand hin und her. Ich lief ins Haus, um Hilfe zu holen. Die Frauen kamen mit Verbandmaterial. Dann stellte sich alles als Scherz heraus. Iwan lachte, bis ihm die Tränen flossen. Wie viel besser hatten es die Russen doch bei der Bauernfamilie als in der Fabrik.

Bei der Feldarbeit wurden wir einige Male von englischen Tieffliegern angegriffen, die auf uns schossen. Wir flüchteten dann in einen Graben oder unter eine abgestellte Karre. Nach der von den Nazis geforderten Distanz zu den Zwangsarbeitern fragte dann niemand mehr. Alle lagen dicht beieinander und hatten Angst. Die Russen waren in dieser Notsituation sehr fürsorglich uns gegenüber. Manchmal warfen sie sich über uns Kinder, um uns zu schützen. Ein alter Bauer, der seinen Hof verkauft hatte, von der Bauernfamilie versorgt wurde und auf dem Hof nobel wohnte, sowie der Verwalter standen aufrecht und beruhigten die Pferde. Wir hatten Glück, niemand wurde getroffen.

Noch bevor die großen Flüchtlingstrecks zum Westen strömten,

sagte Iwan bei der Feldarbeit zu mir, dass er bald nach Hause fahren werde. Nicht Deutschland, sondern Russland werde den Krieg gewinnen. Ich fand das so abwegig, dass ich mit der Geste des Besserwissenden darüber hinwegging. Sein Gedanke war für mich so dumm, dass ich mit niemandem darüber sprach. Das war vielleicht Iwans Glück. Aber er sollte Recht behalten.

Nach dem Zusammenbruch plünderten befreite Russen viele Bauernhöfe. Da kam die Einquartierung von vier bis fünf jungen Italienern gerade recht. Ob es noch Soldaten oder bereits Kriegsgefangene waren, weiß ich nicht. Sie waren sehr frei und fröhlich. Die Arbeit hatten sie nicht erfunden. Die Bauersleute fühlten sich jedenfalls durch die Anwesenheit der Italiener sicherer, aber sie blieben nur kurze Zeit. Überall lagen Waffen und Munition herum. Man brauchte sich nur zu bedienen. Die US-Armee errichtete Sicherheitsposten auf einigen Bauernhöfen. Trotzdem wurden ungeschützte Höfe überfallen. Die Bauernfamilie fürchtete sich sehr und traf viele Vorkehrungen. Sie ließ ihre fast erwachsene Tochter einige Wochen bei uns in der Stadt schlafen. Ringsum wurden Höfe geplündert, doch der Hof unserer Bauernfamilie blieb verschont. Vielleicht lag der Grund mit darin, dass sie Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter immer menschlich behandelt hatte.

*Kurt Tappeser
Jahrgang 1933*

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

**Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“
weiterhin zu veröffentlichen.**

**Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang
ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2001.**

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Gebeugt sitzende Figur

Mahnmal zum Gedenken an elf Gestapo-Opfer vor St. Peter und Paul



Bürgermeister Wolfgang Diedrich bei der Einweihung des Mahnmals vor der Pfarrkirche St. Peter und Paul

Am Sonntag, dem 21. November 1999, wurde an der Südseite der Pfarrkirche St. Peter und Paul das Mahnmal zum Gedenken an zehn Männer und eine Frau, die in den letzten Kriegstagen im Kalkumer Wald hingerichtet wurden, durch den Bürgermeister der Stadt Ratingen, Wolfgang Diedrich, eingeweiht. An dieses dunkle Kapitel der Ratinger Geschichte erinnert nun die „gebeugt sitzende Figur“¹⁾, die der Darmstädter Bildhauer Thomas Duttenhöfer gestaltet hat. Der Künstler hat sich selbst

zunächst mit den Ereignissen im Jahre 1945 auseinander gesetzt, und so sei diese Skulptur entstanden, „ein nach vorne gebeugter Mensch, dessen Körper die Misshandlungen und Qualen anzusehen sind“. Der Künstler erläutert: „Durch Fesseln und Knebel sind Seile und Schnüre tief in das Fleisch eingedrungen und haben diese Spuren hinterlassen“. Durch die gebeugte Haltung solle angedeutet werden, „dass das Rückgrat gebrochen“ wurde.



Der Darmstädter Bildhauer Thomas Duttenhöfer, der das Mahnmal geschaffen hat

Das Mahnmal steht fast genau an der Stelle, an der im Mai 1945 auf Anordnung der Besatzungsmächte die Opfer vier Wochen nach ihrer Ermordung bestattet wurden.

Um tiefere Einsicht in die Aussage des Denkmals zu gewinnen, muss man die historischen Hintergründe verstehen und wie es letztlich dann zur Entscheidung kam, in dieser Form an das mörderische Geschehen am Ende des Krieges zu erinnern.

Fast alles von den damaligen Ereignissen war in Ratingen in Vergessenheit geraten. Nur elf Gräber auf dem Waldfriedhof – mit der Aufschrift „Unbekannt“ – zeugen davon, dass Menschen damals am Ende des Krieges umgebracht wurden.

13. Mai 1945: Beginn der Ratinger Nachkriegsgeschichte

Frau Dr. Münster, Leiterin des Stadtarchivs²⁾, berichtet, wie im Sommer 1997 der Stein ins Rollen gebracht wurde, als man nämlich im Nationalarchiv in Washington bei Recherchen zum Kriegsende in Deutschland einen Film entdeckte, der im Mai 1945 in Ratingen gedreht worden war. Dieser Film zeigt die Bestattung von elf halb verwesenen Leichen am 13. Mai 1945.

Über die Auffindung des Films, „ein für die damalige Zeit außergewöhnliches Dokument“, wie Frau Dr. Münster anmerkt, wurde das Stadtarchiv informiert, das auch eine Kopie bekam.

1) Das Stadtarchiv Ratingen hat eine Schrift herausgegeben mit dem Titel: „Menschen wie wir – Mahnmal für die im Kalkumer Wald ermordeten Zwangsarbeiter“. Sie enthält Beiträge, die die historischen, kunsthistorischen und theologischen Hintergründe erläutern. Zahlreiche Fotografien dokumentieren die Ereignisse.

2) Dr. Erika Münster wurde zitiert nach einem Artikel in „Forum Kirche – Informationen aus St. Peter und Paul und Herz Jesu“, 4/99: „Die Ratinger Nachkriegsgeschichte begann am 13. Mai 1945“. Die Leiterin des Stadtarchivs hat an mehreren Stellen (so auch in der Quecke) über dieses Thema referiert.

Alte Fotografien im Stadtarchiv dokumentierten bereits diese Beerdigung der Toten, die der von der amerikanischen Besatzungsmacht ernannte erste Bürgermeister Ratingens nach dem Kriege, Dr. Franz Josef Gemmert, beschafft hatte, damit dieses Verbrechen niemals in Vergessenheit geraten sollte.

Die erste Amtshandlung von Dr. Gemmert war die Rede, die er am 13. Mai 1945 bei der Beerdigung der elf Toten, zehn Männern und einer Frau, hielt. Diese Rede in Anwesenheit von über 1000 Ratinger Bürgern ist auch in dem Film zu sehen. „Die Beerdigung war sozusagen der Beginn der Ratinger Nachkriegsgeschichte“, meint Dr. Erika Münster.

Damals wie heute heißt die Frage: Wer waren diese Menschen, die über vier Wochen im Kalkumer Wald in einem Bombentrichter gelegen hatten – nicht beerdigt, sondern nur notdürftig mit Reisig und Laub bedeckt – und hier am 13. Mai 1945 vor der Pfarrkirche St. Peter und Paul ihre vorläufig letzte Ruhestätte bekamen?

Dr. Gemmert gab damals in seiner Trauerrede eine Antwort: **„Menschen, mit freiem Willen begabt, Geschöpfe Gottes wie wir, dass sie jene Eigenschaften nicht unterdrücken lassen wollten, war das einzige, was man ihnen vorgeworfen hatte. Deshalb wagte man nicht, sie einem ordentlichen Gericht vorzuführen, sondern ließ sie im Wald umbringen und verscharren. Ekel und Abscheu vereinen sich bei dem Gedanken, dass es Menschen gibt und sich in hellen Scharen gefunden haben, die es fertig gebracht haben, Mitmenschen hinzuschlachten, die ihnen nichts getan hatten.“**

Mitten in der Stadt wurden die elf Gräber – mit Kreuzen kenntlich gemacht und mit Blumen geschmückt – als Mahnung an die Willkürherrschaft des Nationalsozialismus wahrgenommen. Aber bereits 1948 wurden die Toten ohne viel Aufhebens auf den städtischen Waldfriedhof an der Homberger Straße umgebettet. „Sie waren mit einem Mal verschwunden“, bemerken Zeitzeugen, und sie wurden wohl auch nicht vermisst. Trotz intensiven Nachfor-



schens konnte bis heute nicht geklärt werden, wie es zu dieser Umbettung kam.

Die elf Toten, zunächst als Opfer des Nationalsozialismus gewürdigt, sollten, so hieß es bald in der Stadt, „russische Plünderer“ gewesen sein, Zwangsarbeiter, die im Düsseldorfer Hafen kurz vor Kriegsende Lebensmittel gestohlen hätten, und deshalb seien sie von Gestapokräften im Kalkumer Wald erschossen worden.

Dr. Münster stellt fest: „Wenn in späteren Jahren überhaupt noch über dieses Ereignis und die Beerdigung hier vor der Kirche gesprochen wurde, geschah es zumeist eher hinter vorgehaltener Hand, und mehr Interesse als die Opfer fand die Tatsache, dass diejenigen Personen, die im Jahr 1945 hier auf Anordnung der Amerikaner die Gräber hatten ausheben müssen, damals stadtbekannte Nationalsozialisten waren.“

Ein Filmdokument bewegt die Öffentlichkeit

Das Filmdokument, das die Beerdigung zeigt, wurde im Jahr 1997 öffentlich in der Volkshochschule unter großer Anteilnahme der Bevölkerung vorgeführt. Zuvor hatte die Presse ausführlich über die Exekution im Kalkumer Wald berichtet. Das Thema bewegte die ganze Stadt: Zeitzeugen berichteten über das, an was sie sich erinnerten. Intensive Nachforschungen durch die Mitarbeiter des Stadtarchivs in verschiedenen Archiven und besonders im britischen Nationalarchiv in London führten dazu, dass zahlreiche Unterlagen eingesehen und gesichtet werden konnten, „die zur Klärung des Tathergangs und der Identität der Opfer beitragen konnten“, berichtet Dr. Münster. „So konnte festgestellt werden, dass die elf Toten am 6. April 1945, ihrem letzten Lebenstag, im Hof des Düsseldorfer Polizeipräsidiums auf ei-

nen Lastwagen verladen und in den Kalkumer Wald gebracht worden waren. Dort wurden sie völlig willkürlich, ohne jedes Gerichtsverfahren, erschossen und ihre Leichen verscharrt. Sie hatten nicht im Düsseldorfer Hafen geplündert. Sie wurden ohne besonderen Grund, sondern, weil sie Zwangsarbeiter waren, die man angesichts des drohenden Zusammenbruchs loswerden wollte, brutal exekutiert.“

Der Leiter der Exekution sagte in dem Kriegsverbrecherprozess aus, der im Jahr 1947 in Hamburg stattfand, die Menschen hätten, als sie im Kalkumer Wald angekommen seien, nicht von den Lastwagen absteigen wollen, einer habe geweint, die Frau habe begonnen zu schreien. Damit hätte sie versucht, „den letzten Augenblick herauszuzögern“.

Ein letzter Augenblick für elf Menschen, bevor sie ermordet und wie Tiere in Bombentrümmern verscharrt wurden.

Erst die Besatzungsmacht ordnete die Bestattung an: mehr als vier Wochen nach ihrer Ermordung. Erst dann wurden sie menschenwürdig beerdigt. Nochmals wurde die Totenruhe gestört, als sie drei Jahre später auf den Waldfriedhof umgebettet wurden. Dr. Münster: „Nach ihrem Tod wurde ihnen nochmals Unrecht getan, indem man sie zu ‚russischen Plünderern‘ machte.“

6. April 1945: 11 Zwangsarbeiter im Kalkumer Wald ermordet:

Die Namen der Ermordeten, soweit sie bis heute bekannt wurden, stehen auf einer Bodenplatte neben dem Denkmal.

Aus den Niederlanden:

Bernhard Fladderack, damals 33 Jahre alt;

Jan Johannes Frikke, damals 31 Jahre alt;

Simon Zoelli, damals 54 Jahre alt.

Aus der Ukraine:

Josef Paplowitsch, damals 30 Jahre alt;

Ladimir Snihur, damals 23 Jahre alt.

Aus Russland:

Alex Kortum, damals 22 Jahre alt, und fünf unbekannte Tote.

Ein Protest gegen das Vergessen

Aus Anlass der Einweihung des Denkmals von Thomas Duttenhöfer am 21. November 1999 hielt Dr. Andreas Odenthal, Kaplan an St. Peter und Paul³⁾, die Ansprache. Unter anderem gab er eine Begründung, warum dieses Denkmal errichtet worden sei. Es sei „ein Protest gegen das Vergessen der Ermordeten, aber auch ein Protest gegen das Vergessen von Schuld, die uns als Teil unserer Identität schmerzlich aufgegeben ist.“ Damit sei das Denkmal, „ein Protest, der – hoffentlich – seinen Stachel nie verliert, der aber Menschen zu dem führt, was wesentlich ist: weg von einer geschichtslosen – und dann manipulierbaren Gesellschaft. Das Denkmal sei schließlich eine Mahnung, nie zu vergessen, was es heiße, ein Mensch zu sein, der in eine Unheilsgeschichte hinein geboren sei. „Wir Christen aber bekennen, dass in der



Nach einer Ansprache von Kaplan Dr. Odenthal (St. Peter und Paul) sprachen Superintendent Arnolds und Pfarrer Dr. Brinkmann (Evangelische Stadtkirche) ein kurzes Gebet

Unheilsgeschichte Hoffnung mit-schwingt, dass genau diese Unheilsgeschichte von Gott her zur Heilsgeschichte wird.“

Es gibt immer wieder Menschen, die vor dem Denkmal stehen bleiben, nachdenken, die Namen auf der Bodenplatte lesen, einen Bezug herstellen zwischen den Namen und der Figur. Sie erkennen die Wunden, das Verwundbare am Menschen. Sie sehen das gebrochene und zerbrochene Leben des Menschen, der einmal aufrecht und glücklich war. Willkür hat ihn vernichtet. Je nach Tageslicht verändert die Figur ihr Aussehen. Das Sonnenlicht lässt die Wunden stärker hervortreten, wirft tiefe Schatten über den geschundenen Körper. Regen führt zu einer rostrotten Farbe. Es kommt nicht das „Schöne“ und „Glatte“ zum Ausdruck. Der Mensch in seiner Vergänglichkeit, in seiner Gebrechlichkeit ist gemeint. Wichtig ist aber, dass nicht der Mensch in seiner „natürlichen Nähe“ zum Tod gemeint ist, sondern der Mensch, der durch andere zu dem gemacht wurde, indem Gewalt, Intoleranz, Hass ihm das Rückgrat gebrochen haben.

Hinsehen muss man, und das Denkmal gibt Antwort auf Fragen, die nicht allein in der Vergangenheit liegen, sondern Fragen unserer Zeit aufwerfen, wenn Rechtsgrundsätze mit Füßen getreten werden. Die „gebeugt sitzende Figur“ provoziert, fordert die eigene Stellungnahme heraus, will im wirklichen Sinn des Wortes „Denkmal“ sein!

Hans Müskens

3) Die Ansprache von Dr. Andreas Odenthal ist in „Forum Kirche – Informationen aus St. Peter und Paul und Herz Jesu“, 4/99 dokumentiert.



Kurt Franz aus Ratingen

Letzter Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka

„Ich habe niemals in meinem Leben irgendwo mit irgendwelchen Juden Schwierigkeiten gehabt... Ich habe mit den Juden niemals etwas gehabt. Ich habe mit den Juden zum Beispiel Handball gespielt bei Ratingen 04, ich habe mit den Juden im Stadion Düsseldorf Makabi als Gegner Handball gespielt. Es hat niemals irgendwelche Differenzen gegeben. Ich habe keinen Unterschied gekannt zwischen Katholiken oder meinetwegen Evangelischen oder meinetwegen Juden. Ich habe in Ratingen einen Kameraden gehabt, der hieß Wallach (gemeint ist Waller, E.M.). Da ist heute ein Restaurant drin, diese Suitbertusstuben. Das war ein Freund. Ich bin zum Beispiel mit meiner Frau - ich war damals noch sehr jung, 18 oder 19 Jahre oder noch jünger - in Ratingen in der „Grünen Ecke“, so hat dieses Lokal geheißen, zum Tanz gegangen. Der hieß Hirsch, Kurt Hirsch. Mit dem war ich befreundet. Ich habe doch keine Veranlassung gehabt, die Menschen zu töten.“¹⁾

Der dies in einer Fernsehsendung mit dem Titel „Der Judenmord“ sagte, die ich mir an einem Abend im Januar 2000 eher zufällig anschaute, war Kurt Franz, letzter Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka. Im Januar 1965 war er vom Schwurgericht Düsseldorf wegen „gemeinschaftlichen Mordes an mindestens 300 000 Personen, wegen Mordes in 35 Fällen an mindestens 139 Personen und wegen versuchten Mordes“ zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Die „mindestens 300 000 Personen“ wurden unter seinem Kommando vergast, die „mindestens 139 Personen“ kamen durch seine eigene Hand ums Leben. Kurt Franz hat vor der Justiz nie zugegeben, Juden ermordet zu haben. Er ist, wie viele der damals angeklagten NS-Täter, immer bei der Aussage geblieben, er habe lediglich die Wachmannschaften beaufsichtigt.

Jedem, der sich mit der Geschichte der nationalsozialistischen Vernichtungslager beschäftigt hat,

sind die Treblinka-Prozesse bekannt. Kurt Franz, im Juni 1943 zum SS-Untersturmführer befördert, war nach einem Aufstand in Treblinka im Alter von 28 Jahren als letzter Kommandant eingesetzt worden und leitete das Lager bis zu seiner Auflösung im November 1943.²⁾ Zuvor war er schon Stellvertreter des Lagerleiters Kurt Stangl gewesen.

Was mir bis zu diesem Fernsehabend im Januar nicht bekannt war: Kurt Franz kam aus Ratingen. Ich horchte auf, als ich ihn in der Sendung über die jüdische Familie Waller sprechen hörte, die tatsächlich in dem schönen Fachwerkhaus an der Oberstraße gelebt und einen Pferdehandel betrieben hatte. Die Familie Waller emigrierte 1938 nach Brüssel. Auch dort nach 1940 der Verfolgung durch die Nationalsozialisten ausgesetzt, überlebten dennoch einige Mitglieder der Familie, die in Brüssel blieben. Die Suitbertusstuben gehören schon lange nicht mehr der Familie Waller. Ihr Ratinger Besitz, im Jahr 1942 von der Gestapo auf 27 000 Reichsmark beziffert, war „zugunsten des Deutschen Reiches“ eingezogen worden.³⁾

Die Ratinger Gaststätte „Zur grünen Ecke“ an der Bechemer Straße 38, die Kurt Franz erwähnt, betrieb der Gastwirt Wilhelm Müller. Kurt Hirsch, ein Ratinger Jude, als Schlosser tätig, 1934 nach Palästina ausgewandert, hatte mit dem Betrieb dieser Wirtschaft jedenfalls nichts zu tun. Allerdings hatte es an der Düsseldorfer Straße ein bekanntes Ratinger Lokal gegeben, das „Zum Hirsch“ hieß, allerdings nicht mit der jüdischen Familie Hirsch in Verbindung stand. Der Besitzer dieses Lokals war damals Peter Krier.

Das für den Film aufgezeichnete Interview des Kurt Franz war um 1990 in der Justizvollzugsanstalt Remscheid-Lüttringhausen geführt worden. Zu diesem Zeitpunkt war er schon mindestens 25 Jahre, wegen seiner Verbrechen in Treblinka rechtskräftig verurteilt,

inhaftiert. Noch zu diesem späten Zeitpunkt berief er sich auf angeblich freundschaftliche Beziehungen zu Ratinger Juden, um sich jeglicher Verantwortung zu entledigen. In dem Film wurde auch Alfred Spieß befragt, der als leitender Oberstaatsanwalt des Landes Nordrhein-Westfalen in beiden Treblinka-Prozessen in Düsseldorf die Anklage vertreten hatte. Er sagte über Kurt Franz: „Er hat sich die ganze Zeit dahin eingelassen, daß er nur die Wachmannschaften beaufsichtigt, exerziert usw. habe, er habe sogar Juden gerettet. Das alles ist im ersten Treblinka-Prozeß eindeutig widerlegt worden. Franz hat sich zahlreicher Grausamkeiten schuldig gemacht, und er ist auch als Exzeßtäter, das heißt als jemand, der über die Mitwirkung beim allgemeinen Mordvorgang hinaus auch noch sein Mütchen an den Opfern gekühlt hat, wenn ich das so sagen darf, bestraft worden. Bei ihm habe ich nie den Eindruck irgendwelcher Reue oder innerer Einkehr oder innerer Einsicht gehabt.“⁴⁾

Diesen Eindruck hat auch die Betrachterin des Films. Ein gutmütig und freundlich wirkender, alter Herr erzählt aus seinem Leben:

1) Kurt Franz im Interview mit Michel Alexandre. Das Interview ist Bestandteil des Films „Der Judenmord-Deutsche und Österreicher berichten“, von Michel Alexandre. Er wurde erstmals am 5., 7. und 9. November 1998 im WDR III ausgestrahlt und am 24. Januar 2000 wiederholt. Michel Alexandre veröffentlichte begleitend dazu ein Buch: Der Judenmord - Deutsche und Österreicher berichten, Köln 1998, hier S. 138-143.

2) Vgl. Adalbert Rückerl (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse, Frankfurt a. Main 1977, S. 200-217.

3) Vgl. die bei Hermann Tapken, Ratingen von 1933 bis 1945. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, Ratingen 1990, S. 323 f. abgedruckten Dokumente sowie Erika Münster (Bearb.), Juden in Ratingen seit 1592, Ratingen 1996, S. 27-41.

4) Sendung vom 24.1.2000, Interview abgedruckt in: Alexandre, Judenmord, S. 132.



Kurt Franz während eines Hafturlaubs mit seiner Frau, Foto um 1990

Tätigkeit in einem Vernichtungslager – eine Arbeit wie jede andere – und keinerlei Scheu, dies vor laufender Kamera, öffentlich, zu sagen und sich zu zeigen. Wenn er Hafturlaub bekam, kehrte er zu seiner Frau in seine Wohnung nach Ratingen zurück. Er hat die Entwicklung seiner Heimatstadt weiter verfolgen können. 1988/89 ist er mit seiner vollen Ratinger Anschrift – einer „guten Adresse“ im Osten der Stadt – im örtlichen Telefonbuch zu finden⁵⁾, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch im Gefängnis saß. Offensichtlich bereitete er sich langsam auf ein Leben nach der Haftanstalt vor. 1993 wurde er, nach 28jähriger Haft, aus dem Gefängnis entlassen. Als Gründe wurden sein Alter, seine angegriffene Gesundheit und die lange Haftverbüßung angeführt.⁶⁾ Seine Frau war inzwischen verstorben. Wo Kurt Franz sich heute aufhält, falls er noch lebt, ist mir nicht bekannt.

Wie wurde Kurt Franz Lagerkommandant, und welche Geschichte hat das Vernichtungslager Treblinka? Die Fernsehsendung veranlaßte mich, diesen Fragen nochmals nachzugehen. Treblinka war das größte derjenigen Lager, die das nationalsozialistische System ausschließlich zum Zweck der „Endlösung der Judenfrage“ eingerichtet hatte. In Gegensatz zu den Konzentrationslagern, die zunächst zur Inhaftierung von dem Regime mißliebigen Menschen verwendet wurden, dienten die Vernichtungslager von Anbeginn an der massenhaften Ermordung

von Juden, teilweise auch von „Zigeunern“. Lager wie Auschwitz, heute sicher das bekannteste, waren eine „Mischform“: Das Konzentrationslager Auschwitz diente zunächst der Inhaftierung, Auschwitz-Birkenau ausschließlich der Vernichtung von Menschen.

Nach Treblinka wurden, wie in die Vernichtungslager Belzec und Sobibor, Juden gebracht, von denen es hieß, daß sie im Rahmen der „Aktion Reinhard“ umgesiedelt werden sollten⁷⁾. „Aktion Reinhard“ und „Umsiedlung“ waren dabei die Tarnbegriffe des NS-Systems, hinter welchen sich die organisierte Massentötung von Juden und die wirtschaftliche Ausbeutung der Toten verbargen. Die „Aktion“ wurde maßgeblich durch Reinhard Heydrich befördert, der 1942 als stellvertretender Reichsprotektor von Böhmen und Mähren in Prag von Widerstandskämpfern ermordet worden war. Ihm sollte durch die Benennung ein „Denkmal“ gesetzt werden.

Von den in die Vernichtungslager „umgesiedelten“ Juden hat kaum jemand überlebt. Die Verantwortlichen des NS-Regimes waren bemüht gewesen, die „Aktion Reinhard“ unter größter Geheimhaltung durchzuführen und möglichst alle Spuren zu beseitigen. Die Angehörigen des deutschen Lagerpersonals waren sorgfältig ausgewählt worden, da sie das reibungslose Funktionieren des Vernichtungsapparates gewährleisten sollten. Als der Krieg 1945 zu Ende war, schwiegen sie aus

gutem Grund. Dazu kam, daß die Lager in Polen waren und die dort veröffentlichten Berichte in der ersten Nachkriegszeit in Deutschland kaum bekannt wurden. So wurde vor dem Internationalen Militärgerichtshof 1945/46 in Nürnberg nur sehr ansatzweise bekannt, welches Ausmaß die Verbrechen hatten, die unter dem Decknamen „Aktion Reinhard“ begangen worden waren. Obwohl die Namen einiger Täter, so auch der des Kurt Franz, von Zeugen schon dort mehrfach genannt worden waren, gingen die Anklagevertreter der USA, Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion diesen Hinweisen nicht nach.⁸⁾

Auch die deutschen Strafverfolgungsbehörden suchten zunächst nicht nach den Tätern, da sie entweder keine Namen oder keine Kenntnis der Aufenthaltsorte eines Großteils dieser Personen hatte. Durch ein Ermittlungsverfahren, das im Jahr 1946 in Frankfurt die Tötung von Geisteskranken in Hadamar untersuchte, wurde der Schlosser Josef Hirtreiter verhaftet. Hirtreiter war dann als SS-Wachmann in dem Konzentrationslager „Malkinia“, wie er es nannte – das ist Treblinka – bei Warschau an der Tötung von Juden beteiligt gewesen. Er nannte weitere Personen, die ebenfalls in Hadamar oder andernorts bei „Euthanasie-Aktionen“ beteiligt gewesen waren und um 1942 herum in das Generalgouvernement Polen abgeordnet wurden. So wurden in den nächsten Jahren mehr und mehr Einzelheiten über die „Aktion Reinhard“ bekannt.⁹⁾

5 Das Örtliche. Telefonbuch Ratingen Ausgabe 1988/89, S. 57.

6 Nach einer Meldung der Westdeutschen Zeitung v. 2.8.93.

7 Ein weiteres reines Vernichtungslager dieser Art war das „Sonderkommando Kulmhof“ (Chelmo).

8 Siehe „Das Urteil von Nürnberg“, eingeleitet von Lothar Gruchmann, München 1979 (Auflage 68.-77.Tausend), insbes. S. 125-136.

9 Vgl. Adalbert Rückerl (Hg.), NS-Vernichtungslager im Spiegel deutscher Strafprozesse, München 1977, S. 9-19 und 37-42. Adalbert Rückerl, Leitender Oberstaatsanwalt, war seit 1961 bei der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg tätig, die 1958 eingerichtet worden war. Erst diese Stelle konnte systematisch nach NS-Verbrechern forschen, um sie vor Gericht anklagen zu können.

Anfang 1959 gelang es endlich, eine Person ausfindig zu machen, die zwischenzeitlich immer wieder schwer belastet worden war: Kurt Franz, letzter Kommandant von Treblinka, zum Zeitpunkt seiner Auffindung wohnhaft in Düsseldorf, nachdem er offensichtlich seit dem Kriegsende bis 1955 mit seiner Frau in Lintorf gelebt hatte. Schon im Juni 1945 hatte er sich unter seinem richtigen Namen in Düsseldorf arbeitslos gemeldet, kurz nachdem er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft geflohen war. Seit 1949 arbeitete Franz in Düsseldorf als Koch, davor war er als Brückenbauarbeiter tätig gewesen. Am 2. Dezember 1959 wurde Kurt Franz in Untersuchungshaft genommen, nachdem seine Wohnung nach Beweismaterial durchsucht worden war. Dabei wurde ein Fotoalbum gefunden, das zahlreiche Bilder seines Einsatzes in Treblinka enthielt. Es trug die Aufschrift: „Die schönsten Jahre meines Lebens“.¹⁰⁾

Franz war nach dem Kriegsende wieder an die Orte zurückgekehrt, in welchen er zuvor gelebt hatte. 1914 in Düsseldorf geboren, war er später nach Ratingen gekommen. 1932 hatte er sich hier zu einem Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes, das durch den „Stahlhelm“ organisiert worden war, gemeldet. Von 1934 bis 1935 arbeitete er bei einem Metzger in Düsseldorf-Oberkassel. Er war kein Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen, trat jedoch, aus dem Wehrdienst kommend, bereits 1937 der SS (3. SS-Totenkopfstandarte Thüringen) bei. In Thüringen war er schon zeitweise im Wachdienst des Konzentrationslagers Buchenwald tätig gewesen.¹¹⁾ Seit 1939 war Franz im Rahmen der Aktion „T 4“ beschäftigt. Dies war eine direkt Hitler unterstehende Tarnorganisation, die die von ihm angeordneten „Euthanasie-Maßnahmen“ ausführen sollte, d. h. die planmäßige Tötung von als „lebensunwertes Leben“ bezeichneten Geisteskranken. Die Bezeichnung T 4 war abgeleitet aus der Adresse des Sitzes der Geschäftsführung, die sich in Berlin, Tiergartenstraße 4, befand. Auch für Kurt Franz galt, was für den größten Teil des deutschen Lagerpersonals der Vernichtungslager Treblinka, Sobibor und Belzec zutraf:



Aus dem Fotoalbum mit der Aufschrift: „Die schönsten Jahre meines Lebens“. Kurt Franz (rechts) und Franz Stangl an der Verlade rampe in Auschwitz um 1943

Sie hatten zuvor der Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten angehört. Franz war zwischen 1939 und 1942 in den „Euthanasie-Anstalten“, den Heil- und Pflegeheimen Grafeneck, Brandenburg, Hartheim und Sonnenstein eingesetzt. Zwischenzeitlich, im Frühjahr 1940, hatte er in Ratingen seine von hier stammende Frau geheiratet. 1942 war er im Lager Belzec tätig, seit Sommer 1942 in Treblinka. Dort wurde er zunächst Stellvertreter des Lagerkommandanten mit allen Befugnissen, 1943 Lagerkommandant. Nach der Auflösung des Lagers Treblinka im Herbst 1943 wurde er, wie weitere Angehörige der „Aktion Reinhard“, nach Italien versetzt, wo nach dem Sturz der faschistischen Regierung die deutsche Wehrmacht praktisch die Herrschaft im ganzen Land übernommen hatte. Aufgabe der „Einheit R“, wie sie dort genannt wurde, war zunächst wiederum, die Juden zu erfassen und sie den Vernichtungslagern zuzuführen. Sie wurden größtenteils nach Auschwitz deportiert.¹²⁾

Wie war das Vernichtungslager Treblinka organisiert?

Treblinka sollte hauptsächlich für die aus dem Warschauer Ghetto abtransportierten Juden zuständig sein, aber auch aus anderen Teilen Polens und schließlich aus ganz Europa fanden Juden dort den Tod. Im Rahmen der Treblinka-

Prozesse gelang es, die Anordnung des Lagers genau zu rekonstruieren. Es bestand aus einem Wohnlager für das Lagerpersonal und die sogenannten Arbeitsju-

10) Rückerl, NS-Vernichtungslager, S. 45.

11) Zur Biographie des Kurt Franz siehe die veröffentlichten Prozeßunterlagen: Irene Agel-Grande/Adelheid L. Rüter-Ehlmann u.a. (Bearb.), Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966, Bd. 22, Amsterdam 1981, S. 48 ff. Vgl. auch Rheinische Post v. 24. 11. 1966, „Ein dunkles Kapitel in Ratingens Chronik“. Josef Schappe aus Ratingen, der dort als Kommunist inhaftiert war, hatte in einer Veranstaltung der Volkshochschule Ratingen im Jahr 1966 über die Zeit des Nationalsozialismus gesprochen. In dem Bericht über diese Veranstaltung hieß es, „daß Josef Schappe im Lager Buchenwald den späteren KZ-Kommandanten Kurt Franz aus Ratingen traf und nur durch Glück dem Zugriff des Mörders entging“.

12) Rückerl, NS-Vernichtungslager, S. 129-132. Lagerleiter vor Kurt Franz waren in Treblinka: Der Arzt Dr. Irmfried Eberl (Selbstmord 1948) und Franz Stangl (in Brasilien untergetaucht, im zweiten Treblinka-Prozeß in Düsseldorf 1970 angeklagt). Ebd., S. 86. Zur Personalrekrutierung in den Vernichtungslagern vgl. Dieter Pohl, Die Ermordung der Juden im Generalgouvernement, S. 98-121, in: Ulrich Herbert (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt a. Main 1998, hier. S. 108 f.: Die kleinbürgerlichen Verhältnissen entstammende „Besatzerschicht“ habe hier „das Lebensgefühl des Herrenmenschen“ voll auskosten können.

den. Diese Menschen hatte man aussortiert, um sie solange als Arbeitskräfte zu verwenden, bis auch sie getötet wurden. Separat davon befand sich das sogenannte Auffanglager, in welchem die Transporte ankamen und die Menschen sich, nach Männern und Frauen getrennt, entkleiden mußten. Durch einen Schlauch, die „Himmelfahrtsstraße“ genannt, wurden die Menschen dann in den eigentlichen Tötungsbereich, das Totenlager, getrieben. Die „Himmelfahrtsstraße“ führte direkt in das Gaskammergebäude. In sechs Gaskammern wurden die Menschen zusammengepfercht und durch die Auspuffgase eines Dieselmotors getötet. Nach der Ermordung wurden die Leichen anfangs in große Leichengruben geworfen, die bis zu hunderttausend Opfer faßten. Später erfolgte, um die Spuren zu beseitigen, die Verbrennung der Leichen auf einem Rost. Damit die Vergasungsaktionen ungehindert durchgeführt werden konnten, sortierte man zu Beginn die Kranken, Gebrechlichen und alten Leute aus. An einem „Scheinbahnhof“ vorbei wurden diese zu einem „Lazarett“ gebracht, das nichts anderes war als eine Genickschußanlage. Hier wurden diese Menschen getötet und fielen in eine brennende Grube, in welcher gleichzeitig Dokumente und anderes vernichtet wurden. Alle Wertsachen wurden genau erfaßt. Das Vermögen wurde dem Deutschen Reich gutgeschrieben, aber vielfach haben die SS-Einheiten im Lager auch Wertgegenstände behalten.¹³⁾

Da die deportierten Juden an eine Umsiedlung glauben sollten, hatte man die Bahnhöfe des Vernichtungslagers auf Betreiben des Kurt Franz ansprechend hergerichtet. Fahrpläne waren aufgehängt, Buffetgebäude errichtet worden - alles sollte bei Ankunft der Todgeweihten einen schönen Anstrich haben. Die Schwester Sigmund Freuds war von Wien nach Treblinka deportiert worden. Sie hatte sich an Franz gewandt, weil sie gegen ihren Willen abgeholt worden war. Franz entgegnete ihr, dies sei sicher ein Irrtum. Sie solle ihre Wertsachen abgeben, dann könne sie baden und dann wieder nach Wien zurückfahren. Es hingen ja überall Fahrpläne, so daß

sie sich einen passenden Zug aussuchen könne. Sie kam von der Auskleidebaracke direkt in die Gaskammer.

In mehreren Fällen konnte Kurt Franz die Tötung von kleinen Kindern nachgewiesen werden. Das Gerichtsprotokoll hält fest: „Bei der Abfertigung eines Transportes aus Warschau im Jahr 1943 legte eine Frau ihr Kind, das sie bis dahin auf dem Arm getragen hatte, in der Nähe der Frauenauskleidebaracke auf die Erde, während sie in die Gaskammer getrieben wurde. Franz sah, daß das zur Vergasung vorgesehene Kind nicht wie sonst üblich von seiner Mutter in die Gaskammer mitgenommen wurde. Er beschloß deshalb, das Kind an Ort und Stelle zu töten, damit der reibungslose Ablauf der Abfertigung wegen des Kindes nicht gefährdet wurde. Er faßte das Kind an den Beinen und schlug es so lange mit dem Kopf gegen einen Balken der Frauenauskleidebaracke, bis es tot war.“¹⁴⁾

Kurt Franz war, wie es Fotos zeigen, ein auffallend gut aussehender junger Mann. Er hatte in dem Lager einen großen Hund namens Barry, den er mit den Worten „Mensch, faß den Hund“ auf die Häftlinge hetzte, die durch die Bisse schwer verletzt wurden. Mit „Mensch“ war dabei der Hund gemeint, mit „Hund“ der Mensch. Im Prozeß wurde sein Verhalten als das eines „raffinierten Sadisten“ angesehen, da Franz zahlreiche exzessive Taten bewiesen werden konnten, deren Beschreibung ich mir hier ersparen möchte.¹⁵⁾ Franz organisierte für die deutsche Lagermannschaft häufig „Belustigungen“ wie z.B. Orchesteraufführungen von Juden. Sie spielten Opernmelodien, während nicht weit davon entfernt die Menschen in den Gaskammern qualvoll erstickten. Boxkämpfe wurden von ihm z.B. in der Weise veranlaßt, daß die Juden, die als Latrinenaufseher eingesetzt waren, in liturgische Gewänder gekleidet wurden und so zur Belustigung der SS-Mannschaften gegeneinander kämpfen mußten. Im Prozeß blieb ungeklärt, ob die jeweils Unterlegenen anschließend direkt erschossen wurden.

Immer wurde eine Anzahl von Häftlingen als Arbeits- und „Goldjuden“ eingesetzt. Letzteren war aufgetragen, den Toten das Zahngold herauszubereiten. Deshalb wurden sie auch „Dentisten“ genannt. Diese Häftlinge mußten immer wieder das von Kurt Franz verfaßte und von einem jüdischen Dirigenten vertonte „Treblinka-Lied“ singen. Taten sie es nicht, wurden sie von ihm durchgeprügelt. Das Lied hatte folgenden Wortlaut:

„Frei in die Welt geschaut
Marschieren Kolonnen zur Arbeit.
Für uns gibt es heute nur
Treblinka,
Das unser Schicksal ist.

Wir hören auf den Ton des Kommandanten
Und folgen dann auf seinen Wink.
Wir gehen Schritt und Tritt zusammen für das,
was die Pflicht von uns verlangt.

Die Arbeit soll hier alles bedeuten
Und auch Gehorsam und Pflicht,
Bis das kleine Glück
Auch uns einmal winkt.“¹⁶⁾

„Das kleine Glück“ war die Gaskammer, und es war der Kommandant und „Herrenmensch“ Kurt Franz, der bestimmte, wann der Zeitpunkt der Vergasung gekommen war.

Am 2. August 1943 gab es in Treblinka einen Aufstand: Es gelang etwa 400 jüdischen Häftlingen, darunter auch einigen Frauen, mit Hilfe von Karabinern, Pistolen, Eierhandgranaten und anderen Waffen die deutschen und ukrainischen Wachmänner, die dort eingesetzt waren, zu überrumpeln. Die Waffen hatten sie sich durch Bestechung besorgen können - es war eine lange geplante Aktion. An

13) Alexandre, Judenmord, Bericht des Oberstaatsanwaltes Spieß, S. 128-130.

14) Justiz und NS-Verbrechen, Bd. 22, S. 58.

15) Rückerl, Nationalsozialistische Vernichtungslager, S. 238 ff.

16) Ebd., S. 234 f., Justiz und NS-Verbrechen Bd. 22, S. 86 f.

17) Ebd., S. 213.

diesem Tag befanden sich zudem wegen der großen Hitze viele Wächter zum Baden außerhalb des Lagers. Es gelang den Juden, zu fliehen, doch wurden die meisten bald darauf wieder verhaftet und getötet. Nur diejenigen Juden, die nach dem Aufstand nicht mehr gefangengenommen wurden, überlebten Treblinka. Sie waren fast die einzigen Zeugen, die nach 1945 über das Vernichtungslager berichten konnten. Zu Beginn des ersten Treblinka-Prozesses in Düsseldorf, in welchem Kurt Franz angeklagt wurde, lebten noch 53 Juden, die das Schwurgericht als Zeugen hinzuziehen konnte.

In Treblinka wurden mindestens 700 000 Juden und 1000 „Zigeuner“ getötet.¹⁸⁾ Im zweiten Treblinka-Prozeß, der von Mai bis Dezember 1970 in Düsseldorf gegen Franz Stangl stattfand, welcher in Brasilien untergetaucht und von dort ausgeliefert worden war, wurde dieser wegen gemeinschaftlich begangenen Mordes an mindestens 400 000 Juden verurteilt. Bevor über die von ihm beim Bun-

desgerichtshof eingelegte Revision entschieden wurde, starb Stangl 1971 in der Justizvollzugsanstalt Düsseldorf.¹⁹⁾ Auch Kurt Franz hatte gegen seine Verurteilung Revision eingelegt. Die lebenslange Haftstrafe, die gegen ihn verhängt worden war, hatte jedoch Bestand. Einzig die dauernde Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte wurde 1970 aufgrund einer Gesetzesänderung auf einen Zeitraum von fünf Jahren begrenzt.

Die Fernsehsendung, die mich bewogen hatte, mir nochmals Einzelheiten des Prozesses zu vergegenwärtigen, bot Kurt Franz eine gute Möglichkeit, sich öffentlichkeitswirksam als harmlos zu inszenieren. Das Unfaßbare wurde mir erst nach der Lektüre der Prozeßakten sichtbar: Ein sadistischer, exzessiver Massenmörder, der nur zu gern ein Täter im nationalsozialistischen Unrechtssystem war und seine Zeit in Treblinka als die „schönsten Jahres seines Lebens“ beschrieb, kann Tür an Tür mit uns wohnen. Er sieht aus wie Du und Ich.

Die Toten von Treblinka haben keine Gräber. Als die Deutschen das Lager 1944 vollständig zerstörten, pflügten sie das gesamte Gelände um und bepflanzten es mit Nadelbäumen und Getreide. Doch die Spuren der Vernichtung ließen sich nicht völlig auslöschen. Noch im Sommer 1957 ragten sonnengebleichte menschliche Knochen und Schädel aus dem sandigen Boden heraus.

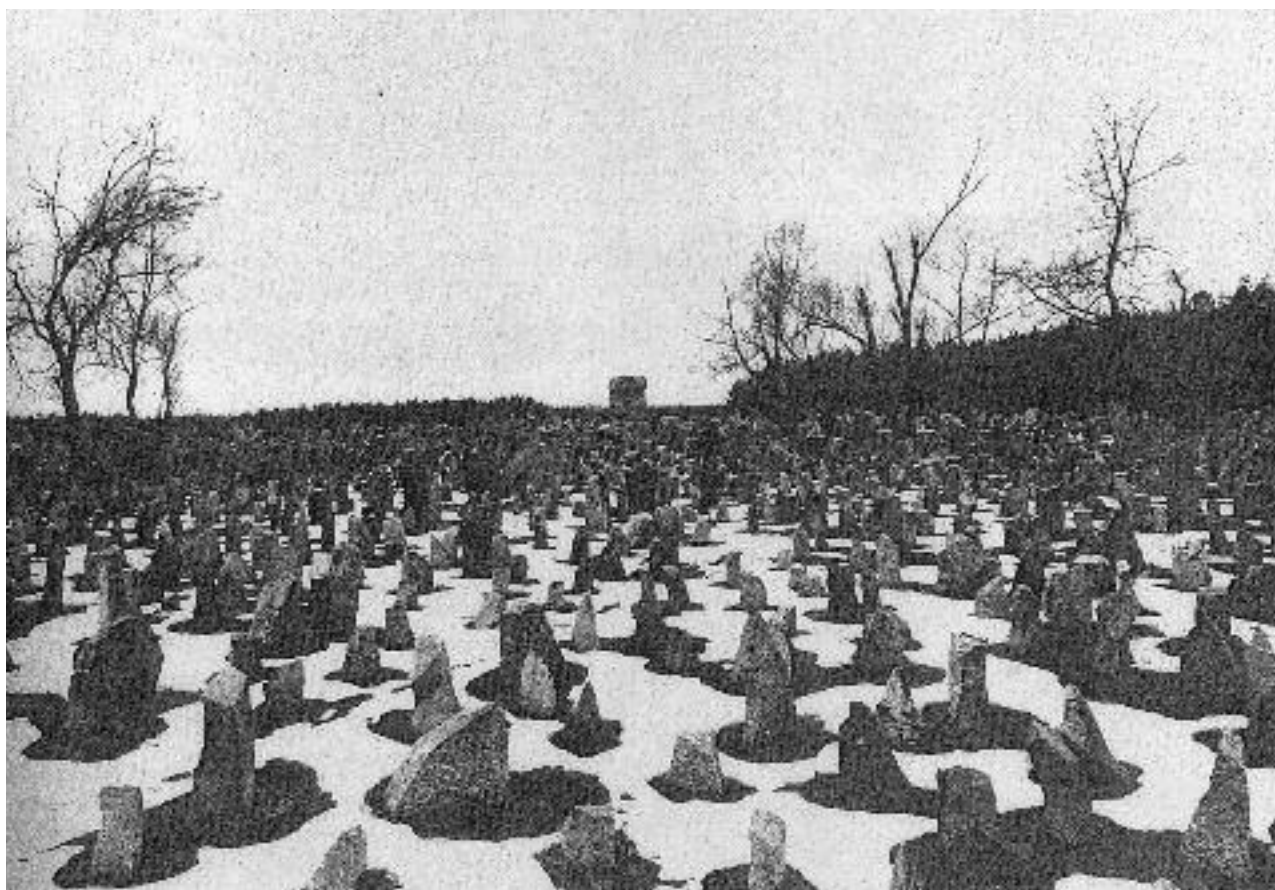
1964 wurde das Denkmal von Treblinka eingeweiht, das aus 17 000 Granitblöcken und einem Obelisk besteht. Darauf steht in mehreren Sprachen die Inschrift „Niemals wieder“.²⁰⁾

Dr. Erika Münster

18) Rückerl, ebd. S. 198.

19) Rückerl, Nationalsozialistische Vernichtungslager, S. 86 f

20) James E. Young, Formen des Erinnerns. Gedenkstätten des Holocaust, Wien 1993, S. 260. Diesem Buch wurde auch das untenstehende Foto entnommen.



Das Denkmal von Treblinka im Winter, Foto um 1990

Ein Luftmarschall für Hitler:

Erhard Milch in Ratingen

In der Rubrik „Pitter aus dem Oberdorf“ berichtete die Ratinger Zeitung am 10. Juli 1954 über die gerade gewonnene Fußballweltmeisterschaft. Es folgen Neuigkeiten über das bevorstehende Schützenfest der Schützengilde, die Verlobung des vorjährigen Karnevalsprinzenpaares, den Fortgang des Wiederaufbaus der beim Fliegerangriff von 1945 zerstörten Häuser und über die Kirmes im Oberdorf. Mitten zwischen diesen Nachrichten brachte Pitter folgende Meldung:

„Generalfeldmarschall Milch, der ehemalige Generalinspekteur der deutschen Luftwaffe, ist in der vorigen Woche aus Landsberg, wo er sich in amerikanischer Haft befand, vorzeitig entlassen worden. Er wohnt seitdem in Ratingen bei seiner Nichte, Frau Gehl, im Hause der Heimatzeitung, Hochstraße 7. Die Heimatzeitung war über diese Angelegenheit früher als Nachrichtenagenturen oder andere Zeitungen im Bilde. Aus Gründen des Taktes hat sie daraus keine Sensation gemacht. Tagelang haben Reporter und Pressefotografen das Haus in der Hochstraße belagert, in der Hoffnung, etwas Näheres zu erfahren. Damit haben sie allerdings kein Glück gehabt. Der Generalfeldmarschall schweigt und hält sich bewußt zurück. Lediglich die Tatsache, daß Milch jetzt in Ratingen wohnt, konnten die Zeitungen ihren Lesern mitteilen. Darüber gibt das städtische Einwohnermeldeamt auf Anfrage Auskunft. Mehr können auch Behördenstellen nicht sagen. Ich freue mich, daß der Generalfeldmarschall mittlerweile in Ratingen etwas zur Ruhe gekommen ist.“

Es war zu ermitteln, dass Erhard Milch, Generalfeldmarschall a.D., am 1. Juli 1954 von Landsberg, Hindenburgring 12, nach Ratingen zuzog. Wer war dieser ruhebedürftige Mann, der da so plötzlich in Ratingen auftauchte? Warum verursachte seine Anwesenheit einen solchen Presserummel? Wie verlief sein Aufenthalt in unserer Stadt und wie erlebten die Ratinger ihn? Nachstehende Betrachtungen sollen versuchen, diese Fragen zu klären.

Erhard Milch und die Anfänge seiner Karriere

Laut Geburtsurkunde wurde Erhard Milch am 30. März 1892 als Sohn des Marineapothekers Anton Milch und seiner Frau Clara geb. Bräuer in Wilhelmshaven geboren.¹⁾ Anfang 1910 bestand er in Berlin, wohin er inzwischen mit seiner Mutter übersiedelt war, das Abitur und trat unmittelbar danach in das Fußartillerie-Regiment Nr. 1 in Königsberg ein, wo er 1911 zum Leutnant befördert wurde. Politisch wurde Milch, wie er später in Nürnberg vor Gericht aussagte, im Elternhaus zur Treue zu Kaiser und Vaterland erzogen. Diese Haltung war auch Grundlage der militärischen Erziehung und Ausbildung im Kaiserreich.

Schon als Schüler war Milch von der noch in den Kinderschuhen steckenden Fliegerei fasziniert, und voller Begeisterung hatte er Orville Wrights²⁾ erste Schauflüge in Berlin miterlebt. Als er sich jedoch 1913 zur Fliegerei meldete, wurde das Gesuch von seinem Kommandeur abgelehnt und mit dem Vorwurf getadelt, Offiziere seien zu schade für solche „Narrenposen“. Die militärische Führung hatte die Möglichkeiten der neuen Technik zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannt. Dennoch konnte Milch im Juli 1914 seinen ersten Flug absolvieren.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Erhard Milch zunächst als Bataillonsadjutant an der Ostfront eingesetzt. Im Juli 1915 nahm er an einer Ausbildung zum Flugzeugbeobachter teil und wurde danach, inzwischen zum Oberleutnant befördert, mit einer neu aufgestellten Artillerie-Fliegerabteilung zur Erkundung an der Westfront eingesetzt, wo er für einen mutigen Beobachtungsflug vor Verdun das Eiserne Kreuz I. Klasse erhielt. Nach unterschiedlichen Verwendungen wurde Milch im August 1918 zum Hauptmann befördert, jedoch zu der danach vorgesehenen Stabsausbildung

kam es wegen des Kriegsverlaufs nicht mehr. In den letzten Kriegsmontaten führte Milch zunächst eine Fliegerabteilung, dann eine Jagdgruppe.

In die Kriegsjahre fiel noch ein wichtiges Ereignis für Milchs Privatleben: Im März 1917 heiratete er in Berlin Käthe Patschke, die Tochter eines Gutsbesitzers. Das Ehepaar hatte zwei Töchter.

Nach Kriegsende wurde die von Milch geleitete Jagdgruppe formell demobilisiert; er selbst meldete sich jedoch in Danzig beim Generalkommando des XIII. Armeekorps und wurde von dessen Stabschef, Major von Stülpnagel, in den Stab aufgenommen. Seine Aufgabe bestand darin, in den umliegenden Provinzstädten und Dörfern für Ordnung zu sorgen und die sich bildenden antirevolutionären Gruppen zu entwaffnen.

Als Ende April 1919 an der unruhigen deutsch-polnischen Grenze ein Grenzschutz aufgestellt wurde, übernahm Milch zunächst die Führung einer Fliegerstaffel aus Freiwilligen und schließlich die Lei-

1) Nachstehende Lebensbeschreibung beruht im Wesentlichen auf Horst Boog, Erhard Milch, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 18, Berlin 1994, S. 499-533, Ders., Erhard Milch – Der Architekt der Luftwaffe, in: Ronald Smelser / Enrico Syring (Hg.), Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen, Berlin – Frankfurt am M. 1995, S. 349-367 sowie David Irving, Die Tragödie der Deutschen Luftwaffe. Aus den Akten und Erinnerungen von Feldmarschall Milch, Frankfurt a.M. – Berlin – Wien 1970. Die letztgenannte Biographie ist zwar zu Reinwaschungszwecken geschrieben, sie ist jedoch informativ und stimmt im Wesentlichen mit den von der US-Anklagebehörde ermittelten Daten überein. Vgl. hierzu Friedhelm Kröll, Fall 2: Der Prozeß gegen Erhard Milch („Milch Case“), in Gerd Überschar (Hg.), Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943-1952, Frankfurt a.M. 1999, S. 96 f., Anm. 5.

2) Den amerikanischen Brüdern Orville (1871-1948) und Wilbur (1867-1912) Wright gelang am 17. Dezember 1903 der erste gesteuerte Motorflug

3) Irving, a.a.O., S. 20.

tung der Polizeifliegerstaffel Königsberg, nachdem er Ende Januar 1920 aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war. Diesen Schritt unternahm er, um Flieger bleiben zu können, nachdem die Bedingungen des Versailler Friedensvertrages, der am 10. Januar 1920 in Kraft getreten war, bestimmt hatte, dass Deutschland keine Luftstreitkräfte unterhalten durfte und das vorhandene Flugzeugmaterial den Alliierten abliefern musste. Lediglich eine erweiterte Polizei wurde erlaubt, und die Deutschen begannen mit der Aufstellung von Polizeifliegerverbänden. Seit September 1919 war Milch mit dem Aufbau einer der sieben vorgesehenen Gruppen beauftragt, und es gelang ihm, auf einem Flugplatz bei Königsberg Flugzeuge aus den Beständen des Reiches zu sammeln und durch „Einmotten“ vor dem Zugriff der Siegermächte zu retten.

Im Laufe des Jahres 1920 verstärkten die Alliierten ihren Druck auf die deutsche Regierung, den Versailler Vertrag konsequent auszuführen und jegliches militärische oder halb-militärische Fliegen zu unterlassen sowie sämtliche noch vorhandenen Flugzeuge auszuliefern. Milch empfand dies als große Schmach für Deutschland, und es gelang ihm auch zu diesem Zeitpunkt noch, einige Aufklärungsflugzeuge zu „retten“ und in Ostpreußen auf dem Lande zu verstecken. Auf die Dauer konnte er das Material jedoch nicht den Kontrollen der Siegermächte entziehen, und bevor seine Staffel alle ihre Flugzeuge abliefern musste, verließ Erhard Milch im März 1921 die Polizeiflieger.

Erhard Milch und die deutsche Zivilluftfahrt

Zu diesem Zeitpunkt hatte bereits mehr als zwei Jahre lang in Deutschland eine zivile Luftfahrt bestanden, die zunächst mit alten, offenen Kriegsflugzeugen geflogen war. Im Juni 1919 hatte Hugo Junkers das erste Ganzmetall-Zivilflugzeug gebaut, die einmotorige F 13, mit einer geschlossenen Kabine für 6 Personen. Gleichzeitig hatten Junkers und ein ehemaliger Marineflieger die Lloyd Ostflug GmbH gegründet, zu der schließlich die Danziger Luftpost GmbH hinzukam, deren Ge-

schäftsführer Milch nach Austritt aus der Polizei wurde. Gleichzeitig fungierte er als Flugleiter der Strecke Berlin – Danzig – Königsberg. Im Freistaat Danzig, der aufgrund des Versailler Vertrages gegründet und dem Völkerbund unterstellt worden war, erhoffte man sich günstigere politische Bedingungen für eine deutsche zivile Luftfahrt, die ja ebenso wie die militärische den Beschränkungen dieses ungeliebten Friedensvertrages unterlag. Letztlich blieben alle Umgehungsversuche erfolglos, und die Fluglinie kam wegen des alliierten Flugzeug-Bauverbots zum Erliegen.

Nach Aufhebung dieses Verbots am 5. Mai 1922 beherrschten drei große Gesellschaften die deutsche Luftfahrt, darunter die Junkers Luftverkehr, für die Milch nun tätig war und deren Betriebsleitung er Ende 1923 übernahm. Dienstreisen zu Verhandlungen über die Erschließung neuer Strecken führten ihn in die Sowjetunion sowie nach Süd- und Nordamerika, wo er die Fließbandfertigung kennen lernte.

Nach hartem Konkurrenzkampf und aufgrund der Konzentrationspolitik des Reichsverkehrsministeriums blieben 1925 die Junkers Luftverkehr und die Aero Lloyd als einzige von ursprünglich 38 Fluggesellschaften in Deutschland übrig. Zwischen beiden entbrannte ein harter Wettbewerb. Als Junkers nach Fehlspekulationen des Inhabers zahlungsunfähig wurde, sprang das Verkehrsministerium mit Subventionen ein und konnte so seine Absicht durchdrücken, beide Gesellschaften zu einer einzigen nationalen Fluggesellschaft zusammenzuschließen und auch deren drei Vorstandsmitglieder zu bestimmen. So entstand Anfang 1926 die Deutsche Lufthansa AG unter der Leitung von Otto Merkel und Martin Wronsky von Aero Lloyd sowie dem 33jährigen Erhard Milch von Junkers. Dieser war für Flugdienst und Technik verantwortlich und kümmerte sich vor allem um den Ausbau des Fernstreckennetzes. Außerdem war er bemüht, von der Regierung höhere Subventionen zu erhalten, wie sie im Ausland üblich waren.

Trotz aller Bemühungen des Vorstandes bis hin zur Bestechung von Abgeordneten halbierte der

Reichstag 1929 die Subventionen für die Lufthansa, worauf diese gezwungen war, 35 Prozent ihrer Mitarbeiter zu entlassen. Dieser Personalabbau betraf auch die Firmenleitung, und Erhard Milch wurde vom entsprechenden Ausschuss des Verkehrsministeriums auch mit der kaufmännischen Leitung betraut. Damit war er praktisch zum Generalbevollmächtigten der Lufthansa geworden.

Später bezeichnete er seine Anfangsjahre bei der Lufthansa von 1925 bis 1933 als die befriedigendste Zeit seines Lebens.⁴⁾ In dieser Zeit wurde ihm in Düsseldorf eine Ehrung zuteil: Auf der Gründungsversammlung des Düsseldorfer Aero-Klubs am 7. Februar 1927 wurde u.a. „Direktor Milch (Vorstand der Deutschen Lufthansa, Berlin)“ zum Ehrenmitglied ernannt. Er blieb bis 1942 Vorstand der Lufthansa und übernahm danach das Amt des Aufsichtsratsvorsitzenden im Unternehmen.⁵⁾

Erhard Milch und der Nationalsozialismus

Bis gegen Ende der zwanziger Jahre blieb Milch jedem persönlichen politischen Engagement fern. Zwar war er als national denkender Mensch und ehemaliger Berufssoldat über den Ausgang des Ersten Weltkriegs und über den Friedensvertrag von Versailles enttäuscht, aber in den darauf folgenden Jahren konzentrierte er sich doch in erster Linie auf seinen beruflichen Aufstieg. Er gehörte keiner Partei an und stand loyal zu Reichspräsident Hindenburg. Als er am 6. November 1932 zum ersten Mal in seinem Leben zur Wahl ging, stimmte er für die Nationalsozialisten und kennzeichnete diese Entscheidung in seinem Tagebuch durch ein Hakenkreuz.⁶⁾ Wie war der zuvor eher unpolitische Manager zum Anhänger Hitlers geworden?

4) Zitiert nach Boog, Architekt, a.a.O., S. 356.

5) Vgl. hierzu Hubert Deltos, Die Entwicklung des Düsseldorfer Luftverkehrs. Beiträge zur Geschichte des Düsseldorfer Verkehrswesen, Düsseldorf 1941, S. 213

6) Vgl. Irving, a.a.O., S. 56

Ab Mai 1928 saß Hermann Göring als einer von zwölf Abgeordneten der NSDAP im Reichstag. Er war im Ersten Weltkrieg hochdekorierter Kampfpilot gewesen und zeigte sich an der Lufthansa interessiert, die ihn bereits vor der Wahl finanziell unterstützt hatte.⁷⁾ Als Lobbyist, wie wir heute sagen würden, und gewandter Redner setzte sich Göring gegen finanzielle Unterstützung für die deutsche Zivilluftfahrt und besonders für Subventionen für die Lufthansa ein, die Ende der zwanziger Jahre mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Milchs politische Interessen scheinen denen der Nationalsozialisten entsprochen zu haben, denn Anfang 1929 erklärte er gegenüber Göring seine Bereitschaft zum Parteieintritt. Dies wünschte Hitler aus taktischen Gründen zu diesem Zeitpunkt nicht, jedoch wurde für Milch eine niedrige Mitgliedsnummer reserviert. Man glaubte, dass er als Nichtmitglied mehr für die Partei tun könnte. Milch wurde erst im März 1933 mit dem nachträglichen Eintrittsdatum 1. April 1929 offiziell Mitglied der NSDAP.

Göring, zu dem Milch auch private Kontakte unterhielt, machte ihn im Oktober 1930 mit Hitler bekannt, der den Lufthansa-Direktor durch „Bescheidenheit, Freundlichkeit, Klarheit“⁸⁾ beeindruckte, vor allem aber durch sein Pro-

gramm überzeugte. Hitler vertraute Milch an, dass er sofort nach Erlangung der Regierungsmacht ohne Rücksicht auf den Versailler Vertrag eine starke Luftwaffe aufbauen werde. Ab April 1932 überließ Milch Hitler wiederholt Lufthansa-Flugzeuge gegen Bezahlung, so dass dieser im Wahlkampf täglich in mehreren Städten reden konnte.⁹⁾

1932 drängte Göring Milch, im Falle der Regierungsübernahme durch Hitler Staatssekretär in dem neu zu schaffenden Luftfahrtministerium zu werden, denn ebenso wie Hitler schätzte er an Milch neben der nationalen Haltung dessen außerordentliches Können und Sachverstand. Nachdem die Beibehaltung seiner Stellung als ehrenamtliches Vorstandsmitglied der Lufthansa gesichert war, wurde Milch am 3. Februar 1933 Stellvertretender Reichssekretär des Reichskommissariats, das am 1. Mai 1933 zum Reichsluftfahrtministerium wurde, und war damit Stellvertreter Görings an der Spitze der deutschen Luftfahrt. In diesem Zusammenhang wurde Milch am 28. Oktober 1933 der Dienstgrad eines Obersten verliehen, und danach stieg er – jeweils im Anschluss an Görings Beförderungen – innerhalb von zweieinhalb Jahren bis zum General der Luftwaffe auf. Am 30. Januar 1937 erhielt er von Hitler das Goldene Parteiabzeichen.

„Wer Jude ist, bestimme ich.“

Der schnelle Aufstieg des „Seiteneinsteigers“ Milch weckte den Neid einiger altgedienter Parteigenossen. Eine grundlegende Voraussetzung für eine Karriere oder die Beibehaltung wichtiger Positionen im nationalsozialistischen Deutschland war in der Regel eine nichtjüdische Abstammung. Im Sommer 1933 gab es immer wieder Gerüchte, die Milchs arische Abstammung anzweifeln. Der neue Staatssekretär verhielt sich zunächst in der Öffentlichkeit zurückhaltend zu diesem Thema, wodurch die Gerüchte jedoch nur neue Nahrung erhielten. Göring soll darauf mit dem allgemein bekannten Ausspruch „Wer Jude ist, bestimme ich“ reagiert haben, der meist auf Milch bezogen wird.¹⁰⁾

Milch wurde im Herbst 1933 zum Nachweis seiner Abstammung gezwungen, als Theo Croneiss, ein überzeugter Antisemit und als Vorsitzender der Messerschmitt-Flugzeugbaugesellschaft ein Konkurrent Milchs um die Position des Staatssekretärs im Luftfahrtministerium, seinen Rivalen bei Göring als Halbjuden denunzierte. Dabei wurde Milch, wie er später angab, erstmals und zu seiner eigenen Überraschung mit seiner wahren Abstammung konfrontiert. Seine Eltern gaben eine Erklärung ab, nach der nicht Anton Milch sein leiblicher Vater war, sondern Carl Bräuer, der Onkel von dessen Ehefrau. Clara Milch habe ursprünglich ihren Onkel heiraten wollen, jedoch von ihren Eltern wegen der nahen Verwandtschaft nicht die Einwilligung zu dieser Ehe erhalten, die damals gesetzlich möglich gewesen wäre. Daraufhin habe sie Anton Milch geheiratet unter der Bedingung, mit ihrem Onkel Kinder haben zu dürfen. Hitler und Göring akzeptierten diese Erklärung, und Erhard Milch vertrat diese Version seiner Her-



Erhard Milch (li.) mit Adolf Hitler vor der berühmten „Tante Ju“. Hitler charterte ab 1932 für seine Wahlkämpfe Flugzeuge der Lufthansa, um in mehreren Städten am selben Tag reden zu können. (US National Archives)

7) Ebd., S. 45

8) Ebd., S. 50

9) Boog, Architekt, a.a.O., S. 357

10) Milch äußerte jedoch gegenüber seinem späteren Biographen Irving, der Ausspruch habe dem Lufthansa-Direktor Wronsky gegolten. Vgl. hierzu ebd. S. 351

kunft auch noch nach 1945 vor dem Nürnberger Tribunal und gegenüber seinem Biographen Irving.¹¹⁾

Dass dennoch die Gerüchte um Milch nicht zur Ruhe kamen, beweist ein Vorfall aus Ratingen. Am 1. Oktober 1938 denunzierte Richard Wiel, der Ortsgruppenleiter von Wülfrath, den Ratinger Unternehmer und Fraktionsführer der NSDAP Dr. Schnurbusch bei der Gestapo und gab zu Protokoll, Dr. Schnurbusch habe ihm gegenüber behauptet, der General der Flieger sei Jude, was die wenigsten Leute wüssten. Er habe dies beim Gauschulungsamt erfahren. Wiel war empört darüber, dass General Milch – immerhin Träger des Parteiabzeichens – Jude sein sollte und bestand auf Rücknahme dieser Behauptung und einer Buße für deren Urheber. Dr. Schnurbusch nahm die Beschuldigung mit Bedauern zurück und zahlte als Sühne eintausend Reichsmark an die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt). Dr. Schnurbusch beendete seine Ehrenerklärung für Milch mit den Worten: „In Zukunft werde ich mir jedes Wort überlegen und nicht mehr voreilig über politische Dinge reden.“¹²⁾

Der Aufbau der deutschen Luftwaffe

Bereits in den zwanziger Jahren hatte es in Deutschland Bestrebungen gegeben, unter Umgehung des Versailler Vertrages wieder aufzurüsten. Die Reichswehr unterhielt in der Sowjetunion eine geheime Fliegerschule, und seit 1931 wurden in den Verkehrsfliegerschulen der Lufthansa auch Piloten für die Reichswehr ausgebildet. Auf diese Weise hatte Erhard Milch schon vor 1933 Kontakt mit der Militärfliegerei. Nachdem den Nationalsozialisten die Regierung übertragen worden war, blieb der Ausbau der Luftwaffe zunächst weiter geheim, bis Hitler am 17. Mai 1933 seine Rüstungsabsichten in einer Reichstagsrede öffentlich bekannt machte. Schließlich hätten, so Hitler, auch die alliierten Staaten ihre Verpflichtungen zur Abrüstung, die in Versailles vereinbart worden seien, nicht eingehalten.¹³⁾ Wohlweislich vergab man die ersten Produktionsaufträge für deutsche Kriegsflugzeuge erst nach

Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund im Oktober 1933 und befürchtete noch längere Zeit eine plötzliche Intervention der Westmächte. Die Finanzierung des Aufbaus der Luftwaffe erfolgte durch vom Reich gestützte Wechsel.

Göring konnte sich wegen seiner vielen anderen Staatsämter und Aktivitäten kaum persönlich um den Ausbau der Luftwaffe kümmern, sorgte aber aufgrund seiner starken Stellung für die großzügige Berücksichtigung ihrer finanziellen Belange. Auf diese Weise wurde Milch zum eigentlichen Schöpfer der deutschen Luftwaffe, wobei ihm seine Ausdauer, seine Erfahrung und sein Organisationstalent von Vorteil waren. Sie wurde vornehmlich als Angriffsluftwaffe geplant und mit dem Bomber als dominierender Flugzeuggattung ausgerüstet, weil zur damaligen Zeit eine wirksame Luftverteidigung als unmöglich galt.¹⁴⁾

Reibungen gab es dabei einerseits mit dem Generalstab der Luftwaffe, weil Göring und Milch keine Generalstabsausbildung vorweisen konnten und mehrere Dienstgrade übersprungen hatten. Zudem war Milch einige Jahre jünger als die wichtigsten ihm unterstellten militärischen Amtschefs. Andererseits entwickelte sich bei Göring zunehmend Eifersucht auf Milch, der von Hitler wegen seiner Tüchtigkeit sehr geschätzt wurde. Ihre Charaktere waren schwer miteinander zu vereinbaren, und Milch bat wiederholt um seine Entlassung, aber Göring wollte auf seinen nützlichen Staatssekretär nicht verzichten. „De facto stand Milch in der Mitte der dreißiger Jahre an der Spitze der gesamten deutschen zivilen und militärischen Luftfahrt, des Luftsports und der Luftrüstung.“¹⁵⁾ Im Frühjahr 1934 ließ sich der bisherige Flugzeugbeobachter General Milch von Ernst Udet zum Militärflieger ausbilden.¹⁶⁾ Seine Zusatzfunktion als Vorstandsmitglied der Lufthansa ermöglichte ihm auch weiterhin den Zugriff auf die expandierende Fluggesellschaft, deren Einrichtungen auch für militärische Zwecke benutzt wurden.

1937 gab es eine Umorganisation an der Spitze der Luftwaffe, die den Generalstabschef dem Staatssekretär gleichstellte, wobei sich einzelne Kompetenzen über-

schnitten. Außerdem erhielt der Chef des Technischen Amtes, Ernst Udet, der Milch unterstellt war, direktes Vortragsrecht bei Göring und konnte dadurch seinen Vorgesetzten umgehen. Mit dieser Neuorganisation erfolgte die Trennung der Flugtechnik von der operativen militärischen Führung, die bisher beide dem Staatssekretär unterstellt gewesen waren. Sie hatte schwerwiegende Folgen für die Luftwaffe, zumal Göring eine Schwachstelle an der Spitze darstellte, die gerade jetzt alle Bereiche miteinander hätte koordinieren müssen.¹⁷⁾ Außerdem war Udet ein großer Flieger, aber kein guter Organisator und eher Künstlernatur als ernsthafter Arbeiter.¹⁸⁾

Mitte Juli 1936 konnte die Luftwaffe erstmals in der Praxis „üben“. Franco bat Hitler um Hilfe bei Truppentransporten sowie um Luftunterstützung, und Milch erhielt daraufhin das Gesamtkommando über die Luftwaffenaktion in Spanien. Schließlich genehmigte Hitler die uneingeschränkte Intervention durch die deutsche Luftwaffe als Gegengewicht zur russischen Unterstützung für die Republikaner. Daraufhin wurde Anfang November 1936 die sogenannte „Legion Condor“ unter Generalmajor Hugo Sperrle gebildet. Besonders traurige Berühmtheit erzielte sie durch den Bombenangriff auf die spanische Stadt Guernica. Beim Einmarsch in Österreich 1938 und in die Tschecho-

11) Vgl. hierzu ebd., S. 350 f. Die Forschung geht inzwischen davon aus, dass Erhard Milch der leibliche Sohn von Anton und Clara Milch und somit eindeutig jüdischer Abstammung ist. Ebd., S. 352.

12) Darstellung und Zitat nach Hermann Tapken (Bearb.), Ratingen von 1933 bis 1945. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, Ratingen 1990, S. 376 f.13) Vgl. hierzu Irving, a.a.O., S. 65.

14) Boog, Architekt, a.a.o.; S. 357 f.

15) Ebd., S. 359.

16) Irving, a.a.o.; S. 81.

17) Boog, Architekt, a.a.O., S. 359.

18) Irving, a.a.o.; S. 95.

slowakei 1939 wurde die Luftwaffe als Drohinstrument eingesetzt. Erneute Organisationsänderungen gaben Milch 1938 und 1939 einen Teil seiner früheren Machtfülle zurück; außerdem wurde er zum Generaloberst befördert und zum Generalinspekteur der Luftwaffe ernannt, was zu weiteren Konflikten mit dem Generalstabschef führte.

Trotz aller Widrigkeiten, hervorgerufen durch die chaotische Rüstungspolitik, für die Udet verantwortlich war, betrug die Sollstärke der Luftwaffe im August 1939 rund 370.000 Mann, von denen 208.000 der fliegenden Truppe angehörten. Sie verfügte über 4.093 Flugzeuge und konnte damit die stärkste Luftflotte der Welt aufbieten. Es gab jedoch keine Reserven und keine nennenswerten Vorräte an Flugbenzin und wichtigen Rohstoffen wie Aluminium, Magnesium und Gummi.¹⁹⁾ Der Aufbau der deutschen Luftwaffe stellt eine außerordentliche organisatorische Leistung dar. Milch musste sich um die Rekrutierung und Ausbildung des Personals ebenso kümmern wie um die Neuanlage und Erweiterung von Flugplätzen. Auch die Koordination der Flugzeugbaugesellschaften und die Entwicklung neuer Flugzeugtypen gehörten zu seinem Verantwortungsbereich. Außerdem war er zeitweise auch für den zivilen Luftschutz verantwortlich. Dabei darf nicht vergessen werden, dass alle Bemühungen um eine Aufrüstung unter den Nationalsozialisten in erster Linie Vorbereitung auf den späteren Krieg waren.

Milchs Kriegseinsatz

Der Krieg kam für die neue Waffengattung aus militärischer Sicht etwa drei Jahre zu früh, denn die Luftwaffe hatte bei weitem noch nicht die angestrebte Sollstärke erreicht. Deshalb wurde die Luftwaffe von Anfang an zu Dienstleistungen, Transportflügen und technischem Einsatz verpflichtet. Während des Polenfeldzuges verbrauchte die Luftwaffe mehr als die Hälfte ihrer Bombenvorräte und verlor fast 300 Flugzeuge. Die Offensive gegen Frankreich und England wurde daraufhin verschoben, und im Winter 1939/40 bestand Milchs Hauptaufgabe darin, die Produktion von Bomben und

Flugzeugen zu organisieren und zu steigern.²⁰⁾

Während des Feldzuges in Norwegen erhielt Milch im April 1940 das von ihm gewünschte Frontkommando und wurde für seine Leistungen mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. Für hervorragende Verdienste um den Aufbau der Luftwaffe beförderte Hitler Erhard Milch am 19. Juli 1940 zum Feldmarschall und schuf für Göring den neuen Rang eines „Reichsmarschalls des Großdeutschen Reiches“.²¹⁾ Die Luftschlacht um England im Spätsommer 1940, die eine Invasion vorbereiten sollte, wurde zum Misserfolg. Es hatte sich erwiesen, dass die Ausrüstung der Luftwaffe, für die Ernst Udet als Generalluftzeugmeister verantwortlich zeichnete, für diesen Einsatz unzureichend war. Die deutschen Jäger hatten einen zu geringen Aktionsradius und konnten die langsamen Bomber über englischem Boden nicht angemessen schützen. Die Vorbereitung des Russlandfeldzuges wurde ohne Beteiligung von Milch vorgenommen. Als er davon erfuhr, äußerte er gegenüber Göring Bedenken gegen einen solchen Schritt. Er rechnete aufgrund seiner Kenntnis der Verhältnisse in Russland mit einer längeren Dauer des Krieges und sorgte für die Beschaffung von Winterbekleidung für die Luftwaffensoldaten.²²⁾

Die Ausweitung des Krieges stellte neue Anforderungen an die deutsche Rüstungsindustrie und an die militärischen Planungsstäbe. Im Juni 1941 befahl Hitler, die allgemeine Rüstungsproduktion zugunsten der Flugzeugproduktion zurückzuschrauben, denn er erwartete einen schnellen Sieg gegen Russland und wollte sich danach auf den Kampf gegen England konzentrieren. Göring forderte daraufhin die Vervierfachung der Luftwaffe und erteilte Milch den Auftrag zur Umsetzung der dazu erforderlichen Schritte, der mit umfassenden Sondervollmachten ausgestattet war. Bei der Ausführung kam es zu Konflikten mit Udet, der die meisten der vorhandenen Nachschubprobleme, Produktionsengpässe und Materialschwierigkeiten zu verantworten hatte.

Nach Udet's Freitod im November 1941 übernahm Milch auch noch das Amt des Generalluftzeugmeisters und somit offiziell die Verantwortung für die gesamte Rüstungsproduktion der Luftwaffe.²³⁾ Ab dem Frühjahr 1942 leitete er zusammen mit Rüstungsminister Speer und Wirtschaftsminister Funk die sogenannte „Zentrale Planung“, die den Betrieben die Rohstoffe für die zivile und militärische Produktion zuteilte. Als Belohnung für seine Verdienste um den Aufbau der deutschen Luftwaffe erhielt er zu seinem fünfzigsten Geburtstag am 30. März 1942 eine Dotation von einer Viertelmillion Reichsmark zum Ankauf eines Gutes.²⁴⁾

In seinen neuen Funktionen gelang es Milch, mit Hilfe Speers aber im ständigen Verteilungskampf mit den übrigen Wehrmachtsteilen, die Flugzeugproduktion zu steigern, ohne wesentliche Erhöhungen der Rohstoffzuteilungen. Dabei halfen ihm die bereits zuvor begonnene Neuorganisation der Industrie, verbunden mit konsequenten Rationalisierungsmaßnahmen, und der Rückgriff auf die bei den Unternehmen gehorteten Rohstoffe. Milch griff dabei hart durch und drohte häufig mit Kriegsgericht, Erschießen, Konzentrationslager oder mit der Gestapo, ohne dies im allgemeinen in die Tat umzusetzen. Sein Hauptverdienst als Generalluftzeugmeister besteht darin, dass er schon bald die zunehmende Luftbedrohung erkannte und den Schwerpunkt der Rüstung von Angriff auf Verteidigung, d.h. von Bombern auf Jagdflugzeuge verlegte.²⁵⁾

Im Januar 1943 betraute Hitler Milch mit der Versorgung der in Stalingrad eingeschlossenen 6. Armee, doch trotz seines Durch-

19) Ebd., S. 138.

20) Ebd., S. 138 ff.

21) Boog, Architekt, a.a.o.; S. 360.

22) Irving, a.a.o.; S. 179 f.

23) Vgl. hierzu ebd., S. 188-204.

24) Boog, Architekt, a.a.O., S. 360 f.

25) Ebd., S. 361.



Milch (li.) während seines Prozesses vor dem Militärtribunal in Nürnberg, das ihn am 17. April 1947 zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilte. (US National Archives)

haltewillens und Organisationstalent konnte auch er die Lage nicht mehr retten. Etwa gleichzeitig begannen amerikanische Bomber, tagsüber Angriffe auf Deutschland zu fliegen und sich mit den nächtlichen Angriffen der RAF abzulösen. Die Kriegslage entwickelte sich immer mehr zu Ungunsten des Deutschen Reiches. Hitler machte zunehmend die Luftwaffe zum Sündenbock für militärische Misserfolge und ignorierte, dass die ihr zugewiesenen Aufgaben ihre Kräfte überstiegen.²⁶⁾ Die Konkurrenz der einzelnen Wehrmachtsteile um Rohstoffe und Fertigungskapazitäten wurde härter; Göring gab Hitlers Druck nach unten weiter und beschnitt Milchs Arbeitsbereich.

Schließlich entstand in Milch der Wunsch, sich aus der Luftwaffenführung hinauszuorganisieren, wie er selbst es später nannte, und ab 1943 betrieb er die Überführung der Luftrüstung in das Rüstungsministerium, die ab dem 20. Juni 1944 verwirklicht wurde. Speer war von diesem Zeitpunkt an für die gesamte Rüstungsproduktion verantwortlich; als sein nomineller Stellvertreter fungierte Milch. Das Amt des Generalluftzeugmeisters wurde abgeschafft, worauf Milch um seinen Rücktritt als Staatssekretär bat, jedoch Generalinspekteur der Luftwaffe bleiben wollte. Hitler genehmigte diese Regelung.²⁷⁾

Milch trat immer mehr in den Hintergrund, und im Herbst 1944 war er nach einem schweren Autounfall für ein Vierteljahr ausgeschaltet. Im Januar 1945 entließ Göring ihn aus seinem letzten Amt, dem des Generalinspektors. Damit hatte der Entfremdungsprozess zwischen den beiden seinen Höhepunkt erreicht. Bei Kriegsende geriet Erhard Milch in englische Gefangenschaft. Er trat den alliierten Soldaten in seiner Feldmarschalluniform mit allen Auszeichnungen entgegen. Die englischen Truppen, die noch unter dem Eindruck der kurz zuvor von ihnen erlebten KZ-Gräueltaten standen, misshandelten Milch bei der Verhaftung und nahmen ihm seinen Marschallstab ab. Drei Jahre später entschuldigte sich die Royal Air Force auf persönliche Veranlassung Königs Georgs VI. hierfür.²⁸⁾

Erhard Milch bei den Nürnberger Prozessen

Nach eingehenden Verhören über militärische Themen wurde Erhard Milch zunächst nach England gebracht, kehrte jedoch bereits im August 1945 nach Deutschland zurück, wo er in Haft genommen wurde. Im März 1946 berief ihn die Verteidigung Görings in den Zeugenstand vor dem Internationalen Militärgerichtshof, der gegen die Hauptkriegsverbrecher verhandelte. Man erhoffte sich von ihm Entlastung für den ehemaligen

Reichsmarschall durch Aussagen über den von Grund aus defensiven Charakter des deutschen Luftwaffenprogramms. In den Zeugenvernehmungen und Kreuzverhören wurde deutlich, dass Milchs Wirkungsfelder eher hinter den Kulissen des Dritten Reiches bestanden hatten und dass bei ihm wichtige Fäden zusammengefallen waren.²⁹⁾

Nach Abschluss des Hauptkriegsverbrecher-Prozesses und Vollstreckung der Urteile gab es keine weiteren Verfahren unter gemeinsamer Gerichtshoheit der Alliierten. Der beginnende Kalte Krieg führte dazu, dass in der Folgezeit Prozesse in den einzelnen Besatzungszonen stattfanden, bei denen Verbrechen des Nationalsozialismus von Militärgerichtshöfen der jeweiligen Besatzungsmacht untersucht und verurteilt wurden.

Durch seine Aussagen im Hauptkriegsverbrecherprozess und etliche darauf folgende Vernehmungen war auch Milch in den Mittel-

26) Ebd., S. 363.

27) Boog, Architekt, a.a.O., S. 360 und Irving, a.a.O., S. 364.

28) Boog, Architekt, a.a.O., S. 364 und Irving, a.a.O., S. 17 ff.

29) Kröll, a.a.O., S. 86 f.

punkt des Interesses getreten. Am 14. November 1946 wurde ihm die Anklageschrift überreicht, die einen der zwölf sogenannten Nürnberger Nachfolgeprozesse einleitete. Nach dem Ärzteprozess war das Verfahren gegen den ehemaligen Feldmarschall das zweite vor einem rein amerikanischen Militärgericht und das einzige mit nur einem Angeklagten.

Die Anklageschrift gegen Milch führte drei Bereiche auf. Anklagepunkt I warf Milch Haupttäterschaft und Beihilfe bei vorsätzlichen und wissentlichen Kriegsverbrechen vor. Dabei wurden zwei Aspekte besonders hervorgehoben: 1. seine Mittäterschaft im Rahmen der Zentralen Planung bei der Pressung von Millionen Menschen zu Zwangsarbeit und beim Einsatz von Kriegsgefangenen zu Arbeiten, die mit Kriegshandlungen in Zusammenhang standen unter Anwendung grausamer Mittel, 2. seine Mitverantwortung für die Misshandlung und Ermordung von Kriegsgefangenen.³⁰⁾

Der Anklagepunkt II lautete auf Mittäterschaft bei bestialischen „medizinischen“ Experimenten an Zivilisten und Kriegsgefangenen für die Luftwaffenforschung im Konzentrationslager Dachau in den Jahren 1942 und 1943. Der Anklagepunkt III resümierte unter dem Gesichtspunkt „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ Milchs Wirken als Militär und Rüstungsorganisator im Rahmen des Sklavenarbeiter-Programms für zivile Fremdarbeiter und Kriegsgefangene.³¹⁾

Zum Anklagepunkt II wurde Milch als nicht schuldig bewertet, weil man ihm eine funktionsbezogene, persönliche Verantwortlichkeit für die durchgeführten Experimente an Menschen nicht zweifelsfrei nachweisen konnte. In der Urteilsbegründung hieß es hierzu, er sei „in erster Linie ein Produktions-Mann“ gewesen.³²⁾

In Bezug auf die beiden anderen Anklagepunkte akzeptierte das Gericht Milchs Strategie nicht, sich auf den subalternen Status eines Militärs unter Befehlszwang zu berufen und so jeder persönlichen Schuld zu entziehen. In Punkt I wurde er für schuldig befunden, und zwar für die Zwangsverschleppung ausländischer Arbeiter

ter nach Deutschland, die deren Versklavung, Folterung und Ermordung zur Folge hatte. Milch räumte vor Gericht ein, dass die Flugzeug- und Rüstungsindustrie ausländische Arbeiter beschäftigt habe. Diese seien jedoch gemäß den Bedingungen des von ihrer jeweiligen legalen Regierung unterzeichneten Waffenstillstandes nach Deutschland gekommen. Außerdem sei für die Beschaffung und Zuweisung von Arbeitskräften in der Zentralen Planung allein Fritz Sauckel³³⁾ zuständig gewesen, der dafür in Nürnberg hingerichtet worden war.³⁴⁾

Auch in Anklagepunkt III wurde Milch schuldig gesprochen, und zwar speziell für die Deportation und Folterung von ungarischen Juden sowie von Bürgern Ungarns und Rumäniens. Vergeblich führte sein Verteidiger an, dass diese Deportationen erst nach dem Rücktritt Milchs als Staatssekretär und Generalluftzeugmeister stattgefunden hätten.³⁵⁾

Das Urteil wurde am 17. April 1947 verkündet und lautete auf lebenslange Haft. Es lag damit zwischen dem Todesurteil für Fritz Sauckel und den 20 Jahren Haft für Albert Speer, den beiden Weggefährten Milchs in der Zentralen Planung.

Haft in Landsberg

Erhard Milchs Weg führte nun ins Zuchthaus Landsberg, in dem auch Adolf Hitler 1924 acht Monate inhaftiert gewesen war. Dort waren große Teile des programmatischen Buches „Mein Kampf“ entstanden. Die Festung Landsberg war von den Amerikanern nicht nur wegen der zeitgeschichtlichen Symbolik, sondern auch aus Sicherheitsgründen zum „War Crimes Prison No. 1“ erkoren worden. Dort trafen die Verurteilten aus den Nürnberger Nachfolgeprozessen und aus den Dachauer Prozessen zusammen, darunter viele mit Todesurteilen.³⁶⁾

Milchs anfängliche Bitterkeit über das Urteil gegen ihn verwandelte sich schließlich in Stoizismus. Er richtete sich in seinem neuen Leben ein und erlernte während seiner Haftjahre das Tischler- und das Glaserhandwerk.³⁷⁾

Waren das Verfahren und die Urteile gegen die Hauptkriegsverbre-

cher in der Bevölkerung nach Bekanntwerden des vollen Umfangs der Verbrechen zunächst auf Zustimmung gestoßen, begegneten die Nachfolgeprozesse, darunter auch der Milch-Prozess, von Anfang an dem Vorwurf der Siegerjustiz. Schnell zeichnete sich ab, dass das Gefängnis von Landsberg und die entsprechenden Einrichtungen in den anderen westlichen Besatzungszonen zu Objekten eines zähen vergangenheitspolitischen Tauziehens werden würden.³⁸⁾

Schon sehr früh engagierten sich die alten Eliten – allen voran die Kirchen – für die Beendigung der Prozesse und die Haftentlassung der Verurteilten. Im Herbst 1949 begannen alle Fraktionen des ersten deutschen Bundestages mit Bemühungen um eine Beendigung, ja sogar Rückgängigmachung der von den Alliierten seit 1945 durchgesetzten politischen Säuberungen.³⁹⁾ Gefördert wurden diese Bestrebungen durch den Wandel der westlichen Sicherheitsinteressen und besonders durch den Ausbruch des Korea-Krieges im Juni 1950.

Außerdem wurde durch die Westintegration der Bundesrepublik bald die Forderung nach einem eigenen Beitrag des neuen deutschen Staates zu seiner militärischen Verteidigung laut. In der Hoffnung, damit zugleich ein Stück staatlicher Souveränität zurückzugewinnen, betrieb

30) Ebd., S. 91 f.

31) Ebd., S. 92.

32) Ebd., S. 92.

33) SS-Obergruppenführer Fritz Sauckel (1894-1946) organisierte als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz von März 1942 bis Kriegsende rücksichtslos den Einsatz von Fremdarbeitern und war für die unmenschlichen Arbeitsbedingungen dieses Millionenheeres von Arbeitssklaven verantwortlich

34) Irving, a.a.O., S. 387

35) Ebd., S. 387.

36) Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, 2., durchges. Aufl., München 1997, S. 143.

37) Irving, a.a.O., S. 389.

38) Frei, a.a.O., S. 133 F.

39) Ebd., S. 13. Einzelheiten über die entsprechende deutsche Gesetzgebung sind enthalten in ebd., S. 25-131.

schließlich auch Adenauer die Rehabilitierung der deutschen Soldaten.

Diese Forderung war von ehemaligen Wehrmachtsangehörigen als Bedingung für einen deutschen Wehrbeitrag erhoben worden. In einem Leitartikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 16. August 1950 hieß es dazu: „Was soll eine deutsche Kompanie denken, die an den Mauern von Landsberg vorbeimarschiert, wenn solche Männer [d. h. als Kriegsverbrecher verurteilte ehemalige Soldaten und Offiziere. Die Verf.] dahinter sitzen.“⁴⁰⁾ Auch die sogenannte Himmeroder Denkschrift vom 6. Oktober 1950, die den Entwurf zu einem deutschen Verteidigungskonzept zum Thema hatte, enthielt die Bedingung, dass „ohne Freilassung der wegen Kriegsverbrechen verurteilten Kameraden kein Wehrbeitrag“ der Bundesrepublik möglich sei.⁴¹⁾

Ende August 1950 kamen aufgrund der in den USA üblichen Praxis, bei guter Führung ein Drittel der Strafe zu erlassen, 19 Häftlinge frei, darunter Friedrich Flick. Die öffentlichen Diskussionen und Aktionen, deren Spektrum von Bundestagsdebatten über Zeitungsartikel und Demonstrationen bis hin zu Morddrohungen gegenüber dem amerikanischen Hochkommissar John McCloy und seiner Familie reichte, führten zu einer Prüfung der Gnadengesuche von insgesamt 102 Landsberger Häftlingen. Am 31. Januar 1951 wurden daraufhin Zeitstrafen – auch lebenslange – reduziert und Todesstrafen in lebenslange Haftstrafen umgewandelt.⁴²⁾

Auch Erhard Milch gehörte zum Kreis der von dieser Begnadigungsaktion Begünstigten: Seine Strafe wurde auf 15 Jahre Haft reduziert. Er konnte nun wieder auf ein Leben in Freiheit hoffen.

Trotz dieser Regelungen gingen die Diskussionen weiter, und die Forderungen nach einer Generalamnestie kam nicht zum Verstummen. Eine wichtige Rolle spielten sie bei den Verhandlungen um den Generalvertrag, der das Besatzungsstatut ablösen und der Bundesrepublik die Souveränität zurückgeben sollte.

Schließlich wurden Ende 1953 drei Gnadenkommissionen aus Alliierten

und Deutschen gebildet, die mit ihrer Arbeit rasch vorankamen. Innerhalb eines Jahres kamen allein aus dem Gewahrsam der Amerikaner, die mit knapp 300 noch die meisten Kriegsverbrecher inhaftiert hielten, rund 200 frei.⁴³⁾ Unter ihnen befand sich auch Erhard Milch, der am 28. Juni 1954 in die Freiheit entlassen wurde.

Erhard Milch und seine wiedergewonnene Freiheit

Dies ist also die Vorgeschichte des Feldmarschalls, der 1954 so unerwartet in Ratingen auftauchte. Er kam unmittelbar nach seiner Entlassung dorthin und wohnte in dem Haus, in dem sich auch die Redaktion der Ratinger Zeitung befand. Über sein weiteres Wirken in unserer Stadt ließ sich leider nichts ermitteln, denn die Zeitungen berichteten hierüber nicht weiter und in den Biographien Milchs erscheint Ratingen ebenfalls nicht. Bereits im Dezember 1954⁴⁴⁾ zog Erhard Milch nach Düsseldorf.

In den folgenden Jahren war Erhard Milch als Industrierberater tätig, aber es war nicht festzustellen, für welche Firma. Sicher ist jedoch, dass er nicht wieder für die Lufthansa arbeitete, die am 1. April 1955 den zehn Jahre zuvor eingestellten Flugbetrieb wieder aufnahm. „Die Öffentlichkeit vergaß, dass es Milch gab.“

Im Dezember 1971 gab ihm eine englische Stiftung den 1945 abgenommenen Marschallstab zurück.⁴⁵⁾ Einen Monat später, am 25. Januar 1972 starb Erhard Milch an einem Leberleiden und wurde in Lüneburg beigesetzt. In seiner Todesanzeige stand: „Erhard Milch, Generalfeldmarschall, meldet sich ab.“⁴⁶⁾

Erhard Milch wird von seinen Biographen einerseits als „körperlich nicht sehr großer, aber kraftvoll untersetzter, unerhört ehrgeiziger, hochintelligenter und zupackender Könnler, der überdies von Durchsetzungskraft erfüllt und von Arbeitswut geradezu besessen war“ bewertet.⁴⁷⁾ Andererseits nennt Irving ihn einen bedingungslosen Anhänger Hitlers und der Nationalsozialisten: „Er sah in der NSDAP die erste Partei, der es ge-

lungen war, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen.“⁴⁸⁾

Erhard Milch war ein Kind seiner Zeit: Nationalistisch erzogen, wollte er sich mit dem Resultat des Ersten Weltkriegs nicht abfinden. Nachdem er seine Leidenschaft, das Fliegen, als Berufssoldat nicht mehr ausüben durfte, blieb er ihr im zivilen Berufsleben verbunden. Sein Aufstieg bis an die Spitze der Lufthansa spricht für sein Können. Dies war die Ausgangsbasis für seine Hoffnung, dass Adolf Hitler und die Nationalsozialisten die Probleme, die auch er gerne gelöst sehen wollte, aus der Welt schaffen würden. Um an den aus seiner Sicht notwendigen Veränderungen gestaltend mitzuwirken, stellte er sich in den Dienst des Systems.

In der Forschung wird heute kontrovers diskutiert, wie nahe Milch dem NS-System stand und ob seine Verurteilung als Kriegsverbrecher gerechtfertigt war. Sicherlich war er ein guter Manager und Organisator, aber auch ein von großem Ehrgeiz getriebener Mann: Im Januar 1943 bekleidete er gleichzeitig fünf höhere Ämter in Staat und Militär sowie bei der Lufthansa.

Opportunistische Technokraten wie er, die sich ohne Einschränkung in den Dienst einer Sache stellen, sorgen damit auch gleichzeitig für den reibungslosen Ablauf des Systems, dem sie dienen, auch wenn dieses ein Unrechtssystem ist. Durch sein Funktionieren unterstützte und festigte Milch die Herrschaft der Nationalsozialisten. Dabei war er einer von vielen. Er

40) Zitiert nach ebd., S. 198.

41) Zitiert nach ebd., S. 22.

42) Vgl. hierzu ebd., S. 195 ff., besonders S. 219. Sieben Todesurteile blieben bestehen und wurden am 7. Juni 1951 trotz vorangegangener Proteste in Landsberg vollstreckt. Ebd., S. 231.

43) Ebd., S. 295.

44) Irving, a. a. O., S. 398.

45) *Rheinische Post* vom 28. Januar 1972.

46) In *Die Welt* vom 29. Januar 1972, S. 6.

47) Boog, Architekt, a. a. O., S. 359.

48) Irving, a. a. O., S. 81

hatte Teil am Aufstieg des Systems, dass er auch mit ihm untergehen musste, dürfte einen Mann mit seinem in langen Jahren erworbenen Wissensstand nicht überrascht haben.

In Bezug auf Erhard Milchs Aufenthalt in Ratingen bleiben noch etliche Fragen offen. Wie reagierten die Ratinger auf seine Anwesenheit? Gab es öffentliche Auftritte? Wie lebten die Bürger im Nachkriegsdeutschland mit einem ranghohen Vertreter des Dritten Reiches?

Falls sich noch jemand an Erhard Milchs Aufenthalt in Ratingen oder in Düsseldorf erinnert, bittet die Verfasserin um Kontaktaufnahme über das Stadtarchiv Ratingen, Mülheimer Straße 47, 40878 Ratingen, Telefon 02102-982443. Vielleicht erfährt dieser Beitrag so noch eine Fortsetzung.

Erika Stubenhöfer

Literatur:

Horst Boog, Erhard Milch, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 18, Berlin 1994, S. 499 – 503.

Ders., Erhard Milch – Der Architekt der Luftwaffe, in: Ronald Smelser / Enrico Syring (Hg.), Die Militärelite des Dritten

Erhard Milch

Generalfeldmarschall

geboren am 30. 3. 1892 gestorben am 25. 1. 1972

meldet sich ab.

Die Beisetzung hat auf Wunsch des Verstorbenen am 28. 1. 1972 in aller Stille in Lüneburg stattgefunden.

(Beerdigungsinstitut Meyer, Lüneburg)

Reiches. 27 biographische Skizzen, Berlin – Frankfurt am M. 1995, S. 349 – 367.

Hubert Delvos, Die Entwicklung des Düsseldorfer Luftverkehrs. Beiträge zur Geschichte des Düsseldorfer Verkehrswesens, Düsseldorf 1941.

Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, 2., durchges. Aufl., München 1997.

David Irving, Die Tragödie der Deutschen Luftwaffe. Aus den Akten und Erinnerun-

gen von Feldmarschall Milch, Frankfurt a. M. – Berlin – Wien 1970.

Friedhelm Kröll, Fall 2: Der Prozess gegen Erhard Milch („Milch Case“), in: Gerd Überschär (Hg.), Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943 – 1952, Frankfurt a. M. 1999, S. 86 – 98.

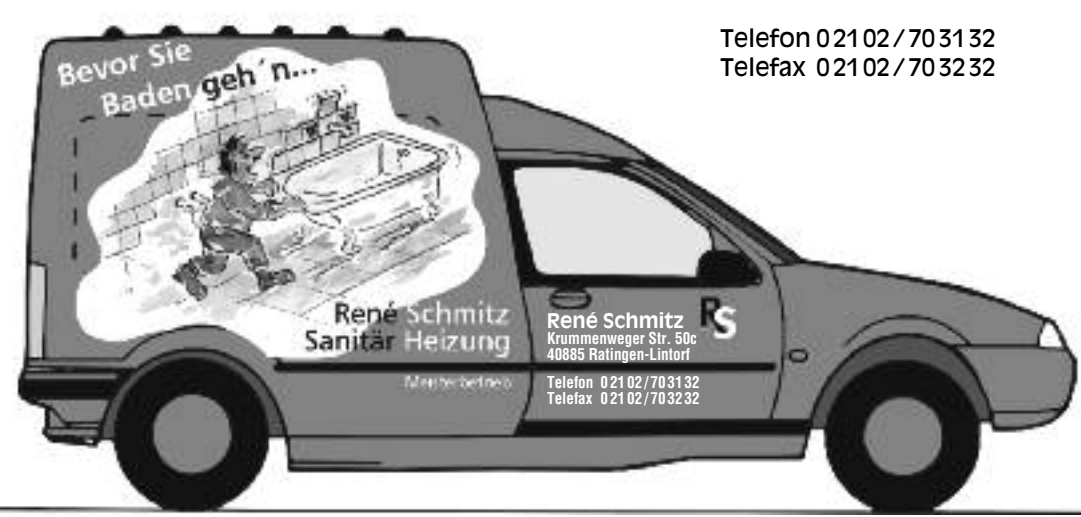
Zeitungsquellen: Ratinger Zeitung, Rheinische Post, Die Welt.

Wir sind da, wenn Sie uns brauchen.



René Schmitz
Krummenweger Str. 50c
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 021 02 / 70 31 32
Telefax 021 02 / 70 32 32



Josef Schiffer, „il tedesco buono“

Der Mann, der Pallerone rettete

Als Josef Schiffer, Oberfeldwebel im Feuerwerkdienst der Deutschen Wehrmacht, 1944 von Frankreich nach Italien verlegt wurde und seinen Dienst in Pallerone, einem kleinen Örtchen in der Provinz Massa-Carrara (nördliche Toskana), antrat, konnte er nicht ahnen, daß er gut 50 Jahre später von der Bevölkerung der Region und vom Bürgermeister der Stadt Aulla, zu der Pallerone heute gehört, wie ein Staatsgast empfangen werden würde. Was war geschehen, was hatte dieser Mann getan, daß sich Menschen aus einem von deutschen Truppen besetzten Land in Liebe und Dankbarkeit an ihn erinnerten?

Nach dem Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943 hatte die neue italienische Regierung unter Marschall Badoglio Geheimverhandlungen mit den Alliierten aufgenommen, um durch einen Waffenstillstand den Untergang Italiens an der Seite Deutschlands noch im letzten Augenblick zu verhindern. Die Deutsche Wehrmacht reagierte mit der Besetzung Roms und der Entwaffnung und Gefangennahme der italienischen Truppen. Aus dem verbündeten, befreundeten Italien war plötzlich ein Feind geworden. Am 13. Oktober 1943 erklärte Italien Deutschland den Krieg.

Zu diesem Zeitpunkt ist der Süden Italiens bereits in der Hand der Alliierten, die im Juli 1943 auf Sizilien gelandet waren. Die Front verläuft nördlich der Linie Neapel – Foggia. Briten und Amerikaner dringen unaufhörlich nach Norden vor, die deutschen Truppen sind in erbitterte Abwehrkämpfe verwickelt. Außerdem werden sie in den besetzten Gebieten nördlich der Frontlinie ständig von Partisanen bedroht, die aus den unzugänglichen Bergen des Appenin heraus angreifen und den Nachschub stören. Die Deutschen versuchen, sich mit zunehmender Härte Respekt zu verschaffen: es kommt zu Geiseler-schießungen oder zur Requirierung von Eigentum der Zivilbevölkerung.

Josef Schiffer trifft im Frühjahr 1944 an seinem Einsatzort in der

Toskana ein. Er hat den Spezialauftrag, in drei Fabriken für Schießpulver im Bezirk Lunigiana den Ablauf der Produktion zu überwachen, das fertige Pulver zu kontrollieren und an die Deutsche Wehrmacht abzuliefern.



Oberfeldwebel Josef Schiffer

Arbeiterinnen und Arbeiter in den Werken Pallerone, Villafranca und Soliera sind Einheimische, die zum

größten Teil schon lange in den Betrieben tätig sind und in den Dörfern unmittelbar bei den Fabriken wohnen. Oberfeldwebel Schiffer bezieht Quartier in Pallerone, er ist als Spezialist für Sprengstoff der Leiter der Fabriken und sein eigener Herr. Sein direkter Vorgesetzter ist ein Major in der Außenstelle des Heereswaffenamtes in Como, 250 Kilometer entfernt.

Mit der Zeit lernt der „maresciallo maggiore“ die Arbeiter in seinen Fabriken und deren Familien näher kennen. Er sieht in ihnen keine Feinde. Er sieht aber ihre Nöte und hat Verständnis für sie. Durchziehende deutsche Truppen nehmen Lebensmittel und Fahrzeuge mit, die den Einwohnern von Pallerone gehören. Josef Schiffer setzt sich bei den Offizieren für die Rückgabe ein. Bei Durchsuchungen kommt es zu Verhaftungen. Im Stall eines Mannes wird ein verstecktes Gewehr gefunden. Josef Schiffer gelingt es, seine Leute wieder freizubekommen. Seinen Einsatz für die Dorfbewohner begründet er stets mit der Wichtigkeit der ihm anvertrauten Rüstungsbetriebe. Fehlende Arbeitskräfte oder unzufriedene, hungrige Arbeiter stören den Produktionsablauf! Wer will schon riskieren,



Der historische Ortskern von Pallerone

die Versorgung der Wehrmacht mit Schießpulver und Sprengstoff zu behindern.

Bisweilen kommen kleine Versuche, die Produktion zu sabotieren, um der Besatzungsmacht zu schaden, oder Diebstähle von Material in der Fabrik vor. Josef Schiffer stellt die Täter zur Rede, bringt sie aber nicht bei den deutschen Behörden zur Anzeige.

Ende 1944 fielen Bomben in Pallerone, Briten und Amerikaner flogen Angriffe auf die noch von den Deutschen gehaltenen Gebiete. Es gab auch Zerstörungen im historischen Ortskern. Die Bewohner Pallerones flohen in die nahen Weinberge, wo sie sich vor weiteren Angriffen sicher glaubten. In Notunterkünften versuchten sie, sich vor dem nahenden Winter zu schützen. Josef Schiffer duldete die Umsiedlung seiner Arbeiter nicht nur, er erlaubte ihnen sogar, sich vom Fabrikhof das nötige Material für den Bau der Hütten zu besorgen. „Er half jedem, der sich an ihn wandte“, geben zwei Arbeiterinnen und zwei Arbeiter am 10. Januar 1946 zu Protokoll, als sie vor dem Amtsgericht Pontremoli eidesstattlich versichern, daß Josef Schiffer sich nicht wie ein Besatzer, sondern wie ein Freund verhalten habe.

Am 28. April 1945 kapitulierte die deutschen Truppen in Italien. Oberfeldwebel Schiffer bekam von der 148. Division den telefonischen Befehl, sich nach Norden durchzuschlagen und beim Rückzug die drei Pulverfabriken in die Luft zu sprengen. Das hätte unübersehbare Folgen für die umliegenden Dörfer gehabt. Die riesigen Mengen gelagerten Sprengstoffs hätten die meisten Häuser zerstört und große Verluste unter der Zivilbevölkerung verursacht. Josef Schiffer hatte zwar vorher schon Sprengladungen gelegt, den Befehl zur Zerstörung negierte er jedoch einfach – er setzte sich ab, ohne die Ladungen zu zünden. Das war Befehlsverweigerung und hätte seinen Tod bedeuten können. Andere Munitionsfabriken in der Toskana waren von den für sie Verantwortlichen bedenkenlos in die Luft gejagt worden – Befehl ist Befehl!

Während des Rückzuges wird er, zusammen mit einigen Kamera-

den, in Villafranca von Partisanen gefangen genommen und nach Bagnone gebracht. Dort herrscht großes Chaos. Die Partisanen sind alle aus den Bergen zurückgekommen und feiern den Sieg über die Deutschen. Sie beschließen, die gefangenen deutschen Soldaten standrechtlich zu erschießen – ein Akt blinder Rache. Aurelio Filippi, der Pfarrer von Bagnone, wirft sich dem Partisanenleutnant Rossi vor die Füße und bittet um Gnade für die Deutschen. Er ermahnt sie, sich nicht so zu verhalten, wie es die Deutschen oft genug getan hatten. Vergeblich. Drei Kameraden Josefs Schiffers werden erschossen. Zwei junge Frauen aus Pallerone, Anna-Maria und Loredana Agnetti, die sich zufällig in Bagnone aufhalten, erkennen Josef Schiffer und retten ihm das Leben. Als sie dem Partisanenführer erzählen, was er für die Einwohner von Pallerone getan hatte, läßt er ihn frei.

Zeuge der Erschießungen und der Befreiung Josefs Schiffers war ein neunjähriger Junge namens Enrico Peyretti. Die grausame Szene ging ihm nie aus dem Sinn, heute ist Professor Peyretti einer der überzeugtesten Pazifisten Italiens und ein enger Freund Josefs Schiffers.

Der Gang der Ereignisse bewog den ehemaligen deutschen Soldaten, in der Toskana zu bleiben. Als er schließlich in amerikanische Gefangenschaft geriet, setzten sich der Bischof von Pontremoli sowie der Betriebsrat und die Be-

legschaft der Pulverfabrik von Pallerone für ihn bei den Amerikanern ein. Nach vierwöchiger Gefangenschaft in Livorno wurde Josef Schiffer endgültig freigelassen. 1947 heiratete er ein Mädchen aus Pallerone, dessen Vater und Onkel er vor der Erschießung gerettet hatte. Schließlich fand er auch Arbeit. Erst 1965 kehrte er nach Deutschland zurück.

Als sich der 50. Jahrestag des Waffenstillstands und der Befreiung Italiens näherte, versuchten zwei Italiener unabhängig voneinander, Josef Schiffer in Deutschland ausfindig zu machen. Der eine war Enrico Peyretti, Professor an der Universität Turin, jener kleine Junge von damals, der die Erschießungen der deutschen Soldaten mit ansehen mußte. Er hatte erst später erfahren, warum man Josef Schiffer verschont hatte. Der andere war der junge Bürgermeister von Aulla, Doktor Lucio Barani, der Josef Schiffer nur aus Erzählungen seines Großvaters kannte, den der damalige Oberfeldwebel aus deutscher Haft befreit hatte.

Sie fanden den Gesuchten schließlich in Düsseldorf, wo der gebürtige Kalkumer jetzt lebte. Josef Schiffer wurde zum 50. Jahrestag der Befreiung Italiens nach Aulla eingeladen. In einer Feierstunde am 12. März 1995 auf dem Platz vor dem Rathaus von Aulla, an der Vertreter aus Politik und Verwaltung, ehemalige Frontsoldaten und Partisanen von damals sowie viele Einwohner Aullas teilnahmen,



Der Bürgermeister von Aulla, Dr. Lucio Barani, überreicht Josef Schiffer die Verdienstmedaille

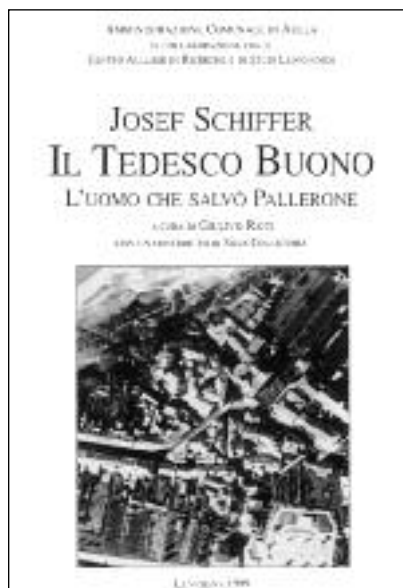
ehrte Bürgermeister Barani Josef Schiffer mit der Verleihung der goldenen Verdienstmedaille der Stadt mit der Aufschrift: „In Dankbarkeit“.

Tränen der Rührung flossen, als es ein Wiedersehen gab mit ehemaligen Arbeitern der Fabrik in Pallerone und mit den beiden Frauen, die ihm damals das Leben gerettet hatten.

Fernsehen und Presse berichteten ausführlich über dieses ungewöhnliche Ereignis.

Auch in Deutschland wurde man auf Josef Schiffer aufmerksam. Düsseldorfs Oberbürgermeisterin Marlies Smeets dankte in einem Brief an ihren Kollegen Dr. Barani in Aulla für die Verleihung der Medaille an einen Düsseldorfer Bürger, und Bundespräsident Roman Herzog übersandte Josef Schiffer in Anerkennung seiner Taten ein Buch mit persönlicher Widmung.

Mehrmals ist Josef Schiffer seitdem in Italien gewesen. Jedesmal wurde er wie ein Staatsgast empfangen. So war es bei der Wiedereröffnung einer Dankkapelle, die die Bewohner Pallerones der Jungfrau Maria gebaut hatten in den Weinbergen oberhalb des Ortes, um für ihre Rettung zu danken. So war es auch am 27. März 1999, als bei einem Empfang in Aulla ein gerade erschienenenes Buch über Josef Schiffer vorgestellt wurde mit dem Titel: Josef Schiffer, der „gute Deutsche“, der Mann, der Pallerone gerettet hat.



Titelseite des Buches, das in Italien über Josef Schiffer veröffentlicht wurde



Josef Schiffer trifft alte Bekannte aus der Besatzungszeit wieder

Geschrieben hat es Professor Guilio Ricci aus Genua im Auftrag des Zentrums für Studium und Forschung des Bezirks Lunigiana.

Die größte Ehrung erfuhr Josef Schiffer jedoch, als ihm am 2. Juni 1999, dem italienischen Nationalfeiertag, der italienische Generalkonsul in Köln im Auftrag des Präsidenten der italienischen Republik den Titel „Commendatore della Repubblica“ verlieh und ihm die Ordensinsignien überreichte.

Fragt man Josef Schiffer heute, warum er damals so gehandelt habe und wo er den Mut dazu hergenommen habe, so antwortet er: „Ich war nicht besonders mutig. Man muß nur etwas Zivilcourage zeigen. Ich habe so gehandelt, wie ich es für nötig hielt. Ich bin aber auch überzeugt, daß viele Soldaten damals so gehandelt haben.“ Sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Major in Como, dem er bei einem Besuch von seinem Verhalten den Bewohnern Pallerones gegenüber erzählt hatte, war einer von ihnen. Er hat Josef Schiffers Verhalten gutgeheißen und ihn nicht verraten.

Heute ist Josef Schiffer 86 Jahre alt.

Als Zeitzeuge hat er sich der Mahn- und Gedenkstätte in Düsseldorf zur Verfügung gestellt für Besuche und Diskussionen in Schulen. Mit seiner jetzigen Frau Gerda ist er Mitglied im Verein Lintorfer Heimatfreunde. Er nimmt an vielen Veranstaltungen und Fahrten des Vereins teil.

Wir sind stolz, ihn unter uns zu wissen.

Manfred Buer



Josef Schiffer mit der Verdienstmedaille der Stadt Aulla und den Insignien des Ordens „Commendatore della Repubblica“

Ein Spaß auf Kosten der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF)?

Briefwechsel zwischen zwei Ratinger Fabrikdirektoren im Jahre 1939

Rheinische Roßhaarspinnerei Leo Rottlaender

Fernruf: Ratingen 2232
Drahtanschrift: Roßhaar Ratingen
Bahnsendungen: Ratingen-West
Postcheck: Köln 27 46
Girokonto: Reichsbanknebenstelle Ratingen
Bank-Konto: Städt. Sparkasse Ratingen

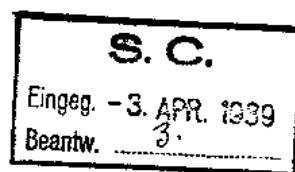
H e r r n

Dr. F. Gemmert
i. Fa. Cromford

R a t i n g e n
- -

RATINGEN BEI DUSSELDORF
Kaiserswerther Str. 41 - Schließfach 56

Leo Rottlaender.



Ihr Zeichen:

Ihre Nachricht vom:

Mein Zeichen:

In der Antwort zu wiederholen
Abteilung:

Tag:

1.4.1939

Betrifft: Mein Besuch bei Ihnen am 24. März 1939.

Die Betriebsführer der Ratinger Werke hatten sich in der vergangenen Woche uneigennützig der Deutschen Arbeitsfront zur Verfügung gestellt, um die letzte Sammlung mit zu unterstützen.

Ich selbst habe an dieser Sammlung nur einen bescheidenen Anteil genommen, indem ich mit den Leitern der DAF und der NSV nur einen Vormittag unterwegs war, da mit mehr Zeit leider nicht zur Verfügung stand.

Wir haben eine ganze Anzahl Ratinger Werke besucht und wurden überall von den Betriebsführern persönlich empfangen und dort, wo dieser auf Reisen, vom Obmann des Vertrauensrates.

Es hat mich etwas bedrückt, dass Sie nicht einige wenige Minuten Zeit fanden, uns persönlich Ihren Bescheid zu übermitteln, obgleich ich Ihnen meine Karte hereingab und Sie wussten, wer noch bei mir war.

Meine Begleiter und ich hatten das berechtigte Gefühl, dass wir bei Ihnen mehr oder minder "abgespeist" wurden.

Dieses Verfahren dürfte wohl heute nicht mehr am Platze sein, insbesondere nicht gegenüber solchen Volksgenossen, die ihre Arbeit und Zeit in den Dienst der guten Sache und des Allgemeinwohles stellen.

Da Sie meinen persönlichen Besuch ablehnten, fühle ich mich veranlasst, Ihnen diesen meinen Standpunkt schriftlich mitzuteilen.

Heil Hitler
Leo Rottlaender

3.4.39.

Herrn Leo Rottlaender,

H i e r .

=====

Ihre Ausführungen vom 1.ds. muss ich in aller Form und mit aller Entschiedenheit als abwegig und vollkommen unbegründet zurückweisen. Ich stelle hierzu fest:

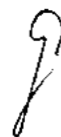
1). Ich war durch den zu fraglicher Zeit vorgekommenen Bruch an einer Kupplung unseres Hauptantriebs, wodurch der ganze Betrieb zum Stillstand kam, verhindert mich um irgend etwas anderes zu kümmern als um die Behebung des Schadens und die schnellste Wiederingangsetzung des Betriebs. Dies ist Ihnen gesagt worden.

2). Die Einrichtung eines „Obmanns des Vertrauensrates“ ist mir nicht bekannt. Nach dem Gesetz zur Ordnung der Nationalen Arbeit ist lediglich der Betriebsführer Leiter oder Obmann des Vertrauensrats. Das müssen Sie als Betriebsführer wissen.

3). Die Dame, welche mit Ihnen gesprochen hat, ist unsere einzige Prokuristin, Fräulein Brinckmann, zugleich Mitglied unseres Verwaltungsrats, und daher die nach dem Betriebsführer höchstgestellte Person des Werks. Wenn sie Sie nicht in einem würdigen Raum als unserm derzeitigen Schalterraum empfangen konnte, so liegt das daran, dass die Büro- und Empfangsräume zur Zeit im Neu- bzw. Umbau begriffen sind, wie jedermann erkennen kann.

4). Es widerspricht der nationalsozialistischen Auffassung, einen Klassenunterschied zwischen Betriebsführern und anderen Gefolgschaftsmitgliedern zu konstruieren und es zu beanstanden, nicht vom ersteren empfangen zu werden.

Zur Vermeidung von Missverständnissen möchte ich schliesslich betonen, dass mir der Name unseres Führers zu hoch steht, um eine derartigen Schriftwechsel mit ihm zu beschliessen.



Rheinische Roßhaarspinnerei

Leo Rottlaender

Sernruf: Ratingen 22 32
 Drahtanschrift: Roßhaar Ratingen
 Bahnstationen: Ratingen-West
 Postfach: Köln 27 48
 Girokonto: Reichsbanknebenstelle Ratingen
 Bank-Konto: Städtische Sparkasse Ratingen

Herrn
 Dr. F. Gemmert

RATINGEN BEI DUSSELDORF
 Kaiserswerther Straße 41 / Schließfach 56

Ratingen-Cromford.

S. C.
 Eingeg. - 8. APR. 1939
 Beantw.

Ihre Zeichen:

Ihre Nachricht vom:
 3.4.39.

Ihre Zeichen:
 L.R.

In der Antwort zu wiederholen

Abteilung:
 D.

Tag:
 6.4.39.

Betrifft: Ihre Ausführungen Punkt 1 - 4.

Ich bestätige den Eingang Ihres obigen Schreibens.

Die darin mit erkennbar besonderer Sorgfalt gemachten Ausführungen können mich nicht überzeugen, sie bestätigen mir den bei meinem Besuch genommenen Eindruck.

Abschliessend bemerke ich, dass Höflichkeitsformen nationalsozialistischen Begriffen durchaus nicht entgegenstehen.

Heil Hitler!

Rottlaender

Die Antwort Dr. Gemmerts, der in ironischer Übertreibung die Rolle des überzeugten Nationalsozialisten spielt und als solcher die Vorwürfe seines Kontrahenten für absurd erklärt, bringt den Leser vermutlich zum Schmunzeln. Zugleich scheint die Art dieser Antwort zu beweisen, daß man mit einigem Geschick manche politische Zumutung von sich abwehren konnte. Der offenbar amüsant schlitzohrige Charakter des Briefes von Dr. Gemmert veranlaßte uns auch, diese Briefe in der „Quecke“ zu veröffentlichen.

Die politische Realität sah indessen meist anders aus. So hatte schon ein Jahr zuvor das „Ehren- und Disziplinargericht der Deutschen Arbeitsfront, Gau Düsseldorf“ nach Rücksprache mit der Ratinger Ortsgruppenleitung unter dem Vorwurf, Dr. Gemmert verweigere die Zusammenarbeit mit der DAF und führe „seinen Betrieb nicht im nationalsozialistischen Sinne“, ein Verfahren gegen ihn eingeleitet. Der in den Briefen diskutierte Vorfall mußte den Unwillen der Partei weiter verstärken.

Zwar verhinderte der baldige Kriegsbeginn die Weiterführung des Disziplinarverfahrens, doch sah Dr. Gemmert sich 1940 zum Eintritt in die DAF genötigt. Es steht zu vermuten, daß er fortan seinen „Pflichten“ als Betriebsführer gegenüber der DAF nachkommen mußte. Den Beitritt zur NSDAP verweigerte er jedoch bis zum Kriegsende. Im Mai 1945 ernannte ihn die amerikanische Besatzungsmacht zum Ratinger Bürgermeister.

Hermann Tapken

Ernst Wiechert

* Forsthaus Kleinort bei Sensburg – † Uerikon (Kanton Zürich)
18. Mai 1887 24. August 1950



*„Es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört,
Recht und Unrecht zu unterscheiden.
Es kann auch sein, daß es noch Gladiatorenruhm
gewinnt. Aber solch ein Volk steht schon auf
einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz
des Untergangs ist ihm schon geschrieben.“*

*(Aus einer Rede vor Münchener Studenten im
Jahre 1935)*

Seit seiner Münchener Rede wurde Ernst Wiechert von der Gestapo überwacht. Man verhaftete ihn 1938, als er sich weigerte, die Besetzung und den Anschluß Österreichs gutzuheißen. Außerdem lehnte er es in einer öffentlichen Erklärung ab, für das „Winterhilfswerk“ zu spenden, „solange Pastor Niemöller widerrechtlich in Haft gehalten wird und seine Frau in Notlage leben muß.“ Um seinen Willen zu brechen, brachten ihn die Nazis für zwei Monate ins KZ Buchenwald, doch Ernst Wiechert ließ sich nicht beugen. Bis 1945 stand er unter Gestapo-Aufsicht.

Motorsport in Ratingen und Umgebung

Der Wiederbeginn nach dem Zweiten Weltkrieg

Das Ende des Zweiten Weltkriegs bedeutete die Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus, jedoch hatten die Menschen im Mai 1945 inmitten von Zerstörung und Vertreibung andere Sorgen als die um den nächsten Rennsieg.

Diejenigen, die in den ersten Nachkriegstagen überhaupt ein Fahrzeug bewegen wollten, hatten schier unüberwindliche Hindernisse zu bewältigen. Mein Großvater August Wurring benötigte für den Betrieb seiner Hanomag-Limousine mit Anhänger, der für seine Werkstatt unverzichtbar war, eine Betriebserlaubnis des zuständigen örtlichen Besatzungsoffiziers, Carl A. Black, Captain, Military Government Breitscheid. Ferner war das Führen eines "Log-book for motorcars and motorcycles" zwingend vorgeschrieben. Dazu kamen die äußerst raren Benzinzuweisungen, der Mangel an Motorölen und, als größte Schwierigkeit überhaupt, der Mangel an brauchbarer Bereifung. Ganz zu schweigen von sonstigen Fahrzeugersatzteilen, die als Neuteile bei den alten Händlern im ausgebombten Essen oder Düsseldorf nicht zu bekommen waren. In diesen Tagen wurde das Altfahrzeugrecycling erfunden, auch wenn dieser Begriff erst in jüngster Zeit geformt wurde. Organisationstalent, gerade auf dem Schwarzmarkt, und handwerkliches Können waren die Voraussetzungen der Mobilität. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß der Betrieb eines Rennfahrzeugs eigentlich völlig unmöglich war. Hinzu kam die völlige Zerschlagung der Sportadministration. Die Dachorganisation des Motorsports in Deutschland war verboten, der eingespielte Funktionsapparat in alle Winde zerstreut. Viele waren gefallen oder in Kriegsgefangenschaft.

Und doch träumten alle von besseren Tagen. Die kamen für den Rennsport im ausgezeihten Nachkriegsdeutschland dann doch

viel schneller als erhofft. Die Besatzungsmächte der Trizone suchten nach einer Möglichkeit, der deutschen Bevölkerung und sich selbst ein bißchen Abwechslung vom Alltag zu verschaffen. Die Franzosen, die Erfinder des Motorsports, preschten auch hier wieder vor. Die Abteilung „Jeunesse et Sport“ der französischen Militärregierung unterstützte die eigens für diesen Zweck gegründete Süddeutsche Motorrennfahrer-Vereinigung im August 1946 bei der Durchführung des Ruhestein-Bergrennens im Schwarzwald. Am Start waren natürlich nur wenige Fahrzeuge, darunter sogar einige Bugattis aus den zwanziger Jahren, aber der Anfang war gemacht. Am 8. September 1946 folgte die Veranstaltung „Quer durch Neuwied“ als reines Motorradrennen, ebenfalls unter französischer Protektion. Dort waren dann erstmals Fahrer aus unserer Region am Start, die sich in der Düsseldorfer Motor-Rennfahrer-Vereinigung (DMV) zusammengeschlossen hatten. Zu nennen sind hier die Motorradfahrer Paul Findeis, Velbert (Zündapp-Gespann), Willi Jäger, Essen (Norton 350), Felix Jungbluth, Neuß (DKW 250), Georg Kolmegieß, Essen (Rudge 250), Werner Mazanec, Oberkassel (AJS 350), Toni Schlotterbach, Rath (Triumph 250), Kurt Stoll, Breinig bei Aachen (Harley-Davidson-Gespann), Heinrich Thorn-Prikker, Bad Godesberg (Velocette 350), Franz Vaasen, Düsseldorf (Norton-Gespann), Walter Voigt, Düsseldorf (Imperia 250), Walter Winter, Heerdt (BMW 500 Kompressor), August Wurring, Breitscheid (BMW 500 Gespann), Theo Zwolle, Datteln (Sachs 125, Norton 500). Alle diese Fahrer konnten auf eine umfangreiche Rennerfahrung aus der Vorkriegszeit zurückgreifen. Der Vorstand der DMV in Person von Walter Voigt bemühte sich nach Kräften darum, seinen Fahrern die administrativen Formalitäten abzunehmen und eine Transportmöglichkeit für Fahrer und Maschinen zu arrangieren. An

heutigen Verhältnissen gemessen war der Start in einer anderen Besatzungszone gleich einem Start im Ausland. Die Fahrer brauchten eine Starterlaubnis des heimischen Sportoffiziers, und sie hatten selbst für Kraftstoff zu sorgen, wobei die Inanspruchnahme bewirtschafteter Kontingente ausgeschlossen war. In dieser Beziehung hatte mein Großvater August Wurring mehrfach das Glück, daß die am Krummenweg ansässigen Engländer im Vorbeifahren vor seiner Hofeinfahrt einen Kanister Sprit vom LKW „verloren“, rein zufällig natürlich. Für den Transport nach Neuwied stand der gesamten Truppe samt Rennmaschinen ab Düsseldorf ein Güterwaggon der Eisenbahn bereit, der sogar mit einigen Strohballen beladen war, die als Sitzgelegenheit dienten. In Neuwied wurden die Fahrer in Privatquartieren untergebracht, meist unter sehr primitiven Verhältnissen, dafür aber mit Familienanschluß. Der damals 18jährige Rennleiter Günter Wels wies in der Ausschreibung zum Rennen darauf hin, daß das Fahren mit benagelten Schuhen verboten sei und die Straßen sich in befahrbarem Zustand befänden. Die Stimmung unter den Fahrern war prächtig, auch wenn das Knurren hungriger Mägen manchmal lauter war als das Brüllen der Rennmotoren. Jeder machte sich Hoffnung auf das großzügig bemessene Preisgeld, das es auf der 5 Kilometer langen Strecke, die 25mal zu umrunden war, zu gewinnen gab. Willi Jäger, der kräftig gebaute rothaarige Essener, gab seiner betagten Norton dann auch die Sporen und besiegte alle Favoriten in der 350er Klasse vor den Augen der 55.000 Zuschauer überraschend deutlich. In der 600er Gespannklasse belegten Vaasen/Mazanec den zweiten Platz. Für alle anderen DMV-Fahrer galt noch: Dabeisein ist alles.

Bereits 14 Tage später, am 22. September 1946, wurde unter britischer Leitung auf der 500 Meter langen Radrennbahn des wunder-

schön gelegenen Zoo-Stadions in Wuppertal-Elberfeld der „Goldpokal von Wuppertal“ ausgefahren. Die sogenannten Zementbahnrennen waren schon um die Jahrhundertwende in Mode gekommen. Fahrerisch waren sie sehr anspruchsvoll, denn in den überhöhten Steilkurven (in Wuppertal 48° Neigung!) wirken enorme Fliehkräfte auf Fahrer und Maschinen und verlangen ein Höchstmaß an Konzentration und Steuerkunst. Für die Zuschauer bot sich der Vorteil, die Strecke komplett einsehen zu können. Weil bei einem Rundenschnitt von 120 km/h in den Kurven eine Gewichtskraft von nahezu 1,5 Tonnen auf den Rädern lastete, mußten die Fahrer dem Veranstalter eine Erklärung unterschreiben, in der sie sich verpflichteten, nur Räder mit neuen, d.h. ungeflackten Schläuchen zu fahren. Mein Großvater August Wurring erzählte jedoch immer wieder, daß nicht ein Fahrer dabei war, der nicht mindestens 20 Flicker auf seinen Schläuchen hatte. In den beiden Hauptläufen über je 20 Runden spielte der Oberkasseler Werner Mazanec seine überlegene Zementbahntechnik aus und gewann die Veranstaltung. Anzumerken ist noch eine Annonce des Fahrradhauses Willy Müller, das im Programmheft mit den Worten warb: „Fahrräder und Bereifungen gegen Bezugschein wieder lieferbar.“

Eine Woche später war dann auf dem Karlsruher Autobahndreieck das nächste Rennen angesetzt, das mit 200 Startern aus den drei westlichen Besatzungszonen eine regelrechte Rekordbesetzung erfuhr. Zur allgemeinen Überraschung der Veranstalter und der etwa 50.000 angereisten Zuschauer wurde die Veranstaltung in buchstäblich allerletzter Minute von der Militärregierung abgesagt. Der wesentliche Grund war in der katastrophalen Brennstoff-Zuteilungslage zu suchen. Um die Zuschauermassen und die Fahrer wenigstens etwas zu entschädigen, wurden einige Proberunden gefahren.

Das war der Auftakt des Motorsports im Nachkriegsdeutschland, und unverhofft großzügig sollte es 1947 weitergehen.

Der große Aufschwung

Die Winterpause wurde von den regionalen Rennfahrerverbänden genutzt, um die Zusammenarbeit untereinander wieder zu vertiefen. Der Informationsaustausch wurde verbessert, nicht zuletzt durch das Erscheinen der Zeitschrift „Das Auto“ im Dezember 1946, der ersten deutschen Fach- und Sportzeitschrift nach dem Krieg. Herausgeber war der bekannte Freiburger Autorennfahrer Paul Pietsch. Es kam zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft des Motorsports“, deren erster Präsident der „Gußeiserne Schorsch“, Ex-Europameister Georg Meier aus München war. Der vorläufige Termin kalender für das Sportjahr 1947 umfaßte dann nicht weniger als 20 Straßenrennen, davon 7 Meisterschaftsläufe und 9 Zementbahnrennen. Hinzu kamen noch einige Grasbahn- und Speedwayrennen im süddeutschen Raum.

Den Saisonauftakt machte, wie im Vorjahr, am 19. April das Motorradrennen „Quer durch Neuwed“. Von der DMV war es wiederum Willi Jäger, der die 350er Klasse für sich entscheiden konnte. Es folgte am 24. April das „Große Frühjahrsrennen“ für Motorräder im Zoostadion Wuppertal, das mit sage und schreibe 25.000 Zuschauern besetzt war. Die Organisation lag in Händen der DMV, die von einigen „alten Hasen“ tatkräftig unterstützt wurde. Zu nennen sind hier der ehemalige Tornax-Werksfahrer Willi Ehrlenbruch aus Wuppertal, der ehemalige Deutsche Meister Jupp Müller, der ehemalige Imperia-Werksfahrer Fritz Schröter, Paul Karbstein, Itz Rosenbaum, Heinrich Schlessmann, und der Autorennfahrer Toni Ulmen, allesamt aus Düsseldorf. Die einzelnen Läufe der 250er, 350er und 500er Klasse verliefen äußerst spannend. Den Vogel jedoch schossen die DMV-Fahrer Hein Thorn-Prikker und Werner Mazanec ab, die sich in der 350er Klasse ständig die Führung gegenseitig abjagten, bis schließlich Thorn-Prikker den Lauf um Reifenbreite für sich entscheiden konnte. Beim Angriff auf den Bahnrekord, den Höhepunkt des Renntages, kam es jedoch zu einem schweren Unfall, der die ganze Gefährlichkeit der Zementbahnrennen deutlich werden ließ. Der Düsseldorfer

Franz Vaasen kam mit seiner Norton in der Steilkurve zu hoch und quetschte sich an der hölzernen Bahnumrandung sein rechtes Bein ab. (Anmerkung: Trotz des Unfalls gehörte er auch später zu den besten Deutschen Gespannfahrern!).

Sportlicher Höhepunkt des Jahres war der erste Meisterschaftslauf am 11. Mai in Hockenheim. Die rührigen Hockenheimer hatten es geschafft, Europas schnellste Rennstrecke zwei Jahre nach Kriegsende wieder in befahrbaren Zustand zu versetzen und die Rahmenbedingungen zur Durchführung einer wirklichen Großveranstaltung zu erfüllen. Erstmals nach dem Krieg fuhren wieder alle Motorrad- und Autoklassen zusammen. Größtes Problem für die badische Kleinstadt war die Versorgung der zu erwartenden Zuschauer. Die Ernährungszuteilung der französischen Zonenverwaltung für die knapp 1.000 Offiziellen (Funktionäre, Fahrer, Monteure, Sanitäter, Feuerwehr, Presse, etc.) für 3 Tage setzte sich folgendermaßen zusammen: 500 gr. Erbsen, 400 gr. Frischkartoffeln, 80 gr. Trockenkartoffeln, 180 gr. Nudeln, 40 gr. Fleisch, 15 gr. Mehl, 5 gr. Fett, 4 gr. Nahrungsmittel. Alle, die einmal mit Motorsport zu tun hatten, wollten bei dieser großartigen Wiedersehensfeier dabei sein. Zweihunderttausend (!) Zuschauer fanden sich rechts und links der Rennstrecke ein.

Für die Fahrer der Düsseldorfer Motorrennfahrer-Vereinigung war es ein lohnender Tag. In der 350er Klasse belegten Thorn-Prikker den zweiten und Jäger den dritten Platz. In der 500er Klasse wurde Zwolle Fünfter, und in der Gespannklasse belegte Wurring mit dem Mettmanner Landwirt Karl Seufert im Beiwagen den vierten Platz. Bei den Autofahrern wurde der Kettwiger Friedel Vollmer auf seinem Neander Zweiter der 1100er Klasse, und der Düsseldorfer Toni Ulmen Dritter der 2-Liter Klasse auf BMW 328.

Für den vierten Platz in der Gespannklasse bekam mein Großvater August Wurring ein Preisgeld von 400 Reichsmark. Eine stolze Summe, wenn man bedenkt, daß die Gesellen in seiner Werkstatt monatlich 134 RM brutto verdienten. Das Preisgeld wurde auf-



Hockenheim, 11. Mai 1947

August Wurring/Karl Seufert auf BMW – 4. Platz in der Klasse Gespanne bis 600 cm³

geteilt. Je 1/3 bekamen Fahrer, Beifahrer und die Maschine, deren Unterhalt alles andere als preiswert war. Unmittelbar nach dem Rennlauf, körperlich noch völlig ausgepumpt, lernte er die Vorzüge eines ihm bis dahin völlig unbekannten amerikanischen Erfrischungsgetränkes kennen: Coca Cola.

Die Saison 1947 verlief erfolgreich weiter. Das größte Programm absolvierte dabei Hein Thorn-Prikker, der seine Brötchen als Profi-Rennfahrer verdiente, auch wenn es einen solchen Begriff damals noch nicht gab. Er fuhr auf folgenden Veranstaltungen:

- 18. Mai Nürnberg, Straßenrennen
- 01. Juni Köln-Riehl, Bahnrennen
- 08. Juni Rund um die Bavaria, München, Straßenrennen
- 15. Juni Ruhstein, Bergrennen
- 22. Juni Rund um Schotten, Straßenrennen
- 29. Juni Bad Ems, Bergrennen
- 06. Juli Köln-Riehl, Bahnrennen
- 20. Juli Kölner Kurs, Straßenrennen
- 03. August Wuppertal, Bahnrennen
- 09. August Aachen, Bahnrennen
- 17. August Nürburgring, Straßenrennen
- 24. August Braunschweig, Straßenrennen
- 31. August Hamburger Stadtpark, Straßenrennen

14. September Wuppertal, Bahnrennen

21. September Köln-Riehl, Bahnrennen

28. September Duisburg-Hamborn, Bahnrennen

26. Oktober Frankfurt, Bahnrennen

Zusammen mit den Rennen in Neuwied, Wuppertal und Hockenheim war Hein Thorn-Prikker in der Saison 1947 also 20mal am Start. Zu berücksichtigen ist dabei der Umstand, daß seine englische Velocette-Rennmaschine jedesmal beim Wechsel vom Straßen- zum Bahnrennen umgebaut werden mußte. Auf den Zementbah-

nen waren reine Alkoholbetriebsstoffe erlaubt, die eine wesentlich höhere Verdichtung des Motors erfordern. Dazu mußte ein Kolben mit größerer Kompressionshöhe eingebaut, die Untersezung des Ketten-Antriebsstranges geändert, die Bremsen ausgebaut (auf der Bahn darf nur der Motor als Bremse benutzt werden) und der Vergaser entsprechend anders bedüst werden. Dazu kommen noch etliche „Kleinigkeiten“. Stand dann als nächstes wieder ein Straßenrennen an, wiederholte sich das Spiel in umgekehrter Reihenfolge. Wie groß die Schwierigkeiten für die Fahrer in Bezug auf die katastrophale Ersatzteillage waren, zeigt das Beispiel der Motorradsfabrik Bucker in Oberursel im Taunus, das mir Heinrich Walz, der aus Oberhausen stammende Schwiegersohn des Firmeninhabers, erzählte. Für die eminent schnelle 250er Rennmaschine ihres Werksfahrers Friedel Schön gab es nur einen einzigen Kolben. Um für Bahnrennen die Verdichtung zu erhöhen, wurde vom alten Werkmeister jedesmal eine Aluminiumplatte autogen aufgeschweißt und für Straßenrennen entsprechend wieder abgedreht. Das sollte man heute mal einem Formel 1-Techniker erzählen...

Die Ergebnisse des Rennjahres für die Düsseldorfer Motorrennfahrer-Vereinigung konnten sich sehen lassen:

Hein Thorn-Prikker:
Zementbahnmeister der 350er



Bahnrennen Wuppertal, 3. August 1947

Von links: Nr. 5, Felix Jungblut, Neuss, DKW – Nr. 14, August Wurring, Breitscheid, BMW – Nr. 9, Willi Jäger, Essen, Norton – Nr. 8, Walter Winter, Heerdt, BMW-Kompressor – Nr. 7, Paul Dahmen, Düren, NSU

und 500er Klasse, 4. Platz 350er Straßenmeisterschaft

Willi Jäger: Deutscher Meister 350er Straßenmeisterschaft, 3. Platz 350er Bahnmeisterschaft

Werner Mazanec: 2. Platz 350er Bahnmeisterschaft, 4. Platz 500er Bahnmeisterschaft

Toni Schlotterbach: 5. Platz 250er Bahnmeisterschaft

Kurt Stoll: 6. Platz Gespanne Straßenmeisterschaft, 7. Platz 250er Bahnmeisterschaft

Theo Zwolle: 6. Platz 500er Bahnmeisterschaft, 10. Platz 500er Straßenmeisterschaft

August Wurring: 10. Platz Gespanne Straßenmeisterschaft

Friedel Vollmer: 6. Platz 1100er Sportwagenmeisterschaft

Toni Ulmen: Deutscher Meister 2 Liter Sportwagen

bergab war an und für sich schon ein Abenteuer, und man hielt entkräftet in Adenau an, um sich in der Gaststätte „Zum wilden Schwein“ ein wenig zu stärken. Plötzlich rief jemand von draußen: „Der Tempo brennt!“ Unsere Renncrew rannte nach draußen, in Windeseile luden Wurring und Helfer das Gespann ab, während sich Köster und Lehrjunge Hermann Lammers um den brennenden Transporter kümmerten. Benzin war auf den heißen Auspuff getropft und hatte den Vergaser in Brand gesetzt. Ein Feuerlöscher war nicht vorhanden, und so opferte Hermann Lammers seine neue, aus dem Stoff eines alten Flakhelfer-Anzugs genähte Jacke, um den Brand zu ersticken. Die Jacke erlitt natürlich auch Brandschäden, und obendrein bekam Hermann später zu Hause noch

Motorradfahrer in Bezug auf Treibstoffrationierung, Ausbesserung des Straßennetzes, Pannenhilfe usw. zu verbessern. Die gemeinsame starke Stimme verhallte in der Politik nicht ungehört. Anfang 1948 wurde der ADAC in der britischen Besatzungszone wieder zugelassen.

Die Motorsportler selber trafen sich im Winter 1947/48 auf der Arbeitstagung der „Arbeitsgemeinschaft deutscher Motorsport“ im Taunusstädtchen Schlangenbad. Der Rennkalender für 1948 wurde wieder um einige Rennen erweitert. Für unsere nordrheinische Heimat waren das Rennen „Kölner Kurs“ auf einem Abschnitt der Autobahn Köln-Bonn, das Monchsauer Burgringrennen, das Aachener Waldrennen, das Bayerkreuz-Rennen in Leverkusen, das Grenzlandringrennen und das Rennen „Um und durch Velbert“ vorgesehen. Hinzu kam eine beträchtliche Ausweitung der Zementbahnsaison.

Die Fahrer waren in der Winterpause allesamt nicht untätig. Die Maschinen sollten alle noch schneller und zuverlässiger werden. Man darf nicht vergessen, daß die Maschinen alle aus der Vorkriegszeit stammten und doch schon erheblich unter Altersschwäche litten. Dem Karlsruher Hermann Gablenz gelang es als erstem, eine neue Rennmaschine aus dem Ausland zu bekommen. Er wurde stolzer Besitzer einer italienischen Moto Guzzi. Auch andere Fahrer wie Thorn-Prikker oder Mazanec, der seine alte AJS im Frühjahr 1945 in Einzelteile zerlegt im Rucksack in mehreren Nachtmärschen aus Thüringen, wo er evakuiert war, über die sowjetische Zonengrenze nach Hessen „schmuggelte“ und so zu Fuß jeweils 20 Kilometer zurücklegte, streckten ihre Fühler nach neuen Maschinen aus. Bei den Autofahrern sah es noch schlechter aus. Vollmers Neander, der vor dem Krieg in Düren von dem bekannten Grafiker und Techniker Ernst Neumann-Neander konstruiert und gebaut worden war, war trotz zahlreicher Verbesserungen und Umbauten, die im Hause AWD vorgenommen wurden, nicht mehr konkurrenzfähig. In der 1100er Sportwagenklasse liefen ihm schon im Vorjahr die ersten umgebauten



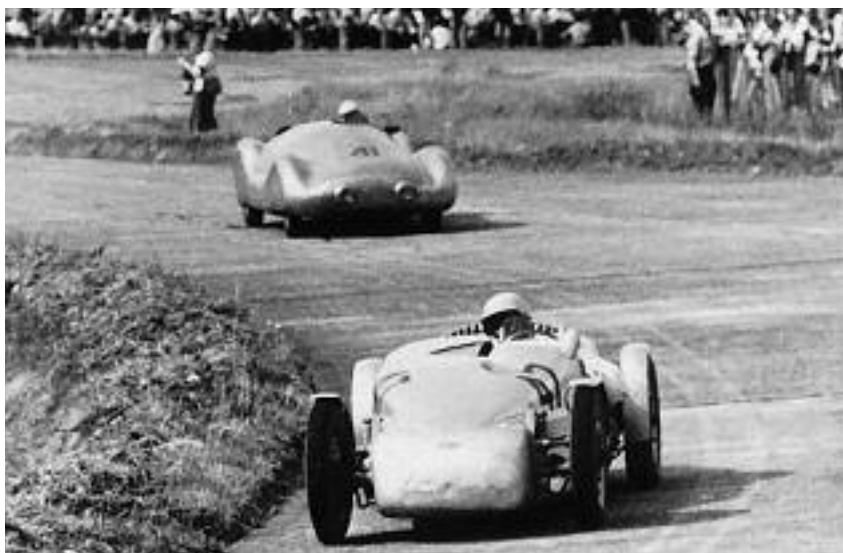
Start der 350er Klasse beim Mai-Pokal-Rennen in Hockenheim am 9. Mai 1948.
Nr. 63, Werner Mazanec, AJS. – Ergebnis: 8. Platz, zugleich 5. Privatfahrer

Nicht unerwähnt lassen möchte ich eine Anekdote meines Großvaters August Wurring, die sich am Samstag, dem 16. August 1947, auf der Fahrt zum Nürburgring abspielte. Das Renngespann war auf den Tempo-Dreirad-Lieferwagen des AWD-Mitarbeiters und neuen Beifahrers Karl Köster aus Großenbaum verladen worden nebst Werkzeugkisten, verschiedenen Koffern und dem obligatorischen Strohhallen auf der Ladepritsche, der die Sitzgelegenheit für die drei jugendlichen Mitfahrer darstellte. Die „Weltreise“ mit dem 200ccm-8PS-Fahrzeug über Köln, Bonn, Altenahr und durchs Ahrtal nach Adenau mit einer Höchstgeschwindigkeit von etwa 30 km/h

Ärger mit den Eltern wegen der Jacke. Aber das Erleben der Rennen auf dem Nürburgring machte alles wieder wett.

Schnelle Autos in Lintorf

Am 1. September 1947 erschien die erste Ausgabe des Mitteilungsblattes „Der Motorsport“, herausgegeben vom Kölner Club für Motorsport, dessen Vorsitzender Paul Jockel maßgeblich am Aufbau des Kraftfahrwesens im Nachkriegsdeutschland beteiligt war. Nicht zuletzt auf seinen Aufruf hin gründeten sich überall im Rheinland Kraftfahrergemeinschaften, deren Betreiben es war, die allgemeine Lage der Auto- und



Nürburgring, 7. August 1949 Friedel Vollmer, Kettwig, auf dem Weg zum Sieg vor Petermax Müller, Velpke. Beide fahren auf umgebauten Wehrmachts-Kübelwagen

Wehrmachtskübel den Rang ab. So kam, was kommen mußte. In der Werkstatt meines Großvaters wurde alsbald ein Wehrmachtskübelwagen zerlegt. Unter Verwendung der alten Achsen wurde ein komplett neues Fahrgestell mit Gitterrohrrahmen und hydraulischen Bremsen statt der alten Seilzugbremsen, die auch spätere Käfer-Fahrer noch gehörig ärgerten, gebaut. Motor und Getriebe wurden bei der Firma Gustav Hennig in Essen überarbeitet, für die Aluminium-Karosserie war die Firma Hebmüller in Wülfrath zuständig. Der Bau des Rennwagens war für den Tabakwarengroßhändler Vollmer sicher kein preiswertes Vergnügen.

Im badischen Meßkirch hatte der ehemalige Imperia-Rennfahrer und Konstrukteur Ernst Loof eine Mannschaft um sich versammelt, um seine Idee eines neuen deutschen Rennwagens zu verwirklichen, der die internationalen Rennpisten erobern sollte wie einst die Silberpfeile von Auto-Union und Mercedes. Ergebnis seiner Arbeit war der sogenannte „Veritas“, der unter Verwendung von Bauteilen des BMW-Sportwagens Typ 328 auf die Räder gestellt wurde. Dieser von der Fachpresse aufgrund seiner Vollverkleidung als Aerosaurier bezeichnete Rennwagen für die 2 Liter-Klasse leistete etwa 115 PS bei 6000 U/min, bei einem Fahrzeuggewicht von 1200 kg gut für eine Geschwindigkeit von über 160 km/h. Der Haken an der Geschichte war

der Preis des Fahrzeugs: 28.000 DM (nach der Währungsreform) plus Gestellung eines BMW 328. Gebaut wurden ganze 25 Stück. Umso erstaunlicher ist die Tatsache, daß eines dieser Fahrzeuge seine neue Heimat in Lintorf fand. Der aus München stammende Carl Bossong hatte im Gebäude der Gewerkschaft „Christinenburg“ im September 1944 eine Fabrik für Hydraulikschläuche eingerichtet, in der auch Zwangsarbeiter beschäftigt wurden. Nach dem Krieg machte Bossong in der Fachpresse Werbung für seine „anerkannt hochwertigen CBD-Schläuche“, die für die Automobil- und Motorenindustrie, Maschinen- und Kompressorenbau, Chemische Industrie, Mineralöl-Industrie, Schiffsverkehr und Eisenbahn gleichermaßen geeignet waren. Auch die Düsseldorfer Toni Ulmen und Ralph Roese erwarben die neuen Renner.



Nürburgring, 22. Mai 1949, Eifelpokal Carl Bossong, Lintorf, Veritas, auf dem Weg zum 3. Platz hinter Karl Kling und Ralph Roese

Für die Fahrer der Düsseldorfer Motorrennfahrer-Vereinigung entwickelte sich die Saison 1948 zu einem Dilemma. Sie mußten feststellen, daß gegen die Kompressormaschinen der BMW-, NSU-, und DKW-Werke, die ihre Fahrer zum Teil erheblich unterstützten, kein Blumentopf mehr zu gewinnen war. Als Beispiel sei die 350er NSU genannt. Die vor dem Krieg für Privatfahrer käufliche Königswellenrennmaschine leistete 35 PS, die Kompressorrennmaschine von Werksfahrer Wilhelm Herz 58 PS. Das spiegelte sich auch in der Meisterschaftswertung wieder. Einzig Hein Thorn-Prikker konnte in die Kompressor-Phalanx eindringen und in der Deutschen Meisterschaft der 350er den 5. Platz belegen. Für „Papa“ Stoll reichte es in der 1200er Gespann-DM noch zu einem 6. Platz, auch wenn er zu Saisonbeginn auf seine Tochter Inge als etatmäßige Beifahrerin verzichten mußte, weil die Motorsportobrigkeit plötzlich der Meinung war, daß Frauen im Motorradsport nichts zu suchen hätten. Diese Meinung wurde zum Glück schnell revidiert. Inge Stoll fuhr denn auch in den 50er Jahren als Beifahrerin des Franzosen Jacques Drion in der Gespann-Weltmeisterschaft erfolgreich mit.

Bei den Autofahrern aus unserer Gegend sah es nicht viel besser aus. Vollmer mußte seinem neuen Wagen noch die Kinderkrankheiten austreiben und kam erst gegen Saisonende in Fahrt. Einzig Ulmen und Roese konnten in der 2 Liter-Sportwagen-DM die Plätze 3 und 5 belegen, allerdings punktemäßig schon weit abgeschlagen. Deutscher Meister wurde der Stuttgarter Karl Kling, der mit Bossong be-

freundet war, und dem in Lintorf eine Liebschaft nachgesagt wurde. Außerdem trainierten die beiden des öfteren mit ihren Rennwagen auf der Straße von Lintorf nach Angermund und auf der Straße von Rahm nach Mündelheim, die vor dem Krieg sogar in der engeren Auswahl als Weltrekordversuchsstrecke gestanden hatte.

Die für Anfang Juli geplante Veranstaltung in Velbert unter Leitung des niederbergischen Motorsportclubs Velbert fiel ebenso der Währungsreform zum Opfer wie der Meisterschaftslauf in Schotten.

Am 19. September 1948 verlor der Hockenheimring seinen Ruf als schnellste Rennstrecke Europas. Dieses Prädikat übernahm der knapp 10 Kilometer lange Grenzlandring, der rund um die Stadt Wegberg bei Rheydt führte. Ex-Europameister und BMW-Werksfahrer Schorsch Meier fuhr die schnellste Runde des Tages mit einem Stundenmittel von 193,1 km/h, wogegen er im Mai in Hockenheim „nur“ 164 km/h erreichte. Sonderzüge aus den Ballungsgebieten an Rhein und Ruhr schafften über 250.000 Zuschauer an die Strecke.

Europas schnellste Rennstrecke liegt im Rheinland

In der Saison 1949 wurde es für unsere Motorradfahrer wieder spannend. Die Kompressor-Ära, die im Ausland längst beendet war, steuerte in Deutschland ihrem Höhepunkt entgegen. In dieser Phase konnte Hein Thorn-Prikker, ein Nachkomme der Godesberger Kirchenmaler-Dynastie, seine neue 250er Moto Guzzi aus den Händen des englischen Guzzi-Werksfahrers Fergus Anderson in Empfang nehmen. Für ihn standen die Zeichen jetzt wieder äußerst günstig, da die Sportadministration sich im Winter darauf geeinigt hatte, eine getrennte Wertung für Kompressor- und Saugmotormaschinen einzuführen. Gleich beim ersten Einsatz auf dem Kölner Kurs zeigte er der Konkurrenz, was ein exzellenter Fahrer auf einem schnellen Motorrad zu leisten vermag. Vollmer unternahm mit seinem „VW-Spezial“ im Frühjahr Testfahrten auf der Breitscheider Autobahn, die von normalem Verkehr noch kaum fre-

quentiert war. Die örtlichen Ordnungs- und Gesetzeshüter wurden mit einer Kiste Zigarren ruhiggestellt. Der Motor war im Winter noch einmal einer Leistungskur unterzogen worden und sollte nun auf Herz und Nieren geprüft werden. Bei einer dieser Fahrten durfte Wurrings Altgeselle Greiner mitfahren, der selbst nur ein 98 ccm „Hermännchen“ bewegte, dessen Höchstgeschwindigkeit irgendwo unterhalb der 40 km/h-Grenze angesiedelt war. Völlig aufgelöst kam er von der ersten Fahrt seines Lebens jenseits der 130 km/h zurück und erklärte dem Lehrlingen Hermann Gustenhofen: „Hermann, ich hab die Hand rausgehalten, und der Fahrtwind hat sie mir nach hinten umgeschlagen!!!“. Was würde er wohl heute sagen, wo jeder Kleinwagen schneller fährt?

Das spannendste Rennen der Saison 1948 lieferten sich die Fahrer der Düsseldorfer Motorrennfahrer Vereinigung in der 350er Klasse am Grenzlandring. Hinter den Kompressormaschinen von Wilhelm Herz (NSU) und Rudi Knees (DKW) waren Hein Thorn-Prikker, Willi Jaeger, Werner Mazanec und der Duisburger Stefan Hauser das ganze Rennen über so dicht beisammen, daß man sie mit einem Handtuch hätte zudecken können. Nach Zielfotoentscheid mußte die Siegerliste berichtigt werden! Die 500er Klasse brachte erneut einen Geschwindigkeitsrekord. BMW-Werksfahrer Schorsch Meier und NSU-Werksfahrer Heiner Fleischmann hetzten sich gegenseitig um den Kurs, bis Fleischmann wegen Reifendefekt aufgeben mußte. Meier erreichte eine schnellste Runde von 216 km/h. Die Breitscheider Fangemeinde, die mit dem „Holzkocher-LKW“ von Franz Schulmeister angereist war, wurde wahrlich nicht enttäuscht.

Die deutsche Meisterschaft '49 verlief erfreulicher als die des Vorjahres. Toni Ulmen wurde Deutscher Meister der Formel 2 auf Veritas, Friedel Vollmer wurde Vizemeister der 1100er Sportwagen, und die 2 Liter Sportwagenklasse sah Ulmen auf Platz 4, Ralph Roesse auf Platz 6 und „Nachwuchsfahrer“ Bossong auf Rang 7. Bei den Motorradfahrern wurden Hein Thorn-Prikker Vierter bei den 350ern und Mazanec Zehnter bei den 250ern.

Die Straßenrennen erfreuten sich einer enormen Popularität, was sich anhand der Zuschauerzahlen belegen läßt. Sie lagen bei Großveranstaltungen immer bei über 200.000 Zuschauern. Krösus war der Sachsenring mit 380.000 (!) Zuschauern im Jahr 1949.

Wie nah Hoffnungen und Enttäuschungen bei den Rennfahrern beieinanderliegen, möchte ich noch anhand folgender Begebenheit schildern. Wenige Tage vor dem „Großen Frühjahrspreis“ auf der Radrennbahn Hamborn an Himmelfahrt 1949 kam „Papa“ Stoll in die Werkstatt meines Großvaters, um aus seiner 250er NSU noch die allerletzten PS herauszuquetschen. Der Zylinderfuß wurde auf Drängen Stolls mehr als vertretbar abgedreht, um die Verdichtung zu erhöhen. Bei der letzten Probefahrt auf der Kölner Straße (natürlich ohne Nummernschild) ging der Apparat phantastisch. An der Rennbahn war der Renndienst von B.V. Aral anwesend, dessen Dienstleiter Gerd in der Elst ein alter Sportkamerad von Kurt Stoll war. Unter dem Mantel der Verschwiegenheit ließ in der Elst seinem Freund ein paar geheime, leistungsfördernde Spritzzusätze zukommen. Der Gewinn des Rennens stand nun außer Zweifel. Das Rennen wurde gestartet, und einem Panther gleich schoß Stoll an die Spitze des Feldes, als es plötzlich einen gewaltigen Donnerschlag tat. Nachdem die Rauchschwaden sich gelichtet hatten, sahen alle, daß an Stolls Maschine anstelle des Motors überhaupt nur noch eine Kurbelgehäusehälfte im Rahmen hing. Der Rest des Motors war in tausend kleine Stücke auseinandergefliegen. Im allgemeinen Frust über den erlittenen Schaden mußte sich Stoll auch noch das Gespött seiner Sportkameraden anhören: „Du hast wohl zuviel Atompulver in den Tank geschüttet...“

In das Jahr 1949 fiel auch die Gründung des Motorsportclub Lintorf. Erster Vorsitzender war Hoffmann-Betriebsleiter Köhler, Sportwart Hans Waleffe. Versammlungslokal war die Gaststätte Bürgershof (Steingen).

Hier entwickelte sich ein äußerst interessantes Stück Sportgeschichte (vergl. Quecke Nr. 66, S.179 ff). Zielsetzung des MSC

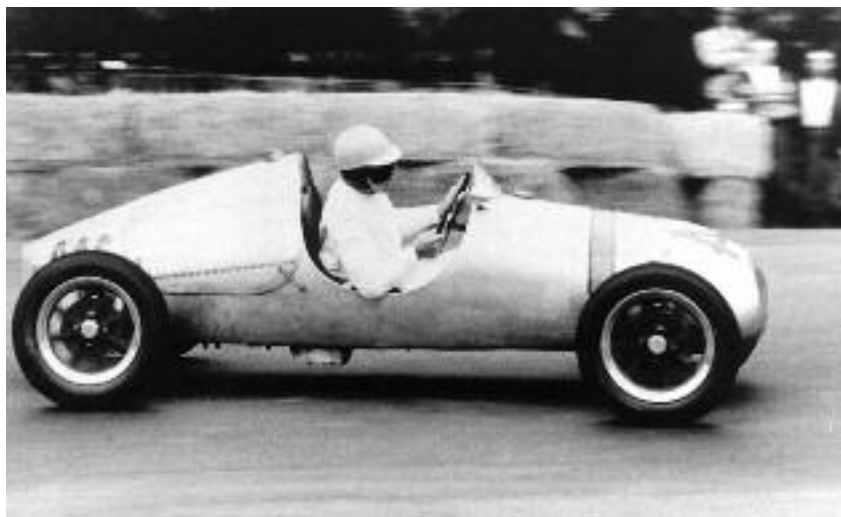
Lintorf waren Kameradschaftshilfe, gemeinsame touristische Ausfahrten, aber auch Tourensportwettkämpfe gegen andere Motorsportclubs und natürlich die Teilnahme am Rennsport. Die meisten Vereinsmitglieder waren Beschäftigte der Hoffmann-Werke, und so konnte sich der Verein der tatkräftigen Unterstützung durch den Firmenchef sicher sein. Schon bald wurde in der Hoffmann-Entwicklungsabteilung mit dem Bau von Rennmaschinen begonnen, die auf den 125 ccm-Serienprodukten des Hauses basierten. Am 7. August 1949 startete Hans-Joachim Steinberg, der Sohn des Recklinghauser Hoffmann-Händlers Oskar Steinberg, beim Großen Preis vom Nürburgring, einer Ausweidfahrer-Veranstaltung. Gegen die starke Konkurrenz der DKW- und Puch-Fahrer konnte die Neukonstruktion sich jedoch noch nicht durchsetzen.

Das Sportjahr 1950 brachte einige Veränderungen mit sich. Ende Januar konnte Werner Mazanec seine neue englische AJS-Rennmaschine als Ergebnis anderthalbjähriger Bemühungen beim Stuttgarter Importeur Wilhelm Hermann in Empfang nehmen. Es war die erste Rennmaschine, die nach dem Krieg auf handelsüblichem Weg nach Deutschland kam. Dies wurde in der Fachpresse ausführlichst gewürdigt, da man die Hoffnung schöpfte, langsam aus der internationalen Motorsportisolation herauszutreten. Nicht viel später konnte Friedel Vollmer seinen neuen englischen Cooper-Formel

III-Rennwagen in Bremerhaven in Empfang nehmen. Beide Fahrer hofften natürlich, mit den neuen Fahrzeugen an die Spitze der jeweiligen Rennklasse zu kommen. Im Februar beklagte die Düsseldorfer-Motorrennfahrer-Vereinigung den Tod ihres Düsseldorfer Kameraden Ralph Riese. Er war 1931 und 1932 deutscher Motorradmeister der Klasse über 500 ccm auf BMW und 1939 deutscher Sportwagenmeister der 1500 ccm-Klasse, ebenfalls auf BMW. In den vergangenen beiden Jahren war er in der 2-Liter Sportwagenklasse auf Veritas aktiv. Anfang Mai 1950 war es dann so weit. Erstmals durften deutsche Autorennfahrer nach dem Krieg im Ausland mitfahren. Die beiden Sportwagenteams Petermax Müller – Huschke von Hanstein und Helmut Polensky – Walter Schlüter (aus Velbert) starteten beim „Giro di Sicilia“, einer Langstreckenfahrt auf Sizilien. Erste nationale Bewährungsprobe war das Maipokalrennen in Hockenheim, das für die Motorradfahrer der Düsseldorfer-Motorrennfahrer-Vereinigung ernüchternd verlief. Die Werksfahrer der drei großen deutschen Motorradfirmen BMW, NSU und DKW fuhren mit ihren Kompressormaschinen auf und davon, dahinter lieferten sich die Privatfahrer ihr eigenes Rennen. Hein Thorn-Prikker und Theo Zwolle konnten mit vierten Plätzen in der 250er bzw. 500er-Klasse Meisterschaftspunkte sammeln, aber der Rest ging leer aus. Toni Ulmen hatte mit seinem Veritas, den er über den Winter zum Monoposto umgebaut hatte, eine Reifenpanne. Mit Mühe

und Not konnte er noch den dritten Rang erreichen. Einzig und allein Friedel Vollmer gelang ein Paukenschlag. In der Formel III, der Klasse der Kleinstrennwagen bis 500 ccm, konnte der erfahrene Kettwiger die gesamte nationale Elite, angeführt von dem mehrfachen deutschen Meister Walter Komossa aus Recklinghausen, ausstechen und einen überraschenden Start-Ziel-Sieg verbuchen.

Als Nächstes stand dann die ADAC-Deutschlandfahrt an, deren Betrachtung für unsere Region aus dreierlei Hinsicht interessant ist. Zum einen führte die erste Tagesetappe vom Standort Hannover über Bielefeld, Dortmund, den Ruhrschnellweg, Essen, Mülheim, Bundesstraße 1, Nördlichen Zubringer via Düsseldorf nach Köln auch durch unsere Heimat, zum zweiten waren die Hoffmannwerke in der Rollerklasse mit zwei Fabrikmannschaften vertreten, und drittens waren einige Mitglieder des MSC Lintorf als Privatfahrer dabei. Jacob Oswald Hoffmann war ein geschickter Werbestrategie. Er setzte voll darauf, daß ein Erfolg des am Markt neu eingeführten Hoffmann-Vespa-Rollers bei einer so medienwirksamen Veranstaltung wie der Deutschlandfahrt den Verkauf desselben enorm beflügeln mußte. Hoffmann überließ nichts dem Zufall. Er verpflichtete den renommierten „Rennbaron“ Fritz Huschke von Hanstein als Rennleiter, der wiederum bekannte Auto- und Motorradrennfahrer ins Hoffmann-Werks-team holte: Helmut Polensky (erfolgreicher Konstrukteur und Fahrer der Formel II und III, dt. Meister der Zweiliter-Sportwagen 1939), Petermax Müller (Klassensieger Rallye Monte Carlo 1938, dt. Meister der 1100er Sportwagenklasse 1948 und 1949), Friedel Schön (Bücker- und Horex-Werksfahrer, dt. Motorradmeister der 250er Klasse 1949), Heiner Dietrich (DKW-Werksfahrer) und Kurt Füglein (NSU-Werksfahrer). Es gehört sicher nicht viel Phantasie dazu sich auszumalen, daß diese „Stars“, die sie ja damals waren, die 2000 Kilometer der Deutschlandfahrt nicht nur für eine warme Mahlzeit unter die kleinen Vespa-Räder nahmen, schließlich handelte es sich nicht um eine Kaffee-fahrt ins Blaue, sondern um eine



Friedel Vollmer auf Cooper Formel III, Sieger im Krefelder Glockenspitz-Rennen 1950



„Rennbaron“ Fritz Huschke von Hanstein auf Hoffmann-Vespa bei der Deutschlandfahrt 1950

echte Schinderei für Fahrer und Fahrzeuge. Im Heft 12 der Zeitschrift „Das Auto“ schrieb Fachjournalist C.O. Windecker denn auch: „... Bald hinter Montabaur traf ich Huschke von Hanstein, der mir bei einem kurzen Stop verriet, daß seine verlängerte Rückenpartie protestiere!“. Allen skeptischen Fachleuten zum Trotz geriet die Teilnahme der Hoffmann-Roller an der Deutschlandfahrt zum vollen Erfolg. Die beiden Teams gewannen den großen Mannschaftspreis mit goldenem Schild und den großen Mannschaftspreis mit silbernem Schild. MSC Lintorf-Mitglied Hans-Joachim Steinberg gewann in der 125 ccm Motorradklasse eine Goldmedaille. Weitere Erfolge für den MSC Lintorf konnten Jakob Pilz und Heinz Wallner bei der Zuverlässigkeitsfahrt „Goldener Kranz vom Siebengebirge“ mit Start und Ziel in Königswinter erringen.

Rheinländer international

Das erste Autorennen im Ausland mit Beteiligung deutscher Rennfahrer war der „Große Preis der Ostschweiz“ in Erlen. Toni Ulmen fuhr das wahrscheinlich beste Rennen seines Lebens und brachte seinen Veritas hinter den beiden italienischen Ferrari-Werksfahrern Villoresi und Vallone auf den dritten Platz in der Formel II. Ein Riesenerfolg für den Düsseldorfer Altmeister.

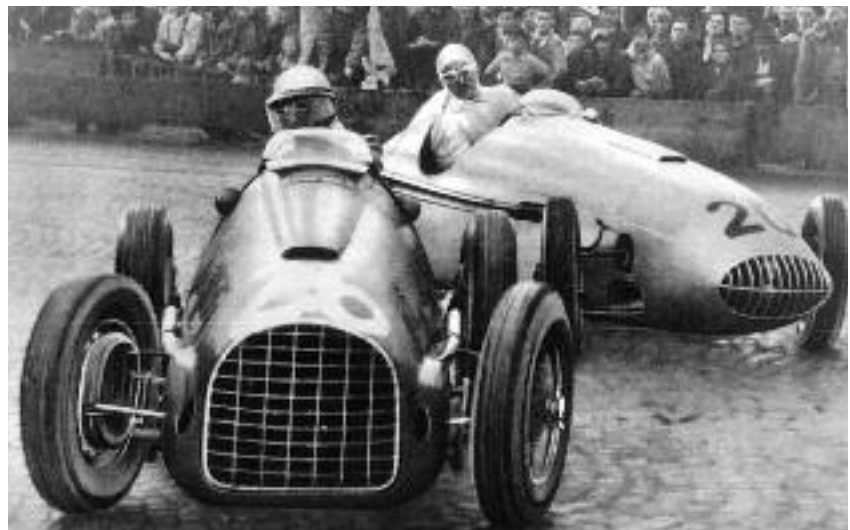
Am 20. August 1950 kam der „Große Preis von Deutschland“

auf dem Nürburgring zum Austrag. Vor 250.000 Zuschauern waren in der Formel II alle ausländischen Asse am Start. Umjubelter Sieger wurde Alberto Ascari auf Ferrari vor den beiden Franzosen Robert Manzon und Louis Trintignant auf Simca, gefolgt von Toni Ulmen, der seine Streckenkenntnis auf der schwierigsten Rennstrecke der Welt ausspielte. Der Remscheider Karl Gommen, der sich als Nachwuchsfahrer immer weiter nach vorne schob, kam mit seinem Veritas auf einen hervorragenden siebten Platz. Der Lintorfer Carl Bossong fiel mit seinem neuen HH48 leider mit technischem Defekt aus.

Die Fahrer des MSC Lintorf kamen im Verlauf des Jahres zu weiteren

Erfolgen. Zu erwähnen ist der zweite Platz des Werdeners Jakob Pilz beim Bayerkreuz-Rennen in Leverkusen-Schlebusch, der vierte Platz von Hermann Lammers beim Glockenspitz-Rennen in Krefeld, sowie der vierte Platz des Waldbröler Fahrers Gerhard Humpert beim Rennen „Rund um den Kellersee“ bei Malente in Holstein, allesamt auf den 125 ccm Hoffmann-Rennmotorrädern.

Höhepunkte des Hoffmann-Rennjahres waren sicherlich die Einsätze der beiden Rennvespas, die man von Piaggio aus Italien bekommen hatte. Als Fahrer wurden die beiden schon von der Deutschlandfahrt bekannten Frankfurter Friedel Schön und Heiner Dietrich verpflichtet. Bei Testfahrten auf dem Krefelder Zubringer zeigte sich, daß diese Beiden schon ihr gesamtes fahrerisches Potential aufbieten mußten, um den bei hohem Tempo enorm schwänzenden Rennroller auf der Straße zu halten. Zum Glück war der Grenzlandring ja nicht sehr kurvenreich. Eine Sensation lag in der Luft, als Dietrich sich im Feld der deutschen Spitzenfahrer bis an die zweite Stelle schieben konnte, jedoch eine Runde vor Schluß mit Motorschaden ausfiel. Friedel Schön belegte mit der zweiten Vespa den siebten Platz. Beim Meisterschaftsendlauf auf dem Nürnberger Norisring errang Heiner Dietrich ebenfalls den siebten Platz. Allerdings ließ es sich der angesehene Chefredakteur der Zeitschrift „Das Motorrad“,



Toni Ulmen (hinten) im Zweikampf mit dem Italiener Luigi Villoresi auf Ferrari beim „Großen Preis der Ostschweiz“ 1950

Carl Hertweck, nicht nehmen, das Auftreten der Vespa im Renngeschehen fürchterlich zu verreißen. Er meinte, ein Roller sei „ein Fahrzeug für Frauen und ähnliche Leute, die nicht ihr Leben lang auf überlegtes, präzises Fahren geeicht wurden...“. Damit Straßenrennen zu fahren, wäre das Falscheste, was man überhaupt machen könne. Friedel Schön nahm sich diese Worte offenbar zu Herzen, er setzte sich nie mehr auf einen Roller.



Der Frankfurter Heiner Dietrich auf der Hoffmann-Rennvespa beim Nürnberger Norisring-Rennen 1950

Die Endwertung der deutschen Meisterschaft konnte sich für die Düsseldorfer-Motorrennfahrer-Vereinigung wieder sehen lassen: Toni Ulmen wurde deutscher Meister der Formel II und Achter der Zweiliter-Sportwagenklasse. Der Remscheider Karl Gomma kam in der Formel II posthum auf den dritten Platz, er verstarb nach einem Rennunfall auf dem Grenzlandring. Der Velberter Walter Schlüter erreichte in der Formel III den dritten Platz, Friedel Vollmer den sechsten Platz. Zudem belegte Vollmer in der 1100er Sportwagenklasse den fünften Platz. Bei den Motorradfahrern wurde Hein Thorn-Prikker Vizemeister der 250er-Klasse, der junge Burscheider Hans Hötzer wurde in der gleichen Klasse Siebter.

Auf dem Grenzlandring wurden im Juni und September noch Rekordversuche abgehalten, in deren Verlauf sich die kleine Breitscheider AWD-Motorradschmiede die Mitwirkung an sogenannten Steherweltrekorden an die Fahnen heften konnte, bei denen ein Radrennfahrer im Windschatten eines Motorrads fährt. Wurrings alte 750er Gespannrennmaschine wurde zu einer Schrittmachermaschine umgebaut. Der große Windschutz für den Radrennfahrer sah aus wie eine Plakatsäule. Als Schrittmacher fungierte Walter Winter, dessen Vater in der Kai-

serzeit ein international erfolgreicher Radrennfahrer war. Im Dauerwindschatten hinter dem Motorrad konnte der französische Radrennfahrer Jose Meiffret am 28.06.1950 den Weltrekord über eine Stunde auf 104,78 Kilometer verbessern. Die letzte Runde legte das Schrittmacherteam in 4,53 min. zurück, was einem Schnitt von 110 km/h entspricht.

Im September ging Karl-Heinz Kramer aus Castrop-Rauxel hinter Schrittmacher Walter Winter auf Rekordjagd. Die beiden verbesserten den Stundenweltrekord auf 105,8 Kilometer und den Weltrekord über den fliegenden Kilometer auf 154,5 km/h. Versuchen Sie das mal mit Ihrem Fahrrad!



Radrennfahrer Karl-Heinz Kramer mit Schrittmacher Walter Winter beim erfolgreichen Weltrekordversuch auf dem Grenzlandring 1950

Das Rennjahr 1951 begann im März mit dem ersten Nachkriegsauftritt des Mercedes-Benz-Rennstalles. Beim Großen Preis von Argentinien in Buenos Aires mußten die Mercedes-Werksfahrer Karl Kling, Hermann Lang und Juan-Manuel Fangio den von Staatspräsident Peron gestifteten Siegerpokal allerdings dem Ferrari-Fahrer Froilan Gonzales überlassen.

Neuer Sport: Moto Cross

Am 22. April veranstaltete der im Vorjahr neugegründete Düsseldorfer Motorsportclub unter seinem Vorsitzenden Paul Meske nach britischem Vorbild das erste deutsche Moto-Cross-Rennen auf einem 2 Kilometer langen hügeligen Geländekurs im Aaper Wald. Geistiger Vater diese Veranstaltung war Captain John Arthur Betty von der Britischen Rheinarmee. Vor den Augen von 10.000 Zuschauern stellten sich 63 Fahrer in sechs Klassen dem Starter, darunter fünf Engländer und elf Fahrer vom MSC Lintorf auf 125er Hoffmann-Motorrädern: Heinz Dietzsch, Heinz Klaiber, Günther Köhler, Andreas Kranz, Hermann Lammers, Jakob Pilz, Karl Schumacher, Hans Joachim Steinberg, Hans Terstappen, Hans Waleffe und Heinz Wallner. Jakob Pilz konnte sich im Verlauf des 125er Rennens durchsetzen und wurde so Deutschlands erster Moto-Cross-Sieger.

Ende April veranstaltete der MSC Lintorf seine erste Nachtorientierungsfahrt „Rund um die Ruhr“, die laut Ausschreibung der „Verkehrsertüchtigung der Nachwuchsfahrer“ dienen sollte. Aufga-

benstellung war es, im Gebiet zwischen Rhein und Ruhr möglichst viele Kontrollpunkte, die alle außerhalb von Dörfern und Ortschaften lagen, ausfindig zu machen. Hier taten sich die Mitglieder des MSC Kettwig, der den Lintorfern freundschaftlich verbunden war, hervor.

Anfang Mai startete die zweite ADAC-Deutschlandfahrt in Flensburg. In vier Etappen und zahlreichen Sonder-Prüfungen führte die Strecke über 2.500 Kilometer nach Nürnberg. Die Hoffmann-Werke schickten wieder zwei Vespa-Mannschaften auf die Reise, zum einen die im Vorjahr siegreichen Autorenrennfahrer von Hanstein, Müller und Polensky, zum anderen die international bekannte Zuverlässigkeitsfahrerin Ilse Thouret aus Hamburg mit ihren Töchtern Anneliese und Elga. In der 125er Motorradklasse startete das Hoffmann-Team Jakob Pilz, Hans Walleffe und Hans Terstappen, in der 175er Klasse Franz Winterfeld, Gerhard Humpert und Heinz Wallner. Als Einzelfahrer waren Hans-Joachim Steinberg und Gerhard Portmann gemeldet. Die Anforderungen dieser Deutschlandfahrt an ihre Fahrer waren gegenüber dem Vorjahr enorm gestiegen, und die Konkurrenz war härter geworden. Im Verlauf der Veranstaltung zeigte sich, daß die Hoffmann-Vespas leistungsmäßig gegenüber den Lambretta-Rollern von NSU ins Hintertreffen geraten waren. So reichte es zwar noch zu Einzelmedaillen für die „Vespisti“ Ilse und Anneliese Thouret und Gerhard Portmann sowie die Motorradfahrer Heinz Wallner und Hans-Joachim Steinberg, die Großen Mannschaftspreise aber konnten nicht verteidigt werden. Diese Scharte konnte die Vespa-Mannschaft mit den drei Thouret-Damen und den Herren Portmann, Schmidt, Kruse, Pilz, Terstappen, Wallner, Köhler, Humpert und Winterfeld beim 8-Stunden-Rennen auf der Stuttgarter Solituderennstrecke durch den Gewinn von Goldmedaillen wieder auswetzen.

Bei Gelände-Zuverlässigkeitsfahrten machte des öfteren ein junger Hoffmann-Fahrer namens Axel Linter auf sich aufmerksam. Hinter diesem Pseudonym verbarg sich niemand anderes als Wolfgang Reichsgraf Bergehe von Trips,

dessen Eltern nichts von dem waghalsigen Hobby ihres jungen Sprößlings wissen durften. Die Erfahrung der harten Geländesportschule führte ihn später bis in die höchste Klasse des Motorsports, die Formel I.

Ende Mai wurde in Krefeld das Glockenspitz-Rennen ausgetragen. Hier konnte Hermann Lamers vom MSC Lintorf in der 125er Klasse den dritten Platz belegen. Aufsehen in der Krefelder Lokalpresse erregte der Start einer Frau Katja Ajak in der Formel III, die im Rennen leider mit Motorschaden ausfiel. Auch hier war ein Pseudonym vorgeschoben, die junge Frau war die Tochter des Krefelder Chemieindustriellen Stockhausen.

Der Juni brachte den ersten Nachkriegsstart deutscher Motorradrennfahrer im Ausland. Auf Vermittlung des britischen Stadtkommandanten von Hannover, Captain Sid Mason, konnte die deutsche Abordnung Hans Baltisberger aus Reutlingen und die „Düsseldorfer“ Thorn-Prikker, Mazanec und Vaasen beim Großen Preis der Schweiz auf dem Berner Bremgartenkurs an den Start gehen. Im Kreis der WM-Fahrer hielten sich die Deutschen wacker. Thorn-Prikker wurde bei den 250ern Zwölfter, bei den 350ern belegten Baltisberger und Mazanec die Plätze sieben und acht, bei den 500ern wurde Baltisberger noch einmal Siebter, und bei den Gespannen wurden Vaasen/Mazanec Zehnte.

Daß die privaten Motorradrennfahrer immer hart an der Grenze zum finanziellen Ende jonglierten, zeigte sich beim Dieburger Dreiecksrennen. Als der Veranstalter sich weigerte, den Privatfahrern das vorher vereinbarte Startgeld zu zahlen, streikten diese kurzerhand. Hein Thorn-Prikker handelte sich als Sprecher der Privatfahrer sehr, sehr viel Ärger ein. Aber selbst die Werksfahrer, die ja die Preisgelder fast immer vollständig unter sich selbst aufteilten, unterstützten ihre privaten Kollegen.

Am 29. Juli wurde der erste Weltmeisterschaftslauf für Automobile in Deutschland, der 14. Große Preis von Deutschland, auf dem Nürburgring ausgetragen. Die Weltelite des Autorennsports kam

zur schwierigsten Rennstrecke der Welt in die Eifel, um ihre Kräfte zu messen. 200.000 Zuschauer wollten dabei den Heroen einer neuen Zeit zjubeln. Nach spannungsgeladenem Rennen siegte schließlich Alberto Ascari auf Ferrari vor Juan Manuel Fangio auf Alfa und Froilan Gonzales auf Ferrari. Im Rahmenprogramm ging die Formel III an den Start. Ein internationales Massenfeld von 50 Fahrzeugen ergoß sich auf die Strecke, Stirling Moss, Englands bekanntester Rennfahrer, vornweg. Der Velberter Walter Schlüter kämpfte wie ein Löwe und konnte sich bis zur vierten von sechs Runden auf den vierten Platz vorarbeiten. Die Engländer aber waren unseren heimischen Fahrern in allen Belangen überlegen. Als sie in den beiden Schlußrunden das Tempo forcierten, ging den deutschen Sportkollegen die Puste aus. Auch Schlüter und Vollmer blieben mit Maschinenschaden liegen.

Am 26. August wurde der Große Preis von Deutschland für Motorräder auf der Stuttgarter Rennstrecke beim Jagdschloß Solitude durchgeführt. 400.000 (!) Zuschauer eilten in den Rotwildpark, um die deutschen Werksfahrer im Vergleich mit der Weltspitze zu sehen. Wie würden die BMW-Größen Schorsch Meier und Walter Zeller gegen den jungen englischen Weltmeister Geoff Duke und seine sagenhafte „Federbett“-Norton bestehen können? In der 250er Klasse fuhr Hein Thorn-Prikker das Rennen seines Lebens. Er lieferte sich mit dem italienischen Moto-Guzzi-Werksfahrer Enrico Lorenzetti ein nervenaufreibendes Duell, mußte sich im Ziel jedoch um knappe 0,8 Sekunden geschlagen geben. Die Königsklasse der 500er wurde dann zur Demonstration der britischen Überlegenheit in dieser Kategorie. Die Norton-Werksfahrer Geoff Duke, Ken Kavanagh, Jack Brett und John Lockett riskierten nicht mehr als nötig, um unsere BMW-Asse in Schach zu halten. Trotzdem blieb bei den Zuschauern der Eindruck haften, daß der deutsche Motorsport wieder ganz nah an die Weltelite herangerückt war.

Auf lokaler Ebene ging Anfang September das erste Essener Grugarennen über die Bühne. An den zwei Renntagen verfolgten

nahezu 100.000 Zuschauer die Läufe auf dem 4,2 Kilometer langen Dreieckskurs. Erfolgreichster Motorradfahrer wurde der Düsseldorfer Nachwuchsfahrer Karl Julius Holthaus, der die 250er und 500er Klasse für sich entscheiden konnte. Lokalmatador Friedel Vollmer siegte in der Formel III. In der 1100er Sportwagenklasse siegte der Münchner Baron de Bary so überlegen, daß die Konkurrenten Protest gegen die Wertung einlegten. Leider hatte der „Sportkame-
rad“ Lorbeerkrantz und Preisgeld schon erhalten und sich förmlich aus dem Staub gemacht, ehe die Technikkommission aktiv werden konnte. Bei einem der nächsten Rennen wurde der Baron dann doch erwischt, sein Fiat-Motor hatte 1,5 Liter Hubraum. Zum Saisonende wartete der Grenzlandring wieder mit neuen Rekorden auf. In der Zweiliter-Sportwagen-

klasse jagten sich die Veritas-Fahrer Toni Ulmen und Theo Helfrich gegenseitig um den Kurs. Beide fuhren eine schnellste Runde von 220,1 km/h, und sie erzielten einen Gesamtschnitt von 211,9 km/h. Ein schnelleres Rennen hatte es bis dahin in Europa nicht gegeben. Eines der tollsten Motorradrennen lieferten sich die Fahrer der 350er Klasse. Zwölf der 22 Starter lagen vom Start bis ins Ziel in so dichtem Pulk buchstäblich Rad an Rad, daß die routinier-
ten Zeitnehmer in Bedrängnis gerieten. Sie werteten schließlich die ersten sechs Fahrer, die nur 3/10 sec. auseinanderlagen, mit vollkommen gleichem Gesamtschnitt von 164,9 km/h. Werner Mazanec belegte hinter dem Belgier Basso den zweiten Rang.

Die Endresultate der deutschen Meisterschaft waren für die Düs-

seldorfer Rennfahrer-Vereinigung wieder erfreulich. Hein Thorn-Priker errang in der 250er Motorradklasse mit deutlichem Punktvorsprung den Meistertitel. Bei den Autorennfahrern war die Zweiliter-Sportwagenklasse fast eine rein Düsseldorfer Angelegenheit: Deutscher Meister Toni Ulmen, 3. Platz Josef Peters, 6. Platz Wolfgang Seidel, alle auf Veritas. In der 1100er Klasse belegte Paul Dübbers den vierten Platz auf AF, in der Formel II wurde Toni Ulmen ebenfalls Vierter.

(Die Geschichte des Motorsports wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt).

Thomas von der Bey



**Von Anfang an in der AOK:
Weil der Startvorteil entscheidet!**
**Mehr gibt's unter Tel.: 0 20 51 - 940-217,
E-Mail: christiane.otto@rla.aok.de
oder www.jobfit.de**

Gerade auf dem Sprung ins Berufsleben? Dann fängt das Leben jetzt richtig an - vor allem mit den richtigen Entscheidungen. Zum Beispiel für die eigene Krankenversicherung. Bei der AOK sind Sie von Anfang an bestens aufgehoben. Die ist immer in Ihrer Nähe - mit persönlicher Betreuung, unbürokratischer Abwicklung und einem Service, den Sie sonst erst einmal finden müssen. Denn die Entscheidung für die AOK ist die Entscheidung für die Sicherheit - von Anfang an. Also: jetzt in die AOK wechseln!

Gutschein

Ja, ich will den entscheidenden Startvorteil der AOK nutzen. Bitte schicken Sie mir:

- ☐ Job Start, das Berufsstarterpaket
- ☐ Campus Kompaß, die Info-Zeitung für Studienbeginner
- ☐ Infos über eine eigene Krankenversicherung bei der AOK Rheinland
- ☐ Job Start - Die CD-ROM für Berufseinsteiger

Name, Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Telefon

Die AOK darf meine Adresse zu Servicezwecken nutzen.

(Unterschrift)

**AOK Rheinland - Die Gesundheitskasse
Regionaldirektion Kreis Mettmann
Fachservice Marketing
Friedrich-Ebert-Str. 123
42549 Velbert**



Jugendarbeit beim TV Ratingen 1865 e.V. nach dem Zweiten Weltkrieg

(Fortsetzung)

Es war auf der Jahreshauptversammlung 1964 des TV Ratingen 1865 e.V., als ich von dem damaligen 1. Vorsitzenden Hans Danscher angesprochen wurde, doch noch einmal das Schülerturnen zu übernehmen. Meine berufliche Stellung erlaubte es mir inzwischen, und so sagte ich zu. Mein Vater, Fritz Schmidt, hatte auch als Ehrenoberturnwart wieder einspringen müssen, damit das Turnen nicht ganz zum Erliegen kommen sollte. Ich baute als erstes das Schülerturnen wieder um, es konnten nicht Sechsjährige mit Zwölf- und Dreizehnjährigen zusammen turnen. So wurde die Schülerturnabteilung in drei Gruppen aufgeteilt, d.h. die 6-8jährigen, die 9- und 10jährigen sowie die 11- und 12jährigen Schüler bildeten je eine Abteilung. Hier begann nun die erste Schwierigkeit. Hallenstunden waren so gut wie keine vorhanden, obwohl der TV ja nun eine eigene Turnhalle hatte, aber die Nachmittagstunden gehörten wie die Vormittagstunden dem Schulsport, d.h. das Sportamt und Schulamt verfügte über diese Hallenstunden. Der TV-Vorstand hatte der Stadt diese Stunden mündlich zugesagt. Bei meiner Überprüfung stellte ich fest, daß die Nachmittagsstunden so gut wie nicht genutzt wurden. Herr Toni Sträßer vom Sportamt wollte mir dennoch die Hallenstunden nicht geben, man habe die Halle bis 18 Uhr gemietet. Nach langem Reden erreichte ich dennoch, vier Hallenstunden ab 16 Uhr nutzen zu können.

Das Hallenproblem sollte nochmal meine große Schwierigkeit werden, doch zu diesem Zeitpunkt ahnte ich das noch nicht. Jetzt hatte ich die Übungsstunden, aber noch lange keine geeigneten Übungsleiter. Also mußte ich zuerst einmal selbst diesen Übungsbetrieb abhalten. Der Zulauf war besser, als ich angenommen hatte. Nur die Altersgruppe 13-14 Jahre war recht schwach. Meine

Überlegungen gingen ja in Richtung Jugendturnen. Diese Gruppe wurde z.Zt. von meinem Vater geleitet. Sie hatte zwar einige gute Turner, doch der Nachwuchs fehlte. So ging ich wieder mal zu den Schulleitern bzw. Sportlehrern und sprach sie auf die Bundesjugendspiele an. Diese Bundesjugendspiele fanden bei den Schülern guten Zuspruch. Also bot der TV den Schülern die Gelegenheit, sich für die Bundesjugendspiellübungen vorzubereiten. Dies brachte einen begrenzten Zugang, der sich nach einer gewissen Zeit jedoch noch steigern sollte. So konnte auch mancher Schüler in der Schule seine Note im Sport wesentlich verbessern. Auf diesem Wege habe ich gut veranlagte Schüler zum Turnen gebracht. Eine Steigerung gab es auch in der Jugendgruppe. Das Übungsleiterproblem war jedoch noch nicht gelöst, und so nutzte ich die Sonntage, um geeignete Jugendturner zu Übungsleitern auszubilden. Ich selbst habe ebenfalls am Wochenende Übungsleiterlehrstunden bei der Rheinischen Turnschule besucht. So machte ich dann mit der Zeit alle Übungsleiterscheine. Dies brachte es mit sich, daß wir uns im Turngau Düsseldorf an ausgeschriebenen Wettkämpfen beteiligten. Wenn auch nicht mit großem Erfolg, aber der TV war wieder vertreten. Mit der Zeit steigerte ich für diese Turngruppe das Übungsspensum. Der Erfolg sollte sich bald zeigen. Wir, die TV-Jugend, ja selbst die Schülergruppe, konnte sich sehen lassen und wurde somit zum Konkurrenten des TV 1847 in Düsseldorf.

Es war erfreulich, festzustellen, mit welcher Begeisterung diese jungen Turner bei der Sache waren. Ich gebe zu, daß es nicht immer sanft in den Übungsstunden zugeht, dennoch wurde das Gemeinschaftsgefühl gefördert. Man mußte damals auch außerhalb der Turnstunde für die Jungs da sein, d.h. auch schulische Probleme

mußten gelöst werden. Bei einigen haperte es z.B. in der Mathematik, und so mußte auch hier Abhilfe geschaffen werden. Das alles hat dazu beigetragen, den Zusammenhalt zu fördern. Mein Vater war mir eine große Stütze, und wir konnten drei Jugendturner in die Landeskategorie abstellen. Dies gab natürlich auch Auftrieb für die anderen Turnkameraden. Bei den Gauwettkämpfen gab es noch keine Wahlwettkampfausschreibung, und so mußten die Pflichtübungen geturnt werden. Wir konnten mit der Zeit aus allen Altersgruppen Wettkämpfer abstellen. Der Erfolg zeigte sich, und Urkunden wurden zum heißbegehrten Gegenstand.

Auf dem Rheinischen Turnfest 1968 war der TV Ratingen auch mit gutem Erfolg vertreten. An Anerkennung sollte es nun auch nicht fehlen. So wurde 1968 für die Jugendturner, die stets regelmäßig am Übungsbetrieb teilnahmen, eine Fahrt nach Norddeutschland organisiert. Natürlich war diese Fahrt mit einem Turnvergleichskampf verbunden. Der Turnverein Preetz (Holstein) wie auch der TV Kiel haben uns damals einen Turnvergleichskampf ermöglicht. Wir waren Gäste der jeweiligen Vereine, und man zeigte uns manches.

Meine Verbindung zur Bundesmarine ermöglichte es, daß ich mit den Jugendturnern an Bord eines Zerstörers gehen konnte. Für die Jugendlichen war dies absolutes Neuland. Der damalige 2. Offizier auf dem Zerstörer war ein Kamerad von mir, und so lernten die Jugendlichen Schiff und Besatzung kennen. Diese Fahrten wurden vom Vorstand nicht bezuschußt. Wir haben das Geld selbst eingebracht. Die Fahrten haben ganz entscheidend dazu beigetragen, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu steigern.

Als Ausgleichsport hatte ich das Faustballspiel bevorzugt. Leider mußte ich dabei insofern eine Ent-

täuschung erleben, als die erwachsenen Spieler nicht mit den Jugendlichen spielen wollten. Daß sich aus dem Faustballspiel eine ernste Jugendfaustballmannschaft bilden würde, hatte ich selbst nicht für möglich gehalten, aber es war so. Leider war es nur von kurzer Dauer, weil die Faustballspieler aus eigenem Egoismus sich nicht der Jugendlichen annehmen wollten. So löste sich diese Mannschaft nach gut drei Jahren wieder auf. Der Faustballabteilung sagte ich voraus, daß sie

sich ausrechnen könne, wann sie das Auflösungslied anstimmen würde.

Nach dem 100jährigen Vereinsjubiläum im Jahre 1965 sollte sich meine Vereinstätigkeit entscheidend verändern. Die Aufgaben, die mir übertragen wurden, waren für mich am Anfang nicht gerade leicht. Daß sie dennoch gemeistert wurden, lag inzwischen an den Mitarbeitern, die ich dazugewonnen hatte. Die Jugend, besonders die Turnjugend, stand mir stets

sehr nahe. Denn die Turnjugendabteilung war die größte Abteilung im Turnverein Ratingen. Von dieser Gruppe lebte zu dieser Zeit die Handballjugendabteilung. Später sollte sich aus der Jugendabteilung noch die Leichtathletikabteilung bilden. Eine Vielfalt von Sportarten konnte der Turnverein inzwischen den Bürgern anbieten. Aber damit zeichneten sich auch immer mehr Probleme ab.

Karl Schmidt

Nette jonge Lütt

*Ech fahr met em Rad, on kenn Loft es dren,
ech jonn be-im Fahrradreparateur eren.
Ech sach: „De Reife es platt,
kickt emol, wie es denn dat?“
De nohm die Pomp, prompt Loft eren.
„De es nit kapott, et wohr te wennich dren.“
„Watt kost dat, wat ihr vör mech jedonn?“
„Jarnix, ihr könnt widder jonn.“
Ech sach: „Hezzliche Dank“
on dröck em e paar Mark enne Hank.
He seit: „Dat han ech jeen jemach,
on ech wönsch öch noch ne schüne Daach.“
Ja, suwatt jöfft et noch hütt,
nette, jefällige jonge Lütt.*

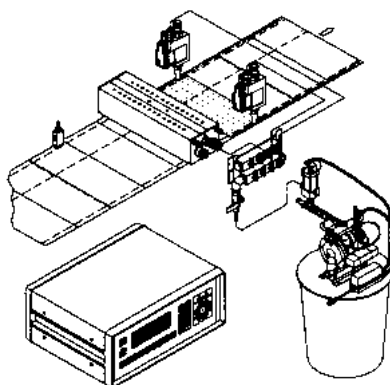
*Do fahr ech ennet Dörp eren,
ech wollt narm Frisör hen.
Op de Speestroot wor en Autoschlang,
ech wor vürsechtich on wat bang,
warden, on konnt nit erüver jonn,
do blieven reits on lenks de Autos stonn
on warden, bes ech mit em Rad
die angere Strootesitt hatt.
Do sohr ech, et woren jonge Lütt,
jo, dat es die Jugend von hütt.
Ech jlöf nit, dat wir besser oder schleiter woren,
wir sind mehr en en angere Tiet jeboren.*

Maria Molitor

vario glue®

Systeme für:

- Druckweiterverarbeitung
- Verpackungsmittelherstellung
- Holzverarbeitende Industrie



hhs®

Leimauftrags-Systeme

hhs
Leimauftrags-Systeme GmbH
Adolf-Dembach-Straße 7
47829 Krefeld
Tel.: 021 51/44 02-0
Fax: 021 51/44 02-111
E-Mail: mail@hhs-systems.de

50 Jahr Lengtö rper Heimatverein

Et sind akkurat foffzig Jahr verjange,
do hä tt et mem Lengtö rper Heimatverein
anjefange.
Te-iesch sind der Theo Volmert un de
Hubert Perpé et te nenne,
die weede de aule Lengtö rper jut kenne.
Eene wor Lehrer,
dem angere jehü rden de Druckerei,
die wore von Anfang an dobei.
De Lehrer Volmert uns Blare
schon mit Heimatforschung lö chere diet.
Fö r sonne Krom, deite mer domols,
nimmt de sich ä wwer vü ll Tied.
Offiziell wued de Heimatverein
am 18. 9. 1950 jejrü ndet dann.
Im Dezember mer schonn
de ieschte Quecke kope kann.
Als Mitbejrü nder wö re noch te nenne,
de Ferdinand Fitzen, de Josef Doppstadt
und de Jean Frohnhoff,
wer diet letztere nit als Mundartdichter kenne?
De ieschte Vorsitzende Hermann Speckamp,
am Graben (jetzt Wedenhof) te Hus,
de wor dat lang, de hielden et 23 Jahr us.
Im Oktober 1973
kom de Willy Brockscothen an de Reih,
de wor och 17 Jahr als Vorsitzender dobei.
Wem ist de in Lengtö rp nit bekannt?
Unermü dlich is de mit Zigar un Aktentä sch
ongerm Ärm rö mjerannt.
Ob Quecken- oder Anzeigenverkauf,
alles ging in schnellem Lauf.
Am 16. 11. 1990 wued dann de
Manfred Buer tö m Vorsitzenden jewä hlt.
De wor schonn lä nger als Schriftleiter aktiv
un hä tt sich seit Johre
mit der „Quecke“ rö mjequä lt.
Mit der Tied wued de Verein immer groetter,
un mer beschloss bei de nä chste Wahl,
et mü sst ne Stellvertreter tor Ungerstü tzung
her, op jeden Fall.
Von 1990–1996 wor de Ulrich Rauchenbichler
unser Mann.
Da durch Satzungsä nderung ne 2. stell-
vertretende Vorsitzende beschlossen wor,
musst noch jemand her, dat wor klor.
Im September 1994 kom de Dr. Andreas Preuß
dazu dann.

1996 hä tt mer dann dat Walburga
Dö rrenberg-
Fleermann jewä hlt,
die ab do tom Vorstand zä hlt.
Kassierer on Schriftfü hrer
sinn och wichtige Persone,
denn et lö pt ja nix ohne.
Als allerieste Kassierer wö ren de Otto
Wü st
un de Peter Hannen te nenne,
die diede bestimmt vö ll Lengtö rper jut kenne.
Peter-Helmut Laufs, Grete Gä rtner und Elsa
Piwernetz wore fö r de Pinunze
zustä ndig lange Zeit, Eldor Koreneef
heisst de Moppeneintreiber heut.
Bis vor kurzem fü hrte Hans Huiras dat Proto-
kollbuch mit Akribie und Akkuranz,
doch och nach Wachablö sung durch dat
Felicitas Lumer, verjisst de uns nit janz.
Em Anfang wouden drei Schriftfü hrer
jewä hlt,
Walter Ebenfeld, Theo Volmert und Erich
Klotz, letztere hü tt noch te us zä hlt.
Donoch makten dat Friedrich Wagner und
Peter Quirnbach, et wore vö ll Johre,
die die fö r de Lengtö rper Heimatverein
tä tig wore.
Kott nachdem die Jrü ndung ü wer de Bü hne
jejange
hant och schon de Aktivitä te anjefange.
Et fing mit Vortragsabende an,
et folgten jefü hrte Wanderungen dann.
Friedrich Wagner von 1950 – 1958
de ieschte Wanderbaas wor.
De zwedde, de Friedrich Kroll,
de makten dat bis 1986 – stolze 28 Jahr.
Donoh kom de Helmut Kuwertz ut Hö sel,
de mä kt dat bis hü tt.
De Wanderungen komme jut an, denn mer sü ht
mitloope vü ll Lü tt.
Bould jing mer och to Stä dtereisen ü wer,
tom Beispiel Paris un Wien,
noh Paris fuhr mer schon im Mai 1956
et ieschte Mol hin.
Die Fahrten wore prima jeplant, organisiert on
betreut vom Leon Juressen,
de is jahrzehntelang de Reisemarschall jewese
on nit zu verjessen.

Dat Fahrtenprogramm jö wt et bis hü tt
 on is sehr beliebt,
 nur Mehrtagesfahrten et nit mer jiebt.
 Noh dem Leon Juressen hä tt de Fritz Wachen-
 dorf de Reiseaktivitä ten e paar Johr betreut,
 Frau Grünewald on Ehemann
 dont dat bes heut.
 De Fritz Wachendorf hä tt e neu Hobby,
 de dä t de Computer bediene on jö wt alles in,
 druckt alles ut,
 domit mer immer om Laufende sinn.
 Wat is denn sonst noch so loss im
 Heimatverein?
 Do fallen enem die monatliche
 Lichtbildervorträ ge ein.
 Die wehde noch immer jut angenommen,
 haben immer ihr Publikum.
 Mer sich immer vö ll Mü h met Themen
 on Autoren jü wt – drum.
 De Hö hepunkt in jedem Johr,
 is de Unterhaltungsnachmittag, dat is klor.
 Mer trifft sich mol widder – et wued jeklö nt,
 mer weede mit Kaffee on Kuchen verwö hnt.
 Dat Unterhaltungsprogramm
 is och immer jut jemischt,
 un et weede mest ut de neue „Quecke“
 Dö nekes opjetischt.
 Noch en Attraktion
 is de Stand om Weihnachtsmarkt schon.
 Do sind alle Bueker on Schrifte von Lengtö rp
 on drö merö m te hann,
 on mer sich de neueste „Quecke“ affhole kann.
 Bis zum Druck der neuen „Quecke“
 ist ein weiter Weg zu gehen,
 alles tut um die Zeit sich drehen.
 Sieht's manchmal auch recht kritisch aus,
 sie kam noch immer pü nktlich raus.
 Doch die Arbeit, die dahintersteckt –
 wer hat die schon entdeckt?
 Die Schriftleitung und die Druckerei
 kö nnen davon ein Liedchen singen,
 ob denen wohl die Ohren klingen?
 De Lengtö rp-Bueker
 on vö ll Artikel sind vom
 Heimatforscher Theo Volmert jeschrieve,
 doch nit alleen dodurch
 is de in aller Erinnerung jeblieve.
 Use Johann Peter Melchior
 wor sinn groet Steckepä d,
 ü wer de e vö ll erut jefonge on jeschrieve hä tt.
 Für seine Verdienste
 wurde am 13. Februar 1993 der Weg
 von der Drupnas zum Sonnenschein hin

mit seinem Namen versehen,
 so wird er zu Recht
 in die Lintorfer Geschichte eingehen.
 Äwwer sonne Verein
 wö r janz schö n allein,
 jö w et nit die Idealisten, die Ehrenamtlichen,
 die unermü dlich brassele on mitmischen.
 De meste Brassel
 hä tt jo de Vorsitzende am Hals,
 dem sinn Frau mä kt tom Jlö ck
 krä ftig met ebenfalls.
 De Heimatverein hä t et bis hü tt
 op 700 Mitglieder jebracht,
 we hä tt dat for foffzig Johr jedacht?
 Doch nicht nur in ganz Deutschland
 gibt's Mitglieder heut,
 auch in der EU, zum Beispiel England,
 man sich der „Quecke“ erfreut.
 Seit 1975 haben wir eine Geschä ftsstelle
 im alten Rathaus, ein eigenes Bü ro,
 dafü r sind wir sehr dankbar und sehr froh.
 Montags von 10 – 12 sind prä sent wir,
 alle Bü cher, Schriften und „Quecken“
 kann man haben hier.
 Wander- und Fahrtenplä ne sind zu bekommen.
 Geme werden auch neue Mitglieder
 aufgenommen.
 Ebenfalls zu finden
 ist das umfangreiche Archiv,
 das wird katalogisiert sehr aktiv.
 Vieles vom verflossenen, alten Lintorf
 fand hier seine Ruh,
 und immer noch kommen „Schä tzchen“ dazu.
 Drei fleißige Helfer vor Ort
 setzen wö chentlich ihre Arbeit fort.
 On tö m Schluss sach ich ö ch noch jet –
 Mer sind seit 1998 sojar im Internet.
 Onger www.Lintorf.de sind wir te fenge,
 wo wir us „News“ dann brenge.



Verein
 Lintorfer Heimatfreunde

Em Kolonialware- Lade

Bei der Lektüre von „E Stöckske Häzz“, einer Zeitschrift, die während des Zweiten Weltkrieges den Lintorfer Soldaten an die Front geschickt wurde und die man getrost als Vorläufer der „Quecke“ bezeichnen kann, entdeckte **Maria Molitor** in der Ausgabe März/April 1944 eine Zeichnung des Lintorfers **Walter Möser**, die den Kolonialwarenladen ihrer Eltern Heinrich und Luise Ehrkamp am Duisburger Baum 84 2/3 (Ecke Duisburger Straße/Breitscheider Weg) zeigt. Die Zeichnung regte sie zu einigen Erinnerungen in Mundart an:

Use Lade am Düsberjerboom,
de sohr ech widder wie em Droom.
Die Mama, wie se immer wohr,
de Brell op de Naas, dann sohr se klor.
De Schörz jestärkt on jebüjelt
janz jlatt,
e blau Kleed, wat se döck an-
hatt,
tefriele on immer ju-et jemu-et,
su stong se henger de Thi-ek on
miek alles ju-et.
Dat Schokoladekästke ut Jlas op
de Thi-ek
stong reits, wen mer de Dür op-
miek.
Em Kästke lohren die leckerste
Saake,
mer konnt et mähr met em Schlü-
tel opmake.
Do lohren Nappo, fönf Penning et
Stöck,
för die Kenger damals e Jlöck.
Schokolad för Ault on Jong,
die schmolz enem op de Tong.
Enne Eck dat Härringsfaat darf
mer nit verjete,
Härring woren jesonk on e bellich
Eete.
Enne Medde de Jlaserkast met
Hefte on Schollkrom
wo die Motter oft Bü-eker, Jreffe-
le on Federkes erutnohm.
On reits on lenks die Schö-et met
Soja on Ries,
met Eeze, Buhne on Jrieß,
met Jraupe on jedruchte Prume,
die en de Bottermelkszupp eren-
kuhme.
On op jiedem Scho-et e
Scheldche met schwatte Schreft,
su konnt mer lese watt dren es.



Janz ove, mer kohm mähr met de
Trappeledder dran,
stongen die Konservebüchse
dann.
Janz reits op em Rejal bes enne
Eck,
lohr Jraubru-et, Schwattbru-et on
Weck.
Lenks op de Thi-ek e Fässke ut
Holz
dodren wohr Majariene, „Clever
Stolz“.
Sie verkoppten Stoppjarn för On-
gerboxe on Socke

on enne Weihnachtstied Nü-et on
Moppe.
De Mann vör de Thi-ek wor ne
Vertreter,
de erklärden jrad watt dem Laufs
Peter.
Dat Beld hätt jemold de Möser
Walter,
de wohr ut em Bosch, su en min-
nem Alder,
de wor oft em Lade, weil he för
sin Motter
moßt enkaupe Kaffee on Botter.

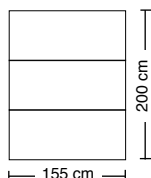
Ein Sofa geht zu Bett.



Quint
sofort lieferbar
38 Farben
Aktionspreis
2250.-



brühl



molitors' Haus für Einrichtungen

KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 • 40885 RATINGEN-LINTORF
TELEFON (0 21 02) 3 52 65 • TELEFAX (0 21 02) 3 71 63

Use Bru-eder Melcher



Use Bru-eder Melcher wollt ne Rieder wehde,
hatt he doch dat Peed noch nit,
konnt he kenne wehde.
Nohm die Motter de Hippebock,
satt de Melcher ovedropp.
Hippebock, ovedropp, Armedee, Bedelee,
es noch lang kenn Riederee, Riederee.

Use Bru-eder Melcher wollt ne Rieder wehde,
hatt he doch de Helm noch nit,
konnt he kenne wehde.
Nohm die Motter de Kaffeepott,
satt dem Melcher op de Kopp.
Kaffeepott op de Kopp,
Hippebock ovedropp, Armeedee, Bedelee,
es noch lang kenn Riederee, Riederee.

Use Bru-eder Melcher wollt ne Rieder wehde,
hatt he doch de Baat noch nit,
konnt he kenne wehde.
Nohm die Motter de Steet vom Haas,
bengt dem Melcher onger de Naas.
Steet vom Haas onger de Naas,
Kaffeepott op de Kopp,
Hippebock ovedropp, Armedee, Bedelee,
es noch lang kenn Riederee, Riederee.

Use Bru-eder Melcher wollt ne Rieder wehde,
hatt he doch de Krach (Kragen) noch nit,
konnt he kenne wehde.
Nohm die Motter de Schöttelplack (Spültuch),
leit dem Melcher öm de Nack.
Schöttelplack öm de Nack,
Steet vom Haas onger de Naas,
Kaffeepott op de Kopp,
Hippebock ovedropp, Armedee, Bedelee,
es noch lang kenn Riederee, Riederee.

Use Bru-eder Melcher wollt ne Rieder wehde,
hatt he doch de Zabel nitt,
konnt he kenne wehde.
Nohm die Motter die Ovespiep (Ofenrohr),
bengt dem Melcher langes de Lief.
Ovespiep langes de Lief,
Schöttelplack öm de Nack,
Steet vom Haas onger de Naas,
Kaffeepott op de Kopp,
Hippebock ovedropp,
Armedee, Bedelee,
es noch lang kenn Riederee, Riederee.

Von Ernst Weyden bereits 1926 erwähntes urrheinisches Scherzlied, das mit unterschiedlichen Texten gesungen wurde. Der hier vorliegende Text wurde von **Maria Molitor** aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Sie hat das Lied 1925 in der „Böcher Scholl“ bei Hauptlehrer Heinrich Schmitz gelernt und gesungen.

Oppas „Posselinghipp“

Nöülech wor ech ens widder emol enne Supermark. Also, et jöwt do hütt nix, wat et nit jöwt. Wie ech mech die volljepackte Rejale bekickden, jing mech de Tied su vörem Krieche-äng un die i-eschte Tied donoh dörch dor Senn. „Supermarkt“ – dat Wo-et wor domols noch nit erfonge.

Lewensmeddellädes jo-ew et! Stöcker sechs op sibbe he en Lengtörp: Brauns, Nagels, Ehrkamps, Vockensberger, Zurlos, Jüntgens. Ech jlöuw, dat wore se dann och schon. En dös Tied hadde die Lades twe-i Denge jemeinsam: Se wo-ere met Jlühbiere schlait belöiht, un önnne fellden döckes dat, wat de Lütt am meiste bruckden. Äwwer do wor mor drann jewennt.

Un genau dat wor die Tied, wo mor als „Selwsvorsorjer“ en Mu-ed koem. Wer ne Jahde oder jet Kleinvieh hatt, also Hönner, Jäus, Kanning oder en paar Pille, wor noch janz ju-et drahn. Wer Platz un dat Fu-eder hadden, hielt sech e Scho-ep, en Hipp oder sujar e Ferke.

Minne Jru-eßvatter z.B. hielt sech so wiet ech teröckdenke konnt Hönner, Pille, e Ferke un en Hipp! Die sinn e-in un alles wor. He meinden nämlech, dat en Hipp jrad en schlaide Tiede besongesch weetvoll wör. Nu, met der Me-inung stung he so zemlich alle-in do. Wenn ech mär an Hippemelk denk(!), kreh ech hütt noch en Jänsehuut!

Wenn su-e Hippke noch kle-in wor, wor dat su re-ihet jät för uns Blare. Wor dor Opa nit ön dor Nöh, hammer dat Dierke hengerem Schobbe jeknubbelt und jedonn. Äwwer wehe, wenn he ons dobei erwischten! Dann jo-ew et jarantiet ne „Balch Wachs“! He di-et jrad su-e, als wöre uns Onüeselickeite ahnsteckend. Späder hatt ech dann doch schon ens dat Jeföhl, dat dor Oppa do nit so janz Onreihet hadden. Denn je ölder su-en Hipp wu-ed, je krabenstijer wu-ed se. Wenn ech hütt teröck denk, es mech e-in Hipp besongesch en Erennerong jebile-ewe. Die wor e uhtjespro-eke Onjeheuer! Vör der föllden ech mech mär secher, wenn ech se henger ne stabile Bräderzung woßt.

Dor Oppa woßten woll von minnem Hippeproblem und mennden, ech wörene Bangzibbel. Doch ech hat do so minn Erfahrungs, do konnt he vortälle, wat he wollt: Do jo-ew et z.B. hengorem Jahde vom Jru-eßvatter en Wies, op der die Hipp öwer Dahch ahnjetüddert wor, öm te fre-te. Do moßt ech ens meddem Oppa hen, we-il meddem Tüdder* jät nit stembden. Un ech, ech(!) sollt die Hipp fasshau-le, domet dor Oppa dat Deng repareere konnt. Schlau, wie ech mennden, hann ech dat dann su enje-recht, dat die Hipp hengerem, und ech vörem Oppa stung. Met langem Ärm un noch längerer Kett vorsöckden ech, der Hipp hengerem Oppa dat Jeföhl te jäewe, dat se vom Oppa jehaule wüed. Wat sol ech öch sahare, dat jeri-etene Hippevieh woßt schienz janz genau, wer dat Äng von der Kett enne Häng hi-elt! Et leiden dor Kopp schi-ep, jing e paar Schrett noh vü-ere, lu-erden öm de Eck un „zupp“ krechten ech met öhr spetze Hönder e paar jetuppt. On dor Oppa och e paar!

Ahnfangs daiden ech, dor Oppa wör met sinnem Tüdderkro-em su-e beschäftigt, dat he vor der Hipp öhr Mäutzes nix metkrechten. Von weje! Su noh dor dredde oder ve-edde Hippe-Attack wu-ed ömm dat ganze te onröhich. „Zupp“ jing et alt widder, un do krächden die Hipp äwwer e paar jeflust. Un weil ech jrad so jönstech stung, hat ech – „zupp“ – och e paar fott! So e-infach wor dat ...

Dor Oppa mi-ek öwwerhoupts kinne Ongerschi-ed, wemm do welche U-ehre jehürden.

Ji-edefalls wor die Hipp von do ahn vör mech „ongedörech“. – Jau! – Mer twei hadde emmer us Probleme, mo-el jrötter, mo-el klender. Schon su-en e-infache Sahk wie se ens ömtetüddere, jing rejelmäich enne Box. Su wie ech en öhr Nöh ko-em, jing dat Sauvieh töm Ahngriff öwwer.

Nit te bejriepe wor, dat minne Koseng die Probleme nit hat! Wenn dä se et o-emes vonne Wies holden, jeri-et de Deuwel von Hipp zwar och enne wahnwitzige Jeschwindichke-itsrausch, wobe-i et

öwwer Bösch on Strühk jing, äwwer dä stung vörem Stall immer noch op sinn Fü-et! Ech schaffden dat hüechstens dorech dor halwe Jahde ...

Örjendwann mennden dor Oppa, he mößt mit dor Hipp no Ratinge, – nomm Bock. Watt datt och emmer bedüdden, ech sollt met, domet dor Oppa nit alle-in wör. För de Dahch sollt ech enn dor Scholl freine-ehme. Schon de Jronnd lüesten en dor Klass e Riesejelächter uht. Doch dor Lehrer wollt en schreftliche Entschuldigung hann. Un do hatt dor Oppa dann e Problem – weje dor Formulierung ...

Dor Oppa hatt sinne Bollerwahre emmer ju-et en Schuß. För de lange Wech noh Ratinge wu-ed de von ömm noch extra ju-et jeschmeert: Öwerall ko-em e Dröpkel Ö-el mi-eh drahn als sönn. Morjens en Allerherrjottsfrü-eh jing et los. Wie mor so vom Hoff erongerfuhre, lachten de Omma stickum henger us her. Mor wohre äwwer och e ku-emesch Jespann: De Hipp stung ahnjebonge em Bollerware, ech vüre an dor Deichsel un dor Oppa mi-ek am Äng de Oufsecht. Tou allem Öwwerfluß jing et och noch medde dörch et Döörp, an minn Scholl vorbe-i! Tem Jlöck wor nömmes vonne Schollkinger oum Schollhoff!

Kott drop, an dor Dickelbeekbröck frochden ne aule Mann dor Jru-eßvatter, wat die Hipp denn hätt, dat se jefahre we-edde mößt. Worop dor Oppa sech jät en dor Bart mormelten, wie: „Die hät kranke Been ...“

Et jing nu dörch de „Rater Siedlung“ un dor „Henkes-fo-escht“ op Ratinge ahn. Mor li-epe öwwer de „B1“, dat jing domols noch, un ko-eme noh dor Weetschaft, „Ruesekothe“ en Di-epebru-ek. Von he af jing et öwwer ne holprie Feldwech (hütt „Rotes Kreuz“) quer dörch de Äcker böß noh de „Rater Papierfabrik“, un wir wore kott drop anne „Westbahn“. Do ahnjeku-eme, saiden dor Opa: „So Jong, nu es et nit mieh wiet.“ Un so woret dann och.

* Tüdder = Eisenpflock zum Anbinden von Vieh

De Bockstation wor an dor „Sandbeek“. Do ouch Hoff ahnjeku-eme, vortrock sech dor Oppa met dor Hipp henger en jröhne Stalldür. „Un ech sollt mech jo nit ongerstonn, nohteku-eme! Odder dörch et Finster te lu-ore!“ Mor said en Lengtörp: „Ju-et Deng bruckt Wiel“. Demnoh moßt dat, wat do em Stall passe-eden, verdahl ju-et sinn, – su lang wie dat du-erden. Ech so-et bestimmt en Stond oder länger do op de Trapp...

Op e-imol stung dor Oppa widder in der Dür, mit dor Hipp am Bengel. Ech moßt dor Bollerware erahnfahre, un dor Oppa stelden die Hipp nu su höschkes do erenn, als wör se uht Jlass odder sujet. Ech daiden: „Wat die Hipp blos hätt? Kann die nit mieh loupe?“ Dor Oppa noh-em nu de Deichsel selws en bedds Häng un trocken de Bollerware rückwäets noh butte op de Stro-et. Do jo-ew he mech jenaue Instruktion, wie die Karr nu te lenke un te beweje wör. E Stöckske wiet hing he sech noch selwer mit anne Deichsel, bös he secher wor, dat ech et widder alle-in könnt.

Mor ko-eme widder op de holprie Feldwech henger de Westbahn. Dä Bollerware do su-e te lenke, dat dor Oppa tefre-edede wor, also die Hipp nit te ärch jeschockelt wu-ed, wor nit ganz e-infach. Stickum hann ech mech ens ömjedri-ent un mech die Hipp beki-eke. Nä, – ech konnt an der nix fasstelle. Se mi-ek för mech ne ganz tefredene E-indrock. Dor Oppa soh dat natörlisch jät angisch. Su wie ech met e-inem Bollerwarerad enne kle-in Schlachlo-ek ko-em, mi-ek he Jedüens, als wör dat Hip-

pevieh uht Posseling un könnt ji-edede Ourebleck usem Bollerware kippe un en dusend Scherwe terspreng.

Vom „Ru-esekothe“ af wor de Stro-et jo widder jeteert un hatt op Lengtörp ahn suja e kle-in Jefälle! Hedörech un dörch Oppas jude Schmeerung moßt dat Bollerwäjelche nit mieh jetrocke, sondern e beske jebremst we-edede. Do en döss Tied op der Stro-et jo so ju-ed wie kinn Autos fuhre un hüechsten emo-el ne Radfahrer koem, hadde mor die ganze Stro-et för us alle-in! So konnt ech met dem Hippewäjelche medde op der Stro-et fahre, wo se schüen jlatt wor. Weil et he nu so flöck li-ep, hat ech bould ne stramme Schrett drop. Wodörch dor Oppa su noh un noh wiet henger ons terückbliew. „Soujong ... nit hüre ...!“ wore henge am schänge. Ech di-et, als jing mech dat nix ahn. Dat Bollerkärke schnurrden äwwer och so schüen, dat et en Freud wor, öm touthüre. Och der Hipp schi-en dat te jefalle.

Dat Vorhängnis no-ehm kott henger dor „B1“ sinne Louf. He hatt de Stro-et e troumhaft Jefälle, un dat Bollerwäjelche met sinn kostbare Ladung li-ep wie e Pitschedöppke. E beske hi-elt ech et jo noch teröck, äwwer su noh un noh jing ech enne leichte Trapp öwwer. Dor Oppa moss woll, entösche em Stormschrett, henger ons laut krake-elt un lamente-et han. Doch dovan wor be-i ons he vüre nix te hüre. Ech jidefalls, ech hüerden mär dat Bollerwäjelche schnurre.

Em jestreckte Jalopp jing et nu dörch dor „Henkesfo-escht“ en

de S-Kurv, do, wo hütt de Kengerspellplatz es. Em Loupe dri-enden ech mech noch eröm, öm te senn, wie datt der Hipp jefiel. Ech soh och noch de Hippebart un de Bömmelkes am Hippehals em Wenk flattere. Jedenfalls mot ech met der Deichsel dobe-i woll ne kle-ine Schlenker jemaht han, denn op e-imol jaloppeerden die Hipp ne-ewe em Bollerware her!

Wo dor Oppa plötzlech herko-em, we-iß dor Herrjott. „Kapaftich!“ jing et. Un met: „Onü-esele ... nixnötziye Pänz!“ hat ech min obliatorische Ohrfiech fott!

Die Hipp äwwer no-em he obbet Ärmke und di-et se ganz, ganz hösch widder en et Bollerkärke stelle un nuschnelten öhr dobe-i jet ennet Ührke. Un de Deichsel no-em he nu selwer enne Hank, un se bli-ew do bös te Hus. Ech schluffden henger her wie ne jeprüjelte Honk ...

Jo, so wor dat domols met Oppas Hipp ...

Übriens, jelacht han ech öwwer die Hipp jlöuw ech mär e-inmol. Nämlich wie se em Stall dat vom Oppa jrahd nöü anjebraide Vordunkelungsrollo öwwer Naiht, – ratzfat – objefre-ete hätt. Nä, wat hätt dor Oppa jeschängt un jejäustert!

Kumm ech hütt schonnens en dor „Henkesfo-escht“ an die „S-Kurv“, denk ech döckes an minne Oppa und dä „Siddesprong“ von der Hipp. Woröm dä demm Oppa su onger de Huht jejange es, hann ech natörlisch i-esch völl, völl später bejri-epe ...

Ewald Dietz

Lengtörper Kall

Aultrücher

Bräng

brötsche

Dääz

döppen

dor Düwel hätt Kermes

Dötz

dötze

driewe

em Mälm pule sich de Spatze

Flutsch

Gleep (Kellergleep)

Halfjehang

Schrotthändler, Lumpensammler

Ränder

langes Anbraten oder Kochen

Kopf

auslesen (Erbsen, Bohnen)

wenn es regnet und gleichzeitig die Sonne scheint

Murmeln

mit Murmeln spielen

antreiben

die Spatzen baden im trockenen, sandigen Boden

Schleuder

Kellerrutsche

unordentliche Person

<i>Jaffel</i>	Gabel
<i>Jöht</i>	Gosse
<i>Jutsch</i>	langes, dünnes Reisig
<i>Kaffeeprött</i>	Kaffeesatz
<i>Kappes</i>	Sauerkraut
<i>Kappesschaaf</i>	Schneidebrett, Hobel zum Schneiden von Weißkraut/Sauerkraut
<i>Karote</i>	Rote Bete
<i>Keuh</i>	unsinniges Gerede
<i>Kien</i>	schlecht heilende kleine Fleischwunde an Händen oder Füßen
<i>klarwe</i>	Butter, Käse, Wurst dick aufs Brot auftragen
<i>Knöngelskehl</i>	Lumpensammler, unzuverlässige Person
<i>Knös</i>	Essensreste auf Kleidungsstücken
<i>Krei</i>	Krähe
<i>Ling</i>	Leine
<i>lött sich op de Ure kalle</i>	hört angeblich zu, ohne das Gespräch aufzunehmen
<i>lure</i>	sehen
<i>Mälm</i>	trockener, sandiger Boden
<i>Meuz</i>	lustige Geschichten, wahr oder unwahr
<i>Modder</i>	Faulendes, Fäulnisstoff
<i>Ölk</i>	Zwiebel
<i>Omesrein</i>	Regenschauer, die am späten Nachmittag beginnen und bis in den Abend andauern
<i>Oos</i>	Ochse
<i>op de Baldere kööhe</i>	ohne Zähne oder Gebiß, nur mit den Kiefern essen
<i>Pöttchesärpel</i>	rohe Kartoffeln, in einer Kasserolle mit Salz, Zwiebeln, Pfeffer, Lorbeerblatt und Speck zubereitet (Dampf-kartoffeln)
<i>pule</i>	bohren, herausklauben
<i>Schlachdubbel</i>	übergroße Person, die zusammengefaltet normale Größe hätte
<i>Schlackadarius</i>	Person mit unkontrolliertem Gang und Bewegungen
<i>Schlotmull</i>	Person mit besonders großem Mund
<i>Schlumm</i>	Arbeitsschürze, altes Kleidungsstück
<i>Schnuffduck</i>	Taschentuch
<i>Schobbe</i>	Schuppen
<i>schröppe</i>	eine Person finanziell ausnehmen
<i>Schülle</i>	Bohnen- oder Erbsenschalen
<i>schüllen</i>	nachsehen, suchen
<i>Schütel</i>	Schürze
<i>Schüttel</i>	Schüssel
<i>Spektakel</i>	Lärmen, lautes Gerede
<i>sperreharrewied</i>	weit offenstehend (z. B. Tür oder Fenster)
<i>Sprinklentes</i>	unruhige, muntere, sehr bewegliche Person
<i>Stiesel</i>	unfreundlich
<i>Stippel</i>	stur, unfreundlich
<i>Stutfurel</i>	großer Vogel, Fabelwesen
<i>Tung</i>	Zaun
<i>üwe</i>	drängen, auffordern
<i>Wäsling</i>	im Wachstum befindliche Pflanze
<i>watsche</i>	viel unkontrolliert reden
<i>Wibbelstetz</i>	unruhig Sitzender
<i>wiehl</i>	welk
<i>Wittfiester</i>	Person mit bleichem Gesicht

Lorenz Herdt

Antoine de Saint-Exupéry

* Lyon 29. Juni 1900 – † am 31. Juli 1944

(Von einem Aufklärungsflug über
dem Mittelmeer nicht zurückgekehrt)



Der siebte Planet war also die Erde.

Die Erde ist nicht irgendein Planet! Man zählt da hundertelf Könige, wenn man, wohlgemerkt, die Negerkönige nicht vergißt, siebentausend Geographen, neunhunderttausend Geschäftsleute, siebeneinhalb Millionen Säufer, dreihundertelf Millionen Eitle, kurz – ungefähr zwei Milliarden erwachsene Leute.

Um euch einen Begriff von den Ausmaßen der Erde zu geben, muß ich euch sagen, daß man vor der Erfindung der Elektrizität dort auf allen sechs Kontinenten zusammen eine ganze Armee von vierhundertzweiundsechzigtausendfünfhundertelf Laternenanzündern im Dienst hatte.

Von einiger Entfernung aus gesehen wirkte das prächtig. Die Bewegungen dieser Armee waren gedrißlt wie die eines Opernballetts. Den Reigen begannen die Anzünder der neuseeländischen und australischen Laternen. Hatten sie ihre

Lampen angezündet, gingen sie schlafen. Dann traten die Anzünder von China und Sibirien zum Tanze an. Auch sie verschwanden hinter den Kulissen. Dann kamen die russischen und indischen Anzünder an die Reihe. Dann die von Afrika und Europa. Dann die von Südamerika. Dann die von Nordamerika. Und niemals irrten sie sich in der Reihenfolge ihres Auftrittes. Es war großartig.

Nur der Anzünder der einzigen Laterne am Nordpol und sein Kollege von der einzigen Laterne am Südpol führten ein Leben voll Müßiggang und Gemütlichkeit: sie arbeiteten zweimal im Jahr.

Aus: „Der kleine Prinz“
Deutsche Übertragung von Grete und Josef Leitgeb
Karl Rauch Verlag, Düsseldorf, 1956

Höhlenfüllungen aus der Unterkreide-Zeit im Wülfrather Massenkalk

Ein unerwarteter Einblick in die Lebewelt des Niederbergischen Landes vor 120 Millionen Jahren

Karsterscheinungen, wie zum Beispiel Höhlen oder Erdfälle, sind im Bereich der devonischen Massenkalk-Vorkommen im Bergischen Land oder Sauerland bereits seit vielen Jahren bekannt. Überall dort, wo Kalkstein an der Erdoberfläche ansteht und bestimmte klimatische Voraussetzungen vorliegen, kommt es zur Lösung des Gesteins, zur Bildung von Höhlen und unterirdischen Entwässerungssystemen. Da derartige Erscheinungen bei der Trinkwassergewinnung, bei Standsicherheitsfragen im Zusammenhang mit Bauvorhaben oder bei der Beurteilung der wertvollen Massenkalk-Lagerstätten eine große Bedeutung haben, wurde die Verkarsung im Rheinischen Schiefergebirge intensiv wissenschaftlich untersucht. Besonders die reizvollen Tropfsteinhöhlen des Sauerlandes sind aber auch Anziehungspunkte für Naturfreunde und Touristen. Die Karsterscheinungen entstanden mit wenigen Ausnahmen in geologisch relativ junger Zeit während des Tertiärs und Quartärs nahe der heutigen Erdoberfläche. Es war daher eine große Überraschung, als im Frühjahr 1997 in einem Steinbruch der Rheinkalk GmbH & Co. KG bei Wülfrath im devonischen Massenkalk große Höhlenfüllungen ent-

deckt wurden, die bis unter das heutige Meeresspiegelniveau reichen und von fast 200 m mächtigem Massenkalk überlagert werden. Wie sich herausstellte, waren diese Hohlräume schon viel früher in der Erdgeschichte entstanden, nämlich in der Unterkreide-Zeit vor etwa 120 Mio. Jahren. Diese Entdeckung ist allein aus geologischer Sicht schon bedeutsam; die in der Höhlenfüllung vorkommenden Fossilien machen die Fundstelle jedoch zu einem paläontologischen „Eldorado“, vergleichbar nur mit wenigen anderen Vorkommen in Europa.

Die Formen des Tiefenkarstes

Der unter-kreidezeitliche Tiefenkarst macht sich in den Wülfrather Steinbrüchen in unterschiedlicher Form bemerkbar. Am spektakulärsten sind große, mit tonig-sandigen Sedimenten gefüllte, ehemals hallenartige Höhlen, auf die sich die Untersuchungen zunächst konzentrierten. Inzwischen wurden auch schachartige, vertikale Versturzdolinen von weit über 100 m Tiefe entdeckt, die mit einer Mischung aus oberdevonischen Tonschieferbrocken und Unterkreide-Sedimenten gefüllt sind, sowie ein mit schichtig aufgebautem Eisenerz (Siderit und Limonit) verfüllter Hohlraum mit einer sicht-

baren Abmessung von 40 m in Ost-West-Richtung und einer Höhe von mindestens 10 m. Daneben treten auch kleinere, unverfüllt gebliebene, röhrenförmige Höhlen auf. Chaotisch gelagerte Gesteinsbereiche (sog. Kollapsstrukturen) über eingestürzten Hohlräumen deuten frühere weitere Fortsetzungen der Höhlensysteme an. Ein weitgehend ungeklärtes Problem bilden Bereiche in der Umgebung der Höhlen, in denen der sonst sehr feste Massenkalk völlig zersetzt und aufgelockert ist. Es ist offen, ob diese Gesteinszersetzung die Voraussetzung für die Höhlenbildung war oder erst nachträglich entstand, weil die Hohlräume mit kalkaggressiven Lösungen durchströmt wurden.

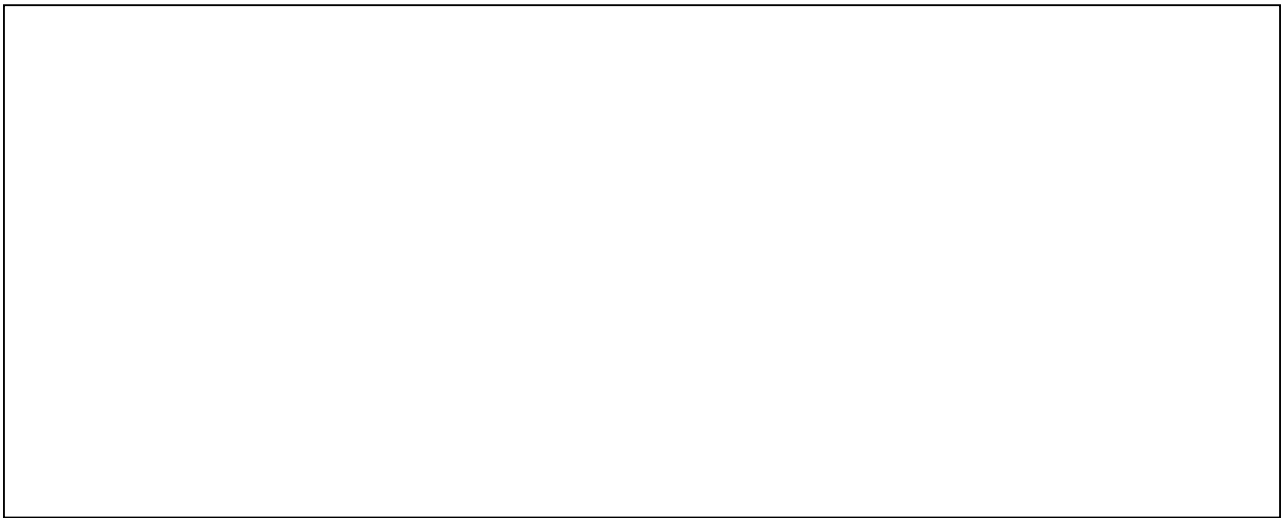
Die Entstehung der großen Höhlen – noch viele Fragen

Die hallenartigen, in der Unterkreidezeit vollständig mit Sedimenten verfüllten Höhlen wurden durch den Kalkstein-Abbau über eine Breite von fast 200 m freigelegt. Die Höhe des Höhlenraums betrug bis zu 20 m, im Durchschnitt 10–15 m. Um eine genauere Vorstellung über die Erstreckung und den Verlauf des gesamten Höhlensystems zu erhalten, wurden vom Geologischen Landesamt NRW mehrere Kernbohrungen abgeteuft. Außerdem konnten weitere Bohrungen und Bodenradarmessungen der Rheinkalk GmbH & Co. KG ausgewertet werden. Aus allen Daten kann man einen Karsthohlraum rekonstruieren, der eine durchschnittliche Breite von 100 m, eine Ost-West-Erstreckung von rund 700 m und eine Höhendifferenz zwischen dem tiefsten und dem höchsten Punkt von 110 m besaß. Wäre diese Halle unverfüllt geblieben, wäre sie wahrscheinlich der größte natürliche Hohlraum in Deutschland.

Die Entstehung so tiefreichender und großer Höhlensysteme im Bereich des Wülfrather Massenkalks ist zur Zeit noch schwer zu er-



Blick von Norden in den Steinbruch Rohdenhaus. Der Höhlenanschnitt befindet sich in der untersten Abbauwand unterhalb der Bandstraßenbrücke



Ost-West-Schnitt durch den Steinbruch Rohdenhaus-Süd mit Lage der fossilen Höhle

klären. Heute reichen sie bis mindestens 200 m unter Gelände. Da seit der Unterkreide-Zeit Gestein an der Erdoberfläche über den Höhlen abgetragen wurde – vorsichtig geschätzt kann man von mindestens 100 m ausgehen – lagen diese Höhlen damals wenigstens 300 m unter der Erdoberfläche. Für die Klärung der Höhlenentstehung ist es wichtig, festzustellen, ob es sich bei den Hohlräumen um eine Flusshöhle mit einem frei fließenden Gewässer gehandelt hat, oder ob sie unter dem Karstgrundwasserspiegel lagen und damit ständig wassererfüllt waren. Eine Flusshöhle müsste oberhalb des Karstgrundwasserspiegels und damit deutlich über dem damaligen Meeresspiegel gelegen haben. Das hätte zur Konsequenz, dass das Niederbergische Land zur Unterkreidezeit eine Höhenlage von über 300 m über dem damaligen Meeresspiegel gehabt hätte. Dies stimmt aber nicht mit den bisherigen Vorstellungen über die damalige Landschaft überein, die man sich als eine relativ flache, küstennahe Ebene vorstellt. (Die Meeresküste lag damals in der nördlichen Niederrheinischen Bucht und im nordwestlichen Münsterland). Es fehlt auch jeder Hinweis auf ein tief eingeschnittenes Tal, in das hinein die damaligen Höhlen hätten entwässern können. Wahrscheinlicher ist es deshalb, dass die Höhlen in großer Tiefe unter dem damaligen Grundwasserspiegel entstanden und ständig wassererfüllt waren. Besitzt eine derartige, vollständig wassergefüllte Höhle zwei Ausgänge zur Erdoberfläche,

die in unterschiedlichen Niveaus liegen, entsteht eine Strömung durch das U-förmig angelegte System und das durchfließende Wasser erweitert die Hohlräume immer mehr. Auf welche Art die Hohlräume in dieser Tiefe ursprünglich entstanden, ist noch unklar. Denkbar ist eine Beteiligung von kalkaggressiven Mineralwässern, die entlang von Gebirgsstörungen oder Klüften aufstiegen. Hierfür spricht neben der schon erwähnten Zersetzung des Kalksteins, dass die Sedimente in der Umgebung der Höhlen auffällige chemische Anomalien zeigen und es teilweise zur Neubildung von Mineralien gekommen ist. Manche der beobachteten Mineralien könnten aber auch erst später, das heißt lange nach der Höhlenbildung, entstanden sein. Sobald einmal eine Wasserwegsamkeit zwischen Erdoberfläche und Höhlensystem bestand, konnten

große Wassermengen das System durchströmen. Mit dem Wasser wurden auch die Sande und Tone in die Hohlräume verfrachtet, die sie dann allmählich bis zum Höhlendach auffüllten.

Die Höhlenfüllung – bunte Sedimente

Die Höhlenfüllung besteht überwiegend aus hellgelben Sanden, in die mehrere dunkelgraue, fast schwarze Horizonte eingeschaltet sind. Die schwarze Färbung wird durch die in diesen Lagen außergewöhnliche Anreicherung von Holzkohle (sog. Fusit) hervorgerufen. Außerdem kommen hell- und dunkelgraue, manchmal auch rötliche, tonigschluffige Horizonte vor. Auffallend ist der große Reichtum an verschiedenen Sedimentstrukturen. Sie beweisen, dass vor allem die sandigen Sedimente überwiegend in rasch fließendem Wasser abgelagert wurden. Große



Blick auf das Areal der Ausgrabung von 1999



Basis der Höhlenfüllung: Eine dunkle Tonschicht überlagert unregelmäßiges Kalkstein-Blockwerk. Darüber folgt hellgelber Sand (Spaten als Maßstab)

Schrägschichtungskörper, Gerölle mit einem Durchmesser von bis zu 15 cm und umgelagerte Tonbrocken mit einem Durchmesser bis zu 30 cm belegen, dass die Strömungsgeschwindigkeit zeitweise außerordentlich hoch war. Dabei wurden stellenweise auch vorher schon abgelagerte Sedimente wieder abgetragen und umgelagert. Die Fließrichtung verlief mit dem Gefälle der Höhle überwiegend von Westen nach Osten. Völlig anders waren hingegen die Sedimentationsverhältnisse bei der Ablagerung der Ton- und Schlufflagen. Vor allem die Tone dürften sich unter Stillwasserverhältnissen abgesetzt haben. Beide Sedimentationsformen kommen dicht benachbart vor, so daß angenommen werden muß, dass in der Höhle gleichzeitig Bereiche mit starker Strömung und solche mit ruhigem Wasser existierten. Manche der vorgefundenen Sedimentstrukturen lassen sich bislang nur schwer deuten. Dies liegt unter anderem daran, dass es vergleichbare Aufschlüsse von Höhlensedimenten kaum gibt, die in weiten, vollständig wassergefüllten Gängen in großer Tiefe abgelagert wurden.

Die Fossilien – ein Einblick in die Vegetation der Unterkreide-Zeit

Neben den geologischen Fragen bietet der Fossilinhalt der Höhlenfüllung weitere spektakuläre Aspekte. Der Fundort der Fossilien in einer Höhle tief unter der Erdoberfläche bedingt, dass die eingeschwemmten Organismen einen



Wechsellagerung von Sand (hell), Ton (grau) und Holzkohlelagen (schwarz); durch nachträgliche Gebirgsbewegungen gestört (Höhe des Bildausschnittes ca. 50 cm)

längeren Transportweg durch das Höhlensystem hinter sich haben. Dabei dürften alle größeren Fossilreste, wie z.B. Baumstämme oder Äste, möglicherweise auch Knochen von Sauriern, die gerade zur Zeit der Höhlenfüllung eine Blütezeit ihrer Entwicklung erlebten, an irgendwelchen Hindernissen hängengeblieben und herausgefiltert worden sein. Was im Höhlensediment eingebettet wurde, sind überwiegend kleine bis teilweise mikroskopisch feine Pflanzen- und seltener Tierreste, die trotzdem von höchster Bedeutung für die paläontologische Wissenschaft sind. Zwar gibt es in Europa weitverbreitet marine Schichten aus der Unterkreide-Zeit, jedoch nur wenige Fundorte, an denen Fossilien von Landlebewesen überliefert wurden. Gerade zu dieser Zeit fand aber mit dem Aufkommen

der Angiospermen, das heißt der „modernen“, bedecktsamigen Blütenpflanzen, ein grundlegender Umbruch in der Pflanzenwelt statt. Aus diesen Gründen ist jeder pflanzenführende Unterkreide-Fundort ein willkommenes Forschungsobjekt zur Pflanzenevolution, Ökologie und Vegetationsentwicklung. Kommen dann auch noch hervorragende Erhaltung und ein großer Artenreichtum hinzu, wie dies bei der Wülfrather Höhlenfüllung der Fall ist, so muss man dieses Vorkommen zu den bedeutendsten unterkreidezeitlichen Fundplätzen Europas zählen.

Nachdem die Untersuchung erster Stichproben bereits eine arten-

und individuenreiche Flora geliefert hatte, wurden systematisch große Probenmengen entnommen und im Geologischen Landesamt NRW eingelagert. Insgesamt wurden von verschiedenen Stellen und Niveaus innerhalb der Höhlenfüllung inzwischen ca. 3000 kg Sediment geborgen. Die Pflanzenfossilien sind nicht gleichmäßig im Höhlensediment verteilt, sondern in bestimmten, meist tonigen Lagen so stark angereichert, dass diese den Eindruck von Kohleflözen machen. Die hellgelben Sande erwiesen sich dagegen bisher als fossilileer. Am häufigsten sind Holzkohlestücke zu finden. Die Holzkohle bildete sich sicherlich durch Waldbrände zur Unterkreide-Zeit und wurde dann vielleicht nach heftigen Regenfällen in das Höhlensystem transportiert. Größere Holzstücke zerfielen bei

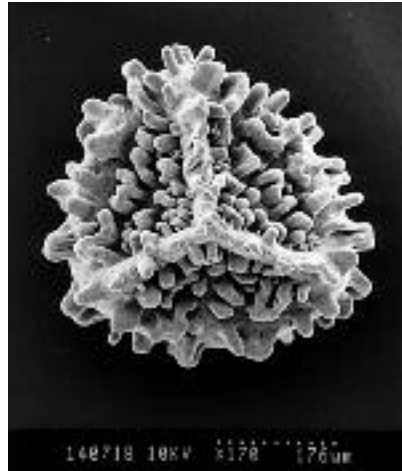
dem Transport sehr rasch, da Holzkohle meist rissig und spröde ist. Die Größe der Holzkohlestücke ist daher meist kleiner als ein Zentimeter. Als Holzkohle erhalte-

auch in sumpfigen Randzonen von Seen. Das Vorkommen von Megasporen in der Höhlenfüllung zeugt also davon, dass es in der Nähe des Schluckloches zumin-

Osmundaceen (eine Gruppe der Farne) gebildet. In einigen wenigen Fällen konnten bei den Funden aus der Wülfrather Höhle sogar noch die Sporen in den Sporangien nachgewiesen werden.



Elektronenmikroskopische Bilder von Megasporen (Vergr. 170x; Punktreihe am Bildrand entspricht 0,176 mm) Bildautoren: Chr. Hartkopf-Fröder & A. Viehofen, Geol. Landesamt NRW



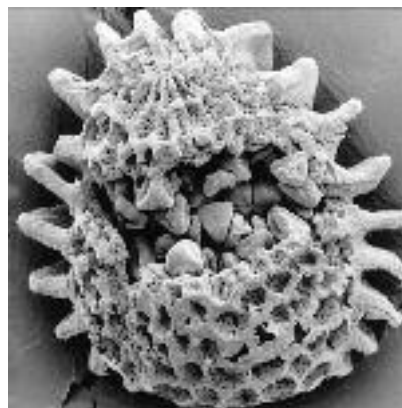
Einzelne Farnblättchen oder Wedelachsen mit einigen wenigen Blättchen sind nicht selten. Auch sie sind verkohlt und daher hervorragend erhalten. Unter dem Rasterelektronenmikroskop kann man noch die Spaltöffnungen auf der Blattunterseite erkennen. Ebenso wurden kleine Früchte und Samen identifiziert. Beim heutigen Kenntnisstand ist es aber noch schwer, diese Reste bestimmten Pflanzengruppen oder gar Pflanzengattungen zuzuordnen.

ne Pflanzenorgane sind für den Paläobotaniker aber immer besonders interessant, da wegen der Verkohlungsprozesse die Strukturen räumlich erhalten geblieben sind und selbst feinste Details noch überliefert sind, die nur unter dem Rasterelektronenmikroskop untersucht werden können. Deutlich größer als die Holzkohlestücke, nämlich bis zu 15 cm lang, sind dagegen vergelte Holzreste, die aber eine deutlich schlechtere Detailerhaltung aufweisen. Neben den Holzresten kommen als größere Fossilien nur noch Koniferenzapfen vor. Diese sind jedoch außerordentlich selten.

Die Masse der Pflanzenfossilien ist dagegen viel kleiner. Dabei handelt es sich um einzelne Pflanzenorgane oder um Teile davon. Am häufigsten sind die Megasporen, die hier außerordentlich arten- und individuenreich vertreten sind. Ihre Größe beträgt zwischen etwa 0,2 und 1 mm. Spektakulär ist vor allem auch die hervorragende Erhaltung, die selbst feinste Strukturen noch erkennen lässt. Heute kennt man solche Megasporen etwa von den Moosfarne (Selaginellales), den Brachsenkräutern (Isoetales) und den Wasserfarne (Salviniales). Diese Pflanzen bevorzugen zumindest feuchte Standorte, zum Teil wachsen sie

dest feuchte Standorte, wahrscheinlich aber sogar flache, stehende Gewässer gab.

Ein weiteres sehr häufig auftretendes Pflanzenorgan sind die Sporangien (Sporenbehälter) von Farne. Am häufigsten sind mehr oder weniger kreisrunde, um 0,3 mm große Sporangien, die an ihrem Rand kräftige Wandzellen (Anulus) besitzen. Ganz ähnliche Sporangien werden heute von vielen einheimischen Farne (Polypodiaceae) gebildet. Neben diesem häufigsten Typ kommen noch an-



Sporenbehälter (Sporangium) eines Farne; die Hülle ist teilweise aufgeplatzt und gibt den Blick auf die im Sporangium befindlichen Sporen frei. (Elektronenmikroskop. Aufnahme, Vergr. 300x). Bildautoren: Chr. Hartkopf-Fröder & A. Viehofen, Geol. Landesamt NRW

dere Sporangien vor, die birnen- oder keulenförmig ausgebildet sind. Ein ganz ähnlicher Sporangientyp wird heute noch von den

Für die zeitliche Einstufung der Höhlenfüllung ganz besonders wichtig sind die Mikrosporen. Sie kommen vor allem in den tonigen Sedimenten vor. Ihre Größe liegt um 0,05 mm und damit deutlich unter der der Megasporen. Viele Mikrosporen wurden von Farnpflanzen und Koniferen produziert. Da man die zeitliche Verbreitung der einzelnen Mikrosporentypen recht gut kennt, lässt sich mit Hilfe bestimmter Leitformen das Alter der Sedimente in der Höhle sicher datieren.

Eine ganz große Besonderheit der Wülfrather Höhlenfüllung sind Pflanzenreste, die blütenähnliche Strukturen darstellen. Hierfür gibt es auf der ganzen Welt nur wenige Vergleichsfundorte und die genaue wissenschaftliche Bearbeitung erfordert die Beteiligung internationaler Spezialisten.

Neben den Pflanzenresten wurden aber auch einige Überreste von Tieren in den Höhlensedimenten nachgewiesen. Hier handelt es sich ebenso um meist kleine, aber sehr gut erhaltene Fragmente. So fanden sich verkohlte Insektenreste, Teile von Kokons von Gürtelwürmern (Clitellata) und sogar Insektenkot.

Wie geht es weiter?

Sehr schnell nach der Entdeckung des Vorkommens war klar, dass der Wülfrather Tiefenkarst und die Höhlenfüllung mit ihrem Fossilin-

halt einer genauen Untersuchung und Dokumentation bedürfen. In Zusammenarbeit mit verschiedenen Universitäten wurde 1997 durch Mitarbeiter des Geologischen Landesamtes Nordrhein-Westfalen damit begonnen, das Vorkommen detailliert zu erforschen. Hierzu wurden in mehreren Grabungskampagnen Teile der Höhlenfüllung großflächig freigelegt und beprobt. Eine der erwähnten Kernbohrungen lieferte ein vollständiges Profil der Höhlenfüllung, das zur langfristigen Dokumentation des Aufschlusses dienen soll. Leider ist der Aufschluss nicht dauerhaft zu erhalten: Spätestens, wenn nach Einstellung des Kalksteinabbaus die Pumpen abgestellt werden, versinken die Wülfrather Höhlen wieder unter dem Grundwasserspiegel. Angesichts der Fülle des Materials stehen wir immer noch erst

am Anfang der Untersuchung und Auswertung der Wülfrather Funde. Trotzdem macht diese kurze Übersicht bereits deutlich, wie vielseitig die hiermit verbundenen Fragen, vor allem aber wie bedeutend die hier erhaltenen Pflanzenreste sind. Wegen der grundsätzlichen wissenschaftlichen Bedeutung gerade der Pflanzenreste aus der Höhlenfüllung von Wülfrath werden diese Untersuchungen von einer Gruppe verschiedener Spezialisten aus dem In- und Ausland durchgeführt. Dass dies möglich ist, verdanken wir vor allem auch der bislang gewährten finanziellen Unterstützung durch das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege und dem Engagement der Rheinkalk GmbH & Co KG, die uns bei den Geländearbeiten in jeder Hinsicht behilflich war. Dieses Unterkreide-Vorkommen wird – das ist nach den ersten Un-

tersuchungen sicher – zumindest bei den Karstforschern und Paläontologen den Fundort „Wülfrath“ weit über Deutschland hinaus bekannt machen.

Literatur:

Drozdowski, G. & Hartkopf-Fröder, C. & Lange, F.-G. & Oesterreich, B. & Ribbert, K.-H. & Voigt, S. & Wrede, V. (1998): Vorläufige Mitteilung über unterkretazischen Tiefenkarst im Wülfrather Massenkalk (Rheinisches Schiefergebirge). – Mitt. Verb. dt. Höhlen- u. Karstforsch., 44: 54-64, 9 Abb.; München

Drozdowski, G. & Hartkopf-Fröder, C. & Ribbert, K.-H. & Viehofen, A. & Wrede, V. (1998): Tiefenkarst der Unterkreide-Zeit im Wülfrather Massenkalk. – Archäologie im Rheinland 1997: 17-20, 5 Abb.; Köln.

Dr. Agnes Viehofen
Dr. Volker Wrede
Geologisches Landesamt
Nordrhein-Westfalen.

Entweder man hat es, oder man braucht es...

...das Netz der fantastischen Möglichkeiten!

ISDN

Vom Papierkram bis zur Installation erledigen wir alles für Sie.

Nur vorbeikommen müssen Sie selbst.

Wir beraten Sie ausführlich, erledigen alle Formalitäten für Sie
und installieren Ihre ISDN-Anlage schnell und fachgerecht.

Hildebrandt

**TV - VIDEO - HiFi - SAT-ANLAGEN - Kabelfernsehen
Handy - Telefon - ISDN - Zubehör**

Telefon 0 21 02 / 70 31 70

Telefax 0 21 02 / 70 31 71 • Lintorfer Markt 9 • 40885 Ratingen

Montag-Freitag 9 - 18.30 Uhr, Samstag 9 - 13 Uhr

In Berlin-Spandau auf den Spuren Ratinger Erdgeschichte

Dass der Blaue See bei Ratingen bis in die 1930er Jahre eine überregional bedeutende Fossilfundstelle war, dürfte dem erdgeschichtlich interessierten Leser längst bekannt sein¹⁾. Bedeutende Aufsammlungen an dieser Lokalität und die wissenschaftliche Bearbeitung der gefundenen fossilen Lebensreste erfolgten zwischen 1902 und 1939 (Drevermann 1902, Paeckelmann et al. 1930-1939 und Paul 1937 und 1939), vor allem aber im Zuge der Kartierungsarbeiten der Preußischen Geologischen Landesanstalt, deren Ergebnisse 1931 von W. Wunstorf publiziert wurden. Die bei der Landesanstalt beschäftigten kartierenden Geologen hatten seit 1890 die Auflage, alle aus ihrer Arbeit resultierenden geologischen und paläontologischen Belegstücke nach Berlin in die Sammlungen der Preußischen Geologischen Landesanstalt zu geben. Einhergehend mit der intensiven Akquisition von Belegproben aus der geologischen Landesaufnahme erfolgte 1890 auch die Gründung eines Geologischen Landesmuseums (Biese 1927/28).

Das Museum wie auch die Preußische Geologische Landesanstalt standen in der Tradition der 1770 gegründeten Bergakademie in Berlin und deren Mineralienkabinett. Der systematische Aufbau des aus dem Mineralienkabinett hervorgegangenen Sammlungs- und Probenarchivs der „Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie Preußens“ erfolgte seit 1873, dem Gründungsjahr der Landesanstalt. Im Jahre 1878 bezog die Landesanstalt mit ihrer Sammlung ein neues, großes Gebäude in der Invalidenstraße 44 in Berlin-Mitte (Daniels et al. 1998).

1939 wurden die Preußische Geologische Landesanstalt und ihr Sammlungsarchiv (nicht das Museum) in die Reichsstelle für Bodenforschung (ab 1941 Reichsamt für Bodenforschung) überführt. Während des Krieges erlitt das Sammlungsarchiv erhebliche Verluste. Eines der bedeutendsten



Das Gebäude Invalidenstraße 44 in Berlin-Mitte. Von 1878 bis 1996 war hier die Preußische Geologische Landesanstalt bzw. deren Nachfolgeorganisationen untergebracht

Sammlungsteile, die preußische Originale-Kollektion (unter Original wird jedes Stück verstanden, das in der Literatur abgebildet ist, z.B. *Productus (Aviona) ratingensis*, Nr. x 00102 zu Paeckelmann 1931), war während des Zweiten Weltkrieges vorsorglich nach Berlin-Rüdersdorf ausgelagert worden. Da diese nach dem Krieg jedoch von der Besatzungsmacht nach Leningrad gebracht wurde, sind auch hier Verluste zu verzeichnen. Ende der 1950er Jahre wurde die Sammlung an die Staatliche Geologische Kommission der DDR zurückgegeben (Daniels et al. 1998).

Das Amtsgebäude Invalidenstraße 44 lag mit Kriegsende im sowjetisch besetzten Teil Berlins, so dass alle noch vorhandenen Unterlagen und Sammlungen des Reichsamtes für Bodenforschung in den Besitz der Besatzungsmacht übergingen. Mit der Gründung der DDR wurde ihr dieser Besitz übertragen. Im Gebäude Invalidenstraße 44 hatte anfangs nun die Staatliche Geologische Kommission, später das Zentrale Geologische Institut (ZGI) der DDR ihren Sitz. Bis zur Wiedervereinigung im Jahre 1990 fand unter Leitung des ZGI ein weiterer Aus-/Aufbau des Sammlungsarchivs statt (Daniels et al. 1998).

1990 wurde das ZGI aufgelöst bzw. in die Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (die BGR ist die Nachfolgeinstitution des Reichsamtes für Bodenforschung in der BRD und hat ihren Sitz in Hannover) überführt. Im Gebäude Invalidenstraße 44 wurde nun eine BGR-Außenstelle geschaffen. Seit 1990 erfolgt eine EDV-gestützte Bestandserfassung, seit 1994 in Kooperation mit dem Museum für Naturkunde Berlin eine Nutzbarmachung der Sammlung für die Öffentlichkeit. 1996 musste die BGR-Außenstelle das Gebäude Invalidenstraße 44 räumen, da im Zuge der Umsiedlung des Regierungsapparates von Bonn nach Berlin dem Gebäude andere Funktionen zugedacht waren. Eine neue Bleibe fand die BGR-Außenstelle in den ehemaligen königlichen Stallungen in der Wilhelmstraße 25-30 in Berlin-Spandau. In den sehr geeigneten Räumen konnten die weit über 1000 Schränke und Vitrinen der

1) ROSENDAHL, W. (1996): Zur allgemeinen Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen. - in: FIENE, M.; ROSENDAHL, W. & Thelen, K. (1996): Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur und Mythos; Natur- und Kulturdenkmäler in Rheinland und Westfalen: Bd. 2; 5 - 21; Gelsenkirchen.



Die ehemaligen königlichen Stallungen in der Wilhelmstraße 25-30 in Berlin-Spandau. Seit 1996 befinden sich hier die Sammlungen der Preußischen Geologischen Landesanstalt als Teil der Außenstelle Berlin der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR)



Gangabschnitt mit Sammlungsschränken und Vitrinen in den ehemaligen königlichen Stallungen, heute BGR-Außenstelle, in Berlin-Spandau. Ein Großteil der hier aufbewahrten Funde sind Sammlungsstücke aus den Archiven der Preußischen Geologischen Landesanstalt

Sammlung übersichtlich und systematischen Belangen folgend aufgestellt werden.

Im Rahmen einer Sichtung und Bearbeitung von Sammlungsstücken aus Frankreich wurde dem Autor Anfang 2000 bekannt, dass die heute in Spandau befindliche Sammlung trotz Kriegsverlusten immer noch aus einem bedeutenden Teil des ehemaligen Sammlungsarchivs der Preußischen Geologischen Landesanstalt besteht. Mit diesem Wissen erfolgte eine sofortige Recherche nach geologischen und paläontologischen Fundstücken aus Ratingen bzw. dem Niederbergischen Raum. Aus dem Studium der älteren geowissenschaftlichen Literatur lag die Kenntnis vor, dass sich die bedeutenden Aufsammlungen von Paeckelmann und Paul, vor allem die vom Blauen See, in der alten Sammlung der Preußischen

„Sammlung Paul“ und „Sammlung Paeckelmann“ gefunden. Mehrere Schubladen dieser Schränke waren mit Fundstücken aus den devonischen und karbonischen Schichten des Blauen Sees gefüllt. Weitere Schränke, die Fossilien aus dem Devon und Karbon des Bergischen Landes enthalten, sind ebenfalls vorhanden.

Der gesamte Sammlungsteil „Stratigraphie und Makropaläontologie“ in der BGR-Außenstelle Berlin, bestehend aus tierischen und pflanzlichen Großfossilien vom Präkambrium bis Quartär und aus den paläontologischen Originalen, hat insgesamt 290.000 Proben. Der Sammlungsteil „Mikropaläontologie“ besteht aus weiteren 630.000 Proben.

Es gibt aber nicht nur paläontologische Sammlungen, sondern auch die Sammlungsteile „Mineralogie“ und „Petrographie“. Die 560.000 Stücke dieser Sammlungen gehören z.B. zu den Rubriken Lagerstätten und Rohstoffe, Bohrproben oder regionale Mineralogie und Petrographie. Auch diese Sammlungen wurden nach möglichen Belegstücken aus Ratingen und Umgebung gesichtet. Fündig wurde der Autor in Schrank L 02. Auf der rechten Seite befinden sich mehrere Schubladen mit Erz- und Mineralstücken aus den Erzrevieren Lintorf, Selbeck und Vel-



Sammlungsschrank mit der Aufschrift „Brachiopoden Sammlung Paeckelmann“. Mehrere Schubladen dieses Schrankes sind mit Fundstücken aus den devonischen und karbonischen Schichten des Blauen See bei Ratingen gefüllt

Geologischen Landesanstalt befinden sollten. Es dauerte auch nicht lange, dann waren zwei komplett gefüllte, große Sammlungsschränke mit der Aufschrift

bert. In Lade 7r fanden sich folgende Stücke aus Ratingen: a) Calcitstufe aus Ratingen-Cromford, Kohlenkalk und b) Sideritstufe aus Lintorf „Friedrichsglück“.



Schubladen aus dem Schrank mit der Aufschrift „Brachiopoden Sammlung Paeckelmann“, gefüllt mit Fossilien aus den devonischen und karbonischen Schichten des Blauen Sees bei Ratingen

Die überwiegende Anzahl der Stücke trug den Fundortverweis Selbeck und Velbert.

Wer nun neugierig geworden ist und selbst einmal die Fossilien, Mineralien und Gesteine aus Ratingen und dem Niederbergischen Land anschauen möchte, der kann die Sammlungen in Spandau nach Voranmeldung besichtigen.

Für Museen und wissenschaftliche Institutionen ist sogar eine Ausleihe der Stücke zu Ausstellungszwecken und/oder zur Bearbeitung möglich. Die Anschrift lautet: BGR, Dienstbereich Berlin, Wilhelmstraße 25-30 in 13593 Berlin-Spandau. Kontaktpersonen dort sind Frau A. Heinke und Herr Dr. W. Lindert.

Dr. Wilfried Rosendahl



Teilweise aufgezugene Schubladen des Schrankes L 02 . Bei den Belegen handelt es sich um Erz- und Mineralstücke aus den Erzrevieren Lintorf, Selbeck und Velbert

Literatur:

BIESE, W. (1927/28): Das geologische Landesmuseum in Berlin.- Der Naturforscher, Heft 5, S. 216-219; Berlin.

DANIELS, C. H. v., HEINKE A., HEUNISCH, C., LINDERT, W. & WIESE T. (1998): Wissenschaftliche Originale in den Sammlungen BGR/NLFB Hannover und Berlin. Schriftenverzeichnis.- BGR, S.1-2; Hannover.

DREVERMANN, F. (1902): Über eine Vertretung der Etroeungt - Stufe auf der rech-

ten Rheinseite – Zeitschr. dt. geol. Ges., S. 480-524; Berlin

PAUL, H. (1937): Die Transgression der Viséstufe am Nordrand des Rheinischen Schiefergebirges.- Abh. preuß. geol. L.-Anst.,N.F.,179, S.1-117; Berlin.

PAUL, H. (1939): Die Étroeungt-Schichten des Bergischen Landes.- Jahrb. preuß. geol. L.-Anst.,59, S. 647-726; Berlin.

PAECKELMANN, W. et al. (1930-39): Die Fauna des deutschen Unterkarbons, Teil

1-4.- Abh. preuß. geol. L.-Anst., N.F., 122, 136,141 u. 194; Berlin.

ROSENDAHL, W. (1996): Zur allgemeinen Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen.- in: FIENE, M.; ROSENDAHL, W. & Thelen, K. (1996): Der Blaue See in Ratingen - Natur - Kultur und Mythos; Natur- und Kulturdenkmäler in Rheinland und Westfalen: Bd.2; 5-21; Gelsenkirchen.

WUNSTORF, W. (1931) Erläuterungen zur geologischen Karte von Preußen und benachbarter deutscher Länder, Lieferung 274, Nr. 2649, Blatt Kettwig, 84 S.; Berlin.

In eigener Sache

Natürlich waren in diesem Jahr die Veranstaltungen zum 50jährigen Bestehen des Lintorfer Heimatvereins das wichtigste Ereignis für den Vorstand und für die Mitglieder. Über sie ist an anderer Stelle dieses Jahrbuches bereits ausführlich berichtet worden. So kann sich der Chronist auf einige wenige kleine, aber nicht unwichtige Geschehnisse beschränken.

Drei langjährige Mitarbeiter im Vorstand des VLH konnten in diesem Jahr runde Geburtstage feiern.

und bei der AWO gezeigt hat. In besonderer Erinnerung bleiben dabei die wunderschönen Naturaufnahmen, die ihm als gelerntem Gartenmeister besonders am Herzen lagen. Bei seinen Vorträgen konnte er auf eine riesige Sammlung von Dias zurückgreifen, die er im Laufe der Jahre zusammengetragen hat. Äußerst wertvoll sind dabei die Aufnahmen, mit denen er den Wandel Lintorfs in den letzten 40 Jahren dokumentiert hat. Viele Gebäude hat er, bevor sie abgerissen wurden, noch einmal

genommen. Manche seiner Fotos sind einmalig und nicht zu ersetzen. So war es denn eigentlich folgerichtig, daß er Mitarbeiter unseres Archivs wurde und seine komplette Dia-Sammlung gleich mit einbrachte.

Am 10. April 2000 konnte Fritz Wachendorf seinen 75. Geburtstag feiern. Viele Vereinsmitglieder kennen ihn als Organisator unzähliger Tages- und Halbtagesfahrten des VLH. Von 1990 bis 1997 war er als Nachfolger von Leon Juressen ein sachkundiger, ideenreicher und stets humorvoller „Reisemarschall“, der sich großer Beliebtheit erfreute. Aus Gesundheitsgründen mußte er dieses Amt aufgeben. Wer weiß aber, daß Fritz Wachendorf als Beisitzer im Vorstand seit langem noch eine andere, nicht weniger wichtige Aufgabe hat? Als sein Schwiegersohn sich vor einigen Jahren einen neuen PC zulegte, übernahm er das Altgerät und begann noch als Rentner damit, sich mit den modernen Medien auseinanderzusetzen. Zunächst verwandelte er dann das alte Mitgliederverzeichnis der Heimatfreunde in eine zeitgemäße PC-Datei und erleichterte damit den Mitarbeitern der Geschäftsstelle ihre Arbeit, vor allem bei Einladungen zu Veranstaltungen oder beim Verschicken der Jahresbriefe. Nachdem er einmal „Blut geleckt“



80. Geburtstag von Josef Lamerz am 27. März 2000. Am Tisch im Vordergrund die drei „Lamerz-Jungens“ Jupp, Hans und Kurt (von links)

Am 27. März wurde Josef („Jupp“) Lamerz 80 Jahre alt und lud Freunde, Bekannte und Verwandte zur Feier in das Evangelische Gemeindezentrum am Bleibergweg ein. Mit seinen Brüdern Kurt und Hans gehört Josef Lamerz zum treuesten Stamm unseres Vereins. Lange Zeit war er als Beisitzer im Vorstand, seit einigen Jahren hilft er Archivar Jürgen Steingen jeden Mittwoch bei der umfangreichen Arbeit des Sortierens, Identifizierens und Katalogisierens. Bei Wind und Wetter macht er sich mit seinem motorgetriebenen Fahrrad von seinem jetzigen Wohnort Breitscheid auf den Weg ins alte Rathaus. Unvergessen sind die vielen Lichtbildervorträge, die er in den letzten Jahrzehnten im Lintorfer Heimatverein, Gartenbauverein

im Bild festgehalten, neue Gebäude, wie z.B. das Schulzentrum, hat er in der Entstehungsphase auf-



Fritz Wachendorf vor seinem Computer in den Geschäftsräumen des Lintorfer Heimatvereins



Friedrich Wagner
am Morgen seines 90. Geburtstages

hatte, speicherte er auch noch die Titel aller bisher erschienenen „Quecke“-Artikel (aus den Jahren 1950 – 2000), so daß man sie nach verschiedenen Stichworteingaben abrufen kann. Auch das ist eine sehr wichtige Hilfe, die vor allem bei der Redaktion des jeweils neuen Jahresbuches zum Tragen kommt.

Ein sehr prominenter Lintorfer wurde schließlich am 1. September 90 Jahre alt: Schulrat a.D. Friedrich Wagner. Aufzuzählen, was er in Lintorf im öffentlichen, im schulischen und kirchlichen Bereich seit den 50er Jahren eingeleitet, begründet und bewirkt hat, würde Bände füllen und ist an anderer Stelle schon vielfach gewürdigt worden. Meine Aufgabe als Chronist ist es, seine Tätigkeiten für den Lintorfer Heimatverein hervorzuheben. Schon 1952, er war kaum ein Jahr in Lintorf ansässig und Leiter der evangelischen Schule Am Graben (heute: Eduard-Dietrich-Schule) geworden, wählte ihn die Mitgliederversammlung zum Schriftführer des Vereins. Im gleichen Jahr wurde er der erste Wanderbaas des VLH, ein Amt, das er bis 1958 ausübte. Ungezählte Einzelvorträge und Vortragsreihen zu geschichtlichen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Themen bereicherten das Programm des Lintorfer Heimatvereins in den 50er und 60er Jahren, und als Autor der „Quecke“ berichtete und berichtet er seit Jahrzehnten von seinen

mannigfachen Aktivitäten in und für Lintorf oder er schreibt Beiträge zur Geographie und Geschichte seines Heimatortes und der Region.

Allen drei Jubilaren gratulieren die Lintorfer Heimatfreunde sehr herzlich und sprechen ihnen für ihre Hilfe und ihren Einsatz großen Dank aus.

Das seltene Fest der Eisernen Hochzeit konnten unsere Mitglieder Klara und Franz Preuß am 21. Juni 2000 feiern. Vor 65 Jahren hatten sie sich in der St. Antonius-Kirche in Essen-Frohnhausen das Jawort gegeben. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg verließen sie mit anderen Mitgliedern der Familie das kriegszerstörte Essen, um sich im damals noch beschaulichen Dorf am Dickelsbach nieder-

des stellvertretenden Schriftführers zurück. An seiner Stelle wurde **Hedwig Krolle** neu in den Vorstand gewählt.

Wolfgang Kannengießer, früherer Organist, Chorleiter und Rendant der Kirchengemeinde St. Anna, hat im Verein bei vielen kulturellen Veranstaltungen und Aufführungen aktiv und als Berater mitgewirkt und unsere Reiseleiter bei der Vorbereitung ihrer Fahrten unterstützt (Lieblingsziel: Romantische Kirchen und Dom in Köln!).

Für diese Hilfe und seine vielen lustigen Einfälle ein herzliches Vergelt's Gott!

Ein paar Tage nach dem Unterhaltungsnachmittag unseres Vereins am 4. November konnten wir das 700. Mitglied willkommen heißen.



zulassen. Hier lebt das betagte Ehepaar seit Jahren in seinem Haus am Starenweg. Auch ihnen gelten unsere herzlichen Glückwünsche.

Am 21. Juni 2000 fand im Pfarrsaal der St. Johannes-Kirchengemeinde die diesjährige Mitgliederversammlung des Vereins Lintorfer Heimatfreunde statt. Alle zur Wahl stehenden Mitglieder des Vorstandes wurden einstimmig wiedergewählt. Wolfgang Kannengießer, der dem Vorstand viele Jahre angehört hatte, trat aus Alters- und Gesundheitsgründen vom Amt

Erika Schröder war dem Verein über die Mitgliedschaft ihres Mannes schon lange freundschaftlich verbunden und hatte an Fahrten und Veranstaltungen teilgenommen. Nun wurde sie eigenständiges Mitglied. Am Freitag, dem 24. November 2000, gratulierte ihr Walburga Fleermann-Dörrenberg, die stellvertretende Vorsitzende des Vereins, ganz offiziell im alten Lintorfer Rathaus und überreichte ihr als Willkommenspräsent die beiden Lintorf-Bücher von Theo Volmert, die der Lintorfer Heimatverein herausgegeben hat.

Unser nebenstehendes Foto zeigt die beiden Damen vor den Vitrinen des VLH im Treppenhaus des Rathauses.

Die Vitrinen, in denen mehrmals im Jahr kleine Ausstellungen zur Geschichte Lintorfs und unseres Vereins zu sehen sind, erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Für die Gestaltung ist Walburga Fleermann-Dörrenberg verantwortlich. Zum Jahresabschluß hat sie zum Thema „Lintorf im Winter“ Fotos aus dem Archiv des Vereins und fast vergessene winterliche Accessoires zusammengetragen. Allen Lesern sei die kleine Ausstellung wärmstens empfohlen.

Im September konnte der Lintorfer Heimatverein Staatsanwaltschaft und Kripo helfen, das Rätsel um einen geheimnisvollen Leichenfund zu lösen. Bei Ausschachtungsarbeiten an der Kegelbahn des Gasthofes „Zur Post“ in der Nähe des Lintorfer Bahnhofes wurde ein menschliches Skelett gefunden. Eine Boulevardzeitung mutmaßte, es handle sich um die Gebeine des verschwundenen und wahrscheinlich ermordeten Kö-Millionärs Otto-Erich Simon. Viele alte Lintorfer und regelmäßige „Quecke“-Leser wissen natürlich, daß sich an dieser Stelle einst der zweite Lintorfer Friedhof befand. Beim Bau der Häuserzeile am Bahnübergang waren 1899 viele Knochenreste geborgen und umgebettet worden, doch hatte man das im hinteren Teil des Grundstücks gefundene Skelett wohl damals vergessen. Mittlerweile wurden die kriminalpolizeilichen Ermittlungen in diesem Fall abgeschlossen.

Zum Schluß bitten unsere Freunde vom Angermunder Kulturkreis e.V. die „Quecke“-Leser um Hilfe. Michael Steinhoff, verantwortlich für viele schöne Kunstaussstellungen im Bürgerhaus Angermund, sucht nach dem verschwundenen Original eines Gemäldes des Landschafts- und Industriemalers Cornelis de Waal (1881 – 1946), der eine Zeitlang in Angermund gelebt und in unserer Gegend gemalt hat. Zum 120. Geburtstag des Künstlers soll im März 2001 eine Ausstellung im Bürgerhaus



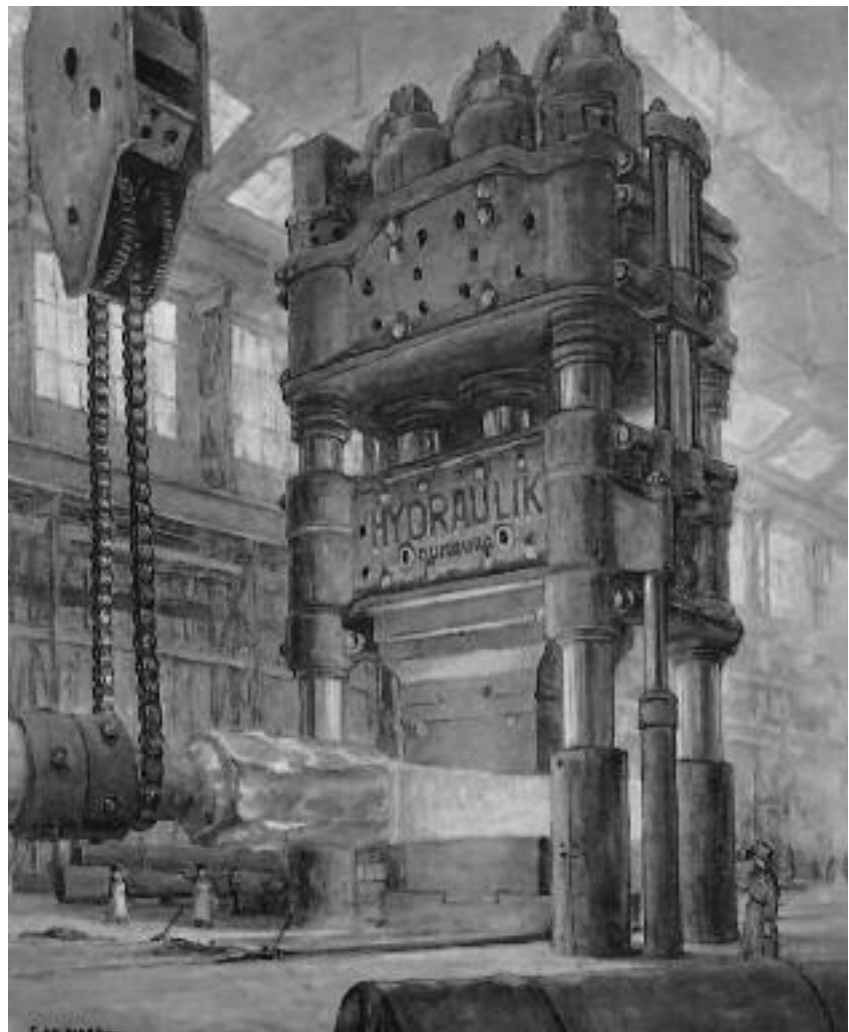
Foto: René Lahn

Angermund stattfinden, zu der auch ein limitiertes Beiheft erscheint.

Das gesuchte Bild zeigt eine reinhydraulische Schnellschmiedepresse und wurde in den 30er Jahren von der Firma Hydraulik GmbH Duisburg, einer Tochtergesellschaft von Rheinmetall-Borsig und

Demag, in Auftrag gegeben. Wenn jemand über den Verbleib dieses ca. 80 x 100 cm großen Bildes Auskunft gegen kann, so wende er sich bitte an

Michael Steinhoff
Im Großen Winkel 18,
40489 D'dorf, Tel. 02 03 / 74 03 78
Manfred Buer



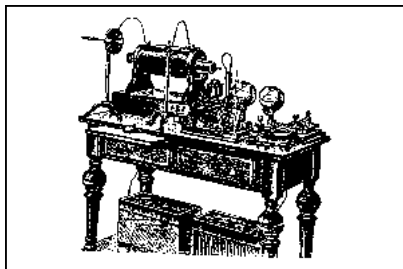
Lintorf vor 42 Jahren:

Lintorfer durchleuchteten Geldbörse

LINTORF. Eine Reihe von physikalischen Apparaten war am letzten Donnerstagabend in einem Klassenzimmer der evangelischen Schule aufgebaut, mit geheimnisvollen Röhren, Kabeln, Schaltern, Meßgeräten und einem Bildschirm. Mit ihrer Hilfe zeigte Hauptlehrer Wagner den Lintorfer Heimatfreunden das, was er vorher in einem Vortrag über Wilhelm Konrad Röntgen theoretisch erläutert hatte: wie ein Röntgen-Gerät funktioniert. Er durchleuchtete Füllfederhalter und Geldbörsen. Was viele Zuhörer dabei besonders überraschte, war, daß sämtliche Schaltanlagen und physikalischen Einrichtungen von den Schulkindern der evangelischen Schule in den letzten Jahren selbst während des Physik- und Werkunterrichts gebastelt worden sind, natürlich mit Ausnahme der Geißlerschen und Crookesschen Röhren, die hier verwendet wurden.

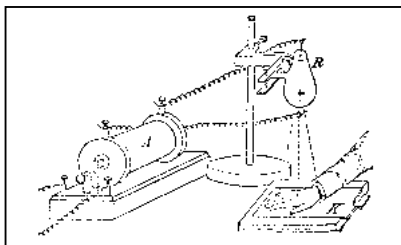
Hauptlehrer Wagner ging bei seinem Vortrag aus vom Stand der Physik im 19. Jahrhundert. Damals glaubte man, auf naturwissenschaftlichem Gebiete alles zu wissen. Als der junge Max Planck seinem Professor Jolly sagte, er möchte gern Physik studieren, riet dieser ab, da die „Entwicklung der Physik abgeschlossen sei, es gehe nur noch darum, die fünfte Dezimale genauer zu berechnen. Dann sei das physikalische Weltbild restlos abgerundet.“ Interessant zu beobachten, wie die damals vorherrschende Sicherheit auf moralisch-sittlichem Gebiet auch auf die Wissenschaft abfärbte.

Diese Anschauung wurde dann schwer erschüttert durch die Entdeckungen der Eheleute Curie und Henri Becquerels auf dem Gebiet der Radioaktivität, der Entdeckung Wilhelm Konrad Röntgens, der eine neue Art der Strahlungen feststellte, durch Albert Einstein, der ein völlig neues Weltbild aufstellte. Ausgelöst wurden diese Entdeckungen durch die Diskrepanz, die zwischen den Beobachtungen der Wissenschaftler und den überlieferten Theorien der Lehrbücher bestand.



Reizvoll ist es, einmal der Geschichte dieser Entdeckungen nachzugehen. Friedrich Wagner tat dies am Donnerstagabend, als er über Wilhelm Konrad Röntgen sprach, den Entdecker der

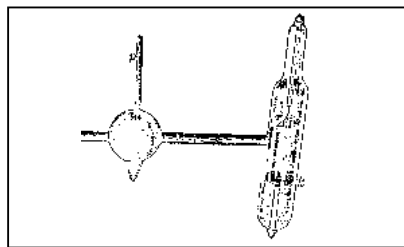
Röntgenstrahlen. Am 27. März 1845 wurde in Lennep als Sohn eines wohlhabenden Tuchhändlers Wilhelm Konrad Röntgen geboren. Schon drei Jahre später zog die Familie nach Appeldorn in Holland und verlor damit die preußische Staatsbürgerschaft.



In Appeldorn hatte Wilhelm Konrad Röntgen Pech: er wurde vorzeitig wegen irgendeines Streiches von der Schule entlassen und stand ohne Abitur da. Das hatte tragische Folgen, da ihm deshalb nicht erlaubt wurde, in Deutschland zu studieren. Er versuchte, als Externer die Prüfung nachzuholen, fiel aber durch. Röntgen mußte in Zürich studieren, bei Professor Rudolf Clausius, der die „mechanische Theorie der Wärme“ aufgestellt hat. Dort wurde er Diplom-Maschineningenieur und gab ein Jahr später, 1869, seine Dissertation zum Dr. phil. über ein mathematisches Thema ab. Anschließend wurde er an der Würzburger Universität Assistent, konnte aber immer noch nicht habilitieren, da er kein Abitur hatte. Darauf nahm er einen Lehrauftrag nach Straßburg an und wurde dort Professor. Über Gießen führte dann sein Weg nach Würzburg zurück, wo er dann endlich Professor für Physik werden konnte.

Dort gelang ihm am 8. November 1895 die Entdeckung der nach ihm benannten Röntgenstrahlen, als er bei einem Experiment mit normalen Crookesschen Röhren

ihre Fluoreszenz auf einem Barium-Platin-Cyanür-Schirm beobachtete. Interessant ist, daß andere vor ihm diese Erscheinung beobachteten, ohne jedoch ihre Bedeutung zu erkennen. So gibt es eine durch Röntgenstrahlen belichtete Fotografie, die der amerikanische Physiker Goodspeed von der Pennsylvania-Universität schon vor Röntgen anfertigte. Auch er erkannte nicht, was das bedeutete. Anders Wilhelm Konrad Röntgen. In seinem ersten Untersuchungsbericht, den er auf ganz wenige Seiten beschränkte und in dem er „mit hinlänglicher Genauigkeit“, wie er sagte, die Röntgenstrahlen beschreibt, weist er bereits auf die Bedeutung dieser Strahlen für die Medizin und andere Wissenschaften hin. Er nennt sie X-Strahlen. Am 28. Dezember 1895 wiederholte er sein Experiment in einem öffentlichen Vortrag. Er erntete einen tollen Applaus, aus der Versammlung her-



aus wurde vorgeschlagen, die 1/2-Strahlen nach Röntgen zu benennen. In kurzer Zeit ging die aufsehenerregende Entdeckung rund um die Welt, die Stadt Lennep ernannte Röntgen zum Ehrenbürger. 1900 ging er an die Universität München und starb dort im Jahre 1923. – Herzlicher Beifall der Heimatfreunde dankte Friedrich Wagner nach den anschaulichen Experimenten für den Vortrag.

Rheinische Post
vom 26. Februar 1958

Beschauliches Lintorf



Die heutige Straße Am Speckamp weist auf eine der ältesten Flurbezeichnungen Lintorfs hin. Die Bewohner des gleichnamigen Hofes werden bereits im Bruderschaftsbuch von 1464 und im „Liber Pauperum“, dem Armenbuch der Pfarrgemeinde St. Anna, erwähnt.

Erich Philipp Ploennies, der erste Kartograph unserer Heimat, nahm den Speckamp als einen von 40 Flurnamen aus Lintorf in seine „Topographia Ducatus Montani“ (Topographie des Herzogtums Berg) auf. Die Familien Speckamp, die heute noch in Lintorf leben, können ihren Namen sicherlich von der Flurbezeichnung ableiten. Bekanntlich hieß der Gründungsvorsitzende des Lintorfer Heimatvereins Hermann **Speckamp**. Und lustigerweise wohnt der heutige Vorsitzende seit gut 25 Jahren in dem kleinen Sträßchen Am Speckamp.

Unsere Bilder, die Theo Volmert in den Jahren 1984 und 1985 gemacht hat, zeigen den Speckamp im Laufe der Jahreszeiten. Heute ist dem alten Anwesen das Neubaugebiet an der Krummenweger Straße bedenklich nahe gerückt. Die Idylle ist verschwunden.

M. B.



Jürgen Arnolds feierte in Lintorf Primiz

Beim ersten feierlichen Gottesdienst seines Freundes Martin Arndt in dessen Heimatpfarre St. Anna am 5. Juli 1998 hatte Jürgen Arnolds noch als Diakon konzelebriert, am 2. Juli dieses Jahres feierte er selbst in der Pfarrkirche St. Johannes, Pfarrer von Ars, Primiz mit seiner Familie, seinen Freunden und Bekannten aus Lintorf und aus seiner Studienzeit sowie den Gläubigen der Gemeinden St. Anna und St. Johannes, die trotz der beginnenden Urlaubszeit sehr zahlreich zum Gottesdienst erschienen waren. Die erste heilige Messe in Lintorf zelebrierten mit Jürgen Arnolds die beiden gebürtigen Lintorfer und Jugendfreunde Dr. Joachim Windolph und Joachim Decker sowie Pfarrer Pater Chris Aarts o. s. c. . Sowohl bei der Messe als auch bei der anschließenden fröhlichen Feier im Pfarrzentrum von St. Johannes war seit langem auch wieder einmal der schwerkranke frühere Pfarrer von St. Anna, Franz Mezen, zugegen, der seelsorgerische Betreuer und Berater Jürgen Arnolds in seiner Jugendzeit. Er wurde besonders herzlich willkommen geheißen. Die Dankandacht zur Primiz fand dann in St. Anna statt, der Heimatpfarrkirche von Jürgen Arnolds.

Der Primiziant wurde am 4. Juni 1966 in Düsseldorf geboren. Mit seiner Familie zog er 1973 nach Lintorf. Durch das kirchliche Engagement seiner Eltern – die Familie Arnolds ist besonders aktiv in der KAB – wurde seine Jugend entscheidend mitgeprägt. Er war aktiv in der Jugendarbeit seiner Pfarre und später des Dekanats, und auch in der Ausbildung und den ersten Berufsjahren blieb er seiner Pfarre eng verbunden. Nach der Fachoberschulreife hatte Jürgen Arnolds zunächst eine Ausbildung zum Polizeibeamten absolviert. Erst als dann Entscheidungen über seinen weiteren Berufsweg anstanden, entschloß er sich, Priester zu werden. Er holte sein Abitur nach und begann 1991 ein Theologiestudium in Bonn. Am



Primiz in St. Anna/St. Johannes am 2. Juli 2000. Von links nach rechts: Primiziant Jürgen Arnolds, Pfarrer i. R. Franz Mezen, Pfarrer Pater Chris Aarts o. s. c.

27. Mai 1997 wurde er zum Diakon, am 30. Juni 2000 im Hohen Dom zu Köln zum Priester geweiht.

Die Lintorfer Heimatfreunde gratulieren Jürgen Arnolds noch einmal ganz herzlich und wünschen ihm segensreiches Wirken als Priester in seiner ersten Gemeinde.

Vielleicht kann die Lintorfer katholische Gemeinde in absehbarer Zeit eine weitere feierliche Primiz erleben, denn zusätzlichen Grund zum Feiern bot am 2. Juli 2000 der erste Gottesdienst als Diakon von Temur Johannes Bagherzadeh, der am 18. Juni 2000 geweiht worden war.

Manfred Buer

Buchbesprechungen:

Stubenhöfer, Erika · Münster, Dr. Erika · Schulz-Hönerlage, Joachim
Ratingen 1900–2000

Zeitungsberichte und Fotos / Ratingen 1999, Geiger-Verlag, Horb am Neckar

Geprägt und umworben von Glamour, Glitzer und überströmenden „Events“ kam der große Jahreswechsel 1999/2000 auf uns zu. Die angepriesenen Superlative nahmen kein Ende, Ruhe und Besinnlichkeit dagegen rückten in den Hintergrund.

In diesem Millenniums-Fieber entschied sich auch das Rater Stadtarchiv zu einer Jahrhundert-Rückschau.

Wohltuend ruhig und sorgsam ausgewählt schon gleich das äußere Bild: Auf DIN A4-Hochformat rundum die Rater Zeitung vom Tag der Mobilmachung, dem 1. August 1914. Vorderseitig dazu eine Werbeanzeige des damals stadtbekannten Kaufhauses Peter Albert Tack, herrlich hier die Damenmode um die Jahrhundertwende. Emanzipiert war die Frauenwelt wohl noch nicht.

Als Aufbruch in die nächste Hälfte des Jahrhunderts steht das zweite Foto auf der Titelseite. Zwar hat das Mittelalter augenscheinlich auch den Zweiten Weltkrieg überlebt, Peter und Paul, Bürgerhaus und Marktplatz in über Jahrhunderten bewährter Eintracht, aber nun dominiert das Auto, „man“ parkt im Herzen der Stadt, als bald City genannt. Eine neue Zeit bricht an.

Erika Münster, Erika Stubenhöfer und Joachim Schulz-Hönerlage laden durch alte Werbeanzeigen, Fotos und besonders durch die Presseberichte der Rater Zeitungen¹⁾ zum besinnlichen Schmökern ein.

Mit klarer Chronologie in den sechs Abschnitten²⁾ Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, Besatzungszeit, Bundesrepublik und wiedervereinigtes Deutschland kann der Leser das Jahrhundert Weltgeschichte und das Jahrhundert Rater Geschichte Revue passieren lassen.

Die Erläuterungen zu Bild und Text auf jeder Buchseite sind hervorragend formuliert. So wird schnell klar, wie jeder von uns in das große Geschehen verwoben ist und wie jeder einzelne im Zeitgeist die Dinge erlebt und betrachtet.

Dem Anliegen der Autoren wird das Buch gerecht, es „konzentriert sich schwerpunktmäßig auf den Einfluss der allgemeinen Geschichte auf die Stadt“³⁾.

Beispielhaft:

- Ein Foto von 1916 zur Einrichtung von Volksküchen in Ratingen, Hunger und Not während des Ersten Weltkrieges⁴⁾.
- Eine Wahlanzeige zu den Stadtratswahlen im August 1924, die National-Konservativen treten als Ordnungsblock an⁵⁾.
- Ein Foto von Lehrlingen der Dürr-Werke 1939 in Hitler-Uniform. Wie überall im Reich zeigt das Bild aus Ratingen die braune Manipulation⁶⁾.
- Ein Mundartgedicht aus der Rheinischen Post 1946, die Vergangenheit soll möglichst schnell unter den Teppich gekehrt werden⁷⁾.
- Die Ankündigung eines Lichtbildervortrages in der Berufsschule Minoritenstraße für den 24. November 1954 mit dem markigen Titel „Vom Blauen See zur blauen Adria“, die fünfziger Jahre in voller Blüte⁸⁾.
- Doch die Mobilität hat ihre Grenzen. Die Rheinische Post berichtet am 26.11.1973 vom ersten autolosen Sonntag, dass zahlreiche Kutschen im Angertal auf Achse waren⁹⁾.
- Ganz aktuell, aber elf Jahre her ist der Protest gegen Republikaner im Rater Rathaus¹⁰⁾, der Rater Widerstandskämpfer Josef Schappe hielt dazu im November 1989 eine Rede.

Die Wiederholung von fatalen Fehlern und das ständige Aufgreifen alter Themen bewirkt oftmals heiteres, aber auch trauriges Kopfschütteln und Unverständnis. Zum Schmünzeln ist zum Beispiel, dass schon 1905 über das „Zwangsladenschlussgesetz“ getetzt wurde¹¹⁾, oder dass im Jahre 1905 die Oberstraße verkehrsberuhigt (von was?) wurde¹²⁾, oder dass 1909 die Gehälter der städtischen Beamten offen gelegt wurden¹³⁾, dazu die Kommentare der Autoren mit dem Vergleich zu den Gehältern der Fabrikarbeiter und Facharbeiter in Ratingen¹⁴⁾. Das alles sind bis heute Dauerbrenner in der alltäglichen Presse.

Dieses Buch macht Freude, einzig die abschließende Chronologie erscheint zu ausführlich und lässt eine lokalbezogene Zeittafel zu Ratingens Geschichte 1900 bis 2000 vermissen.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

1) Die „Rater Zeitung“ erschien mit Unterbrechungen von 1871 bis 1968. Die „Rheinische Post“ hatte erstmals im Jahre 1948 einen Lokalteil Ratingen-Angerland. Die „Düsseldorfer Nachrichten“ erschienen seit 1918 und gingen 1979 in die „Westdeutsche Zeitung“ über.

2) Stubenhöfer, Münster, Schulz-Hönerlage, Ratingen 1900–2000, 1999, Inhaltsübersicht

3) a. a. O., Seite 4

4) a. a. O., Seite 27

5) a. a. O., Seite 39

6) a. a. O., Seite 55

7) a. a. O., Seite 74

8) a. a. O., Seite 78

9) a. a. O., Seite 89

10) a. a. O., Seite 100

11) Rater Zeitung, 25.01.1905, a. a. O., Seite 20

12) Rater Zeitung, 19.08.1905, a. a. O., Seite 14

13) Rater Zeitung, 11.12.1909, a. a. O., Seite 10

14) a. a. O., Seite 10

Richard Baumann: St. Bartholomäus in Hösel 132 Seiten, Ratingen-Hösel, 2000

Dr. Richard Baumann lenkt mit seinem neuesten Buch wieder einmal den Blick in die Ratinger Kirchen- und Lokalgeschichte. Nach seinen Veröffentlichungen über St. Christopherus in Breitscheid („Eine Gemeinde am Kreuzweg unserer Zeit“) und über das Dekanat Ratingen II („Kirche auf dem Weg in das 21. Jahrhundert“) stellt er diesmal die katholische Kirchengemeinde St. Bartholomäus in Hösel vor. Schon wenn man das Buch zur Hand nimmt, spürt man etwas von der Spannung, die in der Geschichte dieser Gemeinde liegen muss. Auf der Vorderseite des Buches ist die heutige Pfarrkirche abgebildet, während die Rückseite dieselbe Kirche vor der Erweiterung zeigt.

In gewohnter Weise hat der Autor die lokalen Archive (vor allem das Pfarrarchiv) und natürlich auch sein eigenes umfangreiches Archiv befragt und so ein sachkundiges und kenntnisreiches Bild einer Kirchengemeinde gezeichnet, die sich anders darstellt als die meisten Pfarrgemeinden in der Nachbarschaft, so zum Beispiel in Ratingen, in Lintorf oder in Homberg, die alle auf eine lange Tradition zurückblicken, was sich auch in ihren Kirchenbauten ausdrückt. Hösel ist eine „Diasporagemeinde“, in der die katholischen Christen zwar auch auf eine lange Geschichte verweisen können, die, gemessen an der Manifestation in einem eigenen Kirchenbau, doch relativ jung ist. Das Buch stellt eine Gemeinde vor, die sich trotz massiver Widerstände – oftmals fehlte es nur (!) am Geld, dann aber auch am guten Willen derjenigen, die zu entscheiden hatten (gemeint sind die kirchliche Behörde in Köln und der preußische Staat) – entwickeln konnte.

Die Wurzeln des christlichen Glaubens weisen für Hösel bis ins 9. Jahrhundert zurück, davon berich-

tet das erste Kapitel. Damit wird auch klar, dass sich die wenigen Menschen, die hier in diesem Raum weit verstreut wohnten, kirchlich an der Mutterpfarre St. Laurentius in Mintard orientierten. Dieser enge Zusammenhang dauerte immerhin 1000 Jahre (!), was aber auch weite und beschwerliche Wege bedeutete und immer wieder für die Vertiefung des Glaubens als Schwierigkeit angesehen wurde. Vom 19. Jahrhundert an, so stellt der Autor fest, verstärkten sich die Bestrebungen, in Hösel eine eigene Kirche und Schule zu bauen, weil die Bevölkerungszahlen anwuchsen. Ein Kirchbauverein wurde gegründet, Geld gesammelt, engagierte Christen nahmen sich des als berechtigt empfundenen Anliegens an. Es kam zu einem ersten Plan für eine Kirche in Hösel, entworfen von dem Baumeister Tepe aus Düsseldorf. Das Bild zeigt eine stattliche Kirche im neugotischen Stil, die aber von den Genehmigungsbehörden als viel zu groß empfunden wurde. Ein „schlichtes Gotteshaus“ sollte es sein. Von der Planung bis zur Realisierung des Bauwerks vergingen Jahre. Der Leser wird mit Spannung gerade diesen Teil der Baugeschichte lesen und am Schluss feststellen, dass mit dem Erweiterungsbau aus dem Jahre 1965 fast genau die Maße des Bauwerks erreicht wurden, wie sie beim ersten Entwurf von Baumeister Tepe vorgesehen waren.

Parallel zur Kirchengeschichte gewinnt der Leser auch immer wieder Einblicke in die Lokalgeschichte, in die Geschichte der evangelischen Gemeinde und vor allem in die Entwicklung der Bevölkerungszahlen in diesem Raum.

Neben den äußeren Faktoren, die schließlich den Bau der Kirche vor 75 Jahre ermöglichten, führt

der Autor den Leser auch in die inneren Strukturen der konkreten Pfarrgemeinde und ihrer Arbeit ein. Der Schwerpunkt liegt hier stärker auf der jüngeren Geschichte. Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand mit ihren unterschiedlichen Aufgabenstellungen finden ihre entsprechende Würdigung. Kirchenchor, Arbeit mit den Menschen verschiedener Generationen, Kontakte nach außen sind nur Beispiele für ein breites Spektrum, das Pfarrarbeit auszeichnet. Einen Schwerpunkt bildet auch die Musik in St. Bartholomäus, vor allem mit den regelmäßigen Chor- und Orgelkonzerten. Eine eigene Geschichte tut sich auf, bis eine angemessene Orgel in der Kirche installiert werden kann.

Menschen spielen bei der Berichterstattung eine große Rolle. Viele Namen werden vorgestellt, und der Leser (und nicht nur der Leser aus Hösel) wird manchen bekannten Namen wiederfinden. Zahlreiche historische Aufnahmen illustrieren den Text und verstärken das Interesse an den geschichtlichen Abläufen.

Pfarrer Christian Kreuzberg schreibt im Vorwort, dass es wichtig sei, „seine Wurzeln zu erkennen“, das sei „nicht nur für einen Menschen wichtig, sondern auch für eine Pfarrgemeinde“. Alle, die an Kirchengeschichte vor Ort und an Geschichte überhaupt interessiert sind, werden in diesem 132 Seiten starken Buch viele Informationen bekommen und Zusammenhänge erkennen, die für die Gemeindemitglieder wichtig sein können, aber auch darüber hinaus einen Einblick in die Orts- und Stadtgeschichte ermöglichen.

Das Buch ist im Pfarrbüro der Katholischen Pfarrgemeinde St. Bartholomäus (Bruchhauser Straße 2a – 40883 Ratingen) erhältlich.

Hans Müskens

Ratinger Forum

Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heft 6, 1999

Die neue Ausgabe beschäftigt sich überwiegend mit Themen aus der Kriegs- und der früheren Nachkriegszeit.

So erforschen Helmut Pfeiffer und Erika Münster Ablauf, Hintergründe und Folgen des großen Luftangriffes („Luftangriff auf Ratingen

22. 3. 1945: Rekonstruktionen, Analysen, Erinnerungen, Bilder“). Im Mittelpunkt der Untersuchungen steht die minutiöse Auswer-

tung alliierter Luftaufnahmen unmittelbar vor und nach dem Angriff, ergänzt durch die vergleichende Befragung von Zeitzeugen. – In einem weiteren Aufsatz beschäftigt sich Frau Münster in Weiterführung ihrer bekannten Forschungen über die Ermordung von 11 Fremdarbeitern im Kalkumer Wald (vgl. Die Quecke 68, 1998) mit den Schlußkriegsverbrechen der Nazis als überörtlichem politischen Phänomen („Frühjahr 1945: Exekutionen im Kalkumer Wald und anderswo. Die Ermittlungen der britischen War Crimes Group im Wehrkreis VI – Raum Düsseldorf“) und fragt – u.a. zur Klärung der Schuldfrage – z.B. nach den Motiven, den Kompetenz- und Befehlsstrukturen und den gesetzlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich die Vorgänge vollzogen. Als Grundlage ihrer Arbeit benutzt die Autorin die im Titel angesprochenen, neu aufgefundenen Ermittlungs- und Gerichtsakten aus dem Londoner Nationalarchiv. – Die allmählich zerfallende staatliche und gesellschaftliche Ordnung bildet auch den Hintergrund eines abgedruckten Vortrages von Alfons Kenkmann („Vom Blauen See ins Gefängnis – Jugendleben in der Katastrophengesellschaft 1943 – 1948“). Untersucht wird das Le-

ben z.T. herumvagabundierender Jugendlicher der Trümmergesellschaft, die in Ablehnung des Nazi-regimes und der von ihm auferlegten Pflichten ihren Lebensunterhalt oft aus kleineren Eigentumsdelikten bestreiten und etwa als Edelweißpiraten nach neuen Formen gemeinschaftlichen Lebens suchen. Ein Treffpunkt dieser in der Regel losen und ganz kleinen Gruppen, die über das Kriegsende hinaus bis etwa zur Währungsreform anzutreffen sind, ist der Blaue See. Ratinger Jugendliche sind nicht beteiligt.

In einem zweiten großen Block beschäftigen sich Joachim Schulz-Hönerlage („Ratingen-West – oder: Wie ein Flughafen für 4500 neue Wohnungen sorgte“) mit den äußeren Anstößen und Oliver Schöller („Stadtplanung im Sozialen Wohnungsbau am Beispiel der Großsiedlung Ratingen-West 1965 – 1975“) mit der Planung und der Errichtung von Ratingen-West. Interessant ist, so Schulz-Hönerlage, wie die Stadt Düsseldorf, zusammen mit dem Land Trägerin des Flughafens, 1964 die Wohnungsnot nutzt, um durch den Verkauf von zuvor in Eckamp erworbenem Baugelände den juristischen Widerstand der Nachbarstadt gegen den Ausbau des Flug-

hafens beiseite zu räumen. Außerordentlich kenntnisreich untersucht daran anschließend Oliver Schöller damalige städtebauliche Diskussionen und die konzeptionellen Entwürfe und Planungen für die Errichtung von Ratingen-West, vor allem den Plan, durch den Aufbau eines Geschäfts- und Dienstleistungszentrums im Bereich des Westbahnhofs – man befürchtet die Entstehung eines Gettos bzw. einer Schlafstadt – den neuen Stadtteil mit dem alten Zentrum zu verschmelzen, was aber an wirtschaftlichen Interessen und der dominanten Stellung der „Neuen Heimat“ scheitert. Die Untersuchung bietet eine Fülle von Informationen und Hilfen, sich mit dem Phänomen Ratingen-West weiter auseinanderzusetzen.

Außerhalb der Thematik Kriegs- und Nachkriegszeit findet sich, im Heft an den Anfang gestellt, ein umfangreicher Beitrag von Erika Stubenhöfer: „'Damenwahl' oder Frauenstimmrecht? Zum Kampf um die Einführung des Wahlrechts für Frauen 1919“, wobei angesichts der hiesigen Quellenlage Ratinger Aspekte eine eher ergänzende Funktion übernehmen.

Hermann Tapken



Aus dem sonnigen Tal der Isère...

...kommen die frisch geernteten Grenoble-Walnüsse zu uns.

Nach strengen Richtlinien suchen die Prüfer die besten Nüsse bereits auf dem Feld aus, ehe sie **gewaschen, natürlich getrocknet und nicht chemisch gebleicht** im **LINTORFER REFORMHAUS** angeboten werden.

Rechtzeitig zur Vor-Weihnachtszeit können Sie bei uns ausgesuchte NEUFORM-Qualitäten erwarten.



Sankt Mätes

Nüngtienhongertachtien, als ech noch e Kenk wor, jo-ef et en Lengtörp noch kene orjanierte Martinszoch. Do wor en schleite Tied, de Kriech wor jrad am Eng, on die Lütt he op em Dörp woren all nit riek. Do trocken die Kenger en de Nohberschaft von Dür to Dür on hant Martinslieder jesonge. Die Fackele mieken se sech oft ut Ronkele (Rüben); die hant se utjehölt on Jesechter drenjeschniede, wie se dat hütt met de Kürbisse maken. We e Häzz för Kenger hatt, de jo-ef jett, ne Appel, e paar Nüet, e paar Kaschteie (Kastanien), e paar Klömpkes, on wer jrad et Ovendeete miek, e Offelche. Op Martinsovend wuden Offelches jebacke, dat woren kleene Hefekökskes met Rosinge dren, die wuden enne Pann met völl Fett jebacke, dann wud Zucker on Zimt



drop jestreut. Bem Metzger jo-ef et e Stöckske Wusch on bei us em Lade e paar Peffernüet. Et jo-ef och Lütt, die mieken de Dür nit ope, dann songen die Kenger: „Jizzhals, Jizzhals, kom erut, dann kresse war för die Schnut.“ Rabi at jo, aver dat songen die jröttere Jonges. Die Kenger woßten genau, wo et wat jo-ef, do songen se: „Hier wohnt ein reicher Mann, der uns viel geben kann, viel soll er geben, lang soll er leben, selig soll er sterben, das Himmelreich erwerben.“ Beim Pastur Meyer jo-ef et immer Kaschteie, he hatt op em Hoff twei jru-ete Kaschteiebörm stonn.

Enne twintijer Johr, noh de Inflation, do jo-ef et de ieschte Mar-

tinszoch vonne Scholl ut. Do hant wir us lang drop jefreut. Weeke-lang vörher wuden Martinslieder jeübt, wuden Fackele selver jemackt on enne Scholl utjestellt. Ech weet noch, dat eene Jong de Anna-Kerk jemackt hätt. Bei us em Lade wuden och Fackele verkoppt. E paar Weeke vör Martin wud em Lade, onger de Deck, Kood jespannt, do hingen die oppjespannte Fackele dran. An jiede Fackel hing der Pries, die Emmere (Eimer) woren die bellichsste. Die ronge hadden Mondsjesechter on woren verschieden jru-et. Meest woren se am Martinsovend all verkoppt, de Rest wud dann tesamejeklappt on kom enne Kartong bes anger Johr. Wir woren als Kenger opjerecht, et hieß, de Sankt Martin jing och em Zoch met, nee, sujett, dat hätt et doch noch nie jejeve.

Et wor fröh düster, die Uhre wuden noch nitt verstellt, on kault wor et. Oft hätt et op Martin schon jefrore on jeschneit. Die Motter hätt us warm anjetrocke, en Mötsch op, warme jestreckte Strömp on huhere Schu-en – lange Boxe joef nit för Weeter on Jonges! – Heische (Handschuhe) an on ne Schal öm. Op em Schollhoff wud sech öm halver fönf opjestellt, on dann jing et in Viererrehe dorch der Bosch on et Dörp. Die Mentzens Bloskapell spelden, on wir songen kräftich met.

De Lehrer Schmitz, Frollein Kaisers on de Lehrer Mendorf jingen och met, die jingen langes de Re-



Die Lehrer der „Böscher Scholl“ im Jahre 1924. Von links nach rechts: Franz Mendorf, Katharina Kaisers und Hauptlehrer Heinrich Schmitz

he on kieken, dat alles en Ordnung wor.

Die jru-ete Jonges balchten oft eröm, on am Eng woren die Fackele am brenne. Dann hadden wir kleene Weeter immer Angst, aver die Feuerwehr jing och met, do konnt nix passiere. Medde em Zoch, hu-ech op em Peed, trock de Sankt Mätes met. Wor de Zoch am Eng, dann kom dat Schönste.

Op em Schollhoff anne Böscher Scholl stong de Sankt Mätes.

Hu-ech op em witte Peed, ne walende Mankel öm (ech jlöv, dat wor en Peedsdeck) on en Mitra op em Kopp (ech jlöv, dat wor ne Kaffeewärmer) met e Krüzz drop. Dat Peed had en jru-ete witte Deck öm (ech jlöv, dat wor e Bettlake).



Die Kapelle Mentzen. Mit dem Taktstock: Karl Mentzen

Suwatt hatt ech noch nie jesenn. Mer moßt schubbse on döje, dat mer de hellije Mann senn konnt. Ech wor em Zweifel, of he vom Hemmel kom oder of dat alles nohjemackt wor. Op de Eed, op en Büd Strüh loch de arme Mann. Dann nohm de Martin de Zabel, on met nem jezielte Hieb hätt he de Peedsdeck dorchjeschniede on e Stöck dem arme Mann jejeve. Dat tom i-eschte Mol te senn, wor mieh wie hütt de dollste Fernsehfilm. Do packden mech et Mitleid, on ech wollt och immer alles deele, wat ech hatt, dat ech nit jehüllt

han über suwatt Trurijes, aver och Schünes, dat wor et all.

Wie ech speeder jehuht han, wor dat Peed vom Martin Molitors „Hektor“, de wor brung, dorüm dat witte Bettlake, on de Mätes wor de Andries Molitor.

Nu kom aver dat Allerschuenste. Wir woren opjerecht, aver och mü-ed. All jingen wir de Reh noh enne Schollklaß on krejen en jru-ete Tüt voll. Ne dicke Weckmann, Appel, Nüet, Klömkes, Peffernüet on Plätzkes.

Nu konntn wir nit flott jenoch nah Hus. Vatter on Motter moßten doch senn, wat wir all jekrett hant, on wir moßten doch vertelle, wat wir all jesenn hant.

Op em Dösch stong ne jru-ete Pott met Kakao on ne Teller met Botter. Do wuden anstatt Ovendeete de fresche Weckmann jejeete on Kakao jedronke. Hengerher fielen wir mü-ed enne Bedder, on met dem Jedanke an de schöne Martins-Ovend sind mer enjeschloope.

Maria Molitor

Wie mer in de sojenannde „joldene zwanziger Johre“ Nikolaus un Weihnachte jefiert hant

Zuiesch kom am 6. Dezember de Nikolaus. De breiden ne Teller Leckers. Dodrop woren Äppel und Nüet, en Tafel Schokolad und leckere Rahm-Karamelle. Och selvsjebackene Plätzkes felden nit. Un dann noch Appelsine. Dodrop wore mer besondes scharf. – Manchmol stungen never dem Teller e Paar Schluppe, oder et loren e Paar Söck donever. Döckes kom de Nikolaus in de Adventsziet och drusse vorbei. Wemmer ovents in de Köch sohten, wor et Overlicht ope, un de Nikolaus hätt Nüet un Sütes von drusse erennjeschmiete. – Wer dat wor, weeß ech hütt noch nit, äwer min Motter hätt immer jesaht, dat wör de Nikolaus jewese.



Als mir Kenger jrötter woren, wollten min Motter kinn Tellere mieh fehdichmaake. Dat wor äwwer unserem Vatter nit reiht. He kofden Süßigke-ite, Äppel, Nüet und Appelsine. Nu wußt he nit, wo die Pappedeckels-Tellere verstoppt wore. Do hätte eenfach Suppetel-

lere us em Köcheschrank jeholt un die für uns Kenger fehdichjemaat.

Bald kom och Weihnachte erann. Am Hillije Owend wuhd noch nit jefiert, im Jejendeil: alles wor am brassele. De Köch un der Döpel mußten noch ens jeputzt wehde. Och de Erpel för de ieschte Fierdach wuhden als jeschällt, de Janz wuhd jeruppt, un dann noch de Brassel met de Schwarzwurzele us em Jaade, die et am ieschte Fierdach als Jemös jewe sollten. Der Pudding dorft nit zu wabbelich sinn, domet mer en juut uut de Form stürze und als Nordösch serveere konnt, nadürlech met Himbeersaft!

Wenn dat all fehdich wor, jinge mer in et Bett un stelden der Wecker, domet mer nit zu spät in de Fünf-Uhr-Chrestmett koomen.

Do jinge mer dann met alle Mann hin. Donor wuhd iesch zu Hus jesunge un beschert. Die Kleene moßden Jedichtches opsage.

An eh Johr kann ech mech noch besonders juut erinnere. Ech wor so fünf oder sechs Johr old, also 1926 oder 1927. Als e-inzije von de Famillisch dorft ich noch nit mit in de Chrestmett jonn. Natürlich wuhd ech wach, als die angere um vier Uhr opstunge. Vör Oprejung konnt ich nit mieh enschloope. Do hann ech immer widder bis sek-zich jezällt und versöckt, an de Fengere die Zieht festzuhalde, böse all widder us de Kerk komen. Dodorch wor ech fröh jenuch op, hann mech am Krahne im Flur op de ieschte Etasch jewäsche un flöck aanjetrocke. Denn wenn die

all komen, wor jo de Bescherung. Et klingelden, de Keeze am Boom brannden, un för die Jroote un alle sevven Kenger stung ne Teller Leckers praat un donever – oder je nachdem, wat et wor, och onger dem Dösch – looren oder stungen de Jeschenke. Ech jlöw, domols hann ech dat hölzerne, witt jestrichene Puppebett jekritt, domet ech minne Horst-Dieter – dat wor en Schildkröt-Pupp – dodren schlopeleje konnt.

Vörher hadde mer Jedichtches opjesaat. Eens kann ich noch uutwendig:

*Denkt euch,
ich habe das Christkind gesehn.
Es kam aus dem Walde,
das Mützchen voll Schnee,
mit rotgefrorenem Näschen.
Die kleinen Händchen
taten ihm weh.
Es trug einen Sack,
der war gar schwer,
schleppte und polterte
hinter ihm her.
Was drin war, wolltet ihr wissen?
Ihr Naseweis! Ihr Schelmenpack!
Denkt ihr, er wäre offen,
der Sack?*

*Zugebunden bis oben hin.
Es war gewiß was Schönes drin.
Es roch so
nach Äpfeln und Nüssen.*

Mehdachs wuhd dann all dat leckere Zeuch jejeete, un Nammedachs joov et Buttercreme-Torte. Bis owends hammer mit de neue Saake jespellt, bis mer in et Bett mußden. Wemmer och arm wore in de joldene Zwanzijer, et wor doch en schöne Ziet.

Hanni Schorn

Nikolaus Lenau

* Csatád (Ungarn) – † Oberdöbling bei Wien
13. August 1802 22. August 1850



Winternacht

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart:
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir in's Herz hinein
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Kultur braucht Energie



RWE Energie

Kundenservice: Telefon 01802-304050
Internet: www.rweenergie.de